R G B WH GR BL

Grey Scale #13

C M Y K

Part Code ST1316

DANES-PICTA.COM

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13

Colour Chart #13

DANES-PICTA.COM

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Lbl 145291 II
Hist 6010
1-7

Die Geschichten der Deutschen.

Erster Band.

Von den ältesten Zeiten bis zu Ludwig dem Deutschen.



Von
C. A. Menzel.

Breslau, 1815.
Gedruckt und im Verlage bei Graß, Barth und Comp.

Gr. YORK
KL. OELS



9(43)
KZ 15705
Biblioteka ... Akad. Polit.
34940/2
Im. F. Bajerskiego
GRAF YORCK
KLEIN-OELS
MAJORATS-
BIBLIOTHEK
D 1952 nr 3373

Erklärung des Kupfers.

Die Teutonen ziehen am Lager des römischen Consuls Marius vorüber gen Rom.

(Im Jahre 102 vor Chr.)

Der römische Consul Marius hatte sich in einer bergigen Gegend ohnweit der Rhone gegen die Teutonen in einem festen Lager nach römischer Weise verschanzt. Hier hielt er die Legionen zurück, bis sie an den furchtbaren Anblick der teutonischen Riesen-Gestalten gewöhnt wären. Es trugen die Teutonen große Hallbarten und Schlachtschwerdter, ihre Reiter zogen in einem großen abgesonderten Haufen und hatten eiserne Panzer, weiße Schilder und hohe Helme, letztere mit geflügelten Köpfen wilder Thiere hoch geschmückt. Weiber und Kinder mit aller Habe folgten auf Karren. Nach langem Warten und einigen vergeblichen Angriffen brachen sie auf, und zogen an den Wällen der Römer mit der höhnenden Frage vorüber: ob sie etwas an ihre Weiber zu Rom bestellt haben wollten? Den Römern aber hatte ihr Feldherr geboten, dies zu dulden und die Rache auf die Feldschlacht zu versparen.



Grosspitsch d. G. Döbler sc.

Die Teutonen ziehen am Lager des römischen Consuls Marius vorüber gen Rom.

Im Jahre 102 vor Christi.

Inhalt des ersten Buchs.

Erstes Kapitel. Einleitung.

Zweites Kapitel. Die Wanderung der Cimbern und der Teutonen.

Drittes Kapitel. Die Wanderung der Helvezier.

Viertes Kapitel. Cäsars erste Kriege mit den Deutschen unter Heervest.

Fünftes Kapitel. Cäsars Krieg mit den Belgen.

Sechstes Kapitel. Cäsars fernere Kriege mit den Deutschen.

Siebentes Kapitel. Cäsars erster Zug in das innere Deutschland.

Achtes Kapitel. Cäsars zweiter Zug in das innere Deutschland.

Neuntes Kapitel. Zwischengeschichte bis August.

Zehntes Kapitel. Anordnung im rheinischen Deutschland unter August.

Eilftes Kapitel. Von den Ländern zwischen der Donau und den Alpen.

Zwölftes Kapitel. Feldzüge des Drusus in das innere Deutschland.

Dreizehntes Kapitel. Tiberius und Marbod.

Vierzehntes Kapitel. Befreiung des nördlichen Deutschlands durch Herrmanns Schlacht.

Funfzehntes Kapitel. Zwischengeschichte bis auf Augusts Tod.

Sechzehntes Kapitel. Erster Feldzug des Germanicus gegen die Deutschen.

Siebzehntes Kapitel. Zweiter Feldzug. Segest übergiebt sich und Herrmanns Gemalin an die Römer.

Achtzehntes Kapitel. Bestattung der erschlagenen Legionen des Varus. Gefahrvoller Rückzug.

Neunzehntes Kapitel. Schlacht auf dem Felde Idistavisus.

Zwanzigstes Kapitel. Schlacht am Steinhuder-See gegen den deutschen Landsturm.

Ein und zwanzigstes Kapitel. Heimkehr und Triumph des Germanicus.

Zwei und zwanzigstes Kapitel. Marbods Ausgang.

Drei und zwanzigstes Kapitel. Herrmanns Ausgang.

Vier und zwanzigstes Kapitel. Die Empörung der Friesen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Die Zeiten des Caligula und Claudius.

Sechs und zwanzigstes Kapitel. Begebenheiten unter Nero.

Sieben und zwanzigstes Kapitel. Anfang des Batavischen Freiheitskriegs.

Acht und zwanzigstes Kapitel. Fortsetzung.

Neun und zwanzigstes Kapitel. Verschwörung zu Trier zur Aufrichtung eines gallischen Reichs.

Dreißigstes Kapitel. Ausgang des batavischen Freiheitskriegs.

Ein und dreißigstes Kapitel. Die Zeiten bis auf Trajan.

Zwei und dreißigstes Kapitel. Das Land und seine Erzeugnisse.

Drei und dreißigstes Kapitel. Der niederdeutsche oder sassische Volksstamm.

Vier und dreißigstes Kapitel. Der oberdeutsche oder swevische Volksstamm.

Fünf und dreißigstes Kapitel. Bildungsstufe und Character der Deutschen.

Sechs und dreißigstes Kapitel. Staats- und Kriegsverfassung der Deutschen.

Sieben und dreißigstes Kapitel. Häusliche Verfassung der Deutschen.

Acht und dreißigstes Kapitel. Religion der Deutschen.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

(Asien.) In den Geschichten der Welt treten zuerst die großen Reiche Asiens hervor, in denen viele Völker vereinigt waren um Einen Thron, und von gewaltigen Königen nach Willkühr geherrscht ward. Dort gab es schon in uralten Zeiten prächtige Städte mit unersteiglichen Mauern und himmelhohen Thürmen; reiche Handelsleute zogen auf Heerstraßen und schwer beladene Schiffe auf künstlichen Wassergräben einher; Vornehme wohnten in hohen Palläſten, die Götter mit ihren Priestern in wunderbaren Tempeln, die Frauen, mehrere Eines Mannes Eigenthum, in engverschloßnen Häusern. Alle Wälder waren ausgerottet, die Sümpfe getrocknet, die Flußbetten geleitet, die Natur bezwungen und sogar die Bahnen der Himmelskörper schon berechnet; aber die Menschen, die so früh klug geworden waren, entbehrten der Freiheit: neben dem Reichthum Einzelner und der gesetzlosen Macht eines Einzigen herrschte die Knechtschaft aller. Im Innern ihrer Hofburgen thronten die Könige in ferner Abgeschiedenheit vom Volk, selbst den wenigen, die sich ihnen näherten, durch vielfältige Formen der Verehrung entrückt; oder sie erschienen im Glanze der Majestät in der Mitte zahlreicher Kriegsheere, welche auf ihre Winke bereit standen. Recht hieß, was die Gebieter befahlen; wen ihre Laune oder ihr Zorn traf, verlor Gut und Leben, das letztere oft in grausamen Martern, deren Erfindung hier, wo die Menschen verachtet waren, und heftige Leidenschaften gebändigt werden sollten, frühzeitig gemacht worden ist.

(Europa.) In Europa ist von Anfang an alles ganz anders gewesen. Die Völker gleicher Abkunft und Sprache waren hier nicht in große Reiche vereinigt, sondern nach Völkerschaften in mehrere kleine Staaten getrennt. Im Vergleich mit Asiens Stärke und Fülle war man hier ohnmächtig und arm; mit größerer Mühe und geringerem Erfolge wurden dem härtern Boden seine Erzeugnisse abgerungen. Dafür aber glaubten die Europäer sich durch die Freiheit entschädigt, indem sie von ihrer Obrigkeit nicht nach Willkühr, sondern nach Gesetzen regiert würden, an deren Abfassung sie selbst Antheil gehabt hätten, und über deren Beobachtung sie wachen dürften. War bei der anfäng-

lichen Armuth die Zahl ihrer Besitzthümer geringer, und konnten weder ihre Städte noch ihre Staaten mit dem Glanze und der Herrlichkeit Asiens sich messen, so rühmten sie dagegen die größern Einsichten und menschlichern Gefühle des edlern Menschenstamms, welcher Europa bewohne. Hier werde das Weib nicht als Werkzeug der Lüste gekauft und gehegt, hier allein werde Kindes- und Gattenliebe gefunden, hier fürchte der Mann Niemanden als die Götter, und achte Recht und Freiheit höher als das Leben. Vorzüglich aber in zwei Stücken erschienen die Europäer den Morgenländern überlegen. Während die letztern meist nur in mechanischen Künsten sich vervollkommt hatten, und auch in diesen auf der früh erstiegenen Stufe stehen geblieben waren, zeigte die Bildsamkeit der Europäer einen rastlosen Fortschritt alles Könnens und Wissens. Wenn zweitens jene in großer Entfernung von der geheiligten Person des einsamen Herrschers den Gedanken Staat entweder gar nicht oder mit völliger Gleichgültigkeit dachten, wurden die europäischen Völker, jedes für sein beschränktes Vaterland, durch die rege Theilnahme an allem, was öffentlich geschah, zu lebendiger Vorliebe begeistert. Hier waren gemeinsame Obrigkeiten, Könige und Fürsten, die jedem Einzelnen nahe standen, hier waren aber auch geheiligte Mauern, die Tempel der Götter und die Gräber der Vorfahren: denn die in Europa herrschende Religion heftete das geheimnißvolle Gefühl, welches den Menschen zum Ewigen und Unsichtbaren zieht, an sichtbare Dinge, und fesselte seine höchste Liebe an den Boden des Vaterlands.

(Die Griechen.) Von ihrem Stande der Vereinzelung erhoben sich unter den europäischen Völkern zuerst die Griechen zu einem Reiche, oder zur Vereinigung der Völkerschaften für einen großen Gesammtzweck. Aber die Macht dieses lang zwieträchtigen Reichs ward vom macedonischen Alexander gegen Asien geführt, und die griechische Nazion, in wissenschaftlicher Hinsicht von so gewaltigem Einfluß auf unsere Bildung, blieb für Europa politisch von geringer Bedeutung. Auch gewann im Morgenlande nach Alexanders frühem Tode in den griechischen Königreichen seiner Nachfolger der asiatische Geist gar bald wieder die Oberhand, und nur das Kriegswesen erhielt sich wenigstens in den europäischen Formen.

(Die Römer.) Desto wichtiger sind für Europa die Römer geworden. Diese waren anfänglich nur ein kleines aus verschiedenen Stämmen Italiens zusammen getretenes Volk, das sich in einem Winkel des Landes eine Stadt beinahe ohne Gebiet erbaut hatte; ringsum wohnten weit mächtigere und kriegserfahrnere Völker. Aber die Römer, die an Tapferkeit keinem nachstanden, übertrafen sie alle an Liebe und Heiligachtung des vaterländischen Bodens. In keinem Staate wurden die einheimischen Götter mehr als bei den Römern verehrt, ihre Stadt selbst ward eine Gottheit genannt. Ihre Obrigkeiten wurden angesehen als Priester, ihre Gesetze als göttliche Willensmeinungen, ihr gesammtes Thun zu Hause und im Felde war von kirchlichen Gebräuchen begleitet. An den ewigen Gott, der im Himmel ist, wurde freilich dabei nicht gedacht, sondern an die Götter Roms; diese aber bedeuteten nichts anders, als

das gemeine Beste oder was dafür gehalten ward, die Ehre, Macht und Größe des römischen Staats. Da nun große Frömmigkeit herrschte, das heißt, da überall der Wille vorhanden war, für die Götter das eigne Wohl und Leben zum Opfer zu bringen, so mußten die Römer, so lange sie in diesem Sinne ein frommes Volk blieben, auch ein starkes und ihren Nachbarn sehr gefährliches Volk seyn, und dies um so mehr, als diese Nachbarn ihnen nicht gleiche geistige Kräfte entgegen setzten. Bei den meisten derselben hatte Reichthum und Sittenverderbniß die Oberhand gewonnen; der alte Götterglaube war längst verlacht und verspottet, jeder einzelne suchte statt des allgemeinen Besten sein eigenes Gut zu erhalten und zu mehren, daß endlich beides zusammen verloren ging. Dagegen achtete jeder einzelne Römer das Seinige für Nichts, wenn das Ganze auf dem Spiel stand. Zu dieser Bereitwilligkeit der Aufopferung gesellte sich die Kraft der That. Bei der anfangs so gefährlichen Lage des Staats hatte jedwede Thätigkeit ihre Richtung auf das sichtbare Handeln nehmen müssen, Niemand hatte den Geist ohne den Körper geübt, und nur diejenigen Neigungen und Genüße waren gebilligt und gefördert worden, welche Stärkung und Abhärtung des Körpers, Uebung in kriegerischer Fertigkeit zum Endzwecke haben. Dergestalt reiften neben der Kraft zwar viele und große Tugenden, aber jede Tugend blieb auf den Schooß des Vaterlandes beschränkt, und die Gesammtheit derselben floß in der den Staat schützenden und ausbreitenden männlichen Tapferkeit zusammen. Einfachheit der Sitten und Mäßigkeit waren durch Armuth geboten; Gehorsam und strenge Kriegszucht gingen aus der Nothwendigkeit hervor, durch Krieg und Sieg das Ganze zu erhalten. Nicht immer war man einträchtig unter sich, stets einträchtig gegen den Feind; habsüchtig und treulos gegen die übrige außerhalb dem kirchlichen Staatsverein befindliche Welt, ließ man innerhalb desselben Uneigennützigkeit und Billigkeit herrschen. Sparsamkeit zu Hause, Treue gegen die Freunde, Kühnheit im Felde, ernste Theilnahme an den Geschäften des Staats und heilige Scheu vor den über dem Vaterlande waltenden Göttern, waren die Characterzüge der zur Herrschaft fortschreitenden Römer.

Aber als sie nun zu großer Macht und Herrlichkeit gelangt und viele Länder und Meere ihnen dienstbar geworden waren, fand ihr Staat sich dem Verderben nahe. Jene Bürgertugend, die im Mangel der Genußmittel nur leichte Proben bestanden hatte, unterlag der Versuchung, als die Schätze der Welt ihr geboten wurden; die Frömmigkeit ermattete, und obwohl nun die Götter in prächtigen Tempeln wohnten, begann statt der Religion der Reichthum, statt der Vaterlandsliebe der Eigennutz zu herrschen. Diejenigen, welche sonst Arbeiten, Gefahren, zweifelhaften und mühvollen Unternehmungen sich gern unterzogen hatten, überließen sich jetzt den Freuden des Genusses. Diese zu erkaufen, strebten alle nach Gelde, um des Geldes willen aber viele einzelne nach der Herrschaft des Staats. Seit das Geld zu Ehren kam, sagt ein römischer Geschichtschreiber, und Ruhm, Ehre und Macht in sein Gefolge traten, ist römische Tugend lahm geworden; ein Freistaat aber kann nur durch Tugend bestehen,

die das Eigne und Einzelne um des Ganzen willen für nichts achtet.

Indeß fraß die Krankheit vor der Hand nur innerlich und im Verborgenen fort, nach Außen aber wurden die Römer durch ihre vortreflichen Kriegsheere und geschickten Feldherrn immer gewaltiger. Wie sie sich vorher aus Noth gegen überlegene Feinde tapfer gewehrt hatten, so wurden sie jetzt von dem Hunger nach Gold und der Begier nach Macht angetrieben, ein Volk nach dem andern zu unterjochen. Dadurch entstand allmählig ein römisches Reich, welches den Großstaaten Asiens darin ähnlich war, daß nicht blos die einzelnen Völkerschaften Eines Stamms sondern viele an Sprache und Sitte ganz verschiedene Völker an einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt geknüpft waren. Wie in Asien von Königen, so ward in Europa von römischen Magistraten im Namen ihrer Stadt über große, sonst freie, Völker geherrscht. Von den besiegten wurden einige ganz ausgerottet und ihre Länder römischen Soldaten und Bürgern übergeben, andere aber entweder als Bundesgenossen oder Unterthanen durch römische Gesetze, Sitten und Sprache, mit Güte und Gewalt zu Römern gemacht. Dies geschah zuerst mit den vielerlei Völkern Italiens, welche nach langem Widerstande endlich ihre besondern Gebräuche und Verfassungen aufgaben, bald auch ihre Sprache verlernten, und sich zu Roms Göttern hielten, bis sie späterhin römische Bürger genannt wurden. Je mehr der Völker aber unterlagen, desto härter ward ihr Loos, und desto mehr Europa Asien gleich: denn die Volksbeamten herrschten nicht gelinder als die Könige, und die Vorliebe für das Eigne, die Fortdauer der besondern Sprachen, Sitten und Verfassungen schien den fremden Herren gefährlich. So lange die Menschen noch redeten wie ihre Vorfahren, gedachten sie auch unrömischer und besserer Zeiten. Darum wurden in den eroberten Ländern römische Städte erbaut, zugleich als Zwingorte und Handelsplätze, von wo römisches Wesen sich nach allen Seiten verbreitete; die vorzüglichsten der Eingebohrnen aber wurden durch Aemter, Belohnungen und Versprechungen für die Herrschaft gewonnen, oder wenn dies nicht möglich war, aus dem Wege geräumt.

(Die Hispanier.) Als nun die Römer außerhalb Italiens diejenigen Völker bezwungen hatten, welche schon vor ihnen berühmt gewesen waren, die Karthager und die Griechen, wandten sie sich zu denen, die man vorher wenig oder gar nicht gekannt hatte. Auf diese für sie gar traurige Weise wurden die Bewohner des großen und herrlichen Landes Hispanien in die Weltgeschichte eingeführt. Schon in den ältesten Zeiten war die Küste desselben von punischen Handelsleuten besucht, und Cadix erbaut worden; nachmals hatten die Karthager mehrere Städte (wie Barcellona und Karthagena) angelegt und mit den innern Bewohnern Bündnisse gemacht: aber erst die Römer kämpften zugleich um den Besitz des Landes und um die Unterjochung, bald um die Vertilgung des Volks. Dieser große Volksstamm hieß der iberische oder der celtiberische, und war, wie überall die Europäer, in eine Menge kleiner Völkerschaften vertheilt, von denen jede einzeln für sich focht, die daher endlich alle, doch nur eine nach der andern mit immer neuer Mühe, bezwungen wurden. Es

war ein tiefsinniges und starkmuthiges Volk, das trotz seiner Vereinzelung erst in hundert Jahren völlig unterlag. Der spanische Erfindungsgeist erzeugte mehr geschickte Hauptleute, als man bei berühmteren Völkern findet. Unter ihnen stand oben an der Lusitanier Viriathus, ein großer Mann, den die Römer einen Räuber nannten, weil er mit Verstand und Kühnheit acht Jahre lang sein Volk gegen ihre überlegene Macht und Kriegskunst vertheidigte: er fiel durch Verräther. Gleich ruhmvoll wird unter den Städten die spanische Numantia genannt. Angefallen zwischen ihren friedlichen Bergen wehrte sie sich vierzehn Jahre lang gegen die Römer, ohngeachtet sie kaum 4000 streitbare Männer besaß, und brachte sogar Legionen zur schimpflichen Uebergabe. Aber die Römer hielten die von ihren Feldherrn beschwornen Friedensschlüsse nicht, schickten ein neues Heer und gedachten die Numantiner durch Hunger zu zwingen. Diese aber, als die Belagerer keinen Anlaß zur Schlacht gaben, zündeten den Ort an und ermordeten sich selbst: wenige folgten dem Triumphwagen des Ueberwinders.

(Die Gallier.) Nach Hispanien waren die Römer über das Meer gekommen; jetzt aber stiegen sie, um dahin auch einen Landweg zu finden, über die Alpen, welche ihr Land Italien nördlich wie eine Mauer deckten, und gelangten in das große Land Gallien, welches heut Frankreich heißt. Hier war es wie in Hispanien: ein großes Volk (die Geschichtschreiber haben es Celten genannt) in viele kleine Völkerschaften gespalten, die einander gar nicht oder nicht zur rechten Zeit beistanden. Vor mehreren Jahrhunderten waren Gallier über die Alpen nach Italien gezogen, hatten das obere Land eingenommen und Rom selber, welches damals noch klein war, verbrannt, den Staat aber, der in den tapfersten Bürgern nach dem Kapitol sich zurückgezogen, nicht zu zerstören vermocht: jetzt wurden von den Nachkommen derselben Römer, denen einst die Gallier furchtbar gewesen waren, die Salyvier und Arverner und Allobroger, alles Gallier, die von den Alpen an längst dem Mittelmeer bis zu den Pyrenäen hin wohnten, in allen Schlachten überwunden, und ihre Könige in Rom im Triumphe aufgeführt. Das herrliche Land ward römische Provinz, (ein Theil davon heißt darum noch heut die Provenze,) römische Städte, Aquä Sextiä (Aix), und Narbonne schirmten die Herrschaft, die sich vor der Hand nördlich durch die Cevennen begrenzen ließ. An einem gelegenen Orte der Küste, da wo der Fluß Rhodanus in mehrern Mündungen sich ins Meer gießt, hatten vor vierhundert funfzig Jahren griechische Männer, die vor dem persischen Könige Cyrus aus ihrer Vaterstadt Phocäa in Kleinasien geflohen waren, die Stadt Massilia gebaut, welcher wenige griechische Städte an Größe und Ruhm, nicht leicht eine an gutem Glück beikam. Durch diese waren Künste und Handel, wohl auch Ueppigkeit und Sittenverderbniß in Gallien verbreitet worden; sie stand mit den Römern im Bündniß.

(Pytheas Reise.) Dreihundert und zwanzig Jahre vor der Geburt unsers Heilandes reiste ein gelehrter Sternkundiger aus Massilia, Namens Pytheas, von Cadix aus zur See in einem phönizischen Schiffe nach den nördlichen Ländern, von denen seit alten Zeiten

der Bernstein durch Umtausch von einem Volke zum andern nach dem Süden gebracht ward. Als Pytheas wiederkehrte, erzählte er, wie er auf seiner Fahrt gegen Norden zuerst auf einer Halbinsel ein Volk, Namens Cimbern, gefunden, welches er für die Cimmerier der alten Griechensage halte. Weiterhin sey er an einer von den Ueberschwemmungen der See durchzogenen Küste, Namens Mentonomon, hingesegelt, die sechstausend Stadien (150 Meilen) lang und von den Guttonen bewohnt sey. Eine Tagschiffarth davon liege eine Insel, Abalus genannt; an diese werde der Bernstein von den Fluthen geworfen; die Bewohner der Küste aber bedienten sich desselben statt Holzes zum Feuer, oder verkauften ihn an ihre nächsten Nachbarn im innern Lande, die Teutonen. Außerdem hat Pytheas noch von einem andern Volk dieser Küsten, den Ostyäern, einer andern Insel, Namens Raunonia, und einer dritten, Namens Basilia oder Baltia, erzählt. Es scheint das Land der Cimbern die dänische Halbinsel, die Küste oder der Busen Mentonomon die Preußische Küste nach zu großem Maaße, die Inseln Raunonia und Abalus die beiden Nehrungen, Baltia oder Basilia aber Schweden zu seyn. Noch heut heißt die kurische Nehrung auf finnisch Mendäniemi, worin vielleicht der Name Mentonomon liegt. Da aber des Pytheas Reisebeschreibung selber verloren ist, und nur in den Werken der alten Erdbeschreiber Bruchstücke seiner Erzählungen, die als fabelhaft dargethan werden sollten, sich erhalten haben, so sind alle Angaben ungewiß und großem Streit unterworfen. Noch aber hat er außer dem Angeführten erzählt, die nördlichen Länder, deren Küsten er besucht, brächten wenig oder nichts von den Früchten und Thieren hervor, die dem gemäßigten Himmelsstrich Griechenlands, Italiens und des südlichen Galliens eigen waren. Die Menschen ernährten sich daselbst von Kräutern, Früchten, Wurzeln und Hirse; in den Gegenden, wo Honig und Getreide sey, machten sie aus beiden ein Getränk. Gedroschen werde nicht auf freiem Felde, weil die häufigen Nebel und Regengüsse die Tennen gar bald untauglich machen würden, sondern das Getreide werde in große dazu aufgebaute Häuser gebracht, auf einmal ausgedroschen und alsdann zum künftigen Gebrauche aufgehoben. Dies ist die älteste Kunde von den deutschen Küsten.

Zweites Kapitel.

Die Wanderung der Cimbern und der Teutonen. *)

Zur Zeit, als Roms Nebenbuhlerin Karthago in der Asche, Griechenland nebst Asien unter dem Joche lag, mit Bezwingung Hispaniens und des südlichen Galliens aber der Anfang gemacht war, auch das alte und freie Europa im Norden der Alpen in Fesseln zu legen, zur Zeit, als Bosheit und Zwietracht in Rom immer mehr über Hand genommen hatten, kein Verbrechen, mit welchem Gewinn verbunden war, für schändlich galt, reiche Bösewichter von den Gerichten frei gesprochen wurden, Feldbau und Kunstfleiß unter den Bedrückungen der Statthalter erlagen, und auf dem Markte in Rom die Anhänger der alten Verderbniß in blutigen Gefechten gegen diejenigen kämpften und obsiegten, welche den Staat verbessern wollten, ward plötzlich das Rauschen des nördlichen Völkerstroms vernehmbar, welcher die Gestalt der Erde verändern, die Welt rächen und umformen sollte.

Aus unbekannten Gegenden von Morgen oder Mitternacht zogen dreimalhunderttausend streitbare Männer, die sich Cimbern oder Kämpfer nannten, mit Weibern und Kindern, aller Habe und der Beute vieler überwundener Völker über die Donau. An den Alpen, in dem Lande, welches heut Crain heißt, trafen sie auf ein römisches Heer unter dem Consul Papirius Carbo, und schlugen es bei Noreja in den stairischen Bergen. **) Niemand wußte damals, woher sie gekommen; später hat man erzählt, von der cimbrischen Halbinsel, die heut Schleswig und Jütland heißt, hätten Menschenüberfluß und große Ueberschwemmungen die Einwohner, ganz oder theilweise, gegen Westen und Süden getrieben. Es ist aber der Völkerstrom, der Europa seine Bewohner zugeführt hat, von jeher von Nordosten geflossen, und sind die Cimbern mit ihren Brüdern die ersten Deutschen oder Germanen gewesen, denen Krieg mit den Römern Ruhm und Namen gegeben hat.

Nach der Schlacht bei Noreja gingen sie nicht nach Italien, sondern weideten mehrere Jahre lang in den fruchtbaren Ländern zwischen der Donau und den Alpen, die heut Oesterreich, Baiern, Tyrol und Schwaben heißen, damals aber nicht von deutschen sondern celtischen Völkern bewohnt waren. Der Zug bewegte sich langsam gegen Westen. Ein Theil der streitbaren Mannschaft rückte voraus, um die im Wege liegenden Völker zu unterwerfen; das Fußvolk zog in geschlossenen Reihen aus dem Lager und stellte sich zur Schlacht in viereckiger Ordnung; die Reiterei war gepanzert und trug thierförmige Helme und Schilder, als Angriffswaffen zweischneidige Aexte und sehr lange Schwerdter; die Weiber und Kinder folgten auf Karren. Aufgeschüttelt wurden die Bergvölker aus ihren Sitzen; so wie viele der Bojer verbanden sich auch zwei Gaue der Helvezier, die Tiguri-

*) 113 — 101 vor Christo. **) 113 vor Chr.

ner und Toygener, mit dem Cimbern, an dem Raube Galliens Theil zu nehmen: *) denn dahin wälzte sich der furchtbare Knäul.

Als nun die Cimbern hörten, daß die Römer viel Land unter sich gebracht hätten, und die Kriegsdienste tapferer Völker gern für sich gebrauchten, schickten sie Botschaft gen Rom und baten um ein Gebiet, wo sie wohnen und den Acker bauen könnten; dafür wollten sie für die Römer streiten. Diese aber, die selbst des Lands nicht genug für ihre Bürger hatten, schlugen das Begehr ab. Da griffen die Cimbern den Consul Silanus an, der an der Grenze des römischen Galliens ohnweit Massilien stand, und jagten ihn in die Flucht. **) Wenn ihre riesenmäßige Höhe und Stärke, ihr wilder Muth, ihre langen Spieße und ihr Kriegsgeschrei die Augen und Ohren überwunden, so standen sie im Treffen fest und eng, undurchdringlich und unaufhaltbar, so daß dem Stoß der Menge nicht gemeine Kriegskunst entgegen gesetzt werden mußte. Ungeheuer war die Verwüstung Galliens; die Einwohner verschlossen sich in ihren Städten und nährten sich, von Hungersnoth gequält, vom Fleisch ihrer Alten. Viele Völker gedachten, es mit den Cimbern gegen die Römer zu halten.

Diese aber, um den Abfall zu verhüten und den Feind von Italien zu entfernen, sandten über die hohen Alpen den Consul Lucius Cassius in das Land der Helvezier. Da wagten es die Tiguriner, die der Cimbern Freunde geworden waren, allein mit den Römern zu streiten. ***) Die Schlacht geschah am Lemanischen See; die Tiguriner, von einem heldenmüthigen Jüngling, Diviko, geführt, erfochten einen vollkommnen Sieg: es fiel der Consul Cassius und sein Legat Piso; der andere Legat Popilius floh in das Lager. Da er aber in diesen Pässen sowohl die Zufuhr als auch die Rückkehr leicht verlieren konnte, übergab er das Heer dem Willen der Tiguriner. Sie nahmen die Hälfte des Gepäcks und der Waffen, die Römer aber mußten unter das Joch kriechen: ein Speer ward quer auf zwei niedrige Pfähle gelegt, und tief gebückt zwängte sich das entwaffnete Heer, jeder einzeln vom Feldherrn abwärts, nahe an der Erde hindurch.

Zur selben Zeit vernahmen die Römer mit Schrecken, daß noch andere den Cimbern verwandte Völker, die Teutonen und Ambronen, in Gallien herumzogen. Diese hatten an den Mündungen des Rheins gegen die Belgen, ihre Stammgenossen, gefochten, und sich, da sie nichts ausgerichtet, nach dem innern Gallien gewendet, um sich mit den Cimbern zu vereinigen. Noch ehe dies geschah, ward von den letztern der Consul Scaurus geschlagen, gefangen und von ihrem Könige Bojorich getödtet, als er den Uebergang über die Alpen mit den Worten widerrieth: die Römer könnten doch nicht besiegt werden. Dies begab sich im sechsten Jahr, nachdem bei Noreja gefochten worden war. ****)

Die Römer aber, die durch Niederlagen sich nicht beugen ließen, rüsteten von Neuem

*) Daraus, daß celtische Völker so leicht sich anschlossen, und daß Bojorich, den sein Name als einen Bojer bekundet, an die Spitze trat, haben einige geschlossen, die Cimbern wären nicht Deutsche sondern Celten gewesen, und nicht von der Nordsee sondern von dem schwarzen Meere gekommen.

) 109 vor Chr. *) 107 vor Chr. ****) 106 vor Chr.

ein großes Heer und übergaben es zwei Feldherrn, dem Consul Manlius und dem Proconsul Cäpio. Beide waren uneins. Cäpio reitzte dadurch, daß er die Stadt Tolosa plündern und einen dort befindlichen Tempelschatz wegnehmen ließ, die gallische Völkerschaft der Tectosager, sich heimlich mit den Cimbern zu verbinden; die Römer wurden in ihrem Lager überfallen und erlitten eine Niederlage, wie weder vor noch nachher. *) Achtzigtausend Krieger, vierzigtausend Troßleute sollen erschlagen worden seyn, nur zehn Mann nebst den beiden Feldherrn entkamen. In dieser Schlacht hatten die Teutonen und Ambronen und Cimbern vereinigt gefochten.

Da erschrack Italien, und gedachte der Zeiten des Brennus und Hannibal; das römische Volk, in der äußersten Gefahr, den Preis vierhundertjähriger Siege, Reich und alle Herrlichkeit an einem Tage zu verlieren, übertrug **) das Consulat dem abwesenden Marius, einem Manne von niedriger Geburt und schlechter Gesinnung, aber großer Erfahrung im Kriege und vieler Macht über die Herzen der Soldaten. Wäre dieser nicht gewesen, sagt ein römischer Geschichtsschreiber, möchte damals Rom verloren gewesen seyn. Aber das war wohl vorzüglich Roms Glück, daß die Sieger den Augenblick der Möglichkeit, die Welt zu befreien, versäumten, und anstatt sogleich auf Italien zu fallen, sich über die Pyrenäen nach Spanien wendeten. Dieser Zeit bediente sich Marius, dem das Consulat von einem Jahr zum andern verlängert ward, die abgefallenen Gallier zu bestrafen, und durch Kriegszucht und gute Uebungen dem römischen Heer sein Selbstvertrauen wieder zu geben.

Als nun nach zweijähriger Zögerung die Cimbern, aus Spanien von den Celtiberiern zurückgewiesen, mit den Teutonen und ihren Bundesgenossen in Gallien über den Angriff auf Italien berathschlagt und zu spät beschlossen hatten, sich dergestalt zu theilen, daß die Teutonen und Ambronen durch die römische Provinz ziehen, die Cimbern selbst aber nach Norikum oder den Donauländern, von woher sie nach Gallien gekommen, zurückkehren sollten, um einen Weg über die Alpen zu finden, ließ der Consul Marius die letztern ungehindert ziehen, setzte sich aber gegen die Teutonen in einem fest verschanzten Lager am Zusammenfluß der Rhone. Hier hielt er die Legionen zurück, bis der Soldat an den furchtbaren Anblick der teutonischen Gestalten gewöhnt, und die Hitze der Feinde selbst durch dreitägiges Warten abgekühlt war. Nach einigen vergeblichen Angriffen brachen die Barbaren auf, und zogen an den Wällen der Römer mit der höhnenden Frage vorüber: ob sie etwas an ihre Weiber zu Rom bestellt haben wollten? Alsbald verließ Marius sein Lager, und kam den Sorglosen vermittelst kürzerer Bergwege zuvor; der Ort, wo er sich lagerte, war die durch ihre Bäder berühmte Stadt Aquä Sextiä. Die Ambronen aber hatten den Fluß besetzt und die Römer litten Mangel an Wasser. Da nun ihr Feldherr zu den Durstigen sprach: „Ihr seid Männer, dort habt ihr Wasser!" kam es gleich am ersten Tage zu einem Gefecht, in welchem die Ambronen geschlagen und in ihr Lager getrieben wurden. Hier nun bot sich den

*) 105 vor Chr. **) 104 vor Chr.

Römern ein niegesehener Anblick dar: Weiber stürzten mit furchtbarem Geschrei hervor, und kämpften mit Schwerdtern und Streitäxten zugleich gegen die Verfolgten und gegen die Verfolger, gegen jene als gegen Verräther und Feige, gegen diese als gegen Feinde. Viele hingen sich mit bloßen Händen an die Schilder der Römer, faßten ihre Schwerdter und ließen sich in der Wuth in Stücke zerhauen. Daher flößte selbst der Sieg, den sie erhalten, den Römern ein heimliches Grauen ein, und die Nacht, die dem blutigen Tage folgte, wurde unter bangem Zagen zugebracht. Ihr Lager war unbefestigt, und wohl wußten sie, daß noch hunderttausende von Teutonen übrig wären, die Niederlage ihrer Brüder zu rächen. Ein furchtbares Geheul, nicht wie von Menschenstimmen und Wehklagen, sondern einem wilden und thierischen Gebrüll ähnlich, scholl von dem feindlichen Heere herüber, und die Berge ringsum und die Ufer des Flusses hallten den schrecklichen Ton zurück, so daß alle Römer Entsetzen ergriff und selbst die eherne Brust des Marius vernehmbarer schlug; er glaubte verloren zu seyn, wenn er in dieser Nacht angegriffen würde.

(Schlacht bei Aix. *) Aber dies geschah nicht einmal am folgenden Morgen. So gewann Marius Zeit, die Unordnung im Lager zu heben, und einen Plan zur Hauptschlacht zu entwerfen. Oberhalb der feindlichen Stellung erblickte er abschüßige mit Wald besetzte Höhen; diese ließ er von Claudius Marcellus mit dreitausend schwer bewaffneten Fußvölkern besetzen, die übrigen Krieger aber durch Schlaf und Speise sich stärken. Am zweiten Tage nach dem ersten Gefecht, beim Heraufdämmern der Morgenröthe, zogen die Römer aus ihrem Lager zur Schlacht auf die Ebene hinab; ihnen kamen die Teutonen, die keinen Angriff abwarten sondern ihn selbst machen wollten, entgegen. Da befahl Marius stille zu stehen und die Feinde auf Speerwurf gegen die Höhe herankommen zu lassen, dann aber wider die Heraufklimmenden die Ueberlegenheit römischer Speere, Schilder und Schwerdter zu gebrauchen. So begann die Schlacht; der Feldherr that es allen an Kraft und Kühnheit zuvor. Als nun die Feinde von den Römern auf die Ebene zurückgedrückt ihre Schlachtreihe aufzustellen versuchten, erhob sich plötzlich von hinten Flucht und Angriffsgeschrei: denn Marcellus war beim ersten Lärm des fernen Kampfes aus seinem Hinterhalte aufgebrochen und fiel jetzt den von vorn Gedrängten in den Rücken. Von beiden Seiten gewürgt verließen sie bald ihre Reihen und flohen: die Römer aber folgten, und erschlugen oder fingen über hunderttausend Mann; andere nennen noch größere Zahlen. Das Volk der Teutonen ward vertilgt. Mit den Gebeinen der Erschlagenen sollen die Massilier in der Folge ihre Weinberge eingezäumt haben, das Land umher aber, wo die Schlacht gewesen, von den Leichen sehr fruchtbar geworden seyn. Unter den Gefangenen war Teutoboch, der Anführer der Barbaren; er, der sonst über vier oder sechs Pferde zu springen pflegte, fand kaum eins zur Flucht; er ward im nächsten Walde ergriffen, den Triumph des Siegers zu verherrlichen, wobei er durch seine Riesengröße über die hohen Trophäen emporgeragt haben soll.

*) 102 vor Chr.

Unermeßlich war die Beute, welche den Römern in die Hände fiel. Alles baare Geld, der Raub so vieler geplünderter Völker, ward von der Dankbarkeit des Heers dem Feldherrn zuerkannt; von den Waffen und Rüstungen wurden die schönsten und unbeschädigten ausgelesen für den Triumph, alles übrige aber, Wagen, Gezelte und Trümmer zu einem ungeheuren Haufen auf einander gelegt, und dieser zum feierlichen Brandopfer für die rettenden Götter bestimmt. Als nun ringsum die Krieger standen mit ihren Siegeswaffen und Kränzen, der Feldherr aber mit beiden Händen eine brennende Fackel schwang, den Haufen anzuzünden, wurden von Weitem Reiter gesehen, die auf schnellen Pferden herbeijagten. Erwartungsvolles Schweigen hielt die Versammlung; da sprangen die Boten von den Rossen und meldeten dem Marius, was noch kein Römer erhalten, das fünfte Consulat. Allgemeines Jauchzen erscholl, und bekränzt durch die Hand seiner Obersten vollendete der Glückliche das Opfer.

(Gefecht an der Etsch.) Aber bald liefen schlimme Nachrichten aus Italien ein. Jener Zug der Cimbern nach den Donauländern, um von dort aus über die Alpen zu brechen, war den Römern nicht unbeachtet geblieben: der Consul Catulus ward abgesendet, Italien von dieser Seite zu decken. Dieser aber fand sein Heer zu schwach, alle Alpenpässe hinlänglich zu vertheidigen, zog sich daher ganz in die Ebene herab, und nahm eine Stellung an der Etsch, welche damals Athesis hieß. Eine Brücke, die beide Ufer verband, ward auf Befehl des Consuls an beiden Seiten durch starke Schanzen gedeckt; würden die vordern Vertheidiger angegriffen, sollten die hintern Beistand leisten. Aber gegen so furchtbare Feinde wie die Cimbern, reichten die gewöhnlichen Mittel nicht aus. Mit kecker Zuversicht hatten sie die Tridentinischen Alpen erstiegen, bei dem Schnee, der auf den Höhen lag, des verlaßnen Vaterlands gedacht, die Gefahren der Eisberge und tückischen Klüfte überstanden, und beim Herabsteigen trotz der gähnenden Abgründe zum Scherz sich auf ihre Schilder gesetzt, um so hinunter zu gleiten. Hier an der Etsch besahen sie die Gelegenheit des Wassers, welches sie aufhalten sollte, und fingen dann an, einen so starken Damm von Felsstücken und Erde in den Fluß zu schütten, daß er über beide Ufer strömte; gegen die römische Brücke aber ließen sie auf zusammengebundnen Baumstämmen gewaltige Steinlasten schwimmen, von denen sie bald zerschmettert wurde. Da ergriff Schrecken die Römer am jenseitigen Ufer, die doch am wenigsten zu fürchten hatten, und sie verließen fliehend ihre Schanzen. Umsonst suchte der Feldherr sie zum Bleiben zu bereden; da sie nicht stehen wollten, gab er ordentlichen Befehl zum Abzuge, um wenigstens eine schmähliche Flucht zu verhüten, übernahm aber auch dadurch die Verantwortlichkeit dafür, daß der Posten ohne Gegenwehr verlassen und die Besatzung in der andern Schanze Preis gegeben ward. Diese aber vertheidigte sich so tapfer, daß die Cimbern sie bewunderten und ihr freien Abzug anbieten ließen, mit einem Eide bei ihrem ehernen Stier, sie nicht zu beschädigen. Als dies angenommen war, sahen sich die Cimbern als Herren des Landes an, und verbreiteten sich über dasselbe, versäumten es aber im Genuß des Brodts und

Weins und gekochten Fleisches, im ersten Schrecken Rom zu überziehen. Catulus hatte sich an den Po gewendet.

Dies war um die Zeit, als Marius die Teutonen bei Aquä Sertiä geschlagen hatte: daher wurde derselbe eilends nach Italien entboten. Den Triumph, den er verdient hatte, verwies er auf eine gelegenere Stunde, vereinigte mit dem muthlosen Heer des Catulus sein siegreiches und ging den Cimbern entgegen. Diese lagerten jetzt in den Raudischen Gefilden bei Verona, verwundert, daß die Teutonen nicht kamen; denn die Nachrichten von ihrer Niederlage glaubten sie so wenig, daß sie sogar dergleichen Unglücksboten als Lügner tödteten. Da ihnen nun das herrliche Land gefiel und sie gern in demselben geblieben wären, schickten sie Gesandten an den Marius, und wiederholten die Forderung, die sie schon vor vielen Jahren gethan: „Land gegen Kriegsdienst für sich und ihre Brüder." Marius fragte, welche Brüder sie meinten, und sie nannten die Teutonen. Da lachte die Versammlung, und der Feldherr antwortete: „diesen Brüdern sey längst ein Land angewiesen, worin sie ewig bleiben würden." Zugleich ließ er, um sie zu überzeugen, die vornehmsten Teutonen in Ketten herbei führen. Also mußten sich die Cimbern zur Schlacht rüsten. Ihr König Bojorich soll mit einigen der Seinen ans römische Lager herangeritten seyn und den Marius aufgefordert haben, Zeit und Ort zu bestimmen, dieser aber geantwortet haben, die Römer pflegten zwar nicht mit ihren Feinden über die Schlacht zu rathschlagen, doch wolle er ihm zu Willen seyn, und am dritten Tage herausrücken.

(Schlacht bei Verona. *) Es war an einem Morgen des Augustmonats, den die Römer Sextilis nannten, als noch Nebel die Ufer des Athesis deckten, da führte Marius seine zwei und dreißig tausend Mann auf beide Flügel, in der Mitte drei und zwanzig tausend unter Catulus. Es zogen die Cimbern heran in einem festen engen Viereck, dreißig Stadien weit und breit, mit großen Hallbarten und Schlachtschwerdtern, und mit einem abgesonderten Haufen von funfzehntausend Reitern in eisernen Panzern, mit weißen Schildern und großen Helmen, hoch geziert mit geflügelten Köpfen wilder Thiere. Diese Reiter ergriffen die Flucht, und wurden von einem zu großen Theile des römischen Heers verfolgt: wohl merkten die Feldherrn den Trug, aber sie vermochten das Siegesfeuer der Soldaten nicht zu mäßigen. Plötzlich fiel das ganze Fußvolk der Cimbern, an Zahl wohl hundert und funfzig tausend Mann, dem unvorsichtigen Feind in den Rücken, worauf auch die Reiterei umwandte, und alle Wälder und Berge vom Siegsgeschrei der Barbaren ertönten. In dieser Stunde stritten Marius und Catulus nicht blos für ihren Ruhm und ihr Land, sondern für die Gesetze, Sitten, Künste und Wissenschaften der südlichen Welt, die damals zu frühzeitig untergegangen wäre, bevor die nördliche Welt der großen Erbschaft reif gewesen. Als nun Marius mit lauter Stimme dem besten und obersten Jupiter die großen Opfer gelobte, theilte die Sonne die neblichte Luft und blendete die Schaaren des Feindes; ein Wind führte den Staub wider die Cimbern; die Römer kämpften, wie es ihrer Stadt, ihrer Väter und ihres Feldherrn würdig

*) 101 vor Chr.

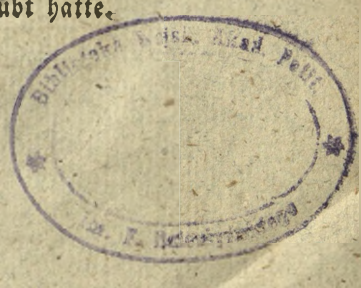
war; endlich erstritten sie den Sieg. Die vordern Glieder der Cimbern wurden niedergestreckt, sie waren mit Ketten an einander geschlossen; die hintern warfen sich auf die Wagenburg, wo die verzweifelnden Weiber in Trauerkleidern standen, und ihre fliehenden Brüder und Väter und Gatten erschlugen. Viele erwürgten die eigenen Kinder oder ließen sie unter den Füßen des Zugviehs zertreten, dann aber tödteten sie sich selbst. Eine sah man an einer aufgerichteten Wagendeichsel, an jedem Fuß einen Knaben, aufgehängt. Selbst die Hunde vertheidigten die auf Karren stehenden Hütten ihrer Gebieter. Die Priesterinnen wollten sich ergeben, wenn sie von den Römern in die Zahl der geheiligten Jungfrauen aufgenommen würden: da sie aber an die Soldaten vertheilt werden sollten, folgten sie dem Beispiel der übrigen Weiber und tödteten sich selbst. Hunderttausend Feinde läßt die römische Erzählung in dieser Schlacht fallen, funfzigtausend gefangen werden; unter den erstern war König Bojorich, nachdem er sein Leben theuer verkauft hatte. Marius, der nun mit Catulus triumphirend in Rom einzog, ward Roms dritter Erbauer, im folgenden Jahr zum sechstenmal Consul begrüßt: ein großer Mann, hätte er seinen Geld- und Ehrgeitz wie seine Soldaten zu beherrschen verstanden.

Als die Tiguriner, die unter Diviko die Alpenpässe besetzt hielten, von dem Unglück ihrer Gefährten vernahmen, zogen sie in ihr Land zurück. Auch viele der Cimbern mögen in ihre Heimath zu denen zurückgekehrt seyn, die den Zug nicht mitgemacht hatten; noch Jahrhunderte nachher werden Cimbern an der Nordsee gefunden. An den Cäsar Augustus schickten sie einst durch eine Gesandschaft ein heiliges Becken, und baten um Vergebung wegen des Angriffs, den ihre Väter auf Italien gemacht. Die deutschredenden Gemeinden aber, die noch heute in der Gegend von Verona gefunden und von vielen für Nachkommen der Cimbern gehalten werden, sind schwäbische Kolonisten, die weit später dorthin verpflanzt worden seyn mögen.

Drittes Kapitel.

Die Wanderung der Helvezier.

Cajus Marius, der durch Kriegskunst sein Vaterland vor den Cimbern gerettet, brachte von da an durch seinen Ehrgeitz großes Unglück über dasselbe. Er trat an die Spitze des Pöbels, und stritt mit Sulla, der die Rechte der alten Geschlechter vertheidigte, um den Vorrang in Rom. Große Schlachten wurden von Römern gegen Römer geschlagen, größere Verbrechen aus Rache, Blutdurst und Habsucht verübt: Söhne tödteten ihre Väter. Die Menschen flohen in Gräber, Rom begann die Frevel zu büßen, die es gegen andere Völker verübt hatte.



Als nun der alte Marius kurz vor der Niederlage seiner Parthei gestorben und lange nachher das Morden eingestellt war, wurden drei und dreißig ehemalige Consuln, sieben Prätoren, sechzig Aedilen, 200 Senatoren und 150,000 römische Bürger gezählt, die auf den Schlachtfeldern und durch eigne oder Henkershände ihr Leben verloren hatten. Sulla soll gemeint haben, man könne die Welt durch Vertilgung derer, die nichts taugen, verbessern: aber so dürfte Einer nur richten. Er selbst, durch Glück und Wollüste ermattet, ließ die erkämpfte Allgewalt fahren, und trat freiwillig in den Privatstand zurück, worin er bald starb. Rom vergaß aller erlebten Greuel, und die Verderbniß ward ärger denn vormals; denn die Menschen wähnten immer klüger zu werden, und daß es außer Glück und Macht und Reichthum keine höhern Güter gebe, das Himmlische aber eine Fabel sey.

Darauf waren drei Männer die ersten in Rom, Pompejus, Crassus und Cäsar: jener durch Ruhm und Ernst, Crassus durch Reichthum, Cäsar aber durch seinen erfinderischen Geist und sein Glück; er hatte den Grundsatz, sich alles zu erlauben um der Herrschaft willen, den Schein des Rechts aber und die Liebe der Menschen zu bewahren. Diese drei verbanden sich, in Geschäften gemeine Sache zu machen: so ward Cäsar Consul, das Jahr darauf aber nach der Sitte Statthalter, und zwar im römischen Gallien. *) Vier Legionen begleiteten ihn über die Alpen. Vielen in Rom, die den Herrschergeist des Mannes kannten, ward bange, als sie die ihm vertraute Macht und die Gefahr Italiens erwogen; selbst die, so ihn befördert hatten, fürchteten sich im Stillen.

(Galliens Zustand.) Es bestand aber Cäsars Statthalterschaft aus dem cisalpinischen Gallien, das heut Oberitalien genannt wird, und aus der gallischen Provinz jenseit der Alpen, oder dem heutigen Südfrankreich. Das übrige noch freie Gallien war nach drei großen Volksstämmen in drei Theile getheilt: im Norden der Marne bis ans Meer und an die Seine wohnten die Belgen, durch Abkunft und Sprache den Deutschen verwandt; im Nordwesten gegen Spanien zu bis an die Garonne saßen die Aquitaner; in der Mitte des Landes die celtischen Gallier. Die letztern und die Aquitaner waren wohl Zweige Eines Stamms, wie Ober- und Niederdeutsche; auch mit den Belgen hatten sich viele altgallische Einwohner gemischt. Wie schon oben gemeldet, waren diese Stämme in vielerlei Völkerschaften gespalten, deren jedes seine besondern Obrigkeiten, Fürsten und Könige hatte. In der gallischen Verfassung fiel das besonders den Römern auf, daß das gemeine Volk nicht wie das zu Rom am Staatsregiment Theil nahm, und müßig auf den Märkten herumzog, sondern daheim seinen Acker bestellte, während nur der Adel und die Priester regierten. Viele freie Leute aber, die sehr von den Obrigkeiten gedrückt wurden, ergaben sich einzelnen Adlichen zu Hörigen und erkannten sie als ihre Herrn; dadurch erhielten sie Schutz. Wenn Krieg entstand, (und dies war fast alle Jahr,) saßen alle Adliche auf. Jedem folgten dann von den Hörigen die, so er auslas, als Waffenknechte,

*) 58 vor Chr.

und wenn einer sehr reich und angesehen war, noch viele junge Gesellen seines Standes, die ihn als ihr Haupt verehrten und von ihm Kost und Kleidung annahmen. Die Priester hießen Druiden und waren ein sehr mächtiger Orden, der nicht wie die römischen Priester ins bürgerliche und Kriegsleben verflochten war. Die Druiden bezahlten keine Abgaben und zogen in keinen Krieg; dafür übten sie außer den kirchlichen Geschäften die Rechtspflege: sie entschieden über Vergehungen, Mordthaten, Erbschaften und Grenzstreitigkeiten. Wer ihrem Ausspruch nicht gehorchte, er mochte eine obrigkeitliche oder Privatperson seyn, ward von den Opfern ausgeschlossen. Dieser Bann war eine schwere Strafe, denn der also Getroffene ward für einen Verfluchten geachtet. Jedermann ging ihm schon von weitem aus dem Wege und floh seine Ansprache, um von der Pest des Fluches nicht angesteckt zu werden; es ward ihm kein Recht mehr gesprochen und keine menschliche Ehre mehr erwiesen. Ueber die Druiden war ein Oberpriester gesetzt; es sollte dazu immer der Würdigste gewählt werden: oft aber, wenn viele sich für die Würdigsten hielten, stritten sie mit Waffen gegen einander. Jedes Jahr zu einer bestimmten Zeit versammelten sich die Druiden in dem Lande der Carnuter, da wo heut Chartres ist, an einem geheiligten Orte, der für den Mittelpunkt des ganzen Landes Gallien gehalten ward, und saßen öffentlich zu Recht. Ihre Wissenschaft, mit der sie sehr geheim thaten, wollten sie aus Brittannien geholt haben, wohin auch viele von ihnen reisten, die es besonders weit bringen wollten. Wer ein Druide werden wollte, mußte sich jung melden; denn es dauerte oft zwanzig Jahr, ehe er alles Erforderliche gelernt hatte. Aufgeschrieben war nichts, damit der Besitz der Wissenschaft nicht dem Orden entzogen und an das Volk gebracht würde, sondern es waren Verse, welche mit dem Gedächtniß aufgefaßt werden mußten. Im übrigen Verkehr bedienten sie sich der griechischen Buchstaben, die sie von den Massiliern mahlen gelernt hatten. Unter ihren Lehren befand sich auch die, daß die Seelen nicht sterben, sondern bei dem scheinbaren Tode von einem Körper in einen andern fahren.

Es war aber das ganze Volk diesem geheimnißvollen Gottesdienste so ergeben, daß die uralte Abneigung der europäischen Menschen, den Obrigkeiten die Gewalt über Leben und Tod zu verstatten, von den Druiden besiegt worden war. Sie lehrten nehmlich, den Göttern sey kein Opfer genehmer, als der Leib eines Verbrechers: daher wurden ihnen Räuber und andere Schuldige übergeben, nicht zur Strafe sondern zum Opfer. Das aber war das Gefährliche dieser Lehre, die auf den ersten Blick ein Spiel mit Worten scheinen möchte, daß dadurch überhaupt der abscheuliche Gedanke der Menschenopfer aufgebracht ward. In Ermangelung Schuldiger wurden auch Unschuldige geopfert, denn die blutgierigen Götter mußten befriedigt werden. Oft wurden vor schweren Schlachten dergleichen Opfer dargebracht, oft deren Darbringung angelobt. Vollzogen ward das Gelübde entweder durch das Schlachtmesser der Druiden, oder es wurden von Ruthen ungeheure Götzen geflochten, die Menschen hineingesteckt und also verbrannt. Wer dem Kriegsgott die Beute zugesagt hatte und nachher etwas

davon entwendete, ward nach der Entdeckung mit gräßlichen Martern getödtet. Bei den prächtigen und kostbaren Leichenbegängnissen wurde alles, was dem Verstorbenen lieb gewesen, auch Thiere, und in ältern Zeiten sogar Menschen, verbrannt.

Außer an diesem blutigen Götzendienst hing das Volk, oder vielmehr der müßige Theil desselben, mit ganzer Seele an der Unterhaltung, welche der Zank und Streit über die Staatseinrichtungen und die öffentlichen Händel gewährten. Mit solcher Eifersucht bewachten die verschiedenen Völkerschaften ihre Freiheit gegen einander, daß sie endlich alle einem fremden Eroberer unterthan wurden. Wenn in dem einen Gau etwas wichtiges vorfiel, wußte man es der Hauptsache nach schnell über das ganze Land: man verkündigte es nehmlich durch lautes Schreien auf offnem Felde; der erste, der es hörte, schrie wieder, und so fort durch alle Gauen. Es waren aber Neugier und Leichtgläubigkeit Hauptzüge im Character der Gallier. Kaum ließ sich ein Fremder oder ein Kaufmann in einer Stadt sehen, so war er schon von Neugierigen umringt, welche ihn ausfragten, aus welcher Gegend er komme und was daselbst Neues vorgegangen. Wollte er nichts sagen, so setzte er sich Gewaltthätigkeiten aus. Ein falsches Gerücht, das auf diese Art oft entstehen mußte, zog nicht selten die wichtigsten Folgen nach sich. Darum hatten viele Obrigkeiten verordnet, Niemand solle das, was er bei den Nachbarn von seinem Staate etwa reden gehört, weiter verbreiten, sondern gehörigen Orts anzeigen, damit die Obrigkeit das Nachtheilige unterdrücke, das Gute aber bekannt mache: denn oft wurden Leichtsinnige und Unerfahrne durch Gerüchte geschreckt und zu bösen Thaten verleitet. Vom Staate zu reden, sollte nur in der Versammlung erlaubt seyn. Von dem großen Leichtsinn der Gallier, ihrem kriechenden Betragen im Unglück und ihrer Frechheit im Glück sprechen alle Schriftsteller der Alten, die von ihren Geschichten geschrieben. Viele der heutigen Bewohner Galliens haben diese Anschuldigungen für Verläumdungen erklärt.

Schlank und stark und groß waren die alten Gallier, wüthend im Anfall, aber nicht dauerhaft für anhaltende Anstrengungen. Die Römer schienen ihnen Anfangs wegen ihrer Kleinheit verächtlich. Der größte Theil von ihnen focht bis an die Lenden nackend, um den Muth zu zeigen und um eine leichtere Bewegung zu haben; doch waren sie von einem großen Schilde gedeckt, und wußten sich schon in den ältesten Zeiten eherne Helme und Panzer zu verfertigen. Ein ungeheures, in den ersten Zeiten meist noch kupfernes Schlachtschwerdt hing ihnen im Wehrgeheng von der linken Schulter herab auf der rechten Seite; nichts widerstand einem Hieb von gallischer Hand mit einem solchen Schwerdte geführt. Aber da es nie eine Spitze hatte, konnte man es blos zum Hauen gebrauchen, und ein jeder Streich bog das dünne und lange Schwerdt; um einen zweiten zu führen, mußten sie es erst auf der Erde mit dem Fuß wieder grade ziehen. Dies benutzten die römischen Feldherrn, und ließen die Legionen ihnen so nahe auf den Leib rücken, daß die Gallier sich mit ihren langen Schwerdtern gegen die kurzen der Römer nicht wehren konnten. Feste Städte zu bauen verstanden sie seit aller Zeit, als

man Nachrichten von ihnen hat. Aeußerst fähig waren sie, jeden Theil der Kriegskunst von den Römern zu lernen.

Alle Gallier trugen ein weites Oberkleid, Sagum genannt, so wie weite bis auf die Füße reichende Hosen. Die Narbonensische Provinz erhielt daher von den Römern ihren ältesten Namen, das behosete Gallien. Als man in das eigentliche Gallien drang, daselbst die nehmlichen Hosen fand, und doch die Gegenden unterscheiden wollte, gab man dem Lande den Beinamen das langharige, weil die Einwohner ihr langes, flachsgelbes, am Hinterkopf gebundenes Haar sorgfältig pflegten, und durch fleißiges Waschen mit Kalkwasser noch mehr zu bleichen suchten. Die Weiber versahen alle Theile des Hauswesens; der Mann herrschte über seine Familie und seine Frauen unumschränkt, und konnte sie tödten. Die Sitten waren verderbt; es herrschte unnatürliche Wollust. Ohngeachtet die Gallier noch keinen Wein bauten, berauschten sie sich doch in dem, welchen fremde Kaufleute ihnen brachten. Wie zwischen den Staaten beständiger Zank war, so auch in den Dörfern und im Innern der Häuser: oft wenn ein vornehmer Mann starb, entstand Verdacht gegen seine Weiber, ihn vergiftet zu haben. Dann kamen die Anverwandten, und suchten durch Martern Geständniß zu erpressen. Gegen die Besiegten waren sie grausam; nicht selten wurden die Gefangenen zum Opfer bestimmt; die Köpfe der erlegten Feinde befestigten sie an den Sattel, und zogen so geziert im Triumph nach Hause. War der Besiegte ein vornehmer Mann, so hob man seinen Schädel als Familienschatz auf, zeigte ihn den Fremden, gebrauchte den Obertheil statt eines Bechers bei Schmausereien und hielt ihn höher denn Gold.

Also die Sitten der Gallier. Es waren alle Partheiungen des Landes in zwei Hauptpartheien getheilt, die der Heduer, (in Burgund) und die der Sequaner, (in der Freigrafschaft, an der Saone und an der Seine.) Beide hatten lang um den Vorrang in ganz Gallien gestritten: die Heduer, alte Freunde der Römer, waren eben damals durch nähere Bundesgenossen unterdrückt worden, welche ihre Gegner sich vom Rhein herbei geholt hatten.

(Der Helvezier Entschluß.) Aber ehe Cäsar um diese Händel sich kümmern konnte, hielt ein wichtigerer Gegenstand seine Aufmerksamkeit fest. Den Helveziern, die zwischen den Alpen, dem Jura und dem Rheinstrom ein hartes Bergland baueten, ward dasselbe bei wachsender Volksmenge zu klein. Ueberdieß wurden sie im Nordosten von den immer weiter heraufrückenden Deutschen gedrängt: denn mit der Niederlage der Cimbern war die große Bewegung der Völker wohl gehemmt, nicht für immer gebrochen worden; Ueberfluß an Menschen und Mangel an Lebensmitteln trieben die Nordwelt fortwährend gegen den Süden. Nun gedachten die Helvezier, wie vor funfzig Jahren zwei ihrer Stämme mit den Cimbern nach Gallien gezogen waren, große Beute gemacht, die Gallier selbst aber ihnen nicht widerstanden hatten. Daher ward auf den Rath eines vornehmen Mannes, Namens Orgetorich, der bei dieser Gelegenheit König der sonst freien Eidgenossen zu werden hoffte, eine allgemeine Auswanderung beschlossen, und nach drei Jahren ausgeführt, obwohl der Rathgeber seinen

Ehrgeiz mit dem Tode gebüßt hatte. Die Obrigkeit war dagegen, aber die Gemeine behauptete, es sey der unüberwindlichen Kriegsmänner, welche die Legionen des römischen Volks besiegt hätten, nicht würdig, das Leben mit dem Bau des harten Erdreichs zu verbringen. Als das Jahr *) der großen Wanderung kam, hielt alle Mannschaft aus den Gauen, gerüstet, im Vaterland ihre letzte Gemeine, und bestimmte den Tag, an welchem das ganze Volk an dem Ausfluße des Lemanischen Sees am Rhodanstrome sich versammeln sollte. Aus dieser Zusammenkunft eilte jeglicher zum letztenmal in die väterliche Wohnung, und nachdem alle Helvezier die unvermögenden Greise, die Weiber und die Unmündigen mit Lebensmitteln auf drei Monate und ihren besten Sachen auf Wagen geladen, verbrannten sie ihre zwölf Städte, vierhundert Flecken oder Dörfer, und alle Häuser im Lande. Also thaten auch ihre Bundesgenossen, mehrere Bergvölker, die sich mit ihnen zu gleichem Beginnen geeinigt, die Latobrigier, die Tulingier, die Rauracher und die Bojer. Der Völkerverein zählte gegen viermalhunderttausend Köpfe; an der Spitze der Tiguriner stand noch jener Diviko, jetzt im grauen Alter, der als Jüngling den Consul Cassius am Leman-See geschlagen und die Legionen unter das Joch gebracht hatte.

(Krieg mit Cäsar.) Ganz Gallien erwartete in Furcht und unruhigem Stillschweigen die androhende Unternehmung; Cäsar aber befand sich zu Genf im Lande der Allobroger. Da erschienen vor ihm zwei Gesandte der Helvezier, und baten für ihr Volk um freien Zug durch das römische Gebiet, welches sie nicht beschädigen würden, in den Paß, der nach Gallien führte. Cäsar verlangte zwei Tage Bedenkzeit. Während derselben ließ er am südlichen Ufer der Rhone von seinen Soldaten eine sechzehn Fuß hohe Mauer aufführen, um den Paß durch den Jura zu schließen, und gab, als die Zeit um war, die Antwort: „nach der Weise des römischen Volks könne er ihnen den Durchzug nicht erlauben; Gewalt werde er mit Gewalt vertreiben."

Darauf zogen die Helvezier mit Vorschub der Sequaner durch die Klausen, einen andern Paß des Jura, der jetzt so eng ist, daß kaum ein Wagen um den andern durchzufahren vermag; der Weg läuft viele Stunden lang zwischen hohen Bergen am Rande steiler Abgründe und vieler tiefen Thäler; unten rauscht die Rhone. So gelangten sie an den Ararstrom, der jetzt Saone heißt. Ueber dieses stille Gewässer zogen sie auf Kähnen und Flößen, die sie erst bereiten mußten, in zwanzig Tagen; die Tiguriner, die den Uebergang deckten, blieben zurück. Da erschien Cäsar mit drei Legionen und vielen gallischen Bundesvölkern, die er eilends versammelt hatte, hörte die Klagen der Heduer über die Bedrückungen und Plünderungen, so sie von den Helveziern erleiden gemußt, und stellte sich, als ob er nur für Galliens Ruhe gegen die Helvezier streite. In der Nacht überfiel Labienus, den er von Genf aus an sich gezogen, die Tiguriner und schlug sie. Darauf wurden die Legionen über den Fluß geführt.

Des Verlustes erschracken die Helvezier nicht, aber sie bewunderten, wie Cäsar an einem

*) 58 vor Chr.

Tage über den Fluß gekommen. Hierauf sandten sie den Diviko zu ihm. Dieser sprach zu Cäsar: „Wenn das römische Volk mit den Helveziern Frieden zu halten gesonnen sey, so wollten sie den Zug dahin richten, wohin Cäsar es wünsche; solle der Krieg fortdauern, so möchten die Römer voriger Zeiten gedenken. Daß sie einen einzelnen Gau unversehens überfallen, während die andern nicht helfen gekonnt, sey eine so große Heldenthat nicht; die Helvezier hätten von ihren Vorfahren gelernt, mehr auf Tapferkeit als auf Hinterlist zu trauen. Er möge zusehn, daß der Ort, wo er stehe, nicht durch den Untergang eines römischen Heers einen Namen erhalte." Cäsar antwortete: „Wohl kenne er den Unfall, der vormals den Römern ohne ihr Verschulden widerfahren: wären sie eines Unrechts gegen die Helvezier sich bewußt gewesen, hätten sie sich leicht hüten mögen; aber Zuversicht habe die Arglosen der Hinterlist in die Arme geführt. Wolle er nun auch dieser alten Beleidigung vergessen, was solle er zu der neuen Ungebühr sagen, daß sie die Provinz bedroht und wider seinen Willen die Länder römischer Bundesgenossen heimgesucht hätten? daß sie jetzt frech ihres vormaligen Sieges und der langen Strafloſigkeit sich rühmten? Aber wen die Götter für Frevel züchtigen wollten, dem gestatteten sie langes Glück, damit das Unglück ihm desto empfindlicher falle. Doch wolle er ihnen Frieden geben, wenn sie den Heduern und Allobrogern für den verursachten Schaden Ersatz leisteten, ihm aber Geiseln der Treue stellten." Diviko sagte: „die Helvezier wären gewohnt, wie den Römern wohl bekannt sey, Geiseln zu empfangen, nicht zu stellen," und ging hinweg.

Das Helvetische Lager brach auf. Cäsar folgte mit dem ganzen Heer, und sandte die Reiterei, viertausend Mann stark, voran, den Weg des Feindes zu erforschen. Da wandten sich an einer günstigen Stelle plötzlich fünfhundert Helvezische Reiter, und trieben die Römer zurück. Den Anfang der Flucht machte Dumnorich, Führer des Hülfsvolks, das die Heduer den Römern gesendet. Dieser Mann, der den Fortschritt der römischen Herrschaft fürchtete und haßte, weil er Gallien frei erhalten, oder, wie Cäsar gern glaubte, selbst beherrschen wollte, ward angeklagt, er hindere die Anstalten, welche die Heduer zur Versorgung des römischen Heers getroffen. Der Ankläger hieß Liscus, und war eine Obrigkeit bei den Heduern. Dieser erzählte dem Cäsar: „Dumnorich hege große Entwürfe und besitze durch seine Freigebigkeit die Zuneigung des Volks. Da er seit vielen Jahren alle Zölle und Auflagen bei den Heduern gepachtet, (denn niemand wage gegen ihn zu bieten,) wachse sein Reichthum und Ansehen. Eine große Zahl wohlberittener Anhänger ernähre er, und auch bei andern Völkerschaften sey er vermögend durch Verschwägerung. Eine Frau habe er sich von den Helveziern genommen, mit denen er es jetzt heimlich halte zum Verderben der Römer und ihrer Freunde. Daß die Sequaner die Klausen des Jura geöffnet, sey auch durch seine Vermittelung geschehen." Auf diese Rede bedachte sich Cäsar, ob er den Dumnorich verhaften und tödten lassen sollte. Da aber dessen Bruder Divitiakus neben dem Liskus die erste Obrigkeit der Heduer war, scheute er sich und zog es vor, die Zuneigung derer, die er noch brauchte, durch Gnade zu gewinnen. Es ward dieselbe zu

Gunsten des Divitiakus bewilligt, der Angeklagte aber bewacht.

(Schlacht bei Bibracte.) Vierzehn Tage lang zogen die Helvezier in schwerem langsamen Zuge vor den Römern her; sie sprengten mehr als einmal an das Lager ihrer Feinde. Als nun Cäsar des Mundvorraths wegen von ihnen ab rechts nach Bibracte, der Hauptstadt der Heduer, die heut Autun heißt, zog, wandten sie sich gegen ihn, ihn zu verfolgen oder ihm vorzukommen. Da sammelte er das Fußvolk auf einen Hügel und ordnete die Schlacht; indeß wurden die Feinde durch die Reiterei beschäftigt. Es wählte Cäsar den Standort in der Mitte eines Hügels; in das erste Treffen stellte er vier alte Legionen; höher zwei Treffen Neugeworbene und alle Hülfsvölker. In dieser Schlacht verließ er sich weder auf die Tapferkeit noch auf die Treue der Gallier, sondern stellte die geübteste römische Kriegskunst den Helveziern entgegen.

Diese aber hatten alles Gepäck in eine Wagenburg gebracht, und zogen nun in enger und fester Schlachtordnung heran, trieben die römischen Reiter zurück und standen am ersten Treffen. Cäsar ermahnte die Seinen mit kurzen Worten, befahl allen abzusitzen, und damit keine Hoffnung der Flucht sey, die Pferde wegzuführen. Er selbst sprang zuerst herab. Die Schlacht begann. Es warfen die Römer ihre sieben Schuh langen Speere, deren viele in der engen Linie des Feindes durch mehr als einen Schild fuhren und sich so fest klammerten, daß mehrere Getroffene die Schilder wegwerfen mußten. Als nun die Helvezier von den Römern gedrängt und mit kurzen Schwerdtern angefallen wurden, zogen sie sich tausend Schritt weit an einen Berg zurück und nahmen ihn ein. Die Römer folgten in Eil, aber die Bojer und Tulingier fielen ihnen in die entblößte Seite mit funfzehntausend Mann; zugleich stürmten die Helvezier vom Berge herab. Dem muthvollen Stoß dieser Menge, welche kein Vaterland hatte als diese Wahlstatt, stellte Cäsar die beiden vordern Treffen entgegen; dem hintersten gebot er, durch eine schnelle Wendung, die Bojer zu empfangen. Lang und heftig wurde gekämpft; die Schlacht dauerte bis an den Abend, den ganzen Tag sahe kein Römer den Rücken des Feindes. Endlich wichen die Helvezier theils auf den Berg, theils zu ihrer Wagenburg zurück.

Ohne Aufschub rückte Cäsar an die letztere heran; hier wuste er, waren Weiber und Kinder, und in der Verwirrung der Widerstand schwer. Aber das Helvezische Volk, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, der gefallenen Gatten und Väter gedenkend, stritt bis mitten in die Nacht von der Wagenburg herab, und warf Geschoße durch die Räder; die meisten sind hier geblieben: denn nach langem Kampf brach die römische Macht herein. Viele tausend Mütter und unmündige Kinder, welchen das Unglück übermenschliche Kraft gab, eilten auf den Berg zu dem Heer. Da sind denn alle mit großem Wehklagen aufgebrochen, und die ganze Nacht hindurch und vier Tage und Nächte in größter Angst und Bestürzung durch viele Gallische Landschaften bis zu den Lingonen gezogen, da wo heut Langres in Champagne ist. Cäsar folgte nicht sogleich, weil er viele Verwundete hatte, schickte aber Boten an die Lingonen, sie sollten die Helvezier nicht aufnehmen, wenn sie

ihn nicht zum Feind haben wollten. Nach drei Tagen brach er mit dem ganzen Heer auf.

Da traten vor ihn Gesandte der Helvezier, und warfen sich zu seinen Füßen und baten weinend um Friede; er aber befahl, ihr Volk solle seine Ankunft erwarten. Als er zu ihnen kam, forderte er Geiseln; alle Knechte, die zu ihnen gelaufen, endlich ihre Waffen. Sie gehorchten und versprachen, alles einzuliefern; aber in der Nacht entwichen sechstausend Mann von dem Gau der Urbigener aus dem Lager gegen den Rheinstrom. Sie eilten dem Tode entgegen, den sie meiden wollten; denn die Gallier brachten sie zurück, und Cäsar befahl, sie zu tödten. Die übrigen alle erschienen in großer Furcht vor dem Ueberwinder: denn viele meinten, er habe sie entwaffnet, um sie zu erwürgen. Da sprach Cäsar: „Sie sollten alle in das Land zurückziehen, woher sie gekommen, und ihre Städte und Flecken wieder aufbauen. Den Allobrogern werde er befehlen, sie mit Getreide wider den Hunger und zur ersten Aussaat zu versorgen.“ Solche Güte aber übte er darum, weil er nicht wollte, daß das Land der Helvezier, wenn es von diesen nicht länger geschirmt sey, von den Deutschen eingenommen werde. So zogen die Helvezier heim, hundert und zehntausend Köpfe, deren dreihundert und acht und sechzig tausend ausgezogen waren. Die Pässe durch Genf und in den Jura verwahrte Cäsar durch die julische Rittercolonie, welche er zu Noviodunum an dem Lemanischen See stiftete, die heut Nyon heißt: die Helvezier lebten unter eigenen Obrigkeiten als Freunde Roms. Den Bojern hatte Cäsar erlaubt, bei den Heduern zu bleiben, die ihnen Ländereien einräumten und sie zu Mitbürgern annahmen.

Viertes Kapitel.

Cäsars erste Kriege mit den Deutschen unter Heervest *).

Als Cäsar die Helvezier in ihre Gebürge zurückgetrieben hatte, kamen die Häupter fast aller gallischen Staaten zu ihm, und dankten ihm, daß er so große Gefahr von Gallien abgewendet. Hierauf aber erzählten sie ihm mit großer Bekümmerniß, wie ihr Land von einem andern gewaltigen Unheil heimgesucht sey, worüber sie sich kaum zu klagen getrauten. Es hätten nehmlich seit vielen Jahren die Heduer mit den Sequanern um die Vorhand in Gallien gestritten, und letztere sich verleiten lassen, Germanen in Sold zu nehmen. Von diesem Volke wären zuerst funfzehntausend über den Rhein gekommen; da es ihnen aber in dem schön angebauten und reichen Lande gefallen, hätte sich nach und nach ihre Anzahl bis auf hundert und zwanzigtausend vermehrt. In mehrern Schlachten überwunden, hätten die Heduer nach Verlust ihres

*) 58 vor Chr.

meisten Adels ihren Gegnern nachgeben und Geiseln stellen müssen; aber den Sequanern sey der Sieg noch schlimmer als den Heduern die Niederlage bekommen; denn Heervest, der König der Germanen, habe sich mit den Seinen bei ihnen niedergelassen und den dritten Theil ihres Landes für sich genommen: jetzt wolle er auch das zweite Drittheil an vier und zwanzig tausend Haruder vertheilen, die seit einigen Monaten zu ihm gestoßen. In wenigen Jahren würden alle Germanen über den Rhein gekommen, und alle Eingebohrnen aus Gallien verjagt seyn; denn der Boden beyder Länder sey nicht zu vergleichen. Heervest aber herrsche hochmüthig und grausam, seitdem er die Macht der Gallier bei Admagetobria geschlagen; er verlange die Söhne der Vornehmsten als Geiseln, und erlaube sich alle Arten von Unbill, wenn nicht jeder seiner Winke befriedigt werde. Es sey ein roher, jähzorniger und verwegener Mann, dessen Herrschaft sie schlechterdings nicht länger aushalten könnten: wolle ihnen Cäsar und das römische Volk nicht helfen, so müßten sie thun, was die Helvezier versucht, und auswandern, um ein anderes Vaterland fern von den Germanen zu finden. Erführe Heervest nur das, was sie hier gesprochen, so wären Martern und Tod ihr Lohn: Cäsar aber könne durch sein Ansehen, bei dem frischen Andenken des Siegs und dem großen Namen des römischen Volks es dahin bringen, daß keine Germanen mehr über den Rhein kämen, oder daß vielleicht ganz Gallien gegen den Heervest geschützt werde.

So sprach Divitiakus im Namen der Heduer, die Sequaner aber standen traurig von fern mit gesenktem Haupt, und schauten zur Erde, ohne auf vielfaches Fragen ein Wort zur Antwort zu geben. Der Heduer mußte dies Stillschweigen erklären. Viel unglücklicher, sagte er, ist das Loos der Sequaner als das unser aller; sie wagen es nicht einmal im Verborgenen zu klagen, sondern zittern vor dem abwesenden Heervest, als wenn er gegenwärtig wäre. Wir übrigen können doch entfliehn; die Sequaner aber haben den Feind in ihren Grenzen und Städten, und müssen sich alles gefallen lassen.

Cäsar richtete die Zagenden mit Trostworten auf, und versprach über die Mittel nachzudenken, wie ihnen geholfen werden möge. Es war aber mit den Germanen, über welche die Gallier Beschwerde führten, also beschaffen.

(Der Deutschen Abkunft.) Zur Zeit, als die südliche Hälfte Europas durch ein bis zur Verderbniß gebildetes Menschengeschlecht angebaut, und zum Garten der Erde verschönert vom Sonnenglanz der Geschichte beleuchtet wird, so daß wir durch ihre Bücher vertraut sind mit den Schicksalen und Thaten, der Lebensart und den Gesinnungen, der Herrlichkeit und Noth einer durch die Kluft zweier Jahrtausende von uns geschiedenen Vergangenheit und beinahe einheimisch in ihren Fluren und Städten, die jetzt meist verfallen sind, zu dieser Zeit lag die nördliche Welt jenseits der großen Bergkette, die unsern Erdtheil vom Kaukasus an bis zu den Pyrenäen durchschneidet, mit den Gefilden, die jetzt die unsrigen sind, mit den Bewohnern, die wir für unsere Väter halten, kaum im ersten Dämmerlichte. Durch den ungeheuren Wald, wo vielleicht Jahrtausende nach der Schöpfung noch keines Menschen Stimme, noch keiner Art Schlag,

nur das Gekrächze des wilden Gevögels, nur das Brüllen der Heldenthiere erschollen war, die nun vor den Menschen geflohen sind; hat sich in Zeiten, deren Bestimmung jetzt unmöglich ist, die Bevölkerung Europas aus dem mütterlichen Schooße Asiens von Osten gegen Westen gedrängt, vielleicht ehe dort die großen Reiche mit der Knechtschaft aufkamen, oder weil viel freie Männer dieser entfliehen wollten. Diese Straße sind zuerst die Celtiberier und Galen gezogen, bis sie die Westländer erreichten, die von ihnen benannt und urbar gemacht worden. Aber aufgelöst in innrer Verderbniß, dann durch das Schwerdt der Römer bezwungen, ist das uralte Geschlecht der Celten, die erste europäische Welt, untergegangen, ohne etwas mehr als dumpfe Nachklänge ihres düstern Daseyns zu hinterlassen. Hinter den Galen, von denen mehrere Stämme am Rhein, an der Donau, sogar an der Weichsel zurückgeblieben, zum Theil vielleicht in Folge der bürgerlichen Zerüttungen Galliens erst zurückgewandert waren, treten an der Grenze die deutschen oder germanischen Völkerstämme hervor, gemeinsamer Abkunft und Sprache, aber unerforschter Urgeschichte. Das ferne Land der Heimath im Osten war schon vergessen, als von den Ausländern darnach gefragt wurde, oder es ward den Fragenden nicht genannt; doch hat sich das Gedächtniß der alten Lieder erhalten, in welchen Mann, (der erste Mensch) der Sohn Thuistos oder Theuts, (des Urhebers der Dinge, dessen Name von Thaut, Theos, Zeus und Deus nur durch breitere oder sanftere, härtere oder weichere Aussprache verschieden ist) und der mütterlichen Hertha oder Erde, als Stammvater des Volks gepriesen wurde *). Vieles in deutscher Sprache, Sinnesart und Verfassung ähnelt mit den Persern, als dieselben noch ein freies und unschuldiges Bergvolk gewesen: man denke an den Gottesdienst ohne Tempel und Bildsäulen, an die heiligen weissagenden Pferde im Götterhaine, an die Berathschlagungen bei Tafel und Gelag; auch führt der Grieche Herodot unter den Stämmen der Perser die Germanier namentlich an; aber nur die Einbildungskraft, nicht die Geschichte, begleitet den langen Zug, der das Volk aus dem fernen Morgenlande über Europas nordöstlichen Rücken bis über die Ufer des Rheins und der Donau geführt haben mag. Wer weiß die Mähr der Abentheuer, wodurch die Stämme der Menschen sich zerstreut und ausgebreitet haben? Aber noch ist der gemeinsame Ursprung erkennbar, und durch die Wurzel- und Stammlaute ihrer Sprachen werden Perser und Armenier, Celten und Griechen, Deutsche und Slaven, wo nicht als Brüder doch als Verwandte, die demselben Urvolk entsprossen, bezeichnet.

Erst beim Zusamentreffen mit den Römern tritt das deutsche oder teutsche, das heißt, das ursprüngliche Volk in die Geschichte: wir haben gesehen, wie zwei große Stämme desselben, die Cimbern und Teutonen, die römische Macht furchtbar aufgeschreckt hatten. Frühere Kämpfe

*) Indeß wollen wir nicht übergehen, daß andere (den berühmten Adelung an der Spitze) in dem uralten Worte Thiod, welches eine Gefreundschaft bedeuten soll, den Ursprung des Namens der Deutschen glücklicher gefunden zu haben glauben. In der That heißt im Hebräischen Dod ein Freund und Verwandter, und im Oberdeutschen Gedieht das Geschlecht, Dot aber ein Pathe.

der Deutschen mit gallischen Wanderungshorden haben sich in der von Cäsar aufbewahrten Sage erhalten, es sey eine Zeit gewesen, wo die Gallier die Deutschen an kriegerischer Tapferkeit übetroffen und im herkynischen Walde gallische Staaten gegründet hätten, eine Sage, die wahrscheinlich mit der von Livius erwähnten großen gallischen Wanderung zusammen fällt, bei welcher (591 Jahre vor christlicher Zeitrechnung) die überzählige Jugend des Landes unter Anführung zweier Fürstensöhne, Belloves und Sigoves, theils über die Alpen nach Italien, theils über den Rhein in den herkynischen Wald zog. Die deutschen Völker müssen damals noch nicht stark genug gegen Westen vorgerückt gewesen seyn, um dem Zurückströmen der gallischen Uebervölkerung zu widerstehen. Noch waren keine Grenzen der Reiche gesondert, und über die ewigen von der Natur gegründeten Bollwerke liefen die Völker in einander, wie vielmehr über Bäche und Flüsse! Eben so deutet eine andere, zu Cäsars Zeiten noch vorhandene Erinnerung, daß nehmlich die deutschen Bewohner des im Westen des Rheins gegen den nördlichen Ozean sich senkenden Niederlands, die Belgen, aus Osten gekommen, sich Germanier genannt, und die ursprünglich gallischen Bewohner unterjocht oder vertrieben hätten, auf eine vorgeschichtliche Begebenheit hin, deren bestimmte Kunde gänzlich verloren gegangen ist.

Dagegen erblicken wir beim ersten Lichtstrahl, welchen die Geschichte auf die überalpische Nordwelt wirft, längst dem westlichen Ufer des ganzen Rheinstroms, von wo derselbe bei dem heutigen Basel gegen Norden sich dreht bis zu seinen Mündungen, im Lande, das durch den Jura und Vogesus begrenzt wird und als Abdachung des Ardennengebürgs zur brittischen Meerenge sich hinabsenkt, den Boden von deutschen Völkern gebaut, deren Ankunft die Geschichte so wenig als die Ankunft der Gallier meldet, welche hinter dem Jura und den Vogesen seit undenklichen Zeiten ihren Druiden gehorchten. Zwischen diesen Gebürgen, welche die Natur als Bollwerke des Landes Gallien aufgethürmt hat, und dem obern Rheinstrom, hießen die deutschen Stämme Tribotker oder Dreibündner, Nemeter und Wangionen, weiter unter Trevirer, die zu den Belgen gerechnet wurden; auf den Inseln der Rheinmündungen aber Bataver. Jedes Volk hat ein Recht, da zu wohnen, wo die Geschichte es findet: diese aber kennt keine ältern Bewohner der westlichen Rheinlande als Deutsche, welche den Acker bauten, aber sehr kriegerisch und den Galliern fürchterlich waren.

Nun aber geschah es seit der Cimbrischen Wanderung immer häufiger, daß aus dem innern noch unbekannten Lande sehr streitbare Völker hervortraten, denen im Norden der Raum zu eng geworden war, und die sich bessere Wohnsitze aufsuchen wollten; das Beispiel der Cimbern und der Helvezier läßt leichtlich errathen, wie es mit solchen Wanderungen zuging. Dergleichen erst ganz kriegerische Horden wurden, wie die Rheinbewohner und die Belgen, zu friedlichen Anbauern, wenn sie ein Land gefunden hatten, in welchem sie bleiben mochten.

Solcher deutschen Kriegsvölker hatten sich viele am rechten Ufer des Ober-Rheins gesammelt. Ihren Stammgenossen auf der linken Seite mochten sie so wenig anhaben, als einst die Teutonen den Belgen; auch bei den Helveziern fanden sie mannhaften Widerstand. Da

erging an einen der Kriegsfürsten, den Heervest oder Arioviſt, die gemeldete Einladung der Sequaner, nach Gallien zu kommen und ihnen gegen die Heduer zu helfen. Dies geschah vierzehn Jahr vor Cäsar, *) wie es scheint, mit Begünstigung, vielleicht gar nach Aufforderung der Römer, welche es damals gern sahen, daß die Völker Galliens sich schwächten; wenigstens wird in der Folge erzählt, die Römer hätten nachmals den Heervest ihren Freund genannt und ihm den Königstitel gegeben. Das thaten sie aber mit solchen, die für sie streiten sollten. Heervest nun handelte, wie oben gemeldet worden ist: er schlug die Heduer, nahm nach Sitte der Eroberer den besten Theil des Landes derer, die ihn gerufen, und vertheilte es unter sein Heer, das auf 120000 Köpfe angelaufen war. Hier nun geschah es, daß der Name Germannen oder Kriegsmänner (Wehr, War, Guerra, Guerre ist die verschiedene Aussprache desselben Worts,) welchen die Deutschen in ihrer Sprache als Standesbezeichnung sich beilegten, von den erschrocknen Galliern als Name des gesammten Volks gebraucht wurde. Da dieses Wort in der römischen Sprache so viel als Brüder bedeutet, so war dasselbe in der Folge den griechischen Geschichtforschern sehr willkommen, welche für die gemeinschaftliche Abstammung aller nördlichen Völker, besonders der Galen und der Deutschen Beweise aufsuchten. Diese letztern, meint Strabo, sind Brüder der ersten genannt worden **). In seiner wahren Bedeutung war der Name für die Kriegsstaaten passend, die aus dem innern Lande heranziehend an der gallischen und weiterhin an der römischen Grenze sich bildeten; aber auch die alten deutschen Bewohner des Rheinlandes wurden Germanen, weil ihre kriegerische Mannschaft sich theilweise an die Schaaren Heervests anschloß.

So standen die Sachen, als Cäsar die Klagen der Gallier in Berathung nahm. Da er selbst in ihrem Lager herrschen wollte, konnte er keinen Fremden dulden; überdies erwog er, wie leicht man von Gallien aus Italien überziehen könne. Darum ließ er den Feldherrn der Germanen zu einer Unterredung einladen. Dieser aber weigerte sich: „Wenn er Cäsars bedürfte, würde er zu ihm kommen; drum möge auch Cäsar zum Heervest kommen. Uebrigens getraue er sich nicht, ohne Heer die römische Provinz zu betreten, und das mache Umstände. Er wundre sich aber, was er in seinem Gallien mit Cäsar und dem römischen Volke zu besprechen haben könne.“ Hierauf entbot ihm Cäsar mit Vorwürfen und Drohungen, kein Kriegsvolk weiter über den Rhein zu führen, die Bundesgenossen des römischen Volks nicht ferner zu beunruhigen und den Heduern ihre Geiseln zurückzugeben. Ob er vergessen habe, was er den Römern

*) 72 vor Chr. **) Diejenigen aber, welche die Ableitung von Thiod für die richtige halten, sind der Meinung, der Name Germanen sey die Uebersetzung des Namens Deutsche, welches selber Brüder oder Gefreundte bedeutet. Zuverläßig scheint es, daß die Niederdeutschen sich von Alters her Deutsche, nicht Germanen, die Oberdeutschen aber entweder nach dem Namen ihrer Stämme, oder auch Germanen genannt haben: die Engländer, die im fünften Jahrhundert diese Namen aus Deutschland nach ihrer Insel hinübergenommen, nennen die Niederländer Deutsche, das eigentliche Deutschland aber Germany. Auch unterscheidet der Verfasser eines Gedichts auf Karl den Großen bei Schilter nach Allemannen und Deusen.

der Deutschen mit gallischen Wanderungshorden haben sich in der von Cäsar aufbewahrten Sage erhalten, es sey eine Zeit gewesen, wo die Gallier die Deutschen an kriegerischer Tapferkeit übetroffen und im herkynischen Walde gallische Staaten gegründet hätten, eine Sage, die wahrscheinlich mit der von Livius erwähnten großen gallischen Wanderung zusammen fällt, bei welcher (591 Jahre vor christlicher Zeitrechnung) die überzählige Jugend des Landes unter Anführung zweier Fürstensöhne, Belloves und Sigoves, theils über die Alpen nach Italien, theils über den Rhein in den herkynischen Wald zog. Die deutschen Völker müssen damals noch nicht stark genug gegen Westen vorgerückt gewesen seyn, um dem Zurückströmen der gallischen Uebervölkerung zu widerstehen. Noch waren keine Grenzen der Reiche gesondert, und über die ewigen von der Natur gegründeten Bollwerke liefen die Völker in einander, wie vielmehr über Bäche und Flüsse! Eben so deutet eine andere, zu Cäsars Zeiten noch vorhandene Erinnerung, daß nehmlich die deutschen Bewohner des im Westen des Rheins gegen den nördlichen Ozean sich senkenden Niederlands, die Belgen, aus Osten gekommen, sich Germanier genannt, und die ursprünglich gallischen Bewohner unterjocht oder vertrieben hätten, auf eine vorgeschichtliche Begebenheit hin, deren bestimmte Kunde gänzlich verloren gegangen ist.

Dagegen erblicken wir beim ersten Lichtstrahl, welchen die Geschichte auf die überalpische Nordwelt wirft, längst dem westlichen Ufer des ganzen Rheinstroms, von wo derselbe bei dem heutigen Basel gegen Norden sich dreht bis zu seinen Mündungen, im Lande, das durch den Jura und Vogesus begrenzt wird und als Abdachung des Ardennengebürgs zur brittischen Meerenge sich hinabsenkt, den Boden von deutschen Völkern gebaut, deren Ankunft die Geschichte so wenig als die Ankunft der Gallier meldet, welche hinter dem Jura und den Vogesen seit undenklichen Zeiten ihren Druiden gehorchten. Zwischen diesen Gebürgen, welche die Natur als Bollwerke des Landes Gallien aufgethürmt hat, und dem obern Rheinstrom, hießen die deutschen Stämme Tribokker oder Dreibündner, Nemeter und Wangionen, weiter unter Trevirer, die zu den Belgen gerechnet wurden; auf den Inseln der Rheinmündungen aber Bataver. Jedes Volk hat ein Recht, da zu wohnen, wo die Geschichte es findet: diese aber kennt keine ältern Bewohner der westlichen Rheinlande als Deutsche, welche den Acker bauten, aber sehr kriegerisch und den Galliern fürchterlich waren.

Nun aber geschah es seit der Cimbrischen Wanderung immer häufiger, daß aus dem innern noch unbekannten Lande sehr streitbare Völker hervortraten, denen im Norden der Raum zu eng geworden war, und die sich bessere Wohnsitze aufsuchen wollten; das Beispiel der Cimbern und der Helvezier läßt leichtlich errathen, wie es mit solchen Wanderungen zuging. Dergleichen erst ganz kriegerische Horden wurden, wie die Rheinbewohner und die Belgen, zu friedlichen Anbauern, wenn sie ein Land gefunden hatten, in welchem sie bleiben mochten.

Solcher deutschen Kriegsvölker hatten sich viele am rechten Ufer des Ober-Rheins gesammelt. Ihren Stammgenossen auf der linken Seite mochten sie so wenig anhaben, als einst die Teutonen den Belgen; auch bei den Helveziern fanden sie mannhaften Widerstand. Da

erging an einen der Kriegsfürsten, den Heervest oder Arioviſt, die gemeldete Einladung der Sequaner, nach Gallien zu kommen und ihnen gegen die Heduer zu helfen. Dies geſchah vierzehn Jahr vor Cäſar, *) wie es ſcheint, mit Begünſtigung, vielleicht gar nach Aufforderung der Römer, welche es damals gern ſahen, daß die Völker Galliens ſich ſchwächten; wenigſtens wird in der Folge erzählt, die Römer hätten nachmals den Heervest ihren Freund genannt und ihm den Königstitel gegeben. Das thaten ſie aber mit ſolchen, die für ſie ſtreiten ſollten. Heervest nun handelte, wie oben gemeldet worden iſt: er ſchlug die Heduer, nahm nach Sitte der Eroberer den beſten Theil des Landes derer, die ihn gerufen, und vertheilte es unter ſein Heer, das auf 120000 Köpfe angelaufen war. Hier nun geſchah es, daß der Name Germannen oder Kriegsmänner (Wehr, War, Guerra, Guerre iſt die verſchiedene Ausſprache deſſelben Worts,) welchen die Deutſchen in ihrer Sprache als Standesbezeichnung ſich beilegten, von den erſchrocknen Galliern als Name des geſammten Volks gebraucht wurde. Da dieſes Wort in der römiſchen Sprache ſo viel als Brüder bedeutet, ſo war daſſelbe in der Folge den griechiſchen Geſchichtforſchern ſehr willkommen, welche für die gemeinſchaftliche Abſtammung aller nördlichen Völker, beſonders der Galen und der Deutſchen Beweiſe aufſuchten. Dieſe letztern, meint Strabo, ſind Brüder der erſten genannt worden **). In ſeiner wahren Bedeutung war der Name für die Kriegsſtaaten paſſend, die aus dem innern Lande heranziehend an der galliſchen und weiterhin an der römiſchen Grenze ſich bildeten; aber auch die alten deutſchen Bewohner des Rheinlandes wurden Germanen, weil ihre kriegeriſche Mannſchaft ſich theilweiſe an die Schaaren Heervests anſchloß.

So ſtanden die Sachen, als Cäſar die Klagen der Gallier in Berathung nahm. Da er ſelbſt in ihrem Lager herrſchen wollte, konnte er keinen Fremden dulden; überdies erwog er, wie leicht man von Gallien aus Italien überziehen könne. Darum ließ er den Feldherrn der Germanen zu einer Unterredung einladen. Dieſer aber weigerte ſich: „Wenn er Cäſars bedürfte, würde er zu ihm kommen; drum möge auch Cäſar zum Heervest kommen. Uebrigens getraue er ſich nicht, ohne Heer die römiſche Provinz zu betreten, und das mache Umſtände. Er wundre ſich aber, was er in ſeinem Gallien mit Cäſar und dem römiſchen Volke zu beſprechen haben könne.“ Hierauf entbot ihm Cäſar mit Vorwürfen und Drohungen, kein Kriegsvolk weiter über den Rhein zu führen, die Bundesgenoſſen des römiſchen Volks nicht ferner zu beunruhigen und den Heduern ihre Geiſeln zurückzugeben. Ob er vergeſſen habe, was er den Römern

*) 72 vor Chr. **) Diejenigen aber, welche die Ableitung von Thiod für die richtige halten, ſind der Meinung, der Name Germanen ſey die Ueberſetzung des Namens Deutſche, welches ſelber Brüder oder Gefreundte bedeutet. Zuverläßig ſcheint es, daß die Niederdeutſchen ſich von Alters her Deutſche, nicht Germanen, die Oberdeutſchen aber entweder nach dem Namen ihrer Stämme, oder auch Germanen genannt haben: die Engländer, die im fünften Jahrhundert dieſe Namen aus Deutſchland nach ihrer Inſel hinübergenommen, nennen die Niederländer Deutſche, das eigentliche Deutſchland aber Germany. Auch unterſcheidet der Verfaſſer eines Gedichts auf Karl den Großen bei Schilter nach Allemannen und Deuſen.

schuldig sey, die ihn König und Freund genannt? Ob er nicht wisse, daß niemand ihre Bundesgenossen ungestraft unterdrücke? Heervest erwiederte: „Nach dem Rechte des Krieges möchten die Sieger den Besiegten, wie sie wollten, befehlen; auch das römische Volk behandle alle, die es bezwungen, nach eigener Willkühr. Er, der den Römern nichts vorschreibe, könne es auch von ihnen nicht leiden. Die Heduer habe er überwunden; daß Cäsar durch seine Anwesenheit ihm die Zölle verderbe, sei unrecht; wolle er sie noch aufhetzen, keine Steuern zu bezahlen, so würden sie erfahren, was der Brudername des römischen Volks ihnen hülfe. Cäsar selbst möge bedenken, daß noch keiner ohne zu verderben, mit ihm gestritten. Lüste es ihn dennoch, so möge er zur Schlacht kommen; er werde erfahren, was die unüberwindlichen Kriegsmänner vermöchten, die binnen vierzehen Jahren unter kein Dach gekommen." — Zugleich ward dem Cäsar angesagt, daß am ganzen Rheinstrom sich wandernde Krieger sammelten und in Gallien einzubrechen drohten; Heervest aber sei auf dem Marsche gegen Vesontio, die reiche und wohl versehene Hauptstadt der Sequaner, welche heut Bisanz oder Besançon heißt.

Alsbald kam ihm Cäsar zuvor und besetzte die Stadt: eine Schlacht mußte entscheiden, ob Gallien römisch oder germanisch sein sollte. Aber den Römern entfiel der Muth bei den fürchterlichen Beschreibungen, welche die Gallier von der Riesengröße, Stärke und Grausamkeit der schrecklichen Feinde machten, deren Blick sie selbst nach längerm Umgange nicht auszuhalten vermöchten. Besonders zagten diejenigen Römer, die sich ihrer politischen Verbindungen wegen bei Cäsar aufhielten; mehrere fanden Vorwände, unter welchen sie das Lager verlassen konnten; andere, von Scham oder Pflicht gefesselt, verschloßen sich in die Gezelte und beweinten ihr bevorstehendes Schicksal; im ganzen Lager wurden Testamente gesiegelt. Dadurch wurden auch die kriegserfahrnen Soldaten allmählig scheu, denn Furcht ist ansteckend wie Muth; und mehrere Befehlshaber berichteten, man würde dem Befehl zum Aufbruch nicht Folge leisten. Da rief Cäsar die Legionen zusammen, und sprach zu ihnen mit gewohnter Kraft, erst von der Nothwendigkeit, den ungerechten Angriff abzuwehren; dann von dem Siege, den ihre Väter über die nehmlichen Feinde, die Cimbern und Teutonen, erfochten, und wie jene Helvezier, die so eben vom Römerschwerdt besiegt worden, die Germanen so oft auf deren eignem Boden geschlagen; daß die Gallier den Germanen unterlegen, werde doch die Römer nicht schrecken. Bisher wären nur unglücklichen oder habsüchtigen Feldherrn ihre Herre ungehorsam gewesen; seine Redlichkeit aber sey durch sein ganzes Leben, sein Glück durch die letzten Begebenheiten erprobt. Wollten indeß die übrigen schmachvoll zurückbleiben, so werde er mit der zehnten Legion allein (dieser vertraute er am meisten) gegen den Feind ziehen. Dies wirkte so, daß die Gemüther auf einmal wie verwandelt waren; denn die Macht der Beredsamkeit ist groß auf alle Menschen. Die geschmeichelte Legion dankte dem Feldherrn besonders durch ihre Obersten für die ehrenvolle Erwähnung und erklärte sich zu jedwedem Unternehmen bereit; die übrigen ließen ihm vorstellen, sie dächten nicht schlechter. Also ging Cäsar gegen den Feind, auf einem Umwege von zehn Meilen,

um Berge und Wälder zu vermeiden. Das Getreide im Felde war reif, und außerdem ließ Divitiakus, der Heduer, die nöthigen Lebensmittel nachführen.

Am siebenten Tage ward gemeldet, man sey dem Lager der Deutschen nahe; zugleich langte eine Gesandtschaft vom Heervest an, durch welche er die früher versagte Unterredung selbst antrug. Man verglich sich, dieselbe auf einem Hügel, der mitten in der Ebene zwischen beiden Heeren lag, zu halten, und von jeder Seite nicht mehr als zehn Mann mitzunehmen, in einer Entfernung von 200 Schritt aber eine Anzahl Reiter aufzustellen. Cäsar, der den Galliern nicht traute, ließ sie absitzen und seine zehnte Legion ihre Pferde besteigen. Die beiden Feldherrn nebst ihrem Gefolge erschienen gleichfalls zu Pferde. Nach einigen Vorwürfen über die vorher abgeschlagene Zusamenkunft wiederholte der Römer seine Forderungen, Heervest seine Weigerungen. Jener entwickelte in künstlichen Worten, wie die Römer ihre Bundesgenossen und die Freiheit Galliens schützen müßten; dieser kam immer darauf zurück, er habe in seinem Gallien eben so viel Recht als die Römer in dem ihrigen. Ein zwieträchtiges und wehrloses Volk gehöre dem Ueberwinder. Als nun jener viel von Senat und Volk sprach, bemerkte Heervest, wie er gar wohl wisse, daß Cäsars Niederlage und Tod vielen Vornehmen und Edlen in Rom eine gar willkommne Bothschaft sein würde; er selbst sei angegangen worden; wolle aber Cäsar ihn den eroberten Theil von Gallien in Ruhe besitzen lassen, so möge er ohne Besorgniß über ihn seinen anderweitigen Unternehmungen nachgehen. Cäsar, der auf diesen Gegenstand sich nicht einlassen wollte, brach ab, weil die Reiterschaar Heervests verdächtige Bewegungen machte, und versagte sich einer zweiten Zusammenkunft, welche der feindliche Heerführer bald darauf antrug. Zwei Abgesandte, die er statt seiner schickte, wurden als Kundschafter in Ketten geworfen.

Indeß ermüdete Heervest die Römer durch Abschneidung der Zufuhr und tägliche kleine Reiterangriffe. In seinem Vortrabe waren unter sechstausend Reiter eben so viel Fußgänger gestellt, beide aus dem ganzen Heer ausgelesen; wurden die Reiter gedrängt, so zogen sie sich auf die Fußgänger zurück; diese traten vor, nahmen die Verwundeten auf und deckten den Rückzug. Selbst beim schnellsten Vor- oder Rückwärts wurden beide nicht getrennt, weil das Fußvolk gewöhnt war, an den Mähnen der Rosse sich haltend mit den Reitern zusammen zu bleiben. Cäsar, der in dieser Kriegsart die Germanen vorzüglich geübt sah, beschloß, sie zur regelmäßigen Feldschlacht zu zwingen, worin er ihnen überlegen zu seyn hoffte. Gefangene sagten aus, die Germanen dürften nach dem Ausspruch ihrer weissagenden Weiber vor dem Neumond keine Schlacht wagen.

Durch künstliche Bewegungen erreichte Cäsar seinen Zweck, und Heervest, um nicht eingeschlossen zu werden, führte die Seinen aus dem Lager. Er stellte sie nach der Ordnung ihrer Stämme in besondere Treffen: die Haruder, die Seduser und die Markmannen, als diejenigen, so ihm über den Rhein her gefolgt waren, dann die Jugend der überrheinischen Stämme, die Tribokker, Wangionen und Nemeter, alle zusammen aber Sueven, d. h. Deutsche von gleicher Abkunft. Hinter jedem Treffen wurden die

Wagen und Karren mit den Weibern und dem Gepäck aufgefahren, damit keine Hoffnung zur Flucht und desto mehr Ermunterung zum Sieg vorhanden wäre.

Sobald nun römischer Seits das Zeichen zum Angriff erscholl, stürzten die Deutschen mit solcher Heftigkeit auf die Römer, daß diesen kein Raum zum Speerwurf verstattet wurde. Da kämpften sie im Handgemeng mit den Schwerdtern. Aber die Deutschen drängten sich plötzlich nach ihrer Gewohnheit in einen großen Keil, und bedeckten sich mit den Schildern, so daß mehrere Römer vergeblich auf die Schilddächer sprangen und von oben herab kämpften. Schon wich der linke Flügel der Römer, als ihre Reiterei unter Crassus herbei eilte und das Treffen wieder herstellte. Die Deutschen flohen bis an den Rhein, über welchen nur wenige durch Schwimmen und auf Fahrzeugen entkamen. Unter den letztern war Heervest, die ürigen wurden von der verfolgenden Reiterei niedergehauen. Auf dieser Flucht kamen zwei Frauen Heervests ums Leben, eben so eine seiner Töchter, die andere wurde gefangen. Jene Abgesandten Cäsars, die Heervest als Kundschafter in Ketten geworfen, die Gallier Procillus und Mettius, wurden befreit. Dreimal war über sie das Loos geworfen worden, ob sie sogleich oder erst später dem Feuertode bestimmt werden sollten, und dreimal hatte das Loos für ihre Erhaltung entschieden.

Heervest ist bald nach diesem Unfall gestorben, aber die rheinischen Völkerschaften, deren Jugend unter seinen Fahnen gefochten, finden sich fortdauernd in ihren Wohnsitzen, und auch die drei andern, die Haruder, die Seduser und Markmannen, erscheinen bei spätern Begebenheiten wieder. Man sieht daraus, daß nicht immer ganze Stämme den kühnen Kriegern folgten, die zu Ruhm und Beute aufforderten. Die übrigen Kriegshorden, die sich am rechten Ufer des Rheins versammelt hatten, um dem Heervest zu Hülfe zu ziehen, kehrten auf die Nachricht von seinem Unglück ins innere Land zurück; die Ubier aber, deutsche Anbauer am rechten Ufer, bereits mit gallischen Sitten vetraut, fielen über die Rückziehenden her, von denen sie vielfach bedrückt worden seyn mochten, und tödteten ihrer viele.

Fünftes Kapitel.

Cäsars Krieg mit den Belgen *)

Nach dem Siege über den Heervest verlegte Cäsar sein Heer zu den Sequanern in die Winterquartiere; er selbst ging über die Alpen, wie er nachher alle Jahre zu thun pflegte, um der Stadt Rom näher zu seyn. Viele der Gallier aber fanden bald, daß sie nur ein Joch gegen das andere vertauscht hätten, und sannen auf Mittel, auch der römischen Herrschaft los zu werden. In dieser Absicht wandten sie sich an die Belgen, und erinnerten diese, wie sie bei Zeiten dazu thun möchten, daß sie nicht, wenn ganz Gallien bezwungen wäre, Unterthanen der Römer werden müßten.

*) 57 vor Chr.

Die Belgen wohnten zwischen dem Rhein, der Seine und der Marne, und waren theils gallische, theils deutsche Völker, welche von ihrem Lande einen gemeinsamen Namen führten: Belgien aber heißt Niederland. Die deutschen Belgen saßen vorzüglich zwischen der Mosel, Maas und Schelde, in den Landschaften, die heut Namur, Hennegau, Lützelburg, Limburg, Lüttich, Brabant und Flandern heißen. Ihr Gebürg, so sich an 2000 Fuß über die Meeresfläche erhebt, nannten sie den harten Wald, woraus Ardennen Wald geworden ist. Ihre Aussprache klang, wie noch heut die ihrer Nachkommen, von der der oberdeutschen Stämme so verschieden, und führte so viel gallische Wörter, daß ein Ausländer wie Cäsar, sie wohl für halb gallisch halten mochte. Es waren aber die deutschen Belgen stolz darauf, Deutsche zu seyn, und rühmten sich ihrer Abkunft und ihres Kriegsmuths, auch daß sie die Teutonen, vor denen die Gallier sich gefürchtet, von sich abgewehrt hätten; die gallischen Belgen aber waren mächtig an Zahl.

Es rathschlagten nun mit einander die Bellovaken, die Suessionen, die Nervier, die Atrebaten, die Ambianen, die Moriner, die Menapier, die Caleten, die Velocasser, die Veromanduer, die Aduatiker, die Condrusen, die Eburonen, die Cäreser und die Pämaner, zugleich gallische und deutsche Stämme der Belgen, wie sie den Römern zuvorkämen, und berechneten, daß sie gegen zweimal hundert tausend Mann ins Feld stellen könnten. Zum Oberanführer ihres Bundes ernannten sie den König der Suessionen, Namens Galba, und beschlossen, Boten an die Deutschen am Rhein zu senden, daß sie sich mit ihnen verbänden.

Dieses Alles erfuhren ihre Nachbarn, die Remier, (in der Gegend des heutigen Rheims) die es mit den Römern hielten, und statteten fleißig an Cäsar Bericht ab. Darum warb dieser zu den vorigen sechs noch zwei neue Legionen, und zog mit Anfang des Sommers gegen die Belgen, welche damals schon Bibrax, die Hauptstadt der Remier, die heut Bièvre heißt und ein kleiner Ort ist, belagerten. Auf die Nachricht von seiner Annäherung hoben sie die Belagerung auf, Cäsar aber machte Halt an dem Flusse Arona, der heut Aisne heißt, ohne sich auf eine Hauptschlacht einzulassen; denn er scheute die Uebermacht seiner Gegner, und wußte, daß Mangel an Lebensmitteln sie bald nöthigen würde, sich zu trennen. Bei einem Uebergange über die Aisne, den die Belgen versuchten, wurden sie so blutig zurückgeschlagen, daß der ganze Fluß mit Leichen bedeckt ward. Hierzu hatte Cäsar die Heduer angestiftet, den Bellovaken ins Land zu fallen. Als die Verbündeten dies hörten, zogen sie in großer Eil jeder in seine Heimath, um den Ihrigen zu helfen. Alsbald die Römer mit der Reiterei hinter her. So thöricht war das Beginnen der Belgen, daß Cäsar eine Kriegslist vermuthete, und seine Hauptmacht im Lager zurückhielt *). Erst am folgenden Tage rückte er in das Land der Suessionen: die Hauptstadt

*) Damit aber solche Thorheit nicht unglaublich scheine, haben funfzehn hundert Jahr nachher Kürfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen gegen Kaiser Karl V. ähnliches wiederholt.

Soissons, (damals Noviodunum) durch die Ankunft der Flüchtigen geschreckt, ergab sich; Cäsar nahm die Söhne des Königs Galba als Geiseln, und alle Waffen. Darauf führte er sein Heer weiter gegen die Bellovaken, die sich und ihre Habe in die Stadt Bratuspantium (die nicht mehr vorhanden ist,) geflüchtet hatten. Eine Meile von dieser Stadt begegnete dem Cäser ein langer Zug von Greisen, welche mit Geberden und Worten für die Ihrigen um Gnade baten: als die Römer näher rückten und ihre Lager aufschlugen, sahen sie, wie auf den Mauern Weiber und Kinder die Arme emporhoben und fleheten. Da trat der Heduer Divitiakus vor, und bat für die Geängsteten: Cäsar aber sprach, er verzeihe den Empörern um der Heduer willen, und nahm sechshundert Geiseln nebst allen Waffen. Gleiches geschah darauf den Ambianern.

Anders thaten die tapfern Nervier, deutschen Bluts, die in dem Lande wohnten, welches heut Cambresis und Hennegau heißt. Als Cäsar ihren Grenzen sich näherte, erfuhr er: „das wären keine Weichlinge wie die andern, sondern kühne und kräftige Männer, zu denen keine Handelsleute mit Wein und andern Gegenständen der Ueppigkeit kommen dürften, weil sie dafür hielten, daß durch dergleichen der Muth erschlafft und die Tapferkeit geschwächt würde. Sie schmäheten auch auf die übrigen Belgen, daß sie sich dem römischen Volk ergeben und ihre väterliche Ehre weggeworfen hätten: sie ihres Theils würden weder Gesandte schicken noch Friedensbedingungen annehem."

An der Sambre, welche damals Sabis hieß, erwarteten die Nervier mit ihren Nachbarn, den Atrebaten und Veromanduern, die Ankunft der Römer. Weiber und Kinder hatten sie an einen durch Moräste unzugänglichen Ort gebracht, sie selbst waren ihrer Gewohnheit nach mit Bäumen und Dornsträuchern versehen, deren sie sich bedienten, um überall in der größten Schnelligkeit Gebüsche und Hecken aufzuschlagen, hinter denen sie sich verstecken und schützen konnten. Die Gegend aber war bergig. Als nun Cäsar am Fluße angekommen war und das Lager abstecken ließ, die Reiterei aber mit den Schleuderern und Bogenschützen hinüber ging, um die Gegend zu reinigen, wurde dieselbe plötzlich von überlegener Macht zurückgetrieben, und zugleich das angefangene Lager von allen Seiten her angefallen. Es bedurfte Cäsars ganzer Geistesgegenwart und Schnelligkeit, um das Heer in Schlachtordnung zu rufen: die bei der Lagerarbeit überraschten Soldaten hatten nicht Zeit, ihre Helme und Schilder anzulegen, oder ihre Fahnen und Führer aufzusuchen, sondern stellten sich, wie der Ort und die Noth es gebot. Aber während auf der einen Seite den Atrebaten und Veromanduern widerstanden ward, erhoben sich die Nervier aus ihrem tragbaren Walde, und stürmten in zwei dicken Haufen gegen das Lager und gegen die Legionen, die zu dessen Deckung in einiger Entfernung aufgestellt waren. Da ergriffen viele Troßleute, die mit dem Gepäck sich noch außerhalb des Lagers befanden, mit großem Geschrei die Flucht; mit ihnen die Schleuderer und die Numidischen Reiter, die zur Flucht wie zur Verfolgung immer die ersten waren; die Reiterei der Trevirer aber, die sich als gallisches Hülfsvolk bei den Römern befand, wandte sich und jagte nach Hause, und verkündigte aller Orten, wie sie die Römer überwältigt, das Gepäck

genommen und das Lager bereits erstiegen gesehen habe. In dieser äußersten Gefahr riß Cäsar einem der hintern Soldaten das Schild vom Arm, (er selbst war ungerüstet herbeigeeilt,) sprang in die vorderste Reihe und focht wie ein gemeiner Krieger. Die Hauptleute rief er bei Namen, die übrigen ermahnte er durch Worte und Beispiel. So ward der Anfall gemäßigt, noch nicht zurückgeschlagen, als zwei Legionen unter Labienus, die zur Deckung des Gepäcks zurückgeblieben, aber durch die Begegnung der Flüchtlinge zur Eile ermuntert worden waren, auf den Anhöhen erschienen, den Römern zum Heil und zur Hülfe. Die Nervier aber, als sie ihre Augen aufhoben, ihr Lager genommen, ihren Rücken angefallen und alle bereits flüchtigen Römer wieder umgewandt sahen, stritten ohne Hoffnung des Siegs und der Rettung, jedoch ohne Gedanken der Ergebung, die hintern von den Leibern der vordern herab. Den letzten fehlten die Waffen: da fingen sie die römischen Wurfspieße auf und schossen sie auf ihre Feinde zurück. Solche tapfere Männer erlagen in so rechtmäßigem Vertheidigungskampfe, damit niemals Tugend und Gerechtigkeit nach dem Ausgange gemessen werde. Ihr Ueberwinder preiset die Größe ihrer Seelen.

Als nun alle Männer der Nervier gefallen waren, schickten die Greise, die sich mit den Weibern und Kindern zwischen Sümpfe und Teiche zurückgezogen hatten, Gesandte an den Cäsar, und ergaben ihr Volk. Nichts sprachen sie zu dem Sieger, als daß von sechshundert Senatoren noch drei, von sechzigtausend ihrer Waffenfähigen noch fünfhundert übrig wären. Cäsar aber hieß sie wohnen in ihren Grenzen und Städten, nahm ihnen die Waffen nicht, und gebot den Nachbarn, sich aller Beleidigung gegen die zu enthalten, die keine Vertheidiger hätten.

Die Aduatiker aber waren schon auf gewesen, den Nerviern mit allem Volk zu Hülfe zu ziehen. Als sie nun das Unglück vernahmen, kehrten sie um, verließen alle ihre Städte und Schlösser, und trugen ihre Habe in einen festen Ort, der für das heutige Namur gehalten wird. Diese Feste lag zwischen hohen unersteiglichen Felswänden; den einzigen Zugang, der nicht breiter als zweihundert Fuß war, hatten sie mit einer doppelten Mauer umgeben, und diese mit gewaltigen Steinen und spitzigen Balken belegt. Es stammten die Aduatiker ab von den Cimbern und Teutonen, die in Gallien auf ihrem Zuge gegen die Provinz einen Theil des Gepäcks über den Rhein zurückgeschickt und sechstausend Mann zur Begleitung dazu gegeben hatten. Die letztern waren nachmals viele Jahre lang kriegerisch herumgezogen, und hatten endlich durch ein Uebereinkommen der Völker des Landes ihre gegenwärtigen Wohnsitze erhalten. Deren Nachkommen waren die Aduatiker.

Bei der ersten Annäherung der Römer fielen die in der Feste heraus und stritten hin und wieder, nachher hielten sie sich innen. Als sie nun die Belagerungsmaschinen aufstellen, und einen Damm mit einem Thurm sich erheben sahen, spotteten sie von den Mauern herab, daß solche Zwerge wie die Römer (denn die meisten Gallier und Germanen waren sehr langen Leibs,) mit so hohen Dingen sich befaßten. Aber bald erhoben sich die Maschinen und rollten an die Mauern heran. Der Thurm war voll Gewaff-

neter, eine Brücke sollte herüber geworfen werden, und der Sturmbock stieß mit seinem furchtbaren Horn, daß das Gemäuer in allen Fugen erbebte. Da erschracken die Belagerten und schickten Gesandte an Cäsar. Diese sprachen: „Wir glauben, daß die Römer, die solche Thürme so schnell zu bewegen verstehen, nicht ohne Hülfe der Götter Krieg führen: darum übergeben wir uns und das Unsere ihrer Macht. Um eins nur bitten wir, daß uns Cäsar die Waffen lasse: denn alle unsere Nachbarn sind uns feind, und werden uns qualvoll tödten, wenn wir uns nicht zu wehren vermögen." Cäsar antwortete: „Es ist eigentlich Sitte des römischen Volks, keine Unterwerfung mehr anzunehmen, wenn der Sturmbock die Mauern gefaßt hat: doch will ich euch Gnade bewilligen, aber nur gegen Ueberlieferung der Waffen. Gegen die Nachbarn soll mein Befehl euch wie die Nervier schützen." Die in der Stadt versprachen zu thun, wie Cäsar geboten, und warfen so viele Waffen von der Mauer herab, daß der Graben ganz voll wurde. Dann öffneten sie die Thore, und die Römer gingen den Tag über aus und ein. Gegen Abend nun zog Cäsar die Seinigen ins Lager, um die Mißhandlung der Besiegten zu verhüten. Diese aber hatten schon vorher gerathschlagt, wie sie die Römer, wenn diese sicher gemacht seyn würden, überfallen wollten, und zu diesem Ende ein Drittheil ihrer Waffen versteckt. Um die dritte Nachtwache fielen sie aus und dachten die Römer zu überraschen, fanden sie aber gerüstet und wurden nach heißem Kampfe, worinn 4000 Mann von ihnen gefallen, in die Stadt zurückgeworfen. Am andern Morgen ließ Cäsar die Thore erbrechen: Niemand vertheidigte, Niemand öffnete sie. Die Stadt mit aller Habe und allen Menschen ward an den Meistbietenden verkauft; die Zahl der Köpfe war drei und funfzigtausend. Also erzählt Cäsar diese Geschichte.

Zur selben Zeit bezwang sein Legat Crassus viele Völker an der Seeküste, deren Namen nachmals ganz verschollen sind. Ganz Gallien war ruhig und fürchtete sich vor Cäsar; sogar einige Völker, die auf der andern Seite des Rheins wohnten, schickten Boten, und ließen ihm ihre Freundschaft antragen. Er aber eilte nach Illyrien, nachdem er sein Heer zu den Caruntern, Anden und Turonen in die Winterquartiere gelegt hatte. Zu Rom wurden den Göttern feierliche Dankgebete funfzehn Tage hindurch dargebracht.

Sechstes Kapitel.

Cäsars fernere Kriege mit den Deutschen. *)

Von nun an verschworen sich fast alle Jahre mehrere gallische Völkerschaften gegen den Unterdrücker ihrer Freiheit, bis sie nach Verlauf von acht Jahren alle bezwungen waren. Je mehr deren zusammentraten, desto leichter wurde es ihm, viele an einem Tage zu schlagen, die er sonst in verschiedenen Ländern hätte aufsuchen müssen.

Als eine dergleichen Verschwörung im ersten Jahr nach dem belgischen Kriege zertreten worden war und Cäsar das Heer eben in die Quartiere gelegt hatte, ward ihm angesagt, es wären zwei deutsche Völkerschaften, die Usipeten **) und Tenchter, in großer Zahl über den Rhein gekommen und hätten sich des Landes der Menapier, welches das heutige Cleve und Geldern war, bemächtigt. Da nun Cäsar die Abneigung der Gallier gegen die römische Herrschaft kannte, und wußte, wie hoch sie auf die Stärke der Deutschen vertrauten und wie leicht sie sich in neue Unternehmungen einließen, eilte er, um Abfall zu verhüten, im folgenden Jahr früher als sonst zum Heere zurück. Hier erfuhr er, daß die Deutschen, heimlich eingeladen von den Galliern, bereits weiter vorgerückt wären. Er stellte sich aber, als ob er nichts wisse, bot die Reiterei der Gallier auf, redete freundlich zu ihren Fürsten und zog gegen die Deutschen. Unter Wegs begegneten ihm Boten derselben, welche zu ihm sprachen: „Ihr Volk wolle nicht Krieg mit den Römern, wiewohl es gegen deren Angriff sich vertheidigen werde. Die Deutschen hätten von ihren Vorfahren gelernt, den Krieg durch Waffen, nicht durch Bitten abzuwehren. Doch geständen sie dieses, daß sie wider ihren Willen, aus ihrem Lande durch die Macht der Sweven vertrieben, hieher gekommen wären. Sie wollten Freunde seyn des römischen Volks, wenn dasselbe ihnen Ländereien einräume, oder sie die eroberten behalten ließe. Den Sweven allein wären sie gewichen, denen nicht einmal die unsterblichen Götter widerstehen könnten. Uebrigens sey Niemand auf Erden, den sie sich nicht zu überwinden getrauten."

Zu derselben Zeit befanden sich bei Cäsar Gesandte der Ubier, auch eines deutschen am Rhein bereits angebauten Volks, welches von den wandernden Kriegsvölkern oder den Sweven hart bedrängt wurde, und ihnen sehr feind

*) 55 vor Chr. **) Der sonderbar klingende Name Usipeten, der beim Cäsar beständig Usipetes, beim Tacitus bald Usipetes bald Usipii lautet, ist wahrscheinlich von dem Flusse Use in der Wetterau abzuleiten, und in Wisbaden und Wisbäder mit geringer Veränderung noch heut vorhanden. Außerdem findet er sich in Usingen, Utzberg, Uselbach ꝛc. Mehrere Völkerschaften haben ihre Namen von Flüssen entlehnt, z. B. die Sigambrer von der Siga, die Amsivarier von der Ems.

war. Darum antwortete Cäsar den Usipeten: „In Gallien werde er sie nicht dulden, denn es sey nicht billig, daß wer seine eignen Grenzen nicht schützen könne, fremdes Land einnehme; auch reiche der Acker für solche Menge nicht hin. Wenn sie aber wollten, möchten sie in die Grenzen der Ubier ziehen, und diese gegen die Sweven vertheidigen helfen."

Die Gesandten wollten dies ihren Landsleuten berichten und versprachen, nach drei Tagen wieder zu kommen; zugleich baten sie, Cäsar möchte unterdeß mit dem Heer stille stehen und nicht weiter vorrücken. Dieser aber argwohnte, sie warteten auf ihre Reiterei, die sie über die Mosel geschickt hatten, und bewilligte es nicht, sondern näherte sich bis auf eine Meile Wegs. Da kamen am dritten Tage die vorigen Abgesandten ihm entgegen, und baten nochmals, nicht weiter vorzurücken, oder wenigstens der vorausgeschickten römischen Reiterei den Angriff verbieten zu lassen. Ihr Volk wolle nach Cäsars Verlangen zu den Ubiern senden und mit diesen handeln, wie ihnen geboten worden. Dazu aber müßten sie drei Tage Zeit haben.

Cäsar beharrte bei seinem vorigen Argwohn, daß alles Hinterlist und Trug sey, um Zeit zu gewinnen und ihn mit gesammelten Kräften anzufallen. Darum rückte er noch weiter vorwärts, schickte aber, wie er erzählt, den Befehlshabern der Reiterei Befehl zu, die Gegner nicht ungereitzt anzugreifen. Die letztern waren so sicher und friedlich gesinnt, daß viele in das Lager kamen, um sich über den Gang ihrer Angelegenheit zu erkundigen.

Nun begab es sich unglücklicher Weise, daß es zwischen der vorausgeschickten römischen Reiterei und der deutschen zu Händeln kam. Cäsar behauptet, die letztere hätte jene unversehens überfallen: dem ist aber seine Angabe nicht günstig, daß der Römer fünftausend, der Deutschen nicht mehr als neunhundert waren. Von jenen wurden vier und siebzig getödtet, unter ihnen ein vornehmer Aquitaner, Namens Piso, der den Römern mit vorzüglicher Treue ergeben war.

Auf die Nachricht von diesem Vorfall knirschte Cäsar vor Zorn und hielt sich nun für völlig berechtigt, seiner üblen Laune gegen das unglückliche Volk nachzugeben. Ohne darauf zu achten, daß gleich am folgenden Morgen in aller Frühe die Fürsten und Aeltesten desselben zu ihm ins Lager kamen, um sich wegen deß gegen ihren Willen durch Mißverstand vorgefallnen Treffens zu entschuldigen und die angefangenen Friedensunterhandlungen zum Schluß zu bringen, ließ er vielmehr diese Arglosen festnehmen, gegen die übrigen aber sein Heer mit der größten Schnelligkeit vorrücken. Ehe die Deutschen das Geringste merkten, waren die Römer am Lager: aus der vollesten Sicherheit des Friedens wurden sie durch die Gegenwart des Feindes aufgeschreckt; keine Heerführer, kein Rath, keine Möglichkeit der Schlachtordnung, kaum Zeit die Waffen oder die Flucht zu ergreifen. Ein fürchterliches Angstgeschrei erscholl, und ward von den Römern als Zeichen des widerstandlosen Angriffs gehört: sie drangen ins Lager. Aber hier fanden sie die Wenigen, die noch schnell genug die Waffen hatten ergreifen können, zwischen den Wagen und Karren zum verzweifelten Kampfe bereit:

die Weiber und Kinder sollten während desselben entfliehen. Cäsar schickte den letztern die Reiterei nach, und bald wurde das Geheul der Erwürgten von den fechtenden Gatten und Vätern vernommen. Da warfen sie alle Waffen von sich und stürzten den Ihrigen nach in wilder blutiger Flucht, bis wo die Maas mit dem Rhein sich vereinigt. Hier warfen sich die, so das Schwerdt nicht gefressen, in den Strom, und wurden ermattet von den Wellen verschlungen. Sechshundert und dreißigtausend giebt Cäsar die Zahl ihrer Köpfe an, von denen keiner entronnen; von den Römern aber sey keiner vermißt, nur einige verwundet worden. Die treulos Gefangenen, die nach der greuelvollen Niedermetzelung ihres Volks die Freiheit erhielten, zu gehen wohin sie wollten, baten aus Furcht, den grausamen Galliern in die Hände zu fallen, um die Erlaubniß, vor der Hand im römischen Lager bleiben zu dürfen.

Solche Frevel hat die eigne Erzählung des Thäters verewigt. Als nun im Senat zu Rom, erzählt Plutarch nach Canusius, über ein Dankgebet gerathschlagt ward, gab jener Cato, der sein Leben der Vertheidigung des Rechts und der alten Grundsätze gegen den einreißenden Strom der Neuerungen geweiht hatte, seine Stimme dahin ab: „Man müsse den Cäsar den Barbaren ausliefern, um die Strafe des verletzten Völkerrechts von der Stadt Rom auf das Haupt des Frevlers zu wälzen.“

Siebentes Kapitel.

Cäsars erster Zug in das innere Deutschland. *)

Jene Reiterei der Usipeten und Tenchter, die dem unglücklichen Verdachte Cäsars die erste Veranlassung gegeben hatte, war über den Rhein zu den Sigambrern entkommen. Der römische Feldherr ließ den letztern befehlen, sie sollten ihm diejenigen ausliefern, die ihn und das Land Gallien feindlich angefallen, erhielt aber zur Antwort: „der Rhein begrenze die römische Herrschaft. Halte er es für unbillig, daß die Deutschen nach Gallien kämen, wie könne er jenseits des Rheins Gewalt und Herrschaft üben wollen?“ — Diese Antwort bewog ihn zu dem Entschluß, über den Rhein zu gehen, um auf diesem nie betretenen Boden das Schrecken des römischen Namens zu verbreiten. Hierzu kamen die Bitten der Ubier, mit denen er jetzt förmliche Freundschaft geschlossen, ihnen Hülfe gegen die Sweven zu leisten. Nur zeigen solle sich ein römisches Heer, dies werde für die Folgezeit Hoffnung und Hülfe genug seyn. So gewaltig sey durch Heervests Niederlage und die letzten Schlachten der Name und der Ruhm des römischen Heers bis zu den äußersten Völkern Germaniens gedrungen, daß blos durch

*) 55 vor Chr.

diesen Einfluß die Ubier sicher seyn würden, wenn die Römer nur zeigten, daß der Rhein ihnen den Zugang nach Deutschland nicht sperre. Zugleich versprachen sie die nöthigen Schiffe zur Ueberfahrt.

Es schien indeß dem Cäsar weder sicher noch des römischen Volks würdig, auf Kähnen über den Fluß zu setzen: der stolze Strom sollte durch eine Brücke gebändigt werden, damit der Fuß der Legionen festen Schritts über ihn schritte. Der Bau dieser Brücke wurde in der Gegend von Andernach angefangen, und Cäsar beschreibt ihn mit der Vorliebe, womit oft gewaltige Menschen das Kleine behandeln: gegen steinbeladene Flöße und Baumstämme, wodurch die Cimbern die Brücke bei Verona zertrümmert hatten, wurden große Wasserböcke aufgepflanzt. Binnen zehn Tagen war das Werk vollendet, und das Heer wurde übergeführt. Der Feldherr ließ an beiden Seiten der Brücke eine starke Besatzung und zog gegen das Land der Sigambrer. Diese aber hatten auf den Rath der Tenchter ihre Grenzen verlassen und sich und das Ihrige in die Wälder geflüchtet, deren Anblick den Römern so unheimlich vorkam, daß der Feldherr nach wenigen Tagen den Rückzug befahl. Vorher wurden alle Feldfrüchte abgehauen, und die leeren Weiler in Brand gesteckt. Die Ubier erzählten, die Sweven hätten auf die Nachricht von dem Brückenbau großen Rath gehalten und darauf Boten nach allen Gegenden ausgesendet, daß die Bewohner aus den Ortschaften entwichen, und ihre Weiber, Kinder und Habe in die Wälder verbürgen, alle aber, welche die Waffen tragen könnten, an einen Platz sich versammelten. Dort, im Mittelpunkt der Swevischen Lande, erwarteten sie die Ankunft der Römer; dort wollten sie streiten. Als dies Cäsar gehört hatte, achtete er den Zweck, wofür er gekommen, erreicht, indem er den Deutschen Furcht eingejagt, die Sigambrer bestraft und die Ubier entsetzt habe. Darum kehrte er, nachdem er achtzehn Tage mit sich über die Waldschlacht gerathschlagt, über den Rhein zurück, und ließ die Brücke hinter sich abbrechen.

Von jenen Sweven aber, die er bekriegen gewollt, und nicht gesehen hatte, redet er bei dieser Gelegenheit nach den Berichten der Ubier also: „Sie sind das größte und kriegerischste aller deutschen Völker. Sie sollen hundert Gaue im Besitz haben, aus deren jedem sie jährlich tausend Bewaffnete außer Lands schicken, um Krieg zu führen. Die übrigen bleiben zu Hause und müssen sich und jene ernähren. Im folgenden Jahr wird gewechselt, und so weder der Ackerbau noch die Uebung im Kriegswesen vernachläßigt. Abgesonderte und eigenthümliche Felder giebt es bei ihnen nicht; auch bleibt man nicht länger als ein Jahr der Bebauung wegen an einerlei Ort. Von Getreide leben sie überhaupt wenig, sondern meist von Milch, Vieh und Jagd. Diese Nahrungsmittel, die tägliche Uebung und die Freiheit der Lebensweise, (indem sie aufwachsen ohne Geschäfte und Zucht, und nichts gegen ihren Willen thun,) nähren ihre Kräfte und lassen ihre Körper zu ungeheurer Größe emporwachsen. Sie haben sich dergestalt gewöhnt, daß sie in den kältesten Gegenden keine andern Kleider tragen als Thierfelle, bei deren Kürze ein großer Theil des Körpers nackend bleibt, und nur in Flüssen sich baden.

Handelsleute lassen sie nur darum zu sich, um ihre im Kriege gemachte Beute zu verkaufen, nicht aber, weil sie irgend etwas bei sich wollten einführen lassen. Ja sogar des schönen Zugviehs, welches die Gallier mit so vielem Gelde bezahlen, begehren sie nicht, sondern begnügen sich mit demjenigen, welches bei ihnen schlecht und ungestalt erzeugt, durch tägliche Uebung aber stark und tüchtig gemacht wird. Im Reitergefecht springen sie oft von den Pferden und kämpfen zu Fuß; darum gewöhnen sie ihre Pferde, auf derselben Stelle stehen zu bleiben, um sich schnell, wenn die Noth es erfordert, auf sie zurück zu ziehen. Es scheint ihnen schimpflich und unmännlich, sich der Sättel zu bedienen, und sie getrauen sich daher, in kleiner Anzahl eine große Menge auf Sätteln sitzender Reiter anzugreifen. Wein lassen sie durchaus nicht bei sich einführen, weil sie meinen, daß durch den Genuß desselben die Menschen weibisch und entnervt werden. Sie halten es für das größte Lob, wenn weit um ihre Grenzen alle Felder unangebaut liegen, weil dies ein Beweis sey, daß viele Völker ihrer Macht nicht widerstehen können. Darum soll wirklich auf der einen Seite das Land sechsmal hunderttausend Schritt (120 Meilen) hinter ihren Grenzen wüste liegen. Auf der andern Seite liegen die Ubier, ein für Deutschland großer und blühender Staat, dessen Bewohner bereits gebildet und wegen der Nachbarschaft an Gallische Sitten gewöhnt sind, auch von vielen Handelsleuten besucht werden. Mit ihnen hatten die Sweven lange gekriegt, und obwohl sie wegen der Bedeutsamkeit und Stärke ihres Staats nicht aus ihrer Heimath verjagt worden, waren sie doch sehr geschwächt und den Sweven zinsbar geworden. Eben so war es den Usipeten und Tenchtern gegangen, die mehrere Jahre lang den Sweven widerstanden, zuletzt aber doch ihrem Andrange nachgegeben hatten, und darauf drei Jahre in vielen Gegenden Deutschlands herumgezogen waren, ehe sie an den Rhein gekommen und die Menapier vertrieben."

Es soll aber von den Sweven, oder den freien, unangesesnen Völkern des innern Landes, unten noch weiter gehandelt werden: der Name bezeichnet kein einzelnes Volk, wie Cäsar sichs denken mochte, sondern den ganzen aus Nordosten und von der See herabgezogenen deutschen Volksstamm, der noch keine bestimmten Wohnsitze gefunden hatte, während andere Deutsche am Rhein und im Nordwesten längst schon aufgehört hatten, Sweven zu seyn.

Achtes Kapitel.

Cäsars zweiter Zug in das innere Deutschland. *)

In den folgenden Jahren zeigten sich fortwährend in Gallien Versuche zur Wiedergewinnung der Freiheit: aber die römische Uebermacht mäßigte die gährenden Gemüther. Als nun Cäsar von seiner zweiten Fahrt nach Britannien das Heer in schlechter Verfassung zurückgebracht, und Mißwachs in Gallien ihn genöthigt hatte, dasselbe zu theilen und wider seine Gewohnheit in verschiedene Provinzen zu verlegen, sahen die Gallier diesen Umstand als eine bequeme Gelegenheit an, ihrer Tyrannen los zu werden. An der Spitze dieser sogenannten Empörung standen die Eburonen, ein deutsch-belgisches Volk zwischen der Maas und dem Rhein, unter Anführung ihres Fürsten Emmerich, welchen die Römer Ambiorich genannt haben; die Trevirer, die Sennonen und mehrere andere Völker waren mit ihnen einverstanden; zugleich sollten überrheinische Deutsche über den Fluß kommen und sich mit den Galliern gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde vereinigen. In der That gelang es dem Emmerich, eine vereinzelte Legion nebst fünf Cohorten durch die Nachricht von der Ankunft der Deutschen zur Verlassung ihres verschanzten Lagers zu bereden und unter Wegs größtentheils nieder zu hauen; die wenigen, die das Lager wieder erreichen konnten, fielen in der Nacht durch eigene Hand: aber der entscheidende Streich, den die Trevirer gegen den Cäsar ausführen sollten, mißlang durch Uebereilung und Ungestüm. Ehe die Deutschen zu Hülfe kommen konnten, waren die Trevirer geschlagen und zerstreut.

Cäsar beschloß hierauf, zum zweitenmal über den Rhein zu gehen, um die Deutschen wegen ihrer Verbindung mit seinen Feinden zu strafen. Diesmal wurde die Brücke ein wenig oberhalb des vorigen Orts geschlagen, und binnen wenigen Tagen vollendet. Eine starke Besatzung blieb zurück, um einen plötzlichen Anfall der Trevirer zu verhüten; die übrigen Kriegsvölker und die Reiterei wurden hinübergeführt. Alsbald stießen sie auf Gesandte der Ubier, welche ihr Volk zu rechtfertigen kamen. Nicht von ihnen, sondern von den Sweven sey den Galliern Hülfsvolk zugesendet worden; nicht möchten die Römer ihren Haß gegen die Deutschen auch auf sie ausdehnen, nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen strafen. Cäsar erkannte ihre Treue und ließ sich die Wege zeigen, die zu den Sweven führten. Er hatte aber seinen Marsch kaum einige Tage fortgesetzt, als er erfuhr, die Sweven hätten alle wehrhafte Mannschaft an einen Ort zusammengezogen, und außerdem von ihren Bundesgenossen viel Volk zu Fuß und zu Roß aufgeboten. Durch diese Nachricht ward er auf andere Gedanken gebracht; er verlor die Lust, die Sweven weiter aufzusuchen, sondern bezog ein vortheilhaftes Lager, welches die Ubier mit nöthiger Zufuhr

*) 53 vor Chr.

versehen mußten. Zugleich befahl er ihnen, alle ihre Vorräthe und Vieheerden vom Lande in die Städte zu führen, weil er meinte, die Deutschen durch Mangel zu einer Schlacht zu bewegen. Aber schon nach wenigen Tagen berichteten die ausgeschickten Kundschafter: „die Sweven hätten sich mit all ihrem Heer nach ihren äußersten Grenzen zurückgezogen. Dort dehne sich in unermeßlicher Weite der Bakenische Wald, und trenne wie eine natürliche Mauer die Sweven von den Cheruskern: in diesem wollten jene die Ankunft der Römer erwarten."

Da ward Cäsar bange, denn er fürchtete, die Lebensmittel möchten nicht reichen; darum befahl er den Rückmarsch. Damit aber die Deutschen nicht glaubten, er sey für immer abgezogen, und den Galliern wiederum hülfen, ließ er einen Theil der Brücke über den Rhein, die er erbauet hatte, stehen, und befestigte dieselbe mit vielen Schanzen und einem Thurme von vier Stockwerk, und legte zwölf Cohorten zur Besatzung dazu.

Diesmal hatte Cäsar zu den vorigen Nachrichten von den Deutschen noch folgende gesammelt:

„Das Leben der Deutschen besteht in Krieg und Jagd; von Kindheit an werden sie durch Beschwerden gehärtet. Die am spätesten zur Männlichkeit reifen, werden unter den ihrigen sehr gelobt: dadurch, meinen sie, wird das Wachsthum gefördert, und Kräfte und Nerven gestärkt. Vor dem zwanzigsten Jahr mit einem Weibe zu schaffen gehabt zu haben, halten sie für sehr schimpflich. Dies läßt sich nicht verbergen, weil sie gemeinschaftlich in Flüssen sich baden, und ihre Felle oder kurzen Pelze einen großen Theil des Körpers nackt lassen. Um den Ackerbau kümmern sie sich wenig; der größte Theil ihrer Nahrung besteht in Milch, Käse und Fleisch. Keiner hat ein bestimmtes Maaß Acker und eigenthümliche Grenzen, sondern die Obrigkeiten und Aeltesten vertheilen auf einzelne Jahre an Familien und freiwillige Vereine so viel Land als ihnen gefällt, und lassen sie das Jahr darauf anderwärts hinziehen. Dafür geben sie mancherlei Gründe an; z. B. sie sollen nicht in stetiger Lebensweise das Kriegsleben gegen den Ackerbau aufgeben; nicht weite Besitzungen zu erwerben suchen, wobei die Mächtigen gewöhnlich die Schwachen zu verdrängen pflegen; nicht zu sorgsam gegen Hitze und Kälte Häuser erbauen; frei bleiben von der Begierde nach Reichthümern und von der daraus entspringenden Partheisucht und Zwietracht. In Gleichmuth und Ruhe verharre das Volk, wenn jeder sehe, daß seine Habe mit der des Mächtigsten gleich werden könne. Diesen Völkerschaften gilt es für den größten Ruhm, um ihre Grenzen so weit als möglich Einöden zu haben: das sey ein Beweis ihrer Kraft, daß ringsum die Nachbarn zurückweichen und Niemand in ihrer Nähe sich anzusiedeln wage. Dies erspare ihnen zugleich die Besorgniß der plötzlichen Ueberfälle. Wenn eine Völkerschaft Krieg anfängt oder abwehrt, werden zur Führung desselben Obrigkeiten erwählt, denen das Recht über Leben und Tod ertheilt wird. Im Frieden haben sie keine gemeinsame Obrigkeit, sondern die Aeltesten und Angesehensten der Gaue sprechen Recht und schlichten die Streitigkeiten. Raubzüge außerhalb den Grenzen ihres Gebiets zu unternehmen halten sie für keine Schande.

sondern behaupten, dies sei nothwendig zur Uebung der Jugend und zur Abwehrung der Trägheit. Wenn in der Volksversammlung ein angesehener Mann sich zum Kriegsfürsten erklärt und zur Theilnahme einladet, so erheben sich diejenigen, welche die Unternehmung und den Anführer billigen und versprechen ihre Hülfe, die Versammlung aber giebt ihren Beifall. Halten sie nachher ihr Wort nicht, so werden sie für Treulose und Verräther geachtet und finden in keiner Sache mehr Glauben. Gäste zu beschädigen, halten sie für großes Unrecht; wer aus irgend einem Grunde in Frieden zu ihnen kömmt, wird gegen alle Beleidigung geschützt und als unverletzlich behandelt; jedes Haus steht ihm offen und überall wird ihm Unterhalt gereicht. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Gallier den Deutschen an Tapferkeit überlegen waren, angriffsweise Kriege gegen sie führten, und den Ueberfluß ihrer Bevölkerung als Kolonien über den Rhein schickten. Damals haben Volkische Tektosager (aus der Gegend von Tolosa) die furchtbarsten Gegenden am Herkynischen Walde, welchen die Griechen den Horkynischen nennen, in Besitz genommen *). Dieses Volk wohnt noch jetzt in diesen Gegenden, genießt den Ruhm der Gerechtigkeit und des Kriegsmuths, lebt in derselben Armuth, Geduld und Entsagung wie die Deutschen, und hat mit ihnen Nahrung und Kleidung gemein: wogegen die Gallier die Nähe unserer Provinz und die Bekanntschaft mit überseeischen Gegenständen viele Bedürfnisse gelehrt hat. So haben sie sich allmählig unterwerfen gelernt, und in vielen Schlachten besiegt wagen sie es heut nicht mehr, sich den Deutschen an Tapferkeit gleich zu stellen.

Die Breite des Herkynischen Waldes macht für einen leichten Fußgänger neun Tagereisen! die Bewohner kennen andere Maaße der Entfernungen nicht. Er beginnt an den Grenzen der Helvezier, Nemeter und Rauracher, und reicht längst dem Laufe der Donau bis zu den Grenzen der Daker und Anarter (dem heutigen Siebenbürgen). Von da wendet er sich links abwärts vom Flusse, und berührt mit seiner ungeheuren Ausdehnung die Grenzen vieler Völker. Niemand ist in den von uns betretenen Theilen von Deutschland, welcher selbst bei sechzig Tagereisen an das Ende des Waldes gekommen sey, oder von andern gehört habe, wo derselbe seinen Ausgang nehme. In diesem Walde leben viele Thiergeschlechter, die anderwärts nirgend gesehen werden. So giebt es daselbst ein Rind von Gestalt eines Hirsches, dem mitten aus der Stirn zwischen beiden Ohren ein Horn hervorsteht, größer und grader als diejenigen Hörner, welche wir kennen. An der Spitze verbreiten sich Zweige wie die des Palmbaums; bei dem männlichen und dem weiblichen Thier ist das Horn von gleicher Größe und Beschaffenheit. Desgleichen giebt es hier ein Thier Namens Alcis, (Elend) ähnlich an Gestalt und Haut den Rehen, aber größer, mit abgebrochenen Hörnern, die Beine ohne Gelenke und

*) Die Laute ar, er, ir, or, ur, bedeuten in allen Sprachen das Höchste, Aeußere, Aelteste, im eigentlichen wie im bildlichen Sinne. Fulda und Möser haben dazu hinlängliche Beispiele gesammelt. Kyn aber heißt in der ältesten Europäischen Sprache, der Celtischen, eine Bergspitze; daher der Name des schlesischen Kynasts.

Knöchel. Nimmer legt es sich des Schlafs wegen nieder, und ist es aus Versehen gefallen, kann es nicht wieder aufstehen. Bäume dienen ihm zum Lager, zwischen diese klemmt es sich ein, und genießt so ein wenig der Ruhe. Wenn daher die Jäger den Ort ausgekundschaftet haben, wohin diese Thiere sich zu begeben pflegen, wühlen sie entweder die Bäume vor der Wurzel auf, oder sägen sie an, daß sie nur noch eben zu stehen scheinen. Kömmt nun das Thier sich daran zu lehnen, so schlägt es zugleich mit dem fallenden Baum um. Eine dritte Thiergattung, die Ure, sind ein wenig kleiner als die Elephanten, übrigens von Gestalt und Farbe der Stiere. Groß ist die Stärke und Geschwindigkeit, mit der sie Menschen und Thiere angreifen. Man fängt sie in Gruben und tödtet sie dann. Diese Jagd ist der Jünglinge Freude und Uebung. Wer viele Ure getödtet, stellt die Hörner öffentlich auf, und läßt durch dieses Zeugniß sich preisen. Gezähmt und an Menschen gewöhnt werden können sie nicht, selbst wenn sie jung gefangen worden sind. Die Größe und Gestalt ihrer Hörner ist ganz von den Hörnern unserer Rinder verschieden. Sorgfältig bewahren viele dieselben auf, oder kaufen sie theuer, um sie am Rande mit Silber überziehen zu lassen und bei glänzenden Mahlzeiten sich ihrer als Becher zu bedienen."

Der Ur und das Elend sind nun in nördlichere Länder geflohen; es geschieht des letzteren noch im eilften und zwölften Jahrhundert in der Landschaft Drenthe Erwähnung. Das von Cäsar geschilderte Einhorn haben die Spätern, von denen dasselbe nicht mehr gesehen worden ist, für ein Mährchen erklärt; doch wollen neuere Reisende in andern Erdtheilen Einhörner gesehen haben. Auch die Beschreibung des Elendthiers ist ins Wunderbare gemahlt, wie von Ungesehenen. Es wohnt in jenen Thieren der Urwelt, die heut nur noch in dürftigen Ueberresten ihrer vormaligen Fülle und Anzahl vorhanden sind, etwas Düsteres und Geheimnißvolles, das traurig und sehnsüchtig an ein vergangenes Daseyn, an eine andere Gestalt der Erde, an die dunklen Schatten des Urwaldes erinnert.

Neuntes Kapitel.

Zwischengeschichte bis auf August.

Nach diesem thatenlosen Zuge gegen die Deutschen wandte sich Cäsar gegen den Eburonenfürsten Emmerich, die Schmach der niedergehauenen Legionen zu rächen. Die vorausgeschickte römische Reiterei überraschte den Emmerich im Ardennen Walde, wo er in müßiger Errinnerung seines vorigen Erfolgs auf einem anmuthigen Landhause unzeitiger Ruhe pflegte. Die Römer bemächtigten sich gleich zuerst der Waffenniederlage, der Pferde und der Wagen, und glaubten daher die Person ihres Feindes schon ganz gewiß zu haben: aber die Gesellen des Emmerich widerstanden dem Angriff so lange, bis einer von ihnen dem Fürsten ein Pferd brin-

gen und dieser in den Wald sich retten konnte: dasselbe Glück, welches jenen den Ueberfall begünstigt hatte, erleichterte diesem das Entkommen. Darum preiset Cäsar die Gewalt des Glücks wie in allen, so besonders in kriegerischen Dingen.

Die Macht der Eburonen zerstreute sich in die Wälder und Moräste, wohin ihnen Cäsar nicht nachzujagen im Stande war. Da gab er das Land allen benachbarten Völkern Preis: diese kamen, und plünderten die verlaßnen Ortschaften aus. Dadurch wurden auch die jenseit des Rheins wohnenden Sigambrer, deren Land Cäsar bei seinem ersten Zuge nach Deutschland verheert hatte, angelockt, einige Tausend Mann über den Fluß zu schicken, um an dem allgemeinen Raube Antheil zu nehmen. Als diese nun erfuhren, daß sich Cäsar aus der Gegend entfernt und tiefer ins Land gezogen hatte, versuchten sie die Stadt Aduatuka, das heutige Tongern, wo alle römische Beute unter dem Schutz einer schwachen Besatzung sich befand, zu überrumpeln. Der Streich wäre ohne die zufällige Rückkehr eines auf Fütterung ausgeschickten Theils der Besatzung gelungen; die Sigambrer zogen darauf im vollen Besitz ihrer sonst gemachten großen Beute über den Rhein zurück.

Dies ist das letztemal, daß die Deutschen zu Cäsars Zeiten mit großen Heeren über den Rhein gegangen. Es sind aber auch die Römer zu dieser Zeit nicht wieder nach Deutschland gekommen, und haben ihre Macht daselbst nicht ausbreiten können; daher hat sich auch Emmerich den Nachstellungen ihrer Rache durch Flucht über den Fluß entziehen mögen. Germaniens Wälder waren bei der allgemeinen Dienstbarkeit der Welt der einzige Rettungsort der Freiheit geworden.

Nachdem nun Cäsar der Deutschen Tapferkeit hinlänglich erprobt, fing er an, sich derselben selbst zu bedienen, und deutsche Schaaren für sich streiten zu lassen. Es wurden ihm dieselben entweder von den Ubiern und deren Nachbarn vermöge der mit ihm aufgerichteten Bündnisse zu Hülfe gesendet, oder es war junge swevische Mannschaft, die durch den hohen Sold, welchen die Römer zahlten, eingeladen wurde, in ihre Dienste zu treten. Besonders stand die deutsche Reiterei in großem Ansehen, und Cäsar gesteht, daß sie zu den Siegen nicht wenig beigetragen, durch welche er den letzten gefährlichen Aufstand fast aller Gallischen Völkerschaften vereitelt und endlich das ganze Land der römischen Herrschaft unterworfen hat.

Unterdeß war von den beiden, die sich früher mit Cäsar zum Zusammenhalten in den Geschäften verbündet hatten, Crassus im Kriege gegen die Parther umgekommen, Pompejus aber aus Verdruß über Cäsars wachsenden Ruhm dessen Feind geworden. Als nun der vom Pompejus beherrschte römische Senat dem Cäsar gerechte Anerkennung seines Verdienstes weigerte, und sogar Anstalten traf, ihn aller Früchte seiner langwierigen Anstrengungen zu berauben und dieselben dem Pompejus zuzuwenden, führte Cäsar die im Gallischen Kriege ganz sein gewordenen Legionen gegen die Großen in Rom, die den Senat vorstellten. Deren feige Flucht gab ihm die Hauptstadt und Italien, ein schwieriger Feldzug Spanien, und die Schlacht bei

Pharsalus in Thessalien das Reich. In der letzten entschieden sechs Cohorten Deutscher den Sieg; aber auch in den nachfolgenden Kämpfen gegen die Ueberbleibsel der pompejanischen Parthei, wie in den frühern, fochten deutsche Soldaten für Cäsar. Als dieser nun alle seine Feinde bezwungen, den Geist der alten Freiheit aber nicht in allen Gemüthern ausgerottet hatte, fiel er durch die Hände Verschworner, deren Häupter er für seine Freunde hielt, im Senat mit drei und zwanzig Wunden ermordet *). Diejenigen dieser Männer, die es redlich meinten, maßen entweder die Menge nach ihren eigenen Gesinnungen und verkannten die allgemeine Verderbniß, oder sie bedachten nicht, daß die Grundlage einer freien Verfassung längst hinweg genommen war, und daß ein Volk ohne öffentliche Tugend von Einem beherrscht werden muß. Nun aber hat es unter allen Menschen, die regiert haben, nicht leicht einen bessern und geschicktern Herrscher gegeben als Cäsar; wenigstens ist er der größte derer gewesen, die nach ihm seinen Namen geführt haben.

Vierzehn Jahre darauf ist nach vielen blutigen Kriegen zwischen verschiedenen Gewalthabern die Macht des Reichs wiederum an einen Einzigen gekommen. Dieser war Cäsars Enkelneffe, Octavianus, nachmals als er die Herrschaft heiligen wollte, Augustus (der Hocherhabene) genannt; von ihm ist der Name Cäsar auf alle Herrscher Roms, nach einem Jahrtausend auf die Könige der Deutschen vererbt worden. Octavianus ward Herr durch die Legionen, deren Anhänglichkeit ihm der Großoheim hinterlassen: diese erhielten Belohnungen, das römische Volk Brodt und Schauspiele, das Reich den Frieden. Die alten Formen blieben, aber Gehorsam wurde die erste der Tugenden. Unter seiner vier und vierzigjährigen Verwaltung wurde die Republik vergessen; selbst Greise erinnerten sich nur ihrer Verderbniß, der Bürgerkriege und Aechtungen.

Zehntes Kapitel.

Anordnungen im rheinischen Deutschland unter August.

Während der bürgerlichen Unruhen, welche das römische Reich zerrütteten, dachten die Gallier an die Wiedererlangung ihrer Freiheit **). Diese Regungen zu unterdrücken, sandte Octavianus den tüchtigsten seiner Feldherrn und Rathgeber als Statthalter über die Alpen. Die Nachrichten sind dürftig, da Agrippa nicht, wie Cäsar, selbst seine Thaten beschrieben: aber Deutschland hat von der ruhmlosen Gegenwart des erstern ein wichtigeres Andenken als von allen belgischen und rheinischen Feldzügen des letztern erhalten. Jene Ubier, welche Cäsar der Rache der Sweven überlassen hatte, wurden auf ihr eignes Verlangen vom Agrippa auf das gallische Ufer des Rheins übergeführt, als sie sich ihrer Feinde nicht länger zu erwehren vermochten. An den Ort, wo sie ihre Stadt angelegt, hat nachmals Agrippa, die dem Kaiser Clau-

*) 44 vor Chr. **) 39 vor Chr.

dius vermählte Enkelin des Agrippa, eine römische Colonie abführen lassen, von welcher die Stadt bis auf den heutigen Tag Cöln heißt. Bei Gelegenheit dieser Versetzung der Ubier ist Agrippa, unter den römischen Feldherrn nach Cäsar der erste, selbst über den Rhein nach Deutschland gekommen.

Zehn Jahre nachher *) versuchten die Moriner, ein belgisches Volk, mit Hülfe Swevischer Kriegsleute das römische Joch abzuschütteln, werden aber von Carinas bezwungen. Dieser Sieg ward so wichtig geachtet, daß dem Feldherrn die bei Privatpersonen schon seltenere, nur dem Fürsten vorbehaltene Ehre des Triumphs, doch in Gesellschaft des Octavian, zuerkannt ward.

Als der letztere nach völliger Erwerbung der Herrschaft die Provinzen mit dem Senat theilte, und diejenigen für sich behielt, zu deren Bewachung stehende Kriegsheere erforderlich waren, kam auf diesen Antheil natürlich das von innen und außen immer noch gefährdete Gallien. Es war eines der ersten Geschäfte des Kaisers, sich in dies Land zu begeben und die zur Verwaltung desselben nöthigen Einrichtungen zu treffen. Er that dies während seines Aufenthalts zu Narbo, wohin er einen großen Reichstag der gallischen Völker ausgeschrieben hatte **). Denn obwohl die letztern von Cäsar überwunden worden waren, hatte sich derselbe doch begnügt, ihnen eine allgemeine Steuer aufzulegen und ihre Mannschaften neben seinen Legionen als Hülfsvölker fechten zu lassen, sich übrigens in die innere Regierung der Völker nur in so fern gemischt, als er verlangte, die Obrigkeiten sollten ihm und den Römern ergebne Personen seyn. Auch Augustus ließ den Galliern den Schatten ihrer alten Verfassung, machte aber, um das Steuer- und Kriegswesen, welches er sich vorbehielt, bequemer übersehen zu können, eine neue Eintheilung des Landes, in welcher das bisherige Belgien eine sehr bedeutende Veränderung erfuhr. War dasselbe bis jetzt im Süden durch die Marne begrenzt worden, so wurden nun auch die Helvezier, Sequaner, Mediomatriker ꝛc. kurz alle Völker im Osten der Saone nebst dem ganzen linken Ufer des Rheinstroms hinzu gerechnet, so daß die Provinz Belgica die heutigen Länder Schweitz, Elsaß, Freigraffschaft Burgund, Lothringen, das Rheinland, Belgien, und nachmals auch das dem ersten Cäsar noch wenig bekannte Batavien in sich begriff. Diese große Ausdehnung erhielt Belgica wahrscheinlich deshalb, weil man an den Ufern des Rheins gegen die Deutschen ohnehin ein starkes stehendes Heer halten mußte, um etwaigen Unruhen unter diesen der Freiheit immer noch eingedenken Völkern zu wehren. Die dem Rhein zunächst liegenden Striche, die durchgehends von Deutschen bewohnt waren, erhielten die Namen erstes und zweites, oder oberes und niederes Germanien, ob man sie gleich noch nicht als eigene Provinzen betrachtete. Diese Eintheilung hatte ihre natürliche Ursache in der Anordnung der römischen Heere, deren zwei in diesen Gegenden gehalten wurden, das eine am Oberrhein gegen das Vordringen der Sweven, das andere am Niederrhein; die obersten Kriegsbefehlshaber aber waren zugleich Befehlshaber der Striche und Ortschaften, in denen das Heer lag, und die Vorsteher von Belgica hatten in die Einrichtungen, welche jene trafen, wenig oder nichts einzureden,

*) 29 vor Chr. **) 25 vor Chr.

obwohl beide Germanien fortwährend zur belgischen Provinz gerechnet wurden.

Indeß erkannten die Völker des rechten Ufers die auf dem linken errichtete römische Herrschaft nicht an, sondern beunruhigten dieselbe durch öftere Uebergänge; bei Gelegenheit setzten dann auch römische Schaaren über den Rhein, vergalten die Verwüstungen ihres Gebiets und zwangen hin und wieder eine Völkerschaft zu Tributen. Als nun der römische Statthalter Lollius Hauptleute ausgeschickt hatte, dergleichen Steuern von den Sigambrern, Tenchter und Usipeten zu erheben, fingen die Deutschen diese ihre Peiniger und henkten sie an Bäume. Um der Rache zuvor zu kommen, zogen sie selbst über den Rhein, schlugen die gegen sie ausgeschickte Reiterei und verfolgten die Fliehenden bis in die römischen Quartiere, wo sie den Lollius selbst überraschten und zur Flucht mit Zurücklassung eines Adlers nöthigten *). Gereitzt durch diesen Schimpf erschien Augustus selbst in Gallien, gewahrte aber bald, daß die Beleidigungen der Deutschen besser verziehen und verhütet als gerächt werden möchten **). Seitdem mehrten sich die römischen Städte und Festen an den Ufern des Flusses, um das Land im Gehorsam zu erhalten und den Uebergang der jenseitigen Deutschen zu wehren; aber die meisten erinnerten noch durch ihre Namen, daß ihre Zwingstätte einst Versammlungsort und Gaumahl freier Völker gewesen war: Straßburg, Neumagen, Vormagen, Brumagen, Magonz, Bodbrück, Andernach und andere, vermochten trotz aller römischen Umformung den deutschen Ursprung nicht zu verheelen. Mehrere dieser Städte wurden mit römischen Kolonisten bevölkert und erhielten den Namen des Kaisers zum Schmuck: so wie Trier wurden auch Speier und Worms Augusta, jenes der Nemeter, dieses der Wangionen genannt. In Helvezien aber, wo der Rhein gegen Norden sich dreht, ward ohnweit dem heutigen Basel von Munazius Plancus die Kolonie Augusta der Rauracher gestiftet, den Zugang in das Land der Sequaner zu bewachen. Solche Kolonien waren ein Ebenbild der Stadt Rom, und dienten nicht blos zum Schutz wider die Feinde, sondern machten auch den Unterthanen und Bundesgenossen die Sprache und Lebensweise der Ueberwinder geläufig. Auf diese Art ist Gallien nach und nach ganz römisch geworden: im römischen Germanien aber scheint sich deutsche Sprache und Sitte erhalten zu haben, da noch ein Jahrhundert nachher des Stolzes Erwähnung geschieht, mit welchem die Bewohner des Rheinlandes ihrer deutschen Abkunft sich rühmten.

Also wohnten im obern Germanien von den Grenzen des obern Elsasses bis an die Are in und neben den Städten Straßburg, Worms, Speier, Mainz und Coblenz, die Tribokker, die Nemeter (deren Namen die slavischen Völker auf alle Deutschen übergetragen haben) und die Wangionen; im niedern Germanien zwischen dem Rhein und der Mosel bis zu den Ardennen die Trierer oder Trevirer, die eigentlich unmittelbar zum belgischen Gallien gerechnet wurden; unter ihnen zwischen dem Rhein und der Roer

*) 16 vor Chr. **) 15 vor Chr.

im nachmaligen Erzstift Cöln jene vom Agrippa über den Fluß geführten Ubier; dann die Menapier; zuletzt am südlichen Ufer der Waal und auf der Insel, deren Grenzen der eigentliche Rhein, die Waal mit der Maas und der Ozean machten, die Bataver, ein deutsches Volk, vom Stamme der Chatten, das nicht lange vor Cäsars Zeiten in diese Gegenden eingewandert war. Feindschaft gegen seine deutschen Brüder mag dasselbe zu Augusts Zeiten bewogen haben, mit den Römern ein Bündniß zu machen, vermöge dessen die Bataver Kriegsvolk stellten, ohne weitere Abgaben zu bezahlen und Unterthanen zu werden. Zwischen der Maas und der Schelde, wo eigentlich schon Belgien war, wohnten die oben bereits genannten Belgischen Deutschen. Jene Nervier, die Cäsar beinahe vertilgt haben will, kommen noch ferner als ein mächtiges und streitbares Volk vor, daher der Unfall vielleicht nur einen oder mehrere ihrer zahlreichen Stämme betroffen haben mag. Anstatt der Eburonen, Condrusen, Cäräsen und Pämanen, welche Cäsar mit dem gemeinschaftlichen Namen Germanen belegt und zu den Aduatikern gerechnet hatte, werden jetzt zwischen der Maas und der Schelde die Tungern genannt, und ein späterer Schriftsteller (Tactius) behauptet, diese wären die ersten Deutschen gewesen, denen der Name Germanen beigelegt worden sey. An den Mündungen der Schelde und im heutigen Seeland wohnten die Toxander, in sumpfigen, den Römern wenig zugänglichen Gegenden.

Zu Augusts Zeiten lagen im rheinischen Deutschland acht Legionen, die ein Heer von funfzig tausend Mann ausmachten, zur Besatzung. Aber die Hände dieser Krieger waren in Friedenszeiten nicht müßig, oder blos mit Waffenübungen beschäftigt, sondern sie mußten ihren Sold durch Arbeit an öffentlichen Werken, besonders aber durch den Bau der großen Landstraßen verdienen, die durch das ganze Reich liefen, und die entferntesten Provinzen durch eine leichte und sichere Gemeinschaft verbanden. Hauptzweck derselben war indeß, den Marsch der Legionen zu erleichtern; auch wurde keine Provinz für völlig überwältigt gehalten, bis sie den Waffen und dem Ansehen des Kaisers aller Orten zugänglich gemacht war. Diese Landstraßen waren sehr genau alle Tausend Schritt durch Steine abgetheilt, und liefen in grader Linie von einer Stadt zur andern, ohne die Hindernisse der Natur oder des Privateigenthums in große Betrachtung zu ziehen. Berge wurden durchbrochen, und kühne Bogen über die breitesten und schnellesten Ströme geworfen. Der mittlere Theil der Straße war durch Sand, Kies und Mörtel erhöht und mit breiten Steinen gepflastert; der Bau war so gründlich, daß er an vielen Orten dem Angriff von beinahe zwei Jahrtausenden noch nicht nachgegeben hat: noch sieht man die Trümmer der Heerstraßen, welche acht an der Zahl von Bellovakum (dem heutigen Beauvais) ausliefen.

Erklärung des Kupfers.

Herrmann nach der Niederlage des Varus.

(Im Jahre 9 nach Chr.)

Ein offner Platz im Teutoburger Walde, Sturm und Regen haben eben erst ausgetobt; auch die Römerschlacht ist geendet. Ringsum liegen die Trümmer der erschlagenen Legionen, Waffen und Leichen. Die römischen Adler werden verhöhnt und an die alten Eichen geheftet. Dem Sieger Herrmann, den die Seinigen freudig umringen, bringt man den Kopf des getödteten Varus. Römische Gefangene sehen gefesselt zu.



Siegert del. G. Boettger junior sc. 1816.

Herrmann nach der Niederlage des Varus, im Jahr 9. nach Christi Geburt.

Eilftes Kapitel.

Von den Völkern zwischen der Donau und den Alpen *).

Von da, wo die Donau aus einer sanften und gemächlich angehenden Höhe des Berges Abnoba entspringt, bis wo sie in sechs Ausflüssen ins Pontische Meer strömt, wohnten auf der Südseite des Flusses, im heutigen Schwaben, Baiern, Oestereich und Ungarn Völker desselben celtischen Stamms, der in uralten Zeiten dem Lande Gallien seine Einwohner gegeben. Nicht waren es flüchtige Haufen wie diejenigen, die einst aus dem überfüllten Vaterlande unter Belloves über die Alpen nach Italien, unter Sigoves über den Rhein in den Herkynischen Wald gezogen, sondern Stämme großer Ausdehnung und Volkszahl, die für Urbewohner gelten müssen, weil von ihrer Einwanderung keine Spuren sich finden. Solche waren die Tauriskер in Kärnthen und Steiermark, die nachmals von ihrer Hauptstadt Noreja Noriker geheißen — seinen hohen Bergrücken aber nennt der Kärnthner noch heute den Taurn; — die Skordisker im südlichen Ungarn bis an Thraciens Grenzen, daher schon Alexander dort Celten gefunden; dann die Bojer, die Bewohner des Waldes, vom heutigen Schwaben bis nach Ungarn und Böhmen, in so weit gedehnten Wohnsitzen, daß ihr Name nicht für den eines einzelnen Volks, sondern für eine Gesammtbezeichnung celtischer Völker gehalten werden mag. Schon in alten Zeiten sind Bojer mit andern Celten in Italien furchtbar geworden, dann haben Bojer die gewaltigen Heere der Celten begleitet, die mit Weib und Kind nach Thracien, Griechenland und Kleinasien zogen; endlich sind Bojer mit den Cimbern, und funfzig Jahr darauf wiederum Bojer mit den Helvezіern in Gallien eingebrochen. Durch diese wiederholten Auswanderungen ward das Land zunächst an der Donau allmählig leer, und erhielt den Namen Wüste der Bojer, als es die Fremden betraten und von den vielgenannten Bojern keine Spuren mehr fanden. Ungeheure Waldungen, Sümpfe und dürre Steppen bedeckten die große Strecke, die nun mächtige Völker ernährt.

Dagegen saßen in den Bergländern, welche heut Bünden, Churwallis und Tyrol heißen, die Rhäter, und auf dem nördlichen Abhange der Alpen, vom Bodensee an durch den südlichen bergigten Strich von Baiern bis in die Ebenen gegen die Donau, die Windeliker, (Wenden am Lech) Stammgenossen der Rhäter.

Diese sollen vor Alters in Italien gewohnt haben und dasselbe Volk seyn, welches von den Griechen und Römern Tyrrhener, Tusker oder Hetrusker genannt ward. Als nun die Gallier nach Italien zogen, blieb nur ein Bund von zwölf Städten im Lande Toskana; die übrigen Rhäter in der Ebene am südlichen Fuße des Gebürgs verließen die Städte ihrer Vorfahren, flohen in die Alpen, und wohnten zuerst bis an den großen See, den sie das Venedische Wasser

*) 15 — 14 vor Chr.

nannten, weil Wenden, (vielleicht wandernde Völker,) vor Alters in diesen Gegenden herumgezogen waren*). Hier bauten sie an vielen hohen Orten starke Burgen, trieben Raub, wurden ganz kriegerisch, und aller Furcht und Menschlichkeit fremd. Die Rhäter in ihren Kriegen mit den italischen Galliern erwürgten alle Männer, Knaben und die schwangern Weiber, welchen die Wahrsager Mannsgeburt weissagten. Es schirmte vor ihnen weder das Alpgebirg diese Gallier, noch der große See die Helvezier, noch Entfernung die Sequaner, noch die Deutschen ihr tapferer Muth; als nähmen sie an allen Völkern Rache für den Verlust eines glücklichen Landes. Als schon alle Völker unter das Joch der Stadt Rom gefallen, waren die Rhäter noch frei und wild in dem Gebürge der Bündner, in dem Venetianischen, in dem Tridentinischen, Tyrol herab und bis an den Donaustrom; ihre Nachkommen erhalten seit drittehalb Jahrtausenden den Grundcharakter ihrer Sprache.

Als nun Augustus über die Einfälle der Sigambrer in Gallien Rath hielt, ward ihm berichtet, daß Rhätische Stämme aus den Alpen hervorgebrochen wären, und in Italien unmenschliche Grausamkeiten verübt hätten **). Kurz zuvor hatte bei Anlaß ähnlicher Unternehmungen Silius das Norikum oder heutige Oesterreich der römischen Herrschaft unterworfen: gegen die Rhäter aber wurden des Kaisers tapfere Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, aus dem Heldengeschlecht der Claudier, mit einem Heere gesendet, welches sich bald theilen mußte, weil die Windeliker der Rhäter Bundesgenossen geworden waren. Drusus zog erst in das Tridentinische, sein Bruder im folgenden Jahre durch Gallien. Während jener die Rhäter von ihren Bergen herunter warf, und langsam von Anhöhe zu Anhöhe, von Klause zu Klause vorschritt, erschien Tiberius mit einer Flotte auf dem See ihnen im Rücken, und seine Befehlshaber rückten ins Land der Windeliker. Endlich drang Drusus über den Brenner, Tiberius aber nöthigte die Rhäter durch geschickte Ueberflügelung zur ordentlichen Schlacht, da bisher nur um Stellungen gekämpft worden. Als sie sich nun von allen Seiten umzingelt sahen, wurde ihr wilder Muth zur Verzweifelung; auch Weiber wagten sich zur Erhaltung der Freiheit in den Kampf, Mütter schleuderten römischen Soldaten ihre Säuglinge ins Angesicht. Doch siegte die römische Kriegskunst und die Rhäter wurden überwunden. Ihr Land ward römische Provinz, ihre vornehmsten Geschlechter in andere Länder versetzt; an den Ufern der Donau erhoben sich römische Festen, unter ihnen Regina Castra, das nachmalige Regensburg; auf der großen schönen Ebene am Zusammenfluß des Lech und der Wertach erwuchs jene berühmte Kolonie, die nach den alten Einwohnern Augusta Vindelicorum genannt ward, das heutige

*) Die Namen Norikum (No Hora auf dem Berge), Rhäzien (Rheka der Fluß), Dalmazien (Dal ferne), Mösien (Mjesa die Grenze), scheinen auf slavischen Ursprung dieser gewöhnlich celtisch genannten Völker hinzudeuten. Aber wer kann bestimmen wie viele oder wie wenige Wörter die uralten Sprachen mit einander gemein hatten? **) 15 vor Chr.

Augsburg. Bald nach diesen Zeiten ist auch das Land der Taurisker den Römern gehorsam geworden. Das Bergschloß Teriolis aber, auf welchem ein römischer Steuereinnehmer saß, hat nachmals dem Lande seinen Namen gegeben, dessen Einwohner in unsern Tagen nicht minder tapfer und unglücklich als ihre Vorfahren gegen Tiberius und Drusus, für ihre Freiheit gefochten haben.

Zwölftes Kapitel.

Feldzüge des Drusus in das innere Deutschland *).

Claudius Drusus, der jüngere Stiefsohn des August, welchen die dem ersten Gemahl entrißne Livia dem Kaiser in seinem Hause drei Monate nach der gewaltsamen Vermählung gebohren, ward Statthalter in Gallien. Er war ein Jüngling von fünf und zwanzig Jahren, in welchem des großen Cäsars Geist und Anmuth wohnte; August liebte ihn so, daß er für den wahren Vater gehalten ward. Diesem Liebling zu Gefallen gab er den Entschluß auf, die Grenzen des Reichs nicht ferner erweitern zu lassen, und erlaubte ihm, die Bahn des großen Vorgängers gegen die Deutschen zu verfolgen. Drusus, der wie dieser durch Streifereien der Sigambrer und ihrer Bundesgenossen gereitzt worden war, machte zuerst nach Cäsars Beispiele einen ziemlich fruchtlosen Verheerungszug über den Rhein. Da er aber mit den Batavern und ihren Nachbarn Bündnisse aufgerichtet hatte, meinte er, den Deutschen von der Seeseite besser beizukommen, und ließ einen Kanal bauen zwischen dem Rhein und der Yssel, von Doesburg nach Yssellort, um seiner Flotte einen Weg in den Süderfee zu öffnen. Dieser Graben hat den Namen des Drusus behalten, und bezeugt bis auf den heutigen Tag, wie die Römer zur Erweiterung ihrer Macht die Grenzen, welche die Natur der Erde und dem Wasser gesetzt, verrückt haben. Als das Werk vollendet war, schiffte Drusus in den Süder- und von da in die Nordsee, verband sich mit den die Küste bewohnenden Friesen und bemächtigte sich mit ihrer Hülfe der am Ausfluß der Ems liegenden Insel Burchana, die heut Borkum heißt. Die andern Bewohner der Küste, die Kauchen und Bruchter, waren Feinde der Friesen. Auf der Ems selbst fiel ein Schifftreffen zwischen den Römern und den Bruchtern vor, in welchem sich jene des Siegs rühmten; doch geschah es bald darauf, daß ihre Flotte von der Ebbe überrascht aufs Trockne zu liegen kam und nur von den Friesen, die zur selben Zeit tapfer gegen die Bruchter und Kauchen fochten, gerettet ward. Nach diesem glücklich überstandenen Unfall führte Drusus seine Flotte nach Batavien zurück.

Die deutschen Völker zwischen dem Niederrhein und der Weser, die schon längst in festen Wohnsitzen angesiedelt waren, wurden durch

*) vor Chr. 12 bis 9.

diese Unternehmung des Drusus, die eigentlich den Sigambrern gegolten hatte, in Besorgniß über ihre Unabhängigkeit gesetzt, und verbanden sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung: also thaten die Sigambrer, die Tenchter, die Usipeten, die Bructher und die Cherusker. Die Chatten aber, ein Volk, welches gewissermaßen auf der Scheidungslinie zwischen den ober- und niederdeutschen Stämmen saß, weigerten sich, diesem Bündniß beizutreten. Darum kam es zwischen ihnen und den Bundesgenossen zum Kriege.

Als nun Drusus im folgenden Jahre*) von Neuem über den Rhein, dann über die Lippe in das Land der Sigambrer und der Cherusker zog, fand er die streitbare Mannschaft ausgerückt, und gelangte ohne Widerstand bis an die Weser. Aber anstatt über den Fluß zu gehen, trat er plötzlich den Rückweg an, angeblich durch böse Zeichen geschreckt (ein Bienenschwarm hatte sich vor dem Zelte eines Befehlshabers auf die Seile und die vor dem Eingange in die Erde gesteckte Lanze niedergelassen,) richtiger aber wohl darum, weil er von der Rückkehr jener gegen die Chatten ausgerückten Bundesgenossen Nachricht eingezogen hatte. Beinahe hätte jenes vorbedeutend geachtete Zeichen auf diesem Rückwege an ihm sich erfüllt: das Heer sahe sich plötzlich in einem engen und tiefen Thale dergestalt von den Feinden eingeschlossen, daß kein Entrinnen möglich zu seyn schien. Hier ward Drusus nicht durch die römischen Götter, sondern durch die leichtsinnige Zuversicht der Deutschen gerettet, die in voller Gewißheit des Siegs die Beute schon im Voraus vertheilt hatten, und ohne Ordnung den Angriff begannen. So ward derselbe zurückgeschlagen, und die Römer erreichten das Ufer des Rheins. An diesem und an dem Zusammenfluß der Else mit der Lippe legte Drusus feste Schlösser an; das letztere nannte er Aliso oder Elsa.

Zwei Jahre nach diesem Zuge**) ging Drusus zum drittenmal über den Rhein mit einem stärkern Heere als vormals. Vergebens waren nunmehr die Chatten mit den übrigen Völkern vereinigt. Drusus ging von Mainz aus mit seinen Legionen den Main hinauf, fiel zuerst rechts in das Land der Sweven, sodann kehrte er links um und überfiel die Chatten; hierauf durchzog er als Sieger das ganze Gebiet zwischen dem Rhein und der Weser, überschritt diesen Strom, und trug den Schrecken des römischen Namens bis an die Elbe zu den östlich wohnenden swevischen Völkern. Aber der Schutzgeist der deutschen Erde erwachte und an der Elbe fand Drusus das Ziel seiner Thaten. Erzählt ward, es sey ihm, als er das Heer über diesen Fluß führen wollen, am jenseitigen Ufer ein Weib von ungewöhnlicher Größe und schrecklicher Gestalt entgegen geschritten, und habe ihm mit drohender Geberde in römischer Sprache zugerufen: „Drusus, Drusus, wohin treibt dich deine unersättliche Begier? Das Verhängniß läßt dir nicht zu, alle diese Länder zu besehen. Weiche zurück, denn nur bis hieher sollen deine Thaten und dein Leben reichen!“ Gewiß ist's, daß Drusus am Ufer der Elbe in der Gegend des heutigen Barby die Mißlichkeit des weitern Vorrückens in ein unbekanntes Land ohne Städte und Heerstraßen erwog, und nach

*) 11 vor Chr. **) 9 vor Chr.

Errichtung mehrerer Siegeszeichen, die von den Spätern auf Burgen und Schlösser und sogar auf Dresden (Drusetum) gedeutet worden sind, den Rückzug beschloß. Auf demselben hatte er, der so oft dem Tode an der Spitze der Legionen getrotzt, das Unglück, sich im Fall seines Rosses zwischen der Saale und dem Rhein so zu beschädigen, daß er dreißig Tage darauf zu Mainz seinen Geist aufgab. Tiberius führte die Leiche nach Italien, Augustus von Pavia gen Rom. Der Kaiser selbst hielt dem geliebten Stiefsohn die Trauerrede; das Volk beweinte den freundlichen Helden, von dem es die Wiederherstellung des erträumten Glücks der Freiheit gehofft; der Senat erkannte ihm und seiner Familie den Ehrennahmen Germanicus zu, der einen Ueberwinder der Deutschen anzeigen sollte. Auf der Appischen Straße ward ihm ein Siegesbogen erbaut, die Legionen in Deutschland aber errichteten ihm ein Ehrengrabmal am Rhein und weiheten seinem Andenken Altäre. Die Deutschen besaßen andere Denkmale von ihm: funfzig Schlösser oder Schanzen an beiden Ufern des Rheins wurden seiner Erbauung zugeschrieben. Aber gefährlicher als diese funfzig Schlösser war der wohl ausgesonnene Kriegsplan, welchen Drusus allen westlichen Feinden der Deutschen zum Erbe hinterlassen hat. Dieser Kriegsplan war auf den Rhein und seine Festungen gegründet, unter denen Mainz die beträchtlichste war. Sie ward angelegt gegenüber dem Ausflusse des Mains, weil der Feldherr diesen Fluß als die Hauptlinie seiner Unternehmungen gegen Deutschland ansah. Das linke Rheinufer erhebt sich bei Mainz zu einer beträchtlichen Höhe, welche man heut zu Tage noch das Kästrich (castrum) nennt, und den sogenannten Linsenberg, Stephansberg, Jakobsberg und Stahlberg begreift. Das Thal, welches dieselben von Hechtsheim bis über das Kloster Dahlheim umgiebt, beschreibt einen Bogen, dessen Sehne der Rhein ist. Dieser Anhöhe stehen andere Berge gegenüber, ja an manchen Orten beherrschen sie dieselbe. Sie heißen jetzt der Hartenberg, der Draiserberg (Drususberg) und der Weißenauer oder Hechtsheimerberg. Auf diese natürlichen Anlagen gründete Drusus Moguntiakum. Die Hauptfestung ward auf der Anhöhe des Kästrichs angelegt und auf vier Seiten durch Kastelle gedeckt; rechts stand das eine auf der Anhöhe bei Weisenau, links auf dem Hauptstein das andere; im Rücken ein drittes auf dem Draiserberg, und jenseit des Rheins ein viertes, welches als Brückenkopf die Brücke deckte und noch Castell (castellum) genannt wird. Vor diesem, auf der Anhöhe des Taunus, ward noch ein anderes Vorwerk angelegt, von welchem aus man durch Zeichen der Festung Kundschaft geben könnte. Die Linie nun, die auf dieses Mainz sich stützte, ging den Main hinauf, sprang von da rechts auf den Neckar und die Donau, links auf die Saale, Weser und Elbe, und öffnete vorwärts den Weg nach Böhmen. Auf ihr drang Drusus selbst siegreich bis an die Elbe, auf ihr sind seine Nachfolger Germanicus, Trajan, Probus und Julianus in das Herz von Deutschland gedrungen, auf ihr gelang es in unsern Tagen dem größten Feinde des deutschen Volks, seine Heere an die Mitteldonau und Memel zu führen, und zu Presburg und Tilsit schmachvollen Frieden zu befehlen. Die beiden Winkel, welche der in den Rhein

fließende Main bildet, umklammern mit ihren Schenkeln das nördliche und südliche Deutschland. Wenn nun beide Theile der deutschen Nazion nicht einig sind, und Mainz und den Main verloren haben, kann der angreifende Feldherr immer auf eine oder die andere Flanke der deutschen Heere vorrücken oder sie gänzlich umgehen. Daher die Tage von Ulm und von Jena. Sobald der Rhein und der Main einem Feinde gehören, ist das Joch über Deutschlands Nacken aufgehoben, und das Volk sey wach, sich dessen zu erwehren. Dieselben Gallier, die gegen des ersten Cäsars mildes Regiment so oft sich empört, bezahlten jetzt die ungeheuren Steuern, die ihnen Augustus auflegte, und zogen unter den Fahnen seines Sohnes: jene Nervier, deren Vorfahren bis zur Vertilgung gegen die Römer gestritten, werden als die Tapfersten unter den Bundesvölkern im Heere des Drusus genannt.

Dreizehntes Kapitel.

Tiberius und Marbod *).

Das verwaiste Heer des Drusus übernahm der gleich tapfere und kriegserfahrne Tiberius, und führte es im folgenden Jahre über den Rhein: aber der neue Feldherr hielt mehr auf Unterhandlungen als auf Schlachten. Schonung der Heere war seine vorzüglichste Sorge. Geschreckt durch die Verwüstungen der vorigen Feldzüge schickten die meisten zwischen dem Niederrhein und der Elbe ansäßigen Völker Gesandte und baten um Frieden, unter ihnen auch die Sigambrer, seit des Lollius Niederlage die Hauptfeinde der Römer. Als deren Abgeordnete merkten, die Unterhandlungen würden listiger Weise in die Länge gezogen, sie aber im Lager des Cäsars als Geiseln angesehen, tödteten sie sich selbst, um ihrem Volk schimpfliche Bedingungen zu ersparen. Als nun die übrigen sich unterwarfen und die Sigambrer allein nicht widerstehen konnten, wurden sie aus ihren bisherigen Wohnsitzen über den Rhein in die Länder geführt, wo sonst die Menapier gewohnt hatten: hier standen sie unter römischer Aufsicht und wurden zu einem neuen Volk, Gugerner genannt, das in spätern Zeiten des alten Hasses noch eingedenk war. Ihr verlaßnes Gebiet auf dem rechten Ufer des Rheins ward von den Römern in Besitz genommen, die sich daselbst anbauten, und Quartiere der Legionen aufschlugen. Doch mögen viele der Sigambrer zu den benachbarten Völkern entkommen seyn, denn späterhin kömmt ihr Name wieder zum Vorschein. Damals konnten die Völkerschaften zwischen dem Niederrhein und der Weser, theils durch das Beispiel der Sigambrer geschreckt, theils durch Tibers Künste gewonnen, wo nicht als dienstbare Unterthanen doch als gehorsame Bundesgenossen der Römer

*) 9 vor Chr. bis 6 nach Chr.

angesehen werden. Auch im Süden schien durch die Befestigung der Rhein- und der Donaugrenze, wie durch den Besitz der Alpenländer der nordöstliche Völkerstrom in seinem Zuge gegen Südwesten gehemmt.

Das bedachte Marbod, ein Anführer der Markmannen oder swevischen Grenzvölker am Oberrhein, die zu Cäsars Zeiten gegen die Helvezier gestritten hatten; zugleich sahe er ein, wie gefährlich seinem Stamm die Nachbarschaft der Römer, und wie nahe ihm, gleich den nördlichen Deutschen, die Knechtschaft sey. Auch er hatte, wie Heervest, die Stadt Rom gesehen und kannte ihre grenzenlose Herrschsucht; darum wollte er statt einer unsichern kaum noch zu wagenden Auswanderung den Mittelpunkt seiner Macht tiefer im Herkyner Walde suchen. Es gelang ihm, alle frei umher schweifenden Bewohner der Wälder, von der Donau bis zu den ältesten Sennen an der Elbe, und sogar mehrere östliche undeutsche Kriegsvölker in einen großen Verein zu versammeln. Von den alten Waldbewohnern im Norden der Donau erhielt das Land den Namen Bojoarien oder Bojohemien; unter den Völkern aber erhielt der Name der Markmannen die Oberhand. In der Mitte des von Bergen eingeschloßnen Landes Bojohemien, dem der Name Böhmen geblieben ist, erbaute Marbod seine Hauptstadt, Boviasmum, die auch Bubienum und Marobudum genannt, und von den einen im heutigen Prag, von den andern in Budweis gesucht wird; er hielt ein Heer von siebzigtausend Kriegern nach römischer Weise auf den Beinen, und nahm sich bei allen seinen Staatseinrichtungen römisches Wesen zum Muster. Dieser mächtige Völkerverein hätte wohl Roms ganze Macht niederstürzen mögen, während die Feldherrn Augusts am Niederrhein Deutschland zu erobern trachteten. Aber den König der Markmannen rührte die Schmach und die Knechtschaft des Gesammtvolks nicht; nur sein und seiner Schöpfung Größe stand vor seinem berechnenden Auge, das eben darum den Zerfall eines Staats noch ansehen mußte, der etwas anderes als ein deutscher Staat werden, und die Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens verleugnend sich zu ausländischer Weise umgestalten sollte.

Um dieselbe Zeit begab sich Tiberius in eine Art freiwilliger Verbannung nach der Insel Rhodus. Die Tochtersöhne des Kaisers von der an den Agrippa vermält gewesenen Julia waren herangewachsen; sie galten für die natürlichen Erben des Reichs; Julia selbst, jetzt an Tiberius vermält, verachtete ihren Gatten. Unter diesen Umständen trat Tiberius zurück, und brachte sieben Jahr in verdrüßlicher Einsamkeit zu, doch nicht ohne tief im Busen verschloßene Hoffnungen. Als nun beide Enkel des Kaisers nicht ohne Verdacht gegen die Livia, Tibers Mutter, frühzeitig hingerafft worden, sahe sich Augustus genöthigt, dem Anliegen seines Weibes nachzugeben, und diesen ihren Sohn, obwohl dessen finsteres Gemüth und verderbtes Herz ihm nicht unbekannt waren, durch Ankindung zum Nachfolger zu ernennen. Er that dies unter der Bedingung, daß Tiberius selbst seinen Neffen, des Drusus wackern Sohn Germanicus, auf gleiche Weise an Kindes Statt annahm. So kam die Herrschaft an das Claudische Haus, welches schon in den ersten Zeiten des römischen Freistaats darnach gestrebt hatte.

In diesen Jahren geschah die Geburt unsers Heilands.

Während der Abwesenheit Tibers müssen ohngeachtet der vorhergehenden Friedensverträge die Waffen in Deutschland nicht völlig geruht haben, weil berichtet wird, daß Vinicius drei Jahr gegen die Deutschen im Felde gelegen, Domitius Ahenobarbus aber, des nachmaligen Kaisers Nero Großvater, mit einem Heer sogar über die Elbe gegangen und weiter als ein andrer Römer vor oder nach ihm im Osten vorgedrungen sey. Es war ein Gang, der wenig Spur hinterließ, der aber, wegen der kühnen Neuheit, den Feldherrn bis zum Triumphwagen führte. Indeß soll die Stadt Dömitz an der Elbe sowohl als die sogenannte Römerschanze, von der an der Havel bei Potsdam noch einige Ueberbleibsel zu sehen sind, von diesem Zuge des Domitius ihren Ursprung und Namen erhalten haben. In der letztern hat man Münzen mit dem Bildniß des Augustus gefunden. Die eigentlichen Veranlassungen und Umstände dieses unter dem Vinicius ausgebrochenen deutschen Kriegs sind indeß gänzlich unbekannt.

Gleich nach der feierlichen Ankündung ward Tiberius zum Heer nach Deutschland gesendet. Ueber dasjenige, was hier vorging, besitzen wir von der Hand eines Schmeichlers, Namens Vellejus, lobpreisende Nachrichten im Geiste und Tone schwülstiger Zeitungen. „Dieser Zeitpunkt, heißt es darin, machte mich zum Lagergefährten des Cäsars: denn ich wurde mit ihm als Oberster der Reiterei nach Deutschland geschickt, wo ich neun ganze Jahre hindurch der Zuschauer und nach meinen mittelmäßigen Kräften der Theilnehmer seiner himmlischen Thaten gewesen bin. Das sterbliche Leben scheint kein ähnliches Schauspiel genießen zu können, wie dasjenige war, welches mir zu Theil wurde, als alle Bewohner der volkreichsten Landschaften Italiens den erprobten Feldherrn, der durch Tugend und Verdienst eher als dem Namen nach Cäsar war, wiedersahen, und mit ihrem Jubel mehr sich selbst als ihm Glück wünschten. Bei seinem Anblick brachen den Soldaten Freudenthränen aus. Jauchzend und frohlockend begrüßten sie ihn, ergriffen seine Hände, und riefen einmal um das andere aus: „Sehen wir dich, haben wir dich, Feldherr? Der eine rief: ich bin mit dir in Armenien, der andere: ich in Rhäzien gewesen; ich bin von dir bei den Windelikern, ich in Dalmazien, ich in Pannonien beschenkt worden.“ Alsbald ward nach Germanien gezogen; besiegt wurden die Canninefaten und die Attuarier, unterworfen die Cherusker, ein gewaltigeres Volk, welches bald durch unsere Niederlage berühmt werden sollte. Wir gingen über die Weser und drangen immer tiefer ins Land; denn den schwersten und gefährlichsten Theil des Krieges behielt Cäsar sich vor, und nur die leichtern und unbedeutendern Angelegenheiten überließ er dem Sentius Saturninus, einem gewandten und tüchtigen Manne. Der Feldzug dieses Jahrs ward bis in den December ausgedehnt, und gewährte alle Vortheile eines entscheidenden Siegs. Kindliche Liebe zog den Cäsar über die fast schon durch Eis unzugänglichen Alpen nach der Stadt, aber die Beschützung des Reichs führte ihn mit dem Frühlinge nach Germanien zurück, in dessen Mitte er an der Mündung der Lippe das Winterlager aufgestellt hatte. Große Götter!

welche gewichtige Thaten haben wir im folgenden Jahre unter Anführung des Tiberius verrichtet! Ganz Germanien ward mit Waffen durchzogen, und Völker fast ungekannter Namen besiegt. Unterworfen wurden alle Stämme der Kauchen; ihre gesammte Mannschaft trat in ungemeßner Zahl mit Riesenkörpern aus ihren unzugänglichen Sümpfen und Moorgegenden hervor, übergab ihre Waffen, und kniete mit ihren Fürsten, von der glänzenden Schaar unserer Krieger umringt, vor dem Stuhl unsers Feldherrn; gebrochen ward die Macht der Longobarden, eines Volks, das sogar die deutsche Wildheit selbst an Wildheit übertrifft. Endlich geschah, was vorher niemals gehofft noch versucht worden war: in einer Entfernung 400 römischer Meilen vom Rhein erreichte das Heer die Elbe, wo sie an den Grenzen der Semnonen und Hermunduren vorüberfließt, und zu gleicher Zeit vereinigte sich mit ihm durch Wahrnehmung der Jahreszeit, durch die außerordentliche Sorge und Weisheit, wie durch das bewundernswerthe Glück des Feldherrn die Flotte, welche durch die Busen des Ozeans aus einem vorher unbekannten Meer in die Elbe gefahren war; bereichert durch Siege über viele Völker, führte sie Lebensmittel und Vorräthe in Fülle herbei. Hier kann ich mich nicht enthalten, diesen Großthaten eine minder wichtige Begebenheit einzuflechten. Als wir am diesseitigen Ufer der Elbe unser Lager aufgeschlagen hatten, und das jenseitige von der bewaffneten Mannschaft der Feinde leuchtete, die bei jeder Bewegung unserer Schiffe alsbald zurück wichen, bestieg einer der Barbaren, bejahrten Alters, hervorragender Gestalt und, wie seine Kleidung zeigte, bedeutender Würde, einen Kahn, und ruderte ganz allein bis in die Mitte des Flusses. Dann rief er herüber: man möchte ihm erlauben, ungefährdet an das von uns besetzte Ufer zu treten, um den Cäsar anzuschauen. Die Erlaubniß wurde gegeben, er trieb seinen Kahn ans Land und stand lange betrachtend vor dem Fürsten. Dann sprach er: „Mag unsere Jugend so thöricht seyn, lieber eure Waffen fürchten als euren Fahnen folgen zu wollen: ich habe durch deine Güte heut die Götter gesehen, von denen ich sonst nur gehört hatte; einen glücklichern Tag meines Lebens habe ich weder gewünscht noch erfahren.“ Dann bat und erlangte er, die Hand des Fürsten berühren zu dürfen, stieg darauf in seinen Kahn, und seegelte, das Gesicht nach unserm Ufer auf den Cäsar gewendet, zu den Seinigen zurück. Dergestalt Sieger aller Völker und Gegenden, denen er genaht war, führte Cäsar sein unverletztes Heer, das nur einmal mit großem Verlust der Feinde hinterlistig angegriffen worden war, in das Winterlager zurück, und eilte dann mit derselben Eilfertigkeit wie im vorigen Jahre nach Rom.“

So unverkennbar in dieser ganzen Darstellung ein bezahlter oder gefallsüchtiger Lobredner spricht, so wenig läßt sich ableugnen, daß die Hauptthatsachen, der Zug des Tiberius und die Unterwerfung vieler deutschen Völkerschaften, wirklich vorgefallen sind. Es scheint aber jener Kriegszug mehr einer friedlichen Reise ähnlich, und die angeblich erzwungene Unterwerfung eine freiwillige Verbindung, nach Art der Batavischen mit dem Drusus, gewesen zu seyn. Auch das Geschichtchen mit dem Greise ist wahrscheinlich nicht ganz erfunden: denn

aus den folgenden Begebenheiten ergiebt sich, daß unter den deutschen Völkerschaften zwischen dem Niederrhein und der Weser, vorzüglich unter den Cheruskern, eine sehr starke Parthei, besonders der Alten und Vornehmen vorhanden war, die es durchaus mit den Römern hielt, nur im friedlichen Verhältniß mit den Herrschern der Welt das Glück des Vaterlands oder ihre eignen Besitzthümer gesichert glaubte, und alle für die Erhaltung oder Erwerbung der Unabhängigkeit und Freiheit von der entgegen gesetzten Parthei der Jugend gemachten Versuche als gefährliche Thorheiten verschrie. Tiberius selbst rühmte sich noch in spätern Zeiten im Senat, er habe Deutschland mehr durch Anschläge als durch Waffen bezwungen.

Während dieser Begebenheiten im nördlichen Deutschland war im Süden die Macht des Markomannenfürsten Marbod zu einer fürchterlichen Größe angewachsen. Zwar konnte sein Betragen gegen die Römer keineswegs feindlich genannt werden, indem er zu Gunsten der bedrängten Norddeutschen keine Bewegung gemacht hatte: aber es dünkte den Welteroberern gefährlich, daß Jemand übrig sey, der Kraft und Willen zum Widerstande zeigen könne; es dünkte ihnen unleidlich, daß die Gesandten Marbods von ihrem Könige als von einem Gleichen des Kaisers reden durften. Zum Vorwande wurde genommen: „er habe Ueberläufern und treubrüchigen Völkerschaften Zuflucht und Hülfe gewährt; er sey ein heimlicher Nebenbuhler der römischen Herrschaft und werde bald ein öffentlicher seyn: denn wozu halte er sein übermäßig zahlreiches Kriegsheer? Links und von vorn bedrohe er Germanien, rechts Pannonien, hinter sich halte er Norikum in Besorgniß, und selbst Italien könne über einen Anwachs nicht gleichgültig seyn, der sich immer mehr der Alpengrenze nähere."

Im siebenhundert sechzigsten Jahr der Erbauung Roms, im sechsten der christlichen Zeitrechnung, beschloß der Kaiser der Römer Krieg gegen Marbod. Aus Niederdeutschland führte Sentius Saturninus, der daselbst Landpfleger war, ein Heer durch das Land der Chatten in den Herkynischen Wald, durch dessen Dickigt er Wege hauen ließ, gegen die Grenzen von Böhmen; auf der andern Seite brach Tiberius selbst mit dem Illyrischen Heere von Carnuntum, dem heutigen Haimburg in Oesterreich, gegen Mähren auf. Schon war man dem Feinde auf fünf Märsche nahe gekommen, schon sollte sich Saturninus, dessen Heer in keiner größern Entfernung stand, mit dem des Tiberius binnen wenigen Tagen am verabredeten Orte vereinigen, als plötzlich die Nachricht einlief, daß die früher vom Tiberius unterjochten Pannonier nach dem Abzuge der römischen Legionen sich empört, und die Dalmazier nebst vielen benachbarten Völkern sich mit ihnen verbündet hätten. Welche Gelegenheit für Marbod, die Besorgnisse der Römer zur Wahrheit zu machen, und den Ruhm seines Namens zu verdienen! Aber als Gesandte des Cäsars mit billigen Vorschlägen erschienen, erwog er die Stärke der ihm gegen über stehenden zwölf Legionen, machte Frieden und zog in seine Berge zurück; Tiberius ging nach Pannonien und bezwang binnen drei Jahren alle empörten Völker; Marbods Demüthigung sparte er der Zukunft.

Vierzehntes Kapitel.

Befreiung des nördlichen Deutschlands durch Herrmanns Schlacht. *)

Seit dem Zuge des Tiberius begann es zwischen dem Rhein und der Weser auszusehen wie zwischen dem Rhein und der Schelde. Wie die Friesen und Kauchen an den Küsten der Nordsee, stellten die verschiedenen Gaue der Cherusker in den Thälern des Harzwaldes ihre Jünglinge und Männer als Bundestruppen unter die römischen Adler, viele ihrer Greise und Fürsten aber priesen die Wohlthätigkeit römischer Freundschaft. Tribute wurden nicht verlangt, und der Kriegsdienst schien dem Eigennutz wie der Waffenlust dieser Völker behagen zu müssen. Mit Beute bereichert, mit Bürgerrecht und Ehrenzeichen freigebig beschenkt, kehrten die Jünglinge heim; viele brachten römische Sprache und Sitte, einige sogar römische Namen zurück: denn schon in den Anfängen seiner Geschichte zeigt sich der Deutsche vermöge seiner großen Bildsamkeit und treuherzigen Anerkennung fremder Vorzüge der Weise des Auslands hold. Das eine vergaßen die Römer, daß die Künste, welche sie sich den Deutschen zu lehren beeilten, gegen sie, die Lehrmeister, gerichtet werden könnten. Langsam und auf dem Wege, auf welchem die Römer ihre übrigen Bundesgenossen zur Knechtschaft zu führen pflegten, möchten die Deutschen leichter als andere Völker ihre eigenthümliche Art und Sprache gegen die fremde vertauscht haben; glücklicher Weise wurden sie durch eine ungeschickte Verfahrungsweise aus dem Schlummer geweckt, in welchem sie nahe daran waren, ihre Volksthümlichkeit zu verträumen. Nachdem nehmlich der Statthalter Sentius Saturninus, den Tiberius am Niederrhein zurückgelassen hatte, ein eben so kriegserfahrner und vorsichtiger als freigebiger und freundlicher Mann, den deutschen Bundesgenossen zwischen dem Rhein und der Elbe die römische Freundschaft so angenehm als möglich gemacht hatte, und durch die That das Versprechen bestätigt schien, daß dieselbe nur Glück, Reichthum und innern Frieden darbiete, ließ sein Nachfolger Quinctilius Varus, vorher Statthalter in Syrien, unvorsichtig und verwöhnt durch die Verwaltung eines schon ganz unterdrückten Landes, den eigentlichen Zweck des römischen Regiments zu frühzeitig offenbar werden. Varus war weder böse noch hartherzig; die Milde seiner Sitten wird gerühmt, und die Offenheit und Zutraulichkeit seines Gemüths ergiebt sich sogar aus der Geschichte seines Unglücks. Eine mit seinem Namen überschriebene Ode des Dichters Horatius wäre, wenn nicht Gleichheit des Namens trügen könnte, im Stande, für ihn ein ehrenvolles Zeugniß durch die Verbindung mit dem liebenswürdigen Manne abzulegen, der in nichts so gewählt war als in seinen Freunden. Die Fehler des Statthalters bestanden in Langsamkeit und Geldliebe. Die Höflinge zu Rom trugen sich mit dem Witzwort: er habe arm das reiche

*) 9 nach Chr.

Syrien betreten und reich das arme Syrien verlassen. Ueberdieß war er in seinem vorigen Wirkungskreise mehr an den müßigen Dienst als an die wirkliche Thätigkeit des Krieges gewöhnt worden, und daher einem so gefährlichen Posten wie die Verwaltung Germaniens schwerlich gewachsen.

Kaum hatte er denselben angetreten, als die bisherigen Bundesgenossen sich als Unterthanen behandelt sahen; wahrscheinlich nicht härter als die Bewohner der übrigen Provinzen, aber mit größerm Unwillen, weil keine Niederlagen den stolzen Muth gebeugt hatten. Es wurden Auflagen ausgeschrieben und römische Gesetze nebst den dazu gehörigen Gerichtsformen eingeführt. Die Deutschen, deren gesammtes Gerichtswesen möglichst einfach und die Persönlichkeit schonend war, so daß der freie Mann nur von der Gemeinde gerichtet und zu keiner andern Strafe als zur Bezahlung des verabredeten Wehrgeldes verurtheilt werden mochte, erblickten jetzt das ungewohnte Schauspiel eines römischen Richterstuhls, vor dem römische Sachwalter Klagen anbrachten oder abwehrten, auf dem nach unbekannten Gesetzen über Gut und Leben entschieden, und dessen Spruch von den mit Ruthen und Beilen bewaffneten Gerichtsdienern unerbittlich vollstreckt ward. Offne Empörung gegen diese Schmach war nicht zu wagen: denn des Varus starkes Heer am Niederrhein und noch frische Erfahrungen von römischer Rache schreckten.

Da gedachte ein edler Jüngling, Herrmann, den die Römer Arminius genannt haben, das Joch von seinem Volke zu wälzen. Sein Vater Sigimer oder Siegmeier, war ein Fürst oder Vornehmer unter den Cheruskern gewesen; er selbst hatte trotz seiner Jugend deutsche Bundestruppen für die Römer in den pannonischen Krieg geführt, und war mit Bürgerrecht und Ritterwürde belohnt zurückgekehrt. Er kannte die Kriegskunst der Römer, ihre Sprache und Vorzüge; aber mochten sich andere den fremden Lockungen hingeben, mochte sogar sein eigner Bruder Flavius im römischen Dienst bleiben und für den Kaiser Blut und Leben aufsetzen: Herrmanns Herz blieb dem Vaterlande zugewendet, und er kehrte zu den heimischen Fluren und Bergen zurück. Hier warb er um Thusnelden, die Tochter Segests, der gleich Herrmanns Vater ein Fürst unter den Cheruskern genannt wird. Segest war ein Anhänger und Vertheidiger der römischen Weise, und das Wesen des kühnen Jünglings, dem der feurige Geist aus den Augen blickte, mochte ihm mißfallen; denn er verweigerte ihm die Tochter. Darauf entführte Herrmann die Geliebte und nahm sie wider des Vaters Willen zum Weibe: dieser aber ward sein unversöhnlicher Feind.

In diesen Geschichten war Herrmann des Gedankens der Befreiung immer eingedenk geblieben. Stark zur That und schnell zum Rath entwarf er mit erfinderischem Geiste einen Plan, der auf die thörichte Zuversicht und sorglose Langsamkeit des römischen Statthalters berechnet war. Zur Ausführung desselben suchte und fand er bald mehrere Gefährten, unter denen Sigimer, Segests Bruder, nebst seinem Sohne Sesithacus genannt wird. Auch auswärtige Verbindungen wurden angeknüpft, und sogar der auf römischem Gebiet lebende Sohn Segests, Siegmund, für die Sache der Freiheit gewonnen.

Diesen hatten die Römer zum Lohn für die Anhänglichkeit seines Hauses mit einer Priesterstelle am Altare der Ubier im Cölnischen beschenkt, wo entweder die Gottheit Augusts oder das Andenken des Drusus verehrt ward.

Varus hatte den Verschwornen sein Vertrauen geschenkt; ihr Rath war es, der ihn bewog, den Rhein zu verlassen, und an der Weser im Lande der Cherusker Quartiere zu beziehen; so werde seine Herrschaft auch in diesen Gegenden sich befestigen. Um ihn ganz sicher zu machen, erschienen mehrere verstellte Partheien vor seinem Richterstuhl, ließen erdichtete Streitsachen entscheiden und sprachen: Wie glücklich sind wir jetzt, wo römische Gerechtigkeit über uns waltet, gegen sonst, wo durch Waffen und Zweikämpfe das Recht ausgemacht werden mußte! Viele Ortschaften und Gemeinden erbaten sich unter mancherlei Vorwänden römische Besatzungen, welche Varus bewilligte, ohne die Schwächung seines Heers zu beachten. Vergebens warnte ihn Segest bei einem Gastmahl vor den Anschlägen seines Eidams, und erbot sich sogar selbst zur Haft, wenn nur die Verschwornen festgenommen würden: Varus ward unwillig gegen den, der aus Privathaß ihm Herrmanns Treue verdächtig machen wolle.

Indeß schien der Statthalter auch in seiner jetzigen Stellung unangreifbar, darum wurde ein entferntes Volk, dessen Name unglücklicher Weise von den Geschichtschreibern nicht genannt ist, zum Aufstande bewogen: dieser Name würde den Weg bestimmen lassen, den Varus einschlug, und die Gegend, in welcher die Schlacht vorfiel. Das römische Heer, welches alsbald zur Dämpfung des Aufstandes auszog, mußte sich erst durch den Wald Wege hauen und über die Sümpfe und Gewässer Brücken schlagen: daher blieben die deutschen Hülfsvölker, welche diese Künste der Legionen nicht verstanden, zurück, mit dem Versprechen zu folgen, sobald die Hindernisse der Natur überwunden wären, bei deren Besiegung sie doch nur lästige Zuschauer abgeben würden.

Als nun die Römer ihr festes Lager verlassen hatten und vorwärts gezogen waren, ertönte der Kriegsruf durch alle Gaue der Cherusker und ihrer Bundesgenossen. Zuerst griffen die Mitwisser der Verschwörung zu den Waffen, und hieben die im Lande zerstreuten römischen Besatzungen eilfertig nieder: dann ließ Ueberredung, Hoffnung der Beute, und der allgemeine Unwille über die erduldete Unterdrückung einen förmlichen Volksaufstand gedeihen. Segest selbst, der Römer Freund, mußte sich wider seinen Willen mit fortreißen lassen; denn er sah alle diejenigen, die dessen sich weigerten, in Fesseln geworfen. So war Herrmann im Stande, den Römern mit einem großen Heere zu folgen; bald gewann er durch schnelle Seitenmärsche den Vorsprung.

Kämpfend mit dem unwegsamen Teutoburger Walde und dem Zorne des Himmels, der sich in Sturm und Regen fürchterlich zu verkündigen schien, harrten die Römer auf die Ankunft ihrer Verbündeten, als sie sich plötzlich von denselben umringt und angegriffen sahen. Noch dauerte die Verblendung des unglücklichen Feldherrn; trotz wiederholter Berichte von den Feindseeligkeiten der Deutschen beharrte er bei der Uberzeugung von einem Mißverständniß und verbot alle Gegenwehr. Erst als

er durch den eignen Anblick aus seinem Traume gerissen ward, ließ er die Legionen nach einer waldigen Anhöhe ziehen und daselbst ein Lager nehmen. Hier verbrannten sie alles unnöthige Gepäck, um, was jetzt für das einzige Rettungsmittel geachtet wurde, am folgenden Tage ihren Marsch gegen den Rhein fortzusetzen. Dies geschah bei Anbruch des Morgens unter dem Geheul eines Sturmwinds, der den Römern entgegen die Bäume ringsum mit den Wurzeln aus dem Boden riß, und unter dem Rauschen gewaltiger Regenschauer, die das Erdreich zum See oder zum tückischen Morast umgestalteten: die schwer gerüsteten Legionen versanken bis an die Hüften, die Schleuderer und Bogenschützen konnten vor dem Toben des Windes ihre Geschooße nicht brauchen. Die leicht bewaffneten Deutschen hingegen trotzten in der Freude des gewissen Siegs dem Morast und dem Wetter, und tödteten durch ihre Würfe und Anfälle so viele ihrer in großer Verwirrung ziehenden Feinde, daß diese bereueten, ihr Lager verlassen zu haben, und sich am dritten Tage abermals zu verschanzen begannen. Aber dazu ließen es die Deutschen nicht kommen. Ehe der Graben gehöhlt und der Wall geschüttet werden konnte, fingen sie an, von allen Seiten in großer Ueberzahl zu stürmen. Da verließ der Legat Numonius Vala seinen Feldherrn und das im halb vollendeten Lager kämpfende Fußvolk, weil er hoffte, mit der Reiterei zu entrinnen, ward aber nach kurzer Flucht auf einem offnen Platze im Walde umzingelt und niedergehauen. Varus hatte mehr Muth zum Tode als zum Widerstande, und fiel in sein Schwerdt. Nach ihm vertheidigte der Lagerpräfect Lucius Ergius den noch nicht erstiegenen Wall; als auch er mit vielen Tapfern gefallen, übergab der andere Lagerpräfect Cejonius den Ueberrest des Heers an den Feind. Dieser aber, in der Trunkenheit gährender Volksrache, mißbrauchte den Sieg. Viele der verhaßtesten Peiniger, die unter den Gefangenen erkannt wurden, erlitten schmählichen oder martervollen Tod. Römische Kriegsbefehlshaber wurden auf benachbarten Grashügeln und Opferaltären abgeschlachtet, andere an Bäume aufgeknüpft, den Sachwaltern aber die Hände abgehauen und die Glieder verstümmelt. Einem der letztern riß einer der barbarischen Sieger die Zunge aus dem Halse und warf sie ihm mit den Worten vor die Füße: Schlange, höre denn enblich auf zu zischen! Denn nichts schien den Barbaren strafwürdiger, als Verdrehung des Rechts, wofür sie alle Kunst der Sachwalter hielten. Bei diesem Anblick zerstieß sich einer der Gefangenen, Namens Cölius, den Kopf an den Fesseln, die man ihm angelegt hatte, viele andere vornehme Römer aber wurden Knechte der Deutschen.

Es waren drei Legionen, die mit dem Hülfsvolk wohl an 30,000 Mann ausmachten, welche auf diese Weise zu Grunde gingen; ihre drei Adler wurden unter der minder ehrenvollen Beute im Lager gefunden und als Siegeszeichen aufgestellt. Das abgehauene Haupt des Varus brachte man zu Herrmann, der es mit der Siegesnachricht an Marbod sandte: er wollte des Zuschauers mit der Hand im Schooße spotten. Aber der König der Markmannen erschrack, daß das deutsche Volk aufgewacht sey und Großes gethan habe; darum wandte er seine Augen

gen Rom, und schickte das Haupt des Varus zum Beweise seiner fortdauernden Freundschaft an den Kaiser.

Zu Rom waren eben Festlichkeiten wegen des glücklich beendigten pannonischen Kriegs veranstaltet worden, als die erste Botschaft von der Vernichtung der germanischen Legionen einlief, und die Freude in gar großes Leid verwandelte. Die Blüthe der römischen Jugend hatte bei dem untergegangenen Heere gestanden, und die vornehmsten Häuser wurden mit Weinen und Wehklagen erfüllt. Augustus selbst, durch häusliche Unfälle gebeugt, fürchtete, daß sein Stern dem Untergange sich nahe, und that große Gelübde zum Jupiter für die Rettung des Reichs. In der ersten Bestürzung soll er alle Fassung verloren, sein Gewand zerrissen und mit lauter Stimme vom Varus die erschlagenen Legionen zurückgefordert haben; eine Erzählung, welche unglaublich scheint, wenn man bedenkt, wie er sein Lebenlang Meister des Scheins und äußern Anstands gewesen. Indeß mochte er den Verlust beider Germanien am linken Rheinufer, Belgiens und Galliens, vielleicht gar einen Einfall der Sieger in Italien fürchten, wenigstens ließ er die deutsche Leibwache, der er nach Cäsars Beispiel bisher vorzüglich vertraut hatte, nach den Inseln abführen und gab Befehl, alle in Rom anwesenden Deutschen sollten sich entfernen. Aber die norddeutschen Völkerschaften, die den Sieg erfochten hatten, waren theils von Wanderungs- und Eroberungsgedanken fern, theils entzweiten sie sich gleich in den ersten Tagen der Freiheit; die rheinischen und belgischen Völker aber wurden durch die plötzliche Rückkehr des Asprenas und seiner zwei Legionen im Zügel gehalten. Dieser Feldherr, ein Anverwandter des Varus, hatte mit einem abgesonderten Heerhaufen am Niederrhein gestanden, und war durch diese Trennung dem unglücklichen Schicksal des Hauptheers entgangen; aber die in den deutschen Festungen zerstreuten römischen Besatzungen konnte er nicht retten. Am längsten wurde die Festung Aliso oder Else an der Lippe, welche Drusus einst zur Zwingstätte Deutschlands angelegt hatte, von ihrem Befehlshaber Lucius Cäditius vertheidigt. Die Deutschen, die sich aufs Belagern nicht verstanden, litten anfänglich harte Einbuße, beschränkten sich aber zuletzt weislich auf Aushungerung des Orts. Da verließen ihn die aufs Aeußerste gebrachten Römer zur Nachtzeit, täuschten die Deutschen durch geschickte Vertheilung blasender Trompeter, als ob Asprenas sich nahe, und erreichten unverfolgt dessen Lager.

Darauf wurden alle Schlösser und Verschanzungen, die Denkmäler der Knechtschaft, geschleift; die Völker aber, die mit den Cheruskern gezogen waren, theilten die den Römern abgenommenen Landstriche. Seitdem wohnten an der Lippe gegen den Rhein zu die Marser, gegen die Ems die Bructher. Der vaterländische Boden war befreit, und deutsche Sprache und Sitte vor dem Schicksal bewahrt, das durch die Römer der altspanischen und gallischen widerfahren ist. Der Ort aber, wo die Freiheitsschlacht geschlagen worden, ist heut unbekannt, weil die damaligen Deutschen in der Meinung, daß es bei der natürlichen Dankbarkeit der spätesten Nachkommen dessen nicht bedürfe, ihr kein Denkmal gesetzt, oder das Denkmal selbst in den folgenden Jahrhunderten

der Verödung vergessen und verkannt worden ist. Als die spätern Menschen die heilige Stätte aufsuchten, war sogar der Teutoburger Wald, der sich einst über ganz Westphalen erstreckt hatte, verschwunden. Einige Alterthumsforscher haben den Ort bei dem heutigen Detmoldt an der Weser, andere bei der Stadt Hoen in der Grafschaft Lippe gesucht; Möser vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Varus bei Hervord über die Werre ins Osnabrückische gezogen, und sich auf dem Haarschen Berge zwischen Wulften und Haaren das erstemal gesetzt habe. Auf diesem Berge befindet sich ein altes verschanztes Lager nebst einem heidnisch-deutschen Denkmal an seinem Walle, welches gewöhnlich in die Zeiten Carls des Großen gesetzt wird. Den letzten Stoß habe Varus unter dem Düstrupper Berge an dem Fluß Hase erhalten, wo sich eine Menge deutscher Grabmäler vorfindet. In der Nähe, an einem Berge, Gretesche genannt, werden zwei große heidnische Altäre, und die Spuren von vielen zerstörten gesehen: dies seyen jene Altäre in den benachbarten Hainen gewesen, auf welchen die gefangenen Kriegsbefehlshaber getödtet worden. Das Urtheil über diese Vermuthung muß Ortskundigen überlassen bleiben.

Diejenigen aber, die da meinen, die Deutschen hätten durch List und Verrath gesiegt, und Herrmanns That sey so großes Rühmens nicht würdig, bedenken nicht, daß er für das Höchste gestritten, was ein Volk sein nennen mag, für die eigenthümliche Art, Sitte und Sprache. Billig aber mag die Ueberlegenheit, welche dem einen Waffen und Kriegskunst geben, von dem andern durch kluge Benutzung der Zeit und Gelegenheit aufgewogen werden. Gegen den Feind ist, wie vieles Tödten Tapferkeit und Sieg, so Hinterlist Klugheit.

Funfzehntes Kapitel.

Zwischengeschichte bis auf Augusts Tod. *)

Als das Gerücht von den großen Werbungen, die zu Rom gemacht wurden, die erschlagenen Legionen zu rächen, zu den Deutschen erscholl, verlängerten sie ihrem Anführer Herrmann seine Feldherrnstelle. Es herrschten aber so große Partheiungen unter ihnen, daß man nicht weiß, ob sie darum oder in der Absicht, den Feind wiederum ins Garn zu locken, in den zwei folgenden Jahren den Tiberius, welchen August zur Bewahrung Galliens abgeschickt hatte, ungehindert über den Rhein kommen und die nächsten Landschaften verheeren ließen. Doch verfuhr Tiberius mit großer Vorsicht; er gab strengen Befehl, daß keiner der Haupt- oder Kriegs-

*) 10 — 14 nach Chr.

leute unnöthiges Gepäck mit sich führe, stellte sich beim Uebergange selbst an das Ufer des Flusses, um den Gehorsam zu beobachten, wagte sich nicht in das innere Land, und kehrte bei einbrechendem Herbste (ohne Verlust eines Mannes, wie es heißt,) über den Strom zurück. Dergestalt war es leicht Triumphe zu verdienen. Bald fesselte ihn des Kaisers nah geglaubtes Ende innerhalb der Grenzen Italiens; sein Neffe, Germanicus, des Drusus Sohn, ward Oberbefehlshaber in Germanien an seine Statt.

Im vierzehnten Jahr der christlichen Zeitrechnung, im fünften der Schlacht Herrmanns, endigte Augustus zu Nola in Campanien die wohlgespielte Rolle seines merkwürdigen Lebens; durch ihn ist für immerwährende Zeiten die alte bürgerliche Regierungsweise der europäischen Völker, als dieselbe wegen der Sittenverderbniß nicht mehr bestehen konnte, der Sache, wiewohl zuerst nicht dem Namen nach, abgeschafft, und die Verwaltung großer Reiche durch einen Fürsten allmählig eingeführt worden. „Drei Dinge, sagt ein großer Geschichtschreiber, fehlten zu seinem Glück: daß er die Thaten seiner Jugend, die Aechtungstafeln, aus dem Andenken der Geschichte nicht tilgen konnte; daß geitzige und sorglose Feldherrn am niedern Rhein dem deutschen Herrmann einen großen Sieg über die Legionen ließen; daß ihm die Götter das Glück versagten, sein Rom einem Nachfolger zu hinterlassen, den er hätte lieben können. Doch scheinbarer Zwang der Umstände erleichterte jene erste Schuld; Herrmanns Sieg blieb wegen zu großen Abstandes der Macht, ohne dauernde, unmittelbare Folgen; und man sagt, Augustus habe für sein eignes Andenken desto mehr Zuneigung erwartet, je weniger der Nachfolger von seinen Tugenden hatte."

In demselben Jahr, in welchem August einem Fremden die Herrschaft über Europa, Asien und Afrika hinterließ, verhungerte seine einzige einst geliebte, dann verstoßne, zuletzt beweinte Tochter Julia auf der Insel Pandataria, sein letzter Enkelsohn Agrippa aber ward erwürgt; beides nach Anordnung des Erben.

Sechzehntes Kapitel.

Erster Feldzug des Germanicus gegen die Deutschen *).

Sobald die Nachricht von Augusts Tode unter den römischen Legionen in Niedergermanien bekannt geworden war, machten sie den Versuch, statt des finstern und strengen Tiberius den sehr beliebten Germanicus auf den Kaiserthron zu setzen. Aber dieser, zu edel, sich fremdes Recht anzumaßen, und zu stolz, das Geschöpf soldatischer Laune zu werden, unterdrückte den gefährlichen Aufstand mit eigner Lebensgefahr. Um nun das unruhige Kriegsvolk zu beschäftigen und neue Ausbrüche zu verhüten, führte er es über den Rhein wider die Deutschen, gegen

*) 14 nach Chr.

welche allein das Reich damals im Kriegsstande war. Einladen mochte ihn überdieß das Gerücht von den innern Unruhen, die unter den Deutschen seit ihrer Befreiung fortdauerten. Die Parthei Herrmanns wurde des Strebens nach Herrschaft, die seines Schwiegersvaters Segest der Verrätherei und des Verständnisses mit den Römern beschuldigt.

Mit funfzigtausend Mann Römern und Bundesvölkern zog Germanicus bei dem heutigen Xanthen, auf einer neu gebauten Brücke über den Rhein in die Gegend, die heut Clevisches Land ist. Ohne daß die Deutschen etwas gewahr wurden, erreichte das römische Heer den Cäsischen, heut zu Tage Hesischen Wald und den darin vom Tiberius begonnenen Grenz-Verhau. Hier ward ein Lager genommen und von allen Seiten in großer Eilfertigkeit durch Schanzen und neue Verhaue befestigt. Dann rathschlagte der Feldherr, ob er von den zwei Wegen, die durch den dunklen Wald führten, den kürzern und gewöhnlichen, oder den beschwerlichern und bisher unbetretenen, eben darum aber den Feinden auch unverdächtigen, einschlagen sollte. Jener führte rechts am Ufer der Lippe nach dem Schlosse Else; der andere wandte sich links gegen Mittag nach der Gegend, wo jetzt die Stadt Münster liegt. Germanicus entschied sich für den letztern, denn er hatte erfahren, die Bewohner dieser Landschaften würden in der nächsten Nacht ein Fest mit großem Gelage feiern. Cäcina rückte mit den leichten Cohorten voran und schaffte die Hindernisse des Waldes bei Seite; die Legionen folgten in mäßiger Entfernung. Ein helles Sternenlicht zeigte den Weg, und die Flecken der Marser wurden, ohne Anstand zu finden, erreicht und umstellt. Bei der vollen Sicherheit des Friedens lag alles im tiefen Schlafe; nirgends waren Wachen, welche die Schlummernden hätten wecken können. In vier Keilen brachen die Legionen auf diese Wehrlosen ein, denen der Schlummer der Müdigkeit oder des Rausches schnell in den des Todes verwandelt wurde. Auf viele Meilen in die Runde wurde alles mit Feuer und Schwerdt verwüstet, weder Geschlecht noch Alter, weder Heiliges noch Unheiliges geschont, und unter andern ein berühmtes, Tanfane genanntes, Heiligthum zerstört und der Erde gleich gemacht. Die Römer erlitten keinen Verlust, weil sie nicht gefochten, sondern nur Schlafende und Fliehende niedergemetzelt hatten. Aber bald wurde dem Feldherrn berichtet, die benachbarten Völker, die Bruchter, Tubanten und Usipeten wären aufgestanden und hätten mit ihrer Landwehr die Wälder besetzt; darum beschloß er eilfertigen Rückzug, ehe noch mehrere Gaue sich vereinigten und ihm das Schicksal des Varus bereiteten. Nur der Nachtrapp wurde angefallen, aber durch die rechtzeitige Gegenwart und Ermahnung des Feldherrn zur Gegenwehr ermuntert, und gerettet. Ohne weitern Verlust kehrten die Römer in ihr Lager, dann über den Rhein zurück.

Siebzehntes Kapitel.

Zweiter Feldzug des Germanicus. Segest übergiebt sich und seine Tochter Thusnelda an die Römer *).

Im folgenden Jahre unternahm Germanicus einen ähnlichen Verwüstungszug gegen die Chatten, die Vorfahren der heutigen Hessen, und verbrannte dabei ihre Hauptstadt Mattium, die für das heutige Marburg, von andern für ein Dorf Namens Metz gehalten wird. Gegen die Cherusker ward Cäcina mit einem Heer abgeschickt, um sie zu hindern, den Chatten zu helfen; er stieß aber nur auf die Marser, die er in ihre Wälder zurücktrieb: die Cherusker selbst waren anderwärts beschäftigt. Der alte Haß zwischen Herrmann und Segest hatte endlich einen offnen Krieg herbeigeführt, in welchem zuerst Herrmann mit seiner Gemahlin in die Gefangenschaft Segests gerathen war; aber bald hatte sich der kühne Anführer befreit, seine zahlreichen Freunde versammelt und den feindseeligen Schwiegervater genöthigt, sich in seiner Burg zu verschließen, in der er ihn jetzt belagerte.

Schon hatte Germanicus wie im vorigen Jahre seinen Rückzug gegen den Rhein angetreten, als eine Gesandschaft Segests vor ihm erschien, und für den hart Bedrängten Hülfe erflehte. Unter den Gesandten befand sich auch Segests Sohn, Siegmund, derselbe, der vorher Priester am Altar der Ubier gewesen, aber bei der Empörung seiner Landsleute zu ihnen übergegangen war. Als Germanicus erfuhr, daß der Jüngling, aus Besorgniß vor der Strafe, zu kommen zögerte, ließ er ihn seiner Gnade und der Vergessenheit versichern, und nach Ausrichtung der Aufträge seines Vaters mit einer Bedeckung nach dem Gallischen Ufer bringen. Er selbst kehrte mit dem Heere um, und entsetzte die Burg Segests durch einen unerwarteten Angriff auf die Belagerer, so daß sich Segest nebst vielen seiner Verwandten und Anhänger an die Römer ergeben konnte. Unter den Frauen befand sich auch Herrmanns schwangere Gemahlin, Thusnelda, Gefangene ihres Vaters. „Im Geiste des Gatten, nicht des Vaters, trat sie einher, ohne Thränen und ohne Worte, die Hände unter dem Busen gefaltet, die Augen auf ihren schwangern Leib gesenkt.“ Dann wurden die Stücke des Varianischen Raubes, die auf Segests Antheil bei seinem erzwungenen Beitritt gekommen waren, einher getragen Zugleich erschien Segest, eine hohe Gestalt, mit der Zuversicht im Blicke, welche ihm das Bewußtseyn seines Einverständnisses mit den Römern gab. Er sprach ohngefähr Folgendes:

„Dieser Tag ist nicht der erste meiner treuen Anhänglichkeit an das römische Volk. Seitdem ich von dem göttlichen Augustus mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt worden, habe ich meine Freunde und meine Feinde immer nach Eurem Vortheile gewählt; nicht aus Haß gegen

*) 15 nach Chr.

mein Vaterland, (denn Verräther sind auch denen verhaßt, deren Sache sie befördern,) sondern weil ich überzeugt bin, Römern und Deutschen fromme dasselbe und Frieden sey besser als Krieg. Darum habe ich auch früher schon den Räuber meiner Tochter, den Verletzer Eures Bündnisses, Herrmann, bei Varus angeklagt, und zurückgewiesen durch die Sorglosigkeit dieses Feldherrn, weil die Gesetze geringe Sicherheit gewährten, verlangt, man solle mich und Herrmann nebst seinen Verschwornen in Fesseln legen. Zeugin ist jene Nacht, wollte Gott, sie wäre die letzte gewesen! Was darauf sich begeben, kann eher beweint als gerechtfertigt werden: wie ich nachmals dem Herrmann Ketten angelegt, so habe ich früher von seiner Parthei deren erduldet! Aber sobald mir die Verbindung mit dir wieder geöffnet worden, habe ich das Alte dem Neuen, das Ruhige dem Stürmischen vorgezogen, nicht des Lohns wegen, sondern um mich von den Treulosen zu trennen, und für mein Volk ein Friedensstifter zu werden, wenn es Reue dem völligen Untergange vorziehen sollte. Für die Jugend und den Irrthum meines Sohns bitte ich um Verzeihung; daß meine Tochter gezwungen hier ist, gestehe ich ein: du, o Cäsar magst entscheiden, ob sie als Herrmanns Gemahlin oder als Segests Tochter behandelt werden soll."

Der Cäsar gab eine gnädige Antwort, und versprach ihm und seinen Kindern einen sichern Aufenthaltsort in einer römischen Provinz, vorläufig zu Vetera am Rhein, da wo heut Xanthen ist. Thusnelda gebahr daselbst einen Sohn, der nachmals zu Ravenna erzogen wurde, und dessen Begebenheiten Tacitus als sonderbare Schicksalslaunen zu erzählen verspricht: aber ihr Andenken ist mit den Büchern seiner Geschichte, worin diese Erzählung enthalten war, verloren gegangen. Germanicus führte das Heer über den Rhein zurück, und ward von dem neidischen Oheim Tiberius mit dem Titel Imperator begrüßt.

Achtzehntes Kapitel.

Bestattung der unter Varus erschlagenen Legionen. Cäcinas Gefahr *).

Auf die Nachricht von Segests Uebertritt und Thusneldens Gefängniß gerieth Herrmann in die Wuth der Verzweiflung; er flog durch das Land der Cherusker, und rief alles in die Waffen gegen den Verräther und gegen den Cäsar. „Des wackern Vaters! des großen Feldherrn! des tapfern Heers! die mit vereinigter Kraft endlich ein schwaches Weib fortzuführen vermocht! Er habe drei Legionen und eben so viele Legaten besigt! Nicht durch Verrath und gegen schwangere Weiber, sondern offen und gegen Bewaffnete führe er Krieg; noch könne man

*) 15 nach Chr.

in den deutschen Wäldern die römischen Fahnen sehen, die er den Göttern des Vaterlands aufgehängt habe. Möge immer Segest am besiegten Ufer einen Wohnplatz finden, möge er seinem Sohne die Priesterwürde wieder verschaffen: nie würden ihn die Germanen entschuldigen, weil sie einmal zwischen der Elbe und dem Rhein römische Gerichte und Ruthenbündel gesehen hätten. Andere Völker wüßten aus Unkenntniß der römischen Herrschaft nichts von Abgaben und Todesstrafen: die Deutschen, welche diese Dinge kennen gelernt und sich ihrer unter dem vergötterten August und dem auserwählten Tiberius entledigt, möchten jetzt einen unerfahrnen Jüngling und ein aufrührerisches Heer nicht fürchten! Wenn sie ihr Vaterland, ihre Väter und ihre uralten Heiligthümer fremden Gebietern und neuen Colonien vorzögen, würden sie gewiß lieber dem Herrmann zu Ruhm und Freiheit, als dem Segest zu verbrecherischer Knechtschaft folgen."

Dadurch wurden nicht blos die Cherusker sondern auch alle benachbarten Völker aufgeregt; sogar Ingomar, Herrmanns Oheim, vergaß der Eifersucht gegen den Neffen und der alten Anhänglichkeit an die Römer. Germanicus mußte besorgen, daß die erbitterten Deutschen den Krieg angriffsweise versuchten, und beschloß daher, dieser Gefahr zuvor zu kommen. In dieser Absicht schickte er seinen Legaten Cäcina mit vierzig Cohorten durch das Land der Bructer an die Ems; eben dahin mußte die Reiterei durch das Land der Friesen aufbrechen; er selbst führte vier Legionen auf einer Flotte über die Nordsee in die Ems, welcher Fluß zum Vereinigungspunct aller drei Heere bestimmt war. Die Bructer steckten selbst ihre Hütten in Brand. Bei der Verfolgung erbeutete ein römischer Befehlshaber einen der Adler, die mit Varus verloren gegangen waren. Von hier drang Germanicus weiter herauf, verwüstete die ganze Gegend zwischen der Ems und Lippe, und näherte sich endlich dem Teutoburger Walde, wo die Ueberbleibsel des Varus und seiner Legionen unbegraben liegen sollten.

Germanicus wurde von dem Wunsche ergriffen, diesen unglücklichen Kriegern und ihrem Führer die letzte Ehre zu erweisen; das ganze Heer gerieth in wehmüthige Stimmung; jeder gedachte seiner Verwandten, Freunde, oder der Zufälle des Kriegs und des Schicksals der Menschen. Cäcina wurde vorausgeschickt, die Einsamkeit des Waldes zu erkundschaften, und über die Teiche und trügerischen Moorfelder Brücken und Dämme zu legen; hinter ihm zog das Heer durch düstere, dem Anblick und der Erinnerung gleich schauervolle Gefilde. Zuerst stießen sie auf das regelmäßig abgestochene Lager des Varus, wo die Legionen dem ersten Anfall widerstanden hatten; dann trafen sie auf einen halb zerstörten Wall mit niedrigem Graben, wo sich die zusammen geschmolzenen Reste des Heers noch einmal gesetzt hatten; mitten auf dem Schlachtfelde lagen die bleichenden Gebeine, einzeln oder in Haufen, je nachdem geflohen oder gekämpft worden war; darunter zerbrochene Waffen und Gerippe von Pferden; von den Baumstämmen sahen angenagelte Menschenköpfe herab; in benachbarten Hainen standen die Altäre, auf welchen die Obersten und Hauptleute geschlachtet worden waren. Einige der Knechtschaft entronnene Zeugen jener Schreckensnacht

wiesen die Orte nach, wo die Legaten gefallen, die Adler geraubt worden; wo Varus die erste Wunde erhalten; wo Herrmann auf der Rednerbühne gestanden; wo die Gefangenen hingerichtet, die Adler und Fahnen verhöhnt worden. Damals, sechs Jahre nach dem Varianischen Unfall, wurden die Ueberbleibsel dreier Legionen mit Erde bedeckt; das erste Stück Rasen legte der Cäsar selbst auf den Hügel. Durch das Gefühl des Schmerzes und der Rache glaubte er seine Krieger zum Siege gespornt zu haben: aber Herrman entging ihrem Angriff durch geschickten Rückzug in die Wälder, aus denen er plötzlich auf einer andern Seite hervorbrach. Die überraschte Reiterei gerieth in Gefahr, in einen See getrieben zu werden, hätte nicht Germanicus noch schnell genug seine Legionen aufgestellt. Tacitus sagt, das Treffen sey unentschieden geblieben, aber der schnelle Rückzug des Germanicus zur Flotte auf der Ems, und der Tadel, den Tiberius über die Todtenbestattung aussprach, welche dem Soldaten den Muth benommen habe, bekunden hinlänglich den wahren Ausgang.

Cäcina, welcher vermuthlich durch das Treffen von dem Hauptheer getrennt worden war, erhielt Befehl, sich mit seinen Cohorten auf dem langen Damme, den einst Lucius Domitius, der Legat des Drusus, durch Wald- und Moorgegenden auf der Nordseite der Lippe, bis nach Aliso am Rhein geschlagen hatte, zurück zu ziehen. Dieses Aliso ist ein anderes als jenes von den Deutschen nach der Varianischen Niederlage zerstörte, und lag auf der Stelle des heutigen Wesel. Er kannte den Weg und die Nothwendigkeit der Eile; aber da er den Damm theilweise verfallen und viele Brücken zerbrochen antraf, wurde er so aufgehalten, daß ihm Herrmann auf kürzern Wegen zuvorkam. Das Heer mußte mitten in einem Sumpfe Halt machen, und sich einer Seits zur Abwehr des Angriffs, andrer Seits zur Wiederherstellung des Dammweges rüsten. Fürchterlich mischte sich das Geschrei der Werkleute und der Krieger, den Römern sank der Boden unter den Füßen, die schwere Rüstung drückte ihre Leiber in den Morast und das Wasser lähmte ihre Arme, daß sie den Wurfspieß nicht schwingen konnten. Dagegen waren die Cherusker schon gewohnt, sich in Sümpfen zu schlagen; ihre riesenmäßige Größe erleichterte ihnen den Gebrauch der Spieße, mit denen sie nicht warfen, sondern stachen. Erst die Nacht entriß die Legionen dem wankenden Kampfe, führte aber neue Schreckniße herbei. Ringsum ertönten die Siegesgesänge der Feinde, und verkündeten den Römern das Schicksal der Legionen, deren Gebeine sie eben bestattet hatten. Der Feldherr sahe im Traum den blutigen Schatten des Varus aus dem Gewässer heraufsteigen und winken. Mit Anbruch des Morgens verließen die Legionen, welche die Seiten des Zugs decken sollten, ihre Stellung, und suchten jenseits des Morastes ein offnes Feld zu gewinnen. Als nun die Deutschen den Angriff des vorigen Tags unter dem Zurufe Herrmanns erneuerten: da ist zum zweitenmal Varus mit seinem Heer! retteten die Römer mit Mühe ihre Adler und ihren Feldherrn, der verwundet vom Pferde sank; alles Gepäck ging verloren. Dieses aber war Glück für die Römer, da die Deutschen durch Plünderung desselben fernern Angriff

und weitere Verfolgung versäumten, so daß gegen Abend ein offner Platz und fester Boden zur Aufschlagung eines Lagers erreicht ward. Kaum war das Lager nothdürftig fertig, — der Verlust der meisten Werkzeuge und aller Zelte erlaubte nur die äußere Verschanzung durch Wall und Graben — als ein losgerißnes Pferd das Geschrei veranlaßte, die Deutschen begönnen den Sturm. Sogleich stürzte alles in wilder Flucht zum Lagerthore, und der verwundete Feldherr mußte sich, um dieselbe zu hemmen, endlich selbst quer über den Weg werfen. Als es ihm gelungen war, die Gemüther zu beruhigen und von der Möglichkeit der Rettung durch tapfern Widerstand zu überzeugen, ließ er alle im Lager noch vorhandenen Pferde, seine eignen zuerst, an die Tapfersten austheilen.

Unterdeß herrschten unter den Deutschen verschiedene Meinungen wegen des Angriffs. Herrmann rieth, man solle die Römer aufbrechen lassen und sie erst während des Zugs angreifen. Dagegen meinte Ingomar, es sey besser, das Lager zu stürmen; man werde dabei mehrere Gefangene und reichere Beute machen. Dieser Vorschlag wurde befolgt. Bei Anbruch des Tages griffen die Deutschen an, füllten die Gräben, legten Faschinen und erstiegen schon hin und wieder den Wall, weil ihnen zuerst mit Absicht geringer Widerstand entgegen gesetzt wurde, als plötzlich die Hörner und Trommeten erklangen, die Römer in fester Ordnung gegen die schon zerstreuten Angreifer losbrachen und sie gänzlich zurückschlugen. Ingomar selbst ward verwundet, Herrmann aber hatte den Trost, durch diesen Unfall die Klugheit seines Raths bestätigt zu sehen. Cäcina setzte nunmehr ungehindert seinen Weg bis an den Rhein fort, wo Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, die Ermatteten mit mütterlicher Sorgfalt empfing.

Nicht weniger hatte das Heer, welches Germanicus auf der Ems eingeschifft, durch andere Unfälle gelitten. Wegen Seichtigkeit des Fahrwassers mußte er zwei Legionen ans Land setzen, und längst der Seeküste hin ziehen lassen. Diese wurden von einer durch den Nordwind zu ungewöhnlicher Höhe getriebenen Fluth überfallen, mußten eine ganze Herbstnacht bis an den Hals im Wasser zubringen, und erreichten nur mit Verlust vieler Menschen und des Gepäcks den Ort, wo die Flotte des Germanicus sie aufnahm. Indeß hatte sich im römischen Germanien das Gerücht verbreitet, sie wären alle im Wasser umgekommen, und man glaubte nicht eher das Gegentheil, als bis man es sahe. Die ziemlich betrübte Rückkehr erhielt dadurch einigen Glanz, daß Segimer, der Bruder Segests, mit seinem Sohne als Flüchtling bei den Römern erschien und deren Gnade anflehte, weil durch Segests Uebertritt seine ganze Familie bei den Cheruskern in den Verdacht der Verrätherei gekommen war. Es wurde ihm die Stadt der Ubier, das nachmalige Cöln, zum Wohnplatz angewiesen, dem Sohne aber, dem man vorwarf, an der Verhöhnung der Leiche des Varus thätigen Antheil genommen zu haben, erst nach einiger Weigerung verziehen.

Erzählt wird in den römischen Geschichtbüchern, die Völker Galliens, Hispaniens und Italiens hätten gewetteifert, die Verluste des Heers zu ergänzen; was jeder gehabt, Waffen, Pferde, Gold, sey bereitwillig dargeboten worden.

Diesen Eifer habe Germanicus gelobt, aber nur Waffen und Rosse angenommen, und mit eignem Gelde die Krieger unterstützt. Um das Gedächtniß der erlittenen Unfälle durch Freundlichkeit zu mildern, besuchte er die Kranken, rühmte Einzelner tapfere Thaten, ließ ihre Wunden sich zeigen, und munterte den einen durch Hoffnung, den andern durch Ehrgeiz, alle durch liebreiche Worte und Sorgfalt zu neuen Unternehmungen auf.

Neunzehntes Kapitel.

Letzter Feldzug des Germanicus *). Schlacht auf dem Felde Idistavisus **).

Der Kaiser Tiberius mißbilligte die kostbaren Feldzüge, welche seine Heere zu Grunde richteten und höchstens den Kriegsruhm seines Neffen vermehrten, auf den er ohnehin eifersüchtig war: denn so zweideutig immer die Erfolge gegen die Deutschen seyn mochten, Germanicus erschien in den Augen des Volks zugleich als Rächer des römischen Namens, und als Nachfolger auf der Bahn der großen Vorfahren Julius und Drusus. Ueberdieß machte den argwöhnischen Herrscher die wachsende Anhänglichkeit der Legionen an den Germanicus und dessen Familie besorgt. Dieser sahe daher seiner nahen Abrufung entgegen. Um nun bei dem ungünstigen Ausfall der letzten Unternehmung nicht als Besiegter aus Germanien zu scheiden, beschloß er noch einen Hauptzug wider die Deutschen, bei welchem die Nachtheile des Bodens und der weiten Entfernung durch gehörige Benutzung des Meeres und der Flüsse vermieden würden. Er überlegte, daß im offnen Treffen die Römer bisher immer gesiegt hätten, daß aber den Deutschen ihre Wälder und Moräste, ihr kurzer Sommer und frühzeitiger Winter zu Gute käme. Der römische Soldat werde weniger durch Wunden als durch lange Märsche aufgerieben, Galliens Pferdereichthum sey erschöpft, und der lange Zug des Gepäcks erleichtere den Feinden den Angriff und mache den Römern die Vertheidigung schwer. Von der Seeseite hingegen sey das alles zu vermeiden; der Feldzug könne zu rechter Zeit eröffnet, mit den Legionen zugleich die nöthigen Vorräthe eingeschifft, und Reiter und Pferde durch die Mündungen der Flüsse ganz unversehrt mitten ins Land gebracht werden. Hierzu kam, daß Germanicus auf die Freundschaft der Küstenbewohner, der Friesen und Kauchen, rechnen konnte.

*) 16 nach Chr. **) Idistavisus ist nichts als die Antwort eines Deutschen auf die Frage des Römers, wie das Feld heiße? — it ist a wise. So fragten die Spanier an einer Amerikanischen Küste, wie das Land heiße? Und als die Bewohner zur Antwort gaben: Yukatan (wir stampfen Sago), wurde daraus ein Name, den das Land heute noch führt.

Er ließ also auf dem Rhein, auf der Maas, auf der Schelde und andern Flüssen eine Flotte von tausend Fahrzeugen verschiedener Gestalt erbauen, und an der batavischen Insel zur Einschiffung des Heers versammeln. Unterdeß machte sein Legat Silius einen Streifzug in das Land der Chatten, von wo er einige Beute und die Gemahlin und Tochter eines vornehmen Chatten, Namens Arpus, als Gefangene zurückbrachte. Germanicus selbst zog mit sechs Legionen nach dem Schlosse Aliso, an der Lippe, weil die darin liegende römische Besatzung von den Deutschen belagert ward. Auf die Nachricht von seiner Annäherung zogen sich die Belagerer zurück, zerstörten aber vorher einen zur Ehre des Drusus errichteten Altar. Der Grabhügel, welchen die Römer über den Gebeinen der Varischen Legionen aufgeworfen, hatte gleiches Schicksal erlitten. Jenen, nicht diesen erneuerte Germanicus, weil er es für gefährlich hielt, sich vom Rhein zu entfernen. Von der Festung quer bis an den Fluß zog er einen Erdwall, um sie und die Rheinbrücke gegen unvermuthete Anfälle zu schützen.

Während dieser Unternehmungen war die Flotte vollendet worden; sie bestand theils aus kurzen und dickbäuchigen, zum Widerstand gegen hochgehende Fluthen geeigneten Schiffen, theils aus platten Fahrzeugen, die ohne Gefahr stranden konnten; mehrere hatten zwei Steuerruder, um leicht nach beiden Seiten gewendet zu werden, andere, die durch Brücken verbunden, Geschütz, Rosse und Vorräthe, durch die doppelte Schnelligkeit der Seegel und Ruder wie im Fluge dahin führten, gewährten mit ihren jubelnden Kriegern einen furchtbar schönen Anblick. Als Germanicus das ganze Heer eingeschifft hatte, führte er es den Rhein hinunter durch den drusischen Graben in die Süder- und Nordsee. Er landete am Ausfluß der Ems, auf der linken Seite des Flusses an der kleinen Festung Amisia (Emden), und beging dadurch den Fehler, das Heer erst über den Fluß auf Brücken führen zu müssen, deren Verfertigung mehrere Tage Zeit wegnahm. Wäre er weiter hinauf gefahren, so hätte er zugleich die großen Sümpfe und Seen vermieden, welche die Austritte des Meers an der Nähe der Küste hervorgebracht hatten. Aber der Mangel eines andern Hafens bestimmte ihn, grade da und nirgends anders zu landen. Indeß zog er sich bald südwärts und erreichte die Weser, an deren rechtem Ufer die Cherusker standen. Herrmann, umgeben von mehrern Fürsten, trat hervor und rief fragend herüber: ob der Cäsar dabei sey? Auf die bejahende Antwort bat er um Erlaubniß, mit seinem Bruder reden zu dürfen, der mit dem Namen Flavius geschmückt, im römischen Heere diente, und im Feldzuge unter dem Tiberius ein Auge verloren hatte. Die Unterredung wurde verstattet und nach langer Trennung sahen sich die beiden Brüder, wiewohl durch den Fluß geschieden, wieder. Herrmann, der seine Begleiter entlassen hatte, verlangte, auch die römischen Bogenschützen sollten sich entfernen. Als dies geschehen, fragte er, bei welcher Gelegenheit er im Gesicht verstümmelt worden, und da Flavius den Ort und das Treffen angab, welche Belohnung er dafür erhalten habe? Flavius erwähnte des erhöheten Soldes, der Halskette, der Ehren-

krone und anderer kriegerischer Belohnungen, aber Herrmann verspottete das alles als Zeichen der Knechtschaft. Hierauf rühmte jener die römische Größe, und die Macht des Cäsars; schwer sey die Strafe der Besiegten, aber der freien Ergebung sey Huld und Gnade gewiß, weder seine Gattin noch sein Sohn würden als Feinde behandelt. Dagegen führte ihm Herrmann die Pflicht gegen das Vaterland, die uralte Freiheit, die Götter der Heimath, und die Bitten ihrer Mutter zu Gemüthe; er möge nicht lieber der Verräther als der Führer seines Volks seyn wollen. Das Gespräch ging dergestalt allmählig in Schmähworte über, und kaum hinderte sie der Fluß, handgemein zu werden. Flavius forderte schon ein Pferd und Waffen, als der römische Befehlshaber Stertinius herbeisprang und ihm wehrte, in den Fluß hinein gegen Herrmann loszugehen, der vom andern Ufer, meist in lateinischer Sprache, Drohungen und Herausforderungen herüber sandte.

Am folgenden Tage zeigte sich, wie Herrmann gedroht hatte, ein deutsches Heer in Schlachtordnung. Germanicus, der mit den Brücken noch nicht fertig war, ließ blos die Reiterei auf eine Fuhrt durch den Strom setzen. Die Bataver, von ihrem Fürsten Cariovalda geführt, erreichten zuerst das jenseitige Ufer, wurden aber durch den verstellten Rückzug der Cherusker auf ein von Wald umgebnes Feld gelockt und von allen Seiten umringt. Cariovalda munterte sie auf, sich durchzuschlagen, und sprengte selbst auf den dichsten Haufen der Feinde, aber sein Pferd wurde unter ihm erstochen und er selbst von vielen Pfeilen durchbohrt. Viele edle Bataver starben mit ihm, und wenige der übrigen würden entronnen seyn, wären nicht die Römer den Bedrängten endlich zu Hülfe gekommen.

Als nun Germanicus den Uebergang des Hauptheers bewerkstelligt hatte, erfuhr er durch einen Ueberläufer, daß Herrmann schon einen Ort zum Treffen ausersehen habe, daß noch andere Völkerschaften in dem Walde sich versammelt, der dem Herkules heilig sey, und daß sie einen nächtlichen Angriff auf das römische Lager versuchen würden. In derselben Nacht durchschritt Germanicus unerkannt, mit einem einzigen Begleiter und in eine Thierhaut gehüllt, die Straßen des Lagers, um die Gemüther seiner Krieger zu erforschen. Ein Deutscher ritt an den Wall und rief mit lauter Stimme, Herrmann wolle einem jeden, der überträte, für die Dauer des Feldzugs täglich hundert Sestertien Sold, und nachmals Weiber, Ländereien und Wohnungen anweisen. Die erbitterten Römer antworteten: „Mit Anbruch des Tages würden sie sich schlagen. Uebrigens nähmen sie das Anerbieten als Vorbedeutung, daß das Glück ihnen die Weiber, Wohnungen und Ländereien der Deutschen zur Beute bestimmt habe." Bald darauf, um die dritte Nachtwache, machten die Deutschen einen Versuch auf das Lager, zogen sich aber zurück, als sie die Römer in guter Bereitschaft antrafen.

Auf einer Ebene, welche Tacitus Idistavisus nennt, stellten vor Aufgang der Soane beide Feldherrn ihre Heere in Schlachtordnung. Germanicus, durch Träume und günstige Zeichen gestärkt, ermuthigte die Seinen, indem er sie an die Ueberlegenheit ihrer Waffen und Kriegskunst, an die Nähe der Elbe, das Ziel

ihrer Anstrengungen und das Ende ihrer Mühseeligkeiten erinnerte; denn über die Elbe hinaus wolle er den Krieg nicht fortsetzen, aber bis zu der Stelle, wo Drusus gestanden, wolle auch er gelangen. Dagegen sprachen Herrmann und die übrigen Feldherrn der Deutschen zu den ihrigen, „wie das dieselben Römer, die Ueberreste des Varischen Heers wären, die, um nicht in den Krieg ziehen zu dürfen, eine Empörung angefangen hätten; ein Theil derselben mit Wunden beladen trüge den Rücken, ein andrer Theil die durch Fluthen und Stürme geschwächten Glieder wiederum den Feinden und den zürnenden Göttern entgegen. Eine Flotte und Abwege des Weltmeers hätten sie aufsuchen müssen, damit ihrer Ankunft Niemand begegnen, Niemand ihre Flucht verfolgen gekonnt; jetzt, wo es zum Kampfe kommen werde, könne ihnen die Hülfe der Winde und Ruder nichts nützen. Ob sie alle wohl noch des Geitzes, der Grausamkeit, des Hochmuths der Römer gedächten? Nichts bleibe übrig, als die Freiheit behaupten, oder sterben vor der Knechtschaft.“

Es war aber das Feld Idistavisus und der Herkuls-Wald gelegen zwischen Minden und Blotho, da wo die Weser nicht ihren gewöhnlichen nördlichen Lauf hält, sondern sich grade von Osten nach Westen zieht. Längst des Schlachtfeldes schlängelte sich der Fluß; ihm gegen über erhoben sich Hügel, im Hintergrunde ein hochästiger Wald. Die Cherusker allein hielten die Anhöhen besetzt, um von oben herab anzugreifen, wenn die Römer mit den übrigen Völkern beschäftigt seyn würden, die auf der Ebene standen. Im römischen Heere zogen die germanischen und gallischen Bundesvölker vorn; auf diese folgten die Schützen zu Fuß; dann vier Legionen und Germanicus selbst mit zwei prätorischen Cohorten und dem Kern der Reiterei; hierauf wieder vier Legionen, von der leichten Reiterei und den berittenen Schützen begleitet, zuletzt die übrigen unzuverläßigen Bundesgenossen. Es war dies auf das wenigste ein Heer von neunzigtausend, mit Waffen und Rüstungen aller Art wohl versehener Kriegsleute, denen bis jetzt kein König und kein Volk widerstanden, und die mit der Hälfte oder dem Drittheil solcher Zahl die mächtigsten Reiche über den Haufen geworfen hatten. Schleuderer und Schützen pflegten die Schlacht zu beginnen; letztere hatten hölzerne, drei Schuh lange Pfeile mit eisernen Spitzen, jene bleierne oder steinerne Kugeln. Sie zerstreuten sich auf die Flügel. Hierauf warf die erste Reihe der Legion, die Hastarier, den sieben Fuß langen Spieß mit krummer Spitze, die sich an feindliche Schilde klammerte und hiedurch die Bewegung hinderte. Indeß der Feind hiemit beschäftigt und seine Linie geöffnet war, griffen jene zum Schwerdt und entschieden die Schlacht. Wie das erste Treffen war auch das zweite, die Principes, bewaffnet; das dritte, die Triarier, trug eine Pike, länger und leichter als der Spieß. Die Reiterei trug Lanzen und große Säbel. Die Bedeckung des Fußvolks war ein bis auf die Achsel herunter gehender Helm, von dem ein Federbusch drohend wankte, ein Panzer und ein leichtbewegliches Schild; die Reiter trugen Helm, Schild, Panzerhemd und Stiefeln. Diesen furchtbaren Waffen setzten die Deutschen große aus Ruthen geflochtene und mit Brettern überzogene Schilde, sehr lange Speere und kurze

Pfeile entgegen. Mit den Speeren war die erste Reihe, mit den Geschoßen die folgenden Treffen bewaffnet.

Als die im Walde versteckten Cherusker die Römer stolzen Schritts einher ziehen sahen, stürzten einige Haufen mit ungestümer Hitze hervor und verriethen den Schlachtplan ihres Feldherrn, vermöge dessen die Römer sich erst mit den übrigen verwickeln, und dann von oben herab angegriffen werden sollten. Germanicus schickte sogleich seine Reiterei aus, diesem Hinterhalt in die Seite und in den Rücken zu fallen. Acht Adler zogen als günstiges Zeichen den Römern nach dem Bergwalde voran. Zugleich wurden die in der Ebene aufgestellten Deutschen vom römischen Fußvolk angegriffen und gegen die Waldhöhe getrieben. In dem Augenblicke nun, wo sie die Hülfe der Cherusker erwarten mochten, stürzten diese selbst, von der römischen Reiterei verfolgt, die Hügel herunter. Zwar suchte Herrmann den Knäul der auf einander Fliehenden zu entwirren, und ohngeachtet er selbst verwundet war, die Seinen wieder zum Stehen zu bringen; aber als er eben die römischen Schützen durchbrechen wollte, eilten die Cohorten der Rhäter, Windeliker und Gallier herbei, und er konnte zuletzt nur durch die Schwungkraft seines Körpers und die Schnelligkeit seines Rosses entkommen. Einige erzählten, er habe sich, um nicht erkannt zu werden, das Gesicht mit Blut besprützt; andere, die Kauchen, die unter den römischen Bundesgenossen fochten, hätten ihn absichtlich durchgelassen. Ingomar entkam auf ähnliche Weise. Unter den übrigen wurde furchtbar gemordet. Viele, die sich in die Weser stürzten, um durch Schwimmen zu entkommen, wurden von den Geschoßen der Römer erlegt, oder von den Wellen fortgerissen, oder von der Menge der nacheilenden Flüchtlinge und der Masse der einstürzenden Ufer bedeckt. Einige, die auf die höchsten Bäume geklettert waren, dienten den Schützen zu Zielpunkten, oder wurden von den umgehauenen Bäumen erschlagen. Von eilf Uhr des Morgens bis zum Anbruch der Nacht dauerte das Morden; der Erdboden war zehntausend Schritt weit mit Leichen und Waffen bedeckt. Unter der Beute fanden die Römer Stricke und Ketten: sie schlossen daraus auf das Schicksal, das ihnen bevorgestanden, wenn sie besiegt worden wären. Das Heer begrüßte auf der Wahlstatt den Tiberius als Imperator, wie unsere Heere ihre Fürsten hoch leben lassen, und erhöhete einen Hügel, auf welchem ein Siegeszeichen von erbeuteten Waffen mit den Namen der überwundenen Völker aufgerichtet wurde.

Zwanzigstes Kapitel.

Schlacht am Steinhuder-See gegen den deutschen Landsturm.

Die Römer erwarteten bei dem großen Verluste, den die Deutschen in der letzten Schlacht erlitten hatten, keinen fernern Widerstand bis zur Elbe zu finden, und glaubten mit Zuversicht dem Gerüchte, die Ueberwundenen hätten beschlossen, ihr Land aufzugeben und sich über die Elbe zu ziehen. Aber diese Hoffnung erfand sich gar bald als eine Täuschung. Weder der Muth noch die Kraft der Deutschen war gebrochen; vielmehr erstarkten beide zu dem unerschütterlichen Entschluß, den heimischen Boden bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Alles griff zu den Waffen. Ein Volksaufgebot, (Tacitus nennt Geringe und Vornehme, Jünglinge und Greise als seine Bestandtheile,) ermüdete den Zug der Römer durch tägliche Gefechte, und erschien endlich unerwartet in fester Stellung als Volksheer. Da vermutheten die Römer, das von ihrem Feldherrn errichtete Siegesdenkmal habe die Deutschen also zum Grimme gereizt, und sie bestimmt, ihren beschloßnen Rückzug zu ändern; aber diese Norddeutschen waren keine Wanderungsvölker mehr, wie die östlichen und südlichen Sweven, die vor einem mächtigen Andrange zurückweichen konnten: sie mußten sich wehren oder umkommen.

Es war eine sumpfige Ebene, von der Weser und von Wäldern umschlossen, wo das deutsche Volksheer seine Stellung nahm. Rings um die Wälder zog sich ein tiefer See, an dessen nördlicher Seite die Angrivarier einen Damm zur Grenzscheide von den Cheruskern aufgeschüttet hatten. Diesen Damm besetzte deutsches Fußvolk; die Reiterei verbarg sich in benachbarten Hainen, um den Legionen, sobald sie den Wald beträten, in den Rücken zu fallen.

Aber Germanicus hatte die ganze Stellung erspäht. Darum theilte er sein Heer, überließ der Reiterei die Ebene, das Fußvolk aber sollte in zwei Haufen gesondert auf der einen Seite den Wald nehmen, auf der andern den Damm erstürmen. Den letztern Haufen führte er selbst an. Während nun jene mit leichter Mühe in den Wald einbrachen, fanden die Bestürmer des Damms so heftigen Widerstand in den gewichtigen Schlägen und Stößen der Deutschen, daß der Feldherr sich genöthigt sah, die Legionen zurückzuziehen, und die Schützen mit den Schleuderern vorrücken zu lassen. Zugleich wurden die dichten Reihen der Vertheidiger durch Speere niedergeschmettert, welche das schwere Geschütz der Römer mit furchtbarer Stärke schleuderte. So gelang es dem Germanicus, mit den prätorischen Cohorten den Damm zu erstürmen und gegen den Wald vorzudringen. Mann gegen Mann wurde gefochten; die Deutschen hatten den See, die Römer den Fluß oder Berge im Rücken; beiden Theilen ließ ihre Stellung nur im Siege Rettung hoffen.

Die Deutschen fochten nach dem Zeugniß der Römer mit nicht geringerm Muthe, aber nachtheilig war ihnen die Schlachtart und ihre

Bewaffnung. Wegen der Enge des Orts standen sie zu sehr gedrängt, konnten sich nicht frei bewegen und weder ihre Uebermacht noch ihre Stoßwaffen gebrauchen. Durch seinen Schild gedeckt eröffnete sich der römische Soldat mit dem Schwerdte einen Weg in die ungewappneten Haufen, und richtete unter ihnen große Verheerungen an. Beiderseits wurde mit der Wuth der Verzweifelung gefochten; Herrmann war verwundet; aber Ingomar flog von Reihe zu Reihe, ohne beim Wanken des Glücks vom Muthe verlassen zu werden. Auf der andern Seite nahm Germanicus, um von allen erkannt zu werden, den Helm vom Haupte und rief den Seinen zu, keine Gefangenen zu machen. Nur die Vernichtung des Volks könne den Krieg endigen.

Bis in die Nacht wurde gekämpft, und ermattet vom Morden zogen die Legionen sich ins Lager; die Reiterei hatte mit zweifelhaftem Erfolge gestritten, nichts verlautet von einem Rückzuge oder einer Flucht der Deutschen. Dennoch schrieben sich die Römer den Sieg zu, und errichteten für die vergängliche Dauer ihrer Anwesenheit einen großen Waffenhaufen mit der stolzen Aufschrift, „daß das Heer des Tiberius nach Bezwingung aller Völker zwischen dem Rhein und der Elbe dieses Denkmal dem Mars, dem Jupiter und dem Augustus geweiht habe.“ Seinen eignen Namen wagte Germanicus nicht beizufügen, aus Furcht, dem Kaiser zu mißfallen.

Aber trotz des angeblichen Siegs und der prächtigen Aufschrift wurde der angekündigte Zug an das Ufer der Elbe aufgegeben, und wie im vorigen Jahre, so auch diesmal der Rückzug beschlossen: bei dem entschiedenen Widerstande des Volks war an keine Behauptung des eroberten Bodens zu denken. Einige Legionen nahmen den Landweg; die größere Zahl führte Germanicus zu Schiffe auf der Ems in die Nordsee. In majestätischem Zuge segelten und ruderten anfänglich die tausend Schiffe über das ruhige Meer, aber bald entstand ein gewaltiger Sturm, und die mit großer Beute beladene Flotte ward theils von den Wellen verschlungen, theils an entlegene Küsten und zu fernen Inseln verschlagen. Das Schiff des Germanicus landete ganz allein am Gestade der Kauchen. Mehreremal hatte er beim Anblick der Zerstörung, als deren Urheber er sich ansah, sich ins Meer stürzen wollen; aber bei ruhiger Ueberlegung erkannte er es für rühmlicher, die Trümmer seiner Flotte abzuwarten, und die wieder hergestellten Schiffe zur Aufsuchung seiner verschlagenen Mannschaften abzuschicken. Einige derselben waren an öden Küsten schon ein Raub des Hungers geworden, andere hatten ihr Leben durch Pferdefleisch gefristet. Viele von den Küstenbewohnern ins innre Land als Sklaven Verkaufte wurden in der Folge von den Angrivariern, die damals Freunde der Römer waren, ausgelöst; einige, die an die brittische Küste geworfen worden waren, von den dasigen Königen zurückgegeben. Sie entschädigten sich für die ausgestandenen Gefahren durch Erzählungen von Wundern, die sie gesehen haben wollten, von den gewaltigen Meerstrudeln, den ungeheuren Vögeln, Seegeschöpfen und thierischen Halbmenschen, welche der Aberglaube des Südens in der unbekannten Nordwelt einheimisch wähnte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Heimkehr und Triumph des Germanicus. *)

Damit der Ruf des erlittenen Unfalls die Deutschen nicht zur Erneuerung des Kriegs ermuntere, ließ Germanicus durch dreißigtausend Mann Fußvolk und dreitausend Reiter das Land der Chatten verwüsten. Er selbst machte mit noch zahlreicherm Kriegsvolk einen Einfall in das Gebiet der Marser; so groß war die Stärke des römischen Heers, das gegen die Deutschen gebraucht ward, daß trotz aller Verluste des Feldzugs und der Seefahrt noch siebzigtausend Mann in den Krieg geführt werden konnten. Die Marser wurden durch einen ihrer Fürsten, Namens Malovendus, verrathen, der sich vor Kurzem an die Römer ergeben hatte. Seiner Anzeige nach wurde der Ort gefunden, wo einer der Varischen Adler in der Erde vergraben lag, und dieses Siegeszeichen wieder gewonnen. Die Verwüstung, welche die Römer dem Lande zufügten, war so schrecklich, daß die Marser seitdem ihre Wohnsitze verließen und sich näher an ihre Bundesgenossen, die Cherusker, anschlossen.

Jetzt erst legte Germanicus das Heer in die Winterquartiere, mit der Hoffnung, den Krieg im folgenden Jahre zu erneuern, und die stolzen Cherusker zu Friedensgesandschaften zu zwingen. Aber Tiberius endigte den verwüstenden Kampf um persönlichen Kriegsruhm durch den bestimmten Befehl der Heimkehr nach Rom. „Genug sey gethan und gelitten; genug der Schlachten geschlagen; er möge auch des Schadens gedenken, den ihm Winde und Fluthen ohne seine Schuld bereitet. Er selbst sey von August neunmal nach Deutschland geschickt worden, und habe durch Klugheit mehr als durch Gewalt ausgerichtet, habe die Sigambrer zur Unterwerfung, die Sweven und den König Marbod zum Frieden vermocht. Die Cherusker und übrigen aufsätzigen Völker könnten jetzt, wo für die Varische Niederlage hinlänglich Rache genommen sey, füglich ihrer innern Zwietracht überlassen werden.“

Also schied Germanicus von dem Schauplatze großer aber zweckloser Kriegsthaten, mit welchen er höchstens den ererbten Ehrennamen verdienen gewollt haben kann. **) Obwohl die Cherusker, Chatten, Angrivarier und die übrigen Völker bis zur Elbe nicht besiegt worden waren, wurden dennoch die wiedergewonnenen Adler und die großen Ereignisse der deutschen Feldzüge für wichtig genug geachtet, dem Germanicus die Ehre des Triumphs zu erkennen. Diesen Einzug verherrlichten außer der ansehnlichen Beute die Abbildungen deutscher Berge, Flüsse und Schlachten; unter den Gefangenen schritt Libys, der Priester der Chatten, und die ganze Familie Segests, der kaum für seine Person von der Schmach befreit worden war, den Zug zu verlängern, vor dem Wagen des Feldherrn; vor allen aber Herrmanns un-

*) 16 — 17 nach Chr. **) 17 nach Chr.

glückliche Gemahlin, Thusnelda, mit ihrem dreijährigen Sohn Thumelico. Nie hat sie den Tag der Freiheit, nie den Gatten wieder gesehen. Das ist ein unbemerkter Zug in Herrmanns Heldencharacter, daß selbst der Verlust des Theuersten, was er besaß, des geliebten Weibes und des ungesehenen Knaben ihn nicht bewegen konnte, die Sache des Vaterlands für diesen Preis zu verkaufen. Germanicus aber, der auf hohem Triumphwagen stand, von fünf blühenden Knaben umgeben, vom Freudengeschrei des begeisterten Volkes umtönt, ahnete nicht, daß für ihn der Giftbecher schon gemischt sey, daß seine ältesten Söhne und seine Gattin den schmähligen Hungertod sterben, sein jüngster Sohn, als Kaiser der Abscheu der Welt, unter rächenden Dolchen verbluten, seine Tochter Agrippina, vom eignen Sohne ermordet, des göttlichen Augustus Geschlecht greuelvoll enden sollten. Von Cäsar aber bis auf Germanicus hatten die Römer zehn Feldzüge in das innere Deutschland gethan: einen gegen Hütten, zwei zur Schau, einen zur Flucht, fünf siegende, keinen erobernden, den letzten ohne Wiederkehr.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Marbods Ausgang. *)

Der Grundsatz Tibers, die Deutschen ihren innern Streitigkeiten zu überlassen, bewährte bald nach dem Abzuge der Römer seine Wahrheit. Der südliche Swevenverein unter Marbod hatte ruhig zugesehen, wie die Norddeutschen unter Herrmanns Anführung um Freiheit und Leben gekämpft, und mit Recht wurde Marbod, der sich zur schimpflichen Ruhe hatte bereden lassen, sogar von seinen eignen Unterthanen des Verraths und des Strebens nach Willkühr bezüchtigt. Herrmann galt für den Feldherrn freier Völker; im Reiche Marbods trug alles schon monarchische Form. Bald brach die gegenseitige Eifersucht in offnen Krieg aus. Zwei swevische Völker, die Semnonen und die Longobarden, traten von Marbod zu Herrmann, welchen dagegen Ingomar nebst seinem Anhange verließ, weil der bejahrte Oheim vom jugendlichen Neffen keine Befehle empfangen wollte. Oft hatten früher deutsche Völkerschaften sich in einzelnen Haufen befehdet: jetzt standen zwei große deutsche Heere sich gegenüber, beide im langen Kampf mit den Römern zu römischer Kriegskunst gewöhnt. Wie bei den Römern glänzten Fahnen voran, Unterstützungsvölker standen im Rückhalt, ein Feldherr leitete das Ganze. Es war also auch von Herrmanns Seite kein Volkskrieg mit dem Heerbann wie gegen die Römer, sondern mit dem Gefolge oder Heer. Herrmann flog zu Roß durch seine Schaaren, und erinnerte an die erkämpfte Freiheit, an die erschlagenen Legionen, an die

*) 19 nach Chr.

den Römern entrißnen Waffen und Rüstungen, mit denen noch viele der Seinen geschmückt waren. Flüchtig und feig habe sich Marbod in den böhmischen Wäldern verkrochen, und, während die Cherusker gestritten, ein schimpfliches Bündniß erbettelt; dieser Verräther des Vaterlands, dieser Trabant des Kaisers müsse mit demselben Hasse verfolgt werden, mit dem sie einst gegen den Varus aufgestanden; sie möchten so vieler Schlachten gedenken, durch deren Ausgang wie durch die endliche Vertreibung der Römer hinlänglich dargethan sey, wem der Ruhm des Sieges gebühre." Eben so sprach Marbod rühmend von sich selbst und verachtend von seinem Feinde: „Ingomar habe die Plane gemacht und die Schlachten der Cherusker geschlagen; fremden Ruhm eigne der hochfahrende und unverständige Herrmann sich zu. Drei entblößte Legionen und deren keines Trugs versichtigen Führer habe er treulos überfallen, zum Unglücke Deutschlands und zur eigenen Schmach; denn noch lägen dafür Gattin und Sohn in Knechtschaft. Er hingegen, vom Tiberius mit zwölf Legionen bedroht, habe den Ruhm Germaniens unbefleckt erhalten, und durch einen billigen Frieden den Kampf geendet; noch bereue er es nicht, die Wahl zwischen Krieg und Frieden mit den Römern in Händen behalten zu haben." Aber mehr als durch die Worte der Feldherrn wurden die Heere durch die eigne Sache entflammt; doch stritten Cherusker und Longobarden mehr für Ehre und Freiheit, die Markmannen um die Erweiterung der Herrschaft. Der Streit war hart und blieb anfangs unentschieden: beide rechte Flügel wurden geschlagen. Als aber Herrmann die Schlacht erneuern wollte, zog sich Marbod auf die Berge, und erklärte sich dadurch für den Besiegten. Da verließen ihn viele der Seinen, so daß er sich zur Rückkehr in sein Reich genöthigt sahe. Von hier schickte er zu den Römern um Hülfe. Es ward ihm geantwortet: „er fordere von den Römern mit Unrecht, was er selbst ihnen im Kampfe gegen dieselben Cherusker nicht geleistet." Doch schickte Tiberius seinen Sohn Drusus, den er gern von den Lüsten der Hauptstadt entfernen und ans kriegerische Leben gewöhnen wollte, zum Heere nach Illyrien, um von dort aus die Angelegenheiten der deutschen Völker zu leiten oder zu verwirren.

In der That vermittelte Drusus zwischen den Cheruskern und den Markmannen den Frieden, stürzte aber den König der letztern durch heimliche Anschläge völlig ins Verderben. Marbod verlor durch die Bereitwilligkeit gegen die Befehle des Römers alle Achtung, die ihm sein Unglück gegen Herrmann noch übrig gelassen hatte: desto ämsiger sammelte er Schätze. Aber ein Heer und ein Schatz machten auch damals noch keinen Staat. Da ward ein gothischer Fürst, Catualda, (Gottwald,) den er ehedem vertrieben hatte, aufgemuntert, mit ansehnlicher Macht in das Land der Markmannen zu fallen. Verständnisse mit einigen Vornehmen machten ihn Meister von der Königsstadt und dem festen Schlosse, wo er die Schätze fand, welche Marbod von der Beute vieler Völker gesammelt hatte. Nicht ohne Bedeutung bemerkt Tacitus, daß in und um die Hauptstadt eine große Anzahl römischer Geschäfts- und Handelsleute angesiedelt war, die durch Handelsverbindungen, Gewinnsucht und Vergessenheit

des Vaterlands in Deutschland fast einheimisch geworden.

Von allen Seiten verlassen floh Marbod über die Donau nach Noricum. Es blieb ihm keine andere Zuflucht als die Barmherzigkeit des Kaisers; doch schien sein Brief mehr im Geiste seines vorigen als seines jetzigen Glückes geschrieben: „Viele Nationen hätten einen so ruhmgekrönten König zu sich geladen, aber er ziehe die Freundschaft der Römer vor." Tiberius antwortete: „Er werde in Italien einen sichern und ehrenvollen Aufenthalt finden, so lange er bleiben wolle, und auch Meister seyn, wieder aufzubrechen, sobald es ihnen beliebe." Im Senat legte der Kaiser dieser Sache große Wichtigkeit bei: „Philipp sey den Athenern, Pyrrhus und Antiochus dem römischen Volke nicht so furchtbar als dieser Völkerherrscher so nahe an Italiens Grenzen gewesen." Auch vergaß er nicht, die heimlichen Anschläge zu rühmen, durch welche er den Sturz dieses Feindes bewerkstelligt hatte.

Dem vertriebenen Könige wurde Ravenna zum Wohnsitz angewiesen; die Römer betrachteten ihn als ein Schreckbild, welches sie gelegentlich den Sweven vorhalten konnten. Indeß lebte Marbod achtzehn Jahre in Italien; er ward alt und endigte ruhmlos, wie Tacitus sagt, weil er zu viel Liebe zum Leben besessen. „Aber auch ein Held, so große Gedanken er in seinem Wohlstande hat, nimmt, wenn sich derselbe ändert, mit demjenigen vorlieb, was gemeinen Leuten gut däucht, und verläßt die Hütte so ungern als den Thron." (Mascov.) Er hatte indeß wenigstens den Trost, seinen Nachfolger gleiches Schicksal leiden zu sehen: König Gottwald wurde nach kurzer Frist durch die Macht der Hermunduren, die unter Anführung eines gewissen Vibilius vom Markmannischen Reiche sich losgerißen hatten, vertrieben, und ebenfalls genöthigt, seine Zuflucht zu den Römern zu nehmen, die ihn nach Forum Julium im Narbonensischen Gallien schickten. Sowohl ihm als dem Marbod waren viele ihrer Anhänger gefolgt, aber die Römer erlaubten nicht, daß diese kräftigen Fremdlinge sich in den Provinzen zerstreuten, sondern räumten ihnen diesseit der Donau zwischen den Flüssen Marus und Cusus, die heut Morawa und Gran heißen, ein Gebiet ein, und gaben ihnen den Quaden Vannius zum Könige. Dieser Quadische Staat war gewissermaßen mit Bewachung des Markmannischen beauftragt, und scheint einen Theil desselben seiner Hoheit unterworfen zu haben.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Herrmanns Ausgang *).

Kurze Zeit nach Marbods Vertreibung, als Germanicus in Syrien durch die Künste seines neidischen Oheims umgekommen war, fiel Herrmann in einem Bürgerkriege, durch Waffen unüberwältigt, durch den Verrath seiner Verwandten. „Wenn er des Strebens nach Alleinherrschaft beschuldigt ward, sagt ein deutscher Mann, der zur richtigen Würdigung der deutschen Vorzeit in unsern Zeiten vorzüglich gewirkt hat **), so dürfen wir nach dem Gehalt und Geiste seines Lebens wohl voraussetzen, daß er nur eine vollkommnere Verbindung und Einheit der deutschen Nation zu Stande zu bringen wünschte, weil er durch Erfahrung gesehen hatte, woran es fehle, und daß wahrscheinlich eben darin seine große Absicht verkannt ward.“ — Der größte römische Geschichtschreiber urtheilt also von Herrmann: „Ohne Zweifel war er der Befreier Germaniens, der nicht wie andere Könige und Feldherrn den schwachen Anfang des römischen Volks, sondern dessen gewaltigste Herrlichkeit bekämpft hat, in Schlachten nicht immer, wohl aber im Kriege unbesiegt. Sieben und dreißig Jahr hat er gelebt, zwölf sein Volk geführt. Noch preiset ihn das Lied der Barbaren; aber den Geschichtbüchern der Griechen ist er unbekannt, weil sie nur das ihrige bewundern; auch den Römern nicht nach Verdienst berühmt, weil sie nur das Alte erheben, und um das Neue sich nicht kümmern.“ Diesem herrlichen Zeugniß aus Feindesmund möge ein anderes, das des schon angeführten Deutschen würdig, zur Seite stehen: „Herrmann gehörte nicht zu denen Helden, die von eigenem Genuß und Ruhm berauscht nur ihren unbegränzten Begierden und dem reißenden Strom ihres Glückes folgen, sondern vielmehr zu denen, die ein großes Ziel der öffentlichen Wohlfahrt, als ihren Beruf und hohe Pflicht erkennend, gegen den Strom einer verderblichen und gefährlichen Zeit, und gegen die Uebermacht ruhmvoll kämpfend ihr ganzes Leben in steter Anstrengung und Entsagung aufopfern. Sein eigner und seiner Frauen Bruder, beide lebten dem Vaterlande entfremdet unter den Römern. — Feind war dem Befreier unversöhnlich Segest, der Vater seiner Gemahlin. Selbst der Oheim, der so lange mit ihm vereint gefochten hatte, trat endlich ab, aus Neid über den Vorrang, den der jüngere Kriegsheld als Feldherr durch den Ruhm seiner Thaten und als gewählter Heerführer der Nation doch haben mußte. Seine Thusnelda mußte er gefangen wissen, den Triumphzug des stolzen Römers zierend. Endlich ward ihm noch das bitterste zum Lohn, entschiedener allgemeiner Undank des eigenen Volks! Einer der deutschen Fürsten, der Chatte Adgandaster, sandte sogar Botschaft an den Kaiser Tiber, daß er ihm Gift, damals in Deutschland noch unbekannt, senden möge, um den Befreier des Vaterlands, was er offen im

*) 20 nach Chr. **) Fr. Schlegel in den historischen Vorlesungen.

Kriege nicht vermochte, heimlich aus dem Wege zu räumen. Selbst Tiber beantwortete dieses Ansinnen, zu dem ein deutscher Fürst sich erniedrigt hatte, Roms alter Würde gemäß: (das römische Volk strafe seine Feinde nicht durch heimliche sondern durch öffentliche Waffen.) Erst nach seinem Tode wurden Herrmanns Thaten, durch ihre unermessen großen Wirkungen, mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Wohl mit Recht war es, daß die deutschen Völker, als mit dem Tode auch der Neid erloschen war, den Ruhm des Helden in vielgesungenen Liedern verherrlichten, und nicht ohne Grund, daß auch alle neuern vaterländischen Geschichtschreiber und Dichter immer auf Herrmann zurückkommen. Als der Erhalter, der wahre Stifter und zweite Stammvater der deutschen Nation und ihrer Unabhängigkeit, ist er auch als der Anfang und Begründer der gesammten neuern Geschichte, der freien europäischen Verfassung und Bildung anzusehen; denn ohne ihn, ohne seine Thaten und Standhaftigkeit wäre das alles nicht geworden; und so darf man sagen, daß Herrmanns kurzes, mühseeliges, mit Kampf und Leiden erfülltes Heldenleben größere Folgen gehabt, tiefer, gewiß aber daurender in die Weltgeschichte eingewirkt hat, als Alexanders glänzende Eroberungen und Cäsars blutige Siege."

Die Macht der Cherusker, die unter Herrmanns Anführung Deutschland gerettet und Rom mit Erfolge bekämpft hatte, zerfiel mit dem Tode des Helden. Durch Partheiungen geschwächt und durch innere Kriege ermüdet, schickten sie acht und zwanzig Jahre nach Herrmanns Tode gen Rom zum Kaiser Claudius, und erbaten sich den Brudersohn Herrmanns, Italicus, den Sohn jenes Flavius, der einst gegen sie gefochten, zum Könige. Dieser in Italien gebohrne Jüngling war durch die ahnende Vorsorge seiner Eltern (denn auch seine Mutter war eine Deutsche, des Chattischen Edlen Catumer (Chattmeier) Tochter,) nicht blos in römischen sondern auch in deutschen Waffen und Leibesübungen unterwiesen worden. Der Kaiser gab ihm Geld und Begleiter, und ermahnte ihn bei der Abreise, die Ehre seines Stammes wohl zu Herzen zu nehmen und zu gedenken, daß er der erste sey, der zu Rom gebohren, nicht als Geisel sondern als Bürger, zu einem auswärtigen Reiche berufen werde. Nach seiner Ankunft in Deutschland war Italicus so lange beliebt, als er im Kampf der Partheien es allen recht zu machen vermochte; von den einen wurde seine Freundlichkeit und Mäßigkeit, von den andern seine Stärke im Schwelgen und Trinken gepriesen. Als aber sein Ansehen zunahm, erwachten die Partheihäupter, die einen Schattenkönig verlangt hatten, zogen zu den Nachbarvölkern, und schrien über die Gefahr, die der deutschen Freiheit drohe. „Es sey römische Macht, die sich erhebe. Ob es denn keinen Eingebohrnen gegeben, den Platz des Fürsten auszufüllen, daß man den Sohn des Verräthers Flavius habe herbeiholen müssen? Umsonst werde Herrmanns Name ihm angerechnet; wäre Herrmanns eigner in Feindes Land erzogener Sohn zur Herrschaft gelangt, würde man auch in ihm die fremde Verderbniß und Knechtschaft verabscheuen. Nun aber sey Italicus gar der Sohn eines Vaters, der feindseeliger als ein andrer gegen das Vaterland und die heimischen Götter seine Waffen getragen!"

Dagegen sprach die Parthei des Italicus, daß Herrmanns großes Beispiel ihm allerdings zur Ermunterung, und selbst des Flavius den Römern erwiesene Treue nicht zur Schande gereiche. Fälschlich werde der Name Freiheit von denen vorgeschützt, die ohne persönliche Tugend zum Verderben des Ganzen ihr Ansehen durch Zwietracht erhalten wollten. Der rüstige Haufe hielt es mit dem Könige, und verschafte ihm in einer gewaltigen Schlacht den Sieg über seine Gegner. Durch das Glück ward Italicus hochmüthig und herrschte nach Willkühr, vielleicht weil er glaubte, die Partheien durch Strenge bändigen zu müssen; aber er vereinigte sie gegen sich, ward vertrieben, und erst durch Hülfe der Longobarden wieder eingesetzt. Sein Glück wie sein Unglück gereichte den Cheruskern zu gleichem Verderben. Mißverstandene Freiheitsliebe hat dies Volk zu Grunde gerichtet; gleichsam im Vorbild des Schicksals, das dereinst über das Gesammtvolk kommen sollte, wurden sie, denen Einigkeit unter einem rechten Heerführer unerträgliches Joch dünkte, erst kraft- und wehrlos, dann den schlechteren Nachbarn dienstbar. So wurden zur Zeit des Tacitus die vormals wackern und guten Cherusker die feigen und dummen genannt; ihre Macht war an die Chatten gekommen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Empörung der Friesen *).

Seit dem Tode des Germanicus machte Tiberius den Ruhm seiner kriegerischen Jugend mehr und mehr durch finstere Tücke und Grausamkeit vergessen. Er verachtete die Menschen, weil er ihren Sklavensinn und ihre Schlechtigkeit durchschaut hatte, aber er war nicht groß genug, ihren Wankelmuth und ihre Ränke nicht zu fürchten. Die Formen der freien Verfassung, die Augustus stehen gelassen hatte, haßte er; da es ihm aber an Muth fehlte, sie zu vernichten, suchte er sie erst durch frevelhaften Mißbrauch zu erniedrigen; nachmals als er sie wider Erwarten bequem gefunden, seinen argwöhnischen Launen zu dienen, behielt er sie bei als geschickte Werkzeuge der Willkühr. Im Alter ergab er, der vormals hart die allgemeine Verderbniß gescholten, sich schimpflicher Wollust; den Blicken der Menschen, deren Gedanken er rieth, zu entgehen, verbarg er sich auf einer Insel an der Küste Neapels: von Capreä aus wurde Rom und die Welt durch wortkarge, Menschenhaß athmende Schreiben des Tyrannen regiert; durch Gift, durch Hunger und durch Henkershand fielen die den Bürgerkriegen entronnenen alten Geschlechter, selbst der Julier und Claudier verschwisterter Stamm bis auf wenige Zweige.

In diesen Zeiten erschlaffte die Kriegszucht unter unfähigen Befehlshabern, denen Tiberius lieber als tüchtigen die Heere vertraute. Die

*) 28 nach Chr.

Statthalter in den Provinzen wurden selten gewechselt, weil der Fürst zur Wahl neuer Leute sich nicht entschließen konnte, auch ungeschickte und betagte Männer ihm weniger Besorgnisse machten. Aber langsamer ging die Macht als einst die Freiheit zu Grunde.

Im vierzehnten Jahr der Regierung des Tiberius, im acht und zwanzigsten der christlichen Zeitrechnung, als so eben viele Völker Galliens in unglücklicher Empörung gegen die Römer gefochten hatten, wagten es die Friesen, ohne andere Bundesgenossen als die Verzweiflung, dem Schreckgespenst der Römermacht zu trotzen. Dieses deutsche Volk wohnte an der Nordsee am rechten Ufer des Rheins. Drusus, der es durch Gewalt oder Verträge bezwungen, hatte ihm, da es arm war, mehr zum Zeichen der Herrschaft als des Gewinns wegen, eine jährliche Lieferung Rinderhäute für den Kriegsbedarf aufgelegt. Niemand hatte sich um die Größe und um die Güte dieser Häute bekümmert, bis Olennius, ein roher Kriegsmann, der den Befehl in diesen Gegenden führte, den Friesen Häute von Auerochsen zuschickte und ihnen anbefahl, nach diesem Muster ihre künftigen Lieferungen einzurichten. Dies wäre auch andern Völkern schwer gewesen, den Friesen aber, deren Rindvieh wie überhaupt die Heerden in Deutschland von kleiner Gestalt war, mußte es ganz unmöglich seyn. Wahrscheinlich hatte Olennius gehört, daß es in den deutschen Wäldern viele Auerochsen gäbe, aber nicht bedacht, daß die Friesen nicht im innern Deutschland wohnten, und nicht von der Jagd sondern von der Viehzucht lebten. Denen nun, die der unsinnigen Forderung nicht genügen konnten, wurden erst ihre Heerden, dann ihre Aecker genommen, zuletzt ihre Weiber und Kinder in die Knechtschaft fortgeschleppt. Die Bedrückten zürnten und klagten; als keine Hülfe gewährt ward, nahmen sie selbst Recht, fingen die römischen Kriegsknechte, welche das Land als Peiniger durchzogen, und henkten sie auf. Olennius aber, wie die Schuldigsten meist, entrann dem Volksgrimm durch eilige Flucht. In dem Schloß Fleve, wo eine starke Besatzung von Römern und Bundesgenossen die Küsten bewachte, ward er von den Friesen belagert.

Als Lucius Apronius, Statthalter von Niedergermanien, solches erfuhr, brachte er ein Heer von Römern und Bundesvölkern zusammen, und schiffte den Rhein hinunter. Auf das Gerücht zerstreuten sich die Friesen; er aber ließ Dämme und Brücken schlagen über die Sümpfe und Seen und Flußbetten, und jagte ihnen nach. Unvermuthet, an einem schicklichen Orte, als die Römer nur in einzelnen Schaaren anrücken konnten, standen ihnen die Friesen. Der Streit war hart; die römischen Vortruppen wurden fast alle aufgerieben, und kaum gelang es den herbeieilenden Legionen, ihre wenigen Trümmer aufzunehmen. So groß war das Schrecken der Römer, daß sie es nicht wagten, obwohl die Friesen endlich zurückgewichen, ihre Todten zu begraben, unter denen sich viele vornehme Befehlshaber befanden. Bald erfuhren sie, daß neunhundert der ihrigen in dem Walde Baduhenna erschlagen worden, und daß vierhundert andere, die sich in dem Hofe eines vornehmen Friesen eingeschloßen,

aus Furcht, den Feinden in die Hände zu fallen, sich selbst getödtet hatten.

Also ward frühzeitig offenbar, wie das Niederland, wenn seine Bewohner mit Ernst für die Freiheit stritten, nicht leicht überwunden werden möchte. Gefeiert ward unter den Deutschen der Name der Friesen; Tiberius aber verheimlichte die Schande des Reichs, um keinem bedeutenden Manne den Krieg übertragen zu dürfen: die Friesen blieben ungestraft und frei.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Zeiten des Caligula und Claudius *).

Der acht und siebzigjährige Wüthrich Tibertus ward in Betten erstickt. Ihm folgte des Germanicus einzig übriger Sohn, der wahnsinnige Caligula; der nichts wuste, als daß er alles vermochte. Dieser, den seine Mutter Agrippina beim Heer in Germanien gebohren, zog im zweiten Jahr seiner Herrschaft nach seinem Geburtslande, um dort wo Drusus und Germanicus um Ruhm gefochten, unschuldigere Thorheiten zu begehen. Er ging über den Rhein in Gegenden, die keine Einwohner hatten, ließ seine Krieger ihre Schwerdter an Waldbäumen schartig hauen, und kehrte nach Aufrichtung erhabner Siegeszeichen zurück. Im folgenden Jahr traf er Anstalten, nach Britannien über zu schiffen, um diese Insel, welche der große Cäsar nur gesehen hatte, zu bezwingen. An der belgischen Küste, bei Boulogne, wo in unsern Zeiten ein andrer Kaiser den brittischen Inseln gedroht, stellte er sein Heer in Schlachtordnung, und ließ viele Kriegsmaschinen und Geschütze auffahren. Als nun alle sehr begierig waren, was daraus werden sollte, gab er plötzlich Befehl, hin zu gehen und Muscheln zu sammeln, die er als Zeichen des überwundenen Ozeans dem Jupiter ins Kapitolium bringen wollte. Zum Andenken dieser That ließ er am Meeresufer einen hohen Thurm erbauen, der mit hellem Feuerschein zur Nachtzeit den Schiffen den Weg zeige, die Soldaten aber erhielten größere Geschenke, als die Vorgänger für gewaltige Siege. Der Thurm, den Karl der Große erneuern lassen, steht noch heut an der Küste bei Boulogne. Da nun Caligula nach seines Vaters Beispiele einen Triumph über Deutschland feiern wollte, ließ er in Gallien nach deutschen Ueberläufern und Gefangenen suchen, und als diese nicht zureichten, viele Gallier aufgreifen, welche lang gewachsen waren; und hochblondes Haar hatten um als Deutsche seinen Einzug zu Rom zu verherrlichen.

Nachdem Caligula bald darauf unter dem Dolche des Chärea gefallen, dachte Roms Senat

*) 37 — 54 nach Chr.

an die Herstellung der Freiheit. Aber die Leibwache setzte Claudius, den Bruder des Germanicus, auf den Thron. Dieser schwachsinnige Mann war unter Tibers Regierung stets verspottet worden, und niemand hatte gedacht, daß er allein das zahlreiche Haus des Cäsarn überleben würde. Jetzt ward der Verhöhnte Herrscher des Reichs: so unerwartetem Wechsel ist alles Menschliche unterworfen. Unter diesem war Sergius Galba Statthalter in Ober-Germanien; von demselben wird berichtet, daß er die Chatten bekriegt und ihnen den dritten der Adler, die einst Varus verloren, abgenommen habe. Zur selben Zeit hat Gabinius gegen die Kauchen an der Küste der Nordsee gefochten: es waren dies keine Kriege, sondern Grenzfehden, welche den gegenseitigen Haß unterhielten.

Unter dem trägen Claudius, der das Spielwerk seiner Weiber und Freigelaßnen war, gelang, was der große Cäsar vergebens unternommen hatte: Britannien ward bezwungen *). Aber Cäsar hatte mit den Galliern, den Belgen und den rheinischen Deutschen zu kämpfen gehabt: dieselben Völker nebst den Batavern stritten für Claudius, und die brittische Insel ward auf der Südseite römische Provinz; denn wenn das ganze feste Land West- und Mitteleuropas einem Einzigen dient, vermögen auch auf die Länge die Inseln nicht zu widerstehen.

Nach Gabinius ward Corbulo Landpfleger im niedern Germanien **), ein strenger Mann, der die seit Tiberius Zeiten verfallene Kriegszucht wieder herstellte, so daß er die Soldaten, die er ungerüstet beim Schanzen antraf, mit dem Tode bestrafte. Die Kauchen aber schifften damals auf Kähnen an die gallischen und niederländischen Küsten und verheerten das Land. Ihr Anführer hieß Gannascus, ein Canninefate. Da ließ Corbulo Schiffe auf dem Rhein erbauen, und über die Seen und Kanäle gegen die kühnen Seeräuber rudern. Die Kauchen hielten nicht Stand; viele ihrer Fahrzeuge wurden versenkt, Gannascus entfloh. Weil er aber von einem Bundesvolk war und also als Ueberläufer angesehen ward, glaubte sich Corbulo berechtigt, ihn durch heimliche Nachstellungen umbringen zu lassen. Darüber ergriffen alle Kauchen die Waffen, auch diejenigen, die mit den Römern in Bündniß gestanden, und alles ließ sich zu einem blutigen Kriege an. Zu Rom aber erschrack man, daß unter einem schwachen Fürsten ein Feldherr große Gefahren aufreitzen wolle. Als nun Corbulo schon auf feindlichem Boden stand und ein festes Lager zu schlagen begann, erhielt er Briefe vom Kaiser, worin ihm geboten ward, die Feindseeligkeiten gegen Deutschland einzustellen und alle Besatzungen über den Rhein zurück zu ziehen. Der ehrgeitzige Kriegsmann gehorchte mit dem knirschenden Ausruf: Glücklich waren die Feldherrn der Vorzeit! und gab das Zeichen zum Rückzug. Damit aber der Soldat nicht in müßiger Ruhe verdürbe, ließ er zwischen der Maas und dem Rhein einen Kanal von sechs Meilen Länge anlegen, um die Ueberschwemmungen des austretenden Meers zu hemmen; man hält dafür die heutige Fliet, welche von der Stadt Leiden bis zu dem Flecken Sluys in die Maas führt.

*) 43 nach Chr. **) 47 nach Chr.

Drei Jahre darauf, *) als Agrippina, des Kaisers Gemahlin, eine Kolonie ausgedienter Krieger nach der Stadt der Ubier, dem heutigen Cöln, gesendet hatte, ward der Oberrhein durch einen Einbruch der Chatten in Schrecken gesetzt. Die Chatten kamen bis an dieselbe Linie des Waldgebürgs, wo die Sweven gegen den ersten Cäsar aufgetreten waren. Da bot der Legat Pomponius von den deutschen Rheinbewohnern die Nemeter und Wangionen auf, mit der römischen Reiterei gegen die Räuber zu ziehen, und sie entweder abzuschneiden oder unversehends zu überfallen. Das Heer theilte sich in zwei Haufen; der eine, welcher links zog, überraschte eine mit Beute beladene, vom Schlaf überwältigte chattische Schaar, und befreite bei dieser Gelegenheit einige Römer, die seit der Varischen Niederlage Knechte bei den Deutschen gewesen. Vierzig Winter waren vergangen und ihre Häupter waren grau geworden in Bewachung der Hürde und Hütte. Der Haufe aber, welcher rechts gezogen war, erreichte das chattische Hauptheer, griff es an und that ihm großen Schaden. Beide Haufen stießen darauf zum Pomponius, der mit den Legionen am Taunus stand, um die Chatten zu erwarten, wenn sie mit größerer Macht vorrücken sollten. Diese aber, die zugleich mit den Cheruskern in Feindschaft lebten, fürchteten sich, von diesen im Rücken angegriffen zu werden, schickten Gesandte gen Rom, und baten um Frieden. Darum wurden dem Pomponius triumphalische Ehrenzeichen bewilligt; doch hielt der Geschichtschreiber dafür, der Ruhm seiner Verse werde bei der Nachwelt größer, als der seiner Kriegsthaten seyn: irriger Weise, da seine Verse verloren, das Gedächtniß seiner Kriegsthat aber aufbewahrt worden.

Um dieselbe Zeit ward Vannius, der seit Marbods und Gottwalts Unfällen in Ober-Ungarn über die Quaden dreißig Jahre lang geherrscht, und sein Reich über einige Völker des markmannischen Staats ausgedehnt hatte, von den Hermunduren vertrieben, welche nächst den Chatten im innern Deutschland damals das mächtigste Volk waren. Ihr König wird Vibilius genannt, ein Name, der schon bei Vertreibung Gottwalts vorkömmt, und vielleicht der Amtstitel Weibel oder Wibel ist. Vannius hatte nach der Weise Marbods geherrscht, seine Unterthanen durch Auflagen, die Nachbarvölker durch Tribute und Plünderungen gedrückt, Festungen angelegt, und sich für den Nothfall auf die Hülfe der Römer verlassen. Der Kern seines Heers bestand in Fußvolk, Reiterei stellten ihm die Jazygen, ein sarmatisches Volk, das erst kürzlich vom Dniester her längst den Karpathen an die westlichen Ufer der Theiß eingewandert war. Nun geschah es, daß die Schwestersöhne des Vannius, Vangio und Sido, ihrem Oheim feind wurden und ihn zu stürzen trachteten. Sie wandten sich an den König der Hermunduren; dieser aber ließ sein Volk aufstehen, und überredete noch viele andere Völker, besonders die zahlreichen Lygier zwischen der Oder und Weichsel, mit ihm zu ziehen, für die langwierigen Bedrückungen an Vannius Rache zu nehmen, und die gesammelten Schätze zu plündern. Gegen so viele Feinde vermochte Vannius das Feld nicht zu halten: er zog sich in

*) 50 nach Chr.

seine Burgen, und beschloß den Krieg in die Länge zu ziehen. An den Kaiser schrieb er um Hülfe; dieser aber sagte ihm nur im unglücklichen Falle einen sichern Zufluchtsort auf römischem Boden zu, und befahl dem Statthalter Pannoniens, die Ufer der Donau mit starker Macht zu besetzen. Indeß wurden die wilden Jazygen bald der Einschließung müde, verließen die Burgen und streiften im Lande herum, so daß sie von den Hermunduren und Lygiern angegriffen werden konnten. Vannius zog von seiner Festung herab, ihnen zu helfen, ward aber ohngeachtet der großen Tapferkeit, die er an den Tag legte, überwunden. Umsonst wagte er im Handgemenge sein Leben, umsonst empfing er in der Brust ehrenvolle Wunden; es blieb ihm nichts übrig, als nach den römischen Schiffen zu fliehen, die auf der Donau seiner warteten. Seine Anhänger folgten ihm; die Römer wiesen ihnen Sitze in Pannonien an.

Vangio und Sido theilten das Reich ihres Oheims und wurden Freunde der Römer, von denen ihre Treue gegen das Reich gerühmt wird. Von ihren Unterthanen aber wurden sie, wie einst Marbod und Vannius, bis zur Begründung der Herrschaft geliebt, nachher gehaßt.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Begebenheiten unter Nero. *)

Nach des Claudius, durch das Gift seines Weibes erfolgtem Tode, herrschte ihr Sohn Nero, der letzte aus dem Hause der Cäsarn, über das entartete Rom. Sowohl am Rhein als an der Donau war Ruhe, weil die Feldherrn triumphalische Ehrenzeichen, wofür sie sonst oft Krieg angefangen, auch im Frieden durch Gunst erlangen konnten. Damals **) ließ Pompejus Paulinus, der in Nieder-Germanien den Befehl hatte, am linken Arme des Rheins einen mächtigen Damm fortführen, den Drusus einst angefangen hatte, um den Strom zu bezwingen, der gegen die gallische Seite sehr zum Austreten geneigt war. Dieser Damm soll in der Gegend von Utrecht bei dem jetzigen Städtchen Duerstedt gelegen haben, und derselbe gewesen seyn, welchen nachmals Civilis im batavischen Kriege einreißen ließ. Der Befehlshaber in Ober-Germanien, Lucius Vetus, unternahm ein noch größeres Werk: er wollte die Saone und die Mosel durch einen Kanal vereinigen, so daß die römischen Heere aus dem Mittelmeer durch die Rhone, Saone und Mosel bis in den Rhein und die Nordsee hätten gelangen können: aber Aelius Gracilis, Statthalter im belgischen Gallien, hinderte dies nützliche Unternehmen, indem er dem Vetus wehrte, Legionen in eine ihm nicht untergebne Provinz

*) 54 — 69 nach Chr. **) 58 nach Chr.

zu führen, und ihm bemerkbar machte, daß er mit dem Verdacht, als buhle er um die Gunst der Gallier, den Zorn des Kaisers auf sich laden werde: denn diese Verbindung hätte den Galliern viele Durchzüge und Kriegsfuhren erspart.

Bei diesen friedlichen Beschäftigungen der römischen Kriegsheere verbreitete sich unter den deutschen Völkerschaften das Gerücht, den Befehlshabern sey das Recht des Kriegführens genommen. Dies lockte einige Stämme der Friesen, einen großen Strich des von den Römern verlaßnen Landes an der Ostseite des Rheins, oberhalb des drusischen Grabens in Besitz zu nehmen. Dieser Landstrich hatte seit Zurückziehung aller römischen Besatzungen auf das linke Rheinufer wüste gelegen, und die Legionen dorthin ihr Vieh und ihre Rosse auf die Weide getrieben: die Friesen aber bauten sich Häuser daselbst und besäeten den Boden, wie sie es in ihrer Heimath gethan hatten. Als nun nach des Paulinus Abgange ein neuer Befehlshaber, Namens Avitus, erschien, wollte derselbe die Ansiedelung eines den Römern einst so gefährlichen Volks so nahe an der Grenze nicht leiden, und ließ ihnen sagen: „sie sollten in ihre Heimath zurückziehen, oder den Kaiser um andere Wohnsitze bitten.“ Darauf begaben sich die Anführer der Friesen, Verritus und Malorix (Werth und Malrich,) nach Rom. Ehe sie hier bei dem mit andern Gegenständen beschäftigten Fürsten Gehör erlangen konnten, zeigte man ihnen die Herrlichkeit der Hauptstadt der Welt, unter andern auch bei einem großen Schauspiel das Theater des Pompejus. Da sich nun die Unkundigen, die an dem Schauspiel selbst sich nicht ergötzten, mit Betrachtung der Zuschauer und der verschiedenen Ordnungen, in welchen die Ritter und die Senatoren saßen, unterhielten, bemerkten sie auf den Sitzen der letztern einige Leute in fremder Tracht. Auf ihre Frage, wer diese wären? ward ihnen geantwortet: die Ehre dieses Sitzes werde den Gesandten solcher Völker gewährt, welche durch Treue und Tapferkeit sich vor andern der Römer Freundschaft erworben hätten. Da riefen sie treuherzig: Kein Volk übertrifft an Tapferkeit oder Treue die Deutschen! standen von ihren Bänken auf, und gingen zu den Stühlen der Väter. Dieses ward zwar wohl aufgenommen, als ein artiger Zug von Unbefangenheit, bei dem das verderbte Zeitalter der eigenen Lügenhaftigkeit sich erinnern mochte, auch wurden die Gesandten mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt: aber auf ihr Ansuchen selbst erhielten sie abschlägliche Antwort. Als sich nun das eingewanderte Volk weigerte, zu gehorsamen, wurde es durch ausgeschickte Reiterei überfallen, viele niedergehauen und gefangen, die übrigen aber zum Rückzuge genöthigt.

Dieselben Ländereien nahmen bald darauf die Ansibarier in Besitz, ein cheruskischer Stamm, der seit dem Verfall und den innern Zwistigkeiten des cheruskischen Völkerbundes von den Kauchen bezwungen und zum Auswandern genöthigt worden war. Viele Völkerschaften nahmen an dem Schicksale dieser Flüchtlinge Theil, und wünschten, dieselben möchten ruhige Wohnsitze finden. Ihr Anführer war ein alter, durch Kriegsthaten berühmter, in Treue gegen die Römer erprobter Mann, Namens Bojokalus. Dieser redete zu dem römischen Landpfleger,

„wie er zur Zeit des cheruskischen Abfalls auf Befehl Herrmanns in Fesseln gelegt worden, dann die Feldzüge des Tiberius und Germanicus mit gemacht habe, und jetzt seinen funfzigjährigen Diensten den letzten hinzufüge, sein Volk der römischen Bothmäßigkeit zu unterwerfen. Wie viel des Landes liegt müßig, fuhr er fort, worauf nur zuweilen die Heerden Eurer Krieger getrieben werden! Erhaltet uns jetzt durch Aufnahme unter eure Heerden in der Reihe der Völker, ziehet wenigstens nicht Wüsten und Einöden der Nachbarschaft befreundeter Völker vor! Einst gehörten ja diese Fluren den Chamavern, dann den Tubanten, nachmals den Usipeten. So wie der Himmel den Göttern, so ist die Erde dem Menschengeschlecht eingeräumt worden; welche Länder leer sind, solche gehören dem, der sie nimmt!" Dann blickte er auf zur Sonne und rief zu ihr und zu den übrigen Sternen, als ob sie ihn hören könnten: „Wollt ihr auf ein leeres Erdreich herunter blicken? Lieber schüttet das Meer über die Räuber des Erdkreises aus!"

Avitus antwortete bewegt: „man müsse den Befehlen der Stärkern gehorchen. Den Göttern, die er anrufe, habe es einmal gefallen, daß die Römer nehmen und geben könnten, was sie wollten, und keine andern Richter als sich selbst anerkennen dürften." Dies war die Antwort an das Volk, dem Bojokalus aber erbot man sich, aus Rücksicht auf die alte Freundschaft ein Stück Landes anzuweisen. Er verwarf dies Geschenk, weil es aussehen würde als bezahle man einen Verräther. „Fehlt uns Boden, worauf wir leben können, sprach er, so wird uns ein Platz zum Sterben nicht fehlen!" So schied man feindlich aus einander.

Darauf forderten die Ansibarier den Beistand der Bructher, Tenchter und anderer noch entlegenerer Völker. Avitus aber, der schlechterdings diese Nachbarn nicht haben wollte, schrieb an den Befehlshaber des obern Heers, er möchte über den Rhein gehen, und die unruhigen Völker im Rücken bedrohen. Er selbst führte die Legionen in das Land der Tenchter, und drohete alles zu verheeren, wenn sie die Sache ihrer Schützlinge nicht aufgäben. So wurden erst die Tenchter, dann auch die übrigen abgeschreckt; die Ansibarier mußten abziehen und verloren sich unter den Völkern des innern Deutschlands.

Hier aber stritten in demselben Sommer *) die beiden mächtigsten Völkerschaften, die Chatten und die Hermunduren, in einer großen Schlacht um den Besitz eines salzreichen Stroms, der zwischen ihren Grenzen dahin floß, und kein anderer als die fränkische Saale seyn kann. Welche Gegend des Flußgebiets der römische Geschichtschreiber im Sinne hat, ist ungewiß, daher seine eignen Worte hier stehen mögen: „Außer der angebohrnen Kampflust schürte der heilige Glaube das Feuer, daß diese Gegenden dem Himmel vorzüglich nahe seyen, und daß die Gebete der Sterblichen von den Göttern nirgends deutlicher gehört werden. Darum entstehe durch die Huld der Gottheit in jenem Fluße und in jenen Wäldern das Salz, nicht wie bei andern Völkern aus vertrockneter Ueberspühlung des Meers, sondern indem Wasser auf glühende Holzstöße gegossen wird, und so aus feindsee-

*) 58 nach Chr.

ligen Elementen das Salz sich gestaltet." Der Sieg ward den Hermunduren zu Theil; den Chatten aber schlug ihre Niederlage zu ungewöhnlichem Verderben aus, weil die Sieger erfuhren, sie hätten dem Kriegsgott die ganze feindliche Schlachtordnung gelobt: vermöge solches Gelübdes mußten alle Rosse und Männer dem Tode übergeben werden. Der Ausgang aber hatte jetzt diese Drohungen gegen sie selber gewendet. Doch blieben die Chatten fortwährend ein mächtiges Volk.

Während dieser Begebenheiten in Deutschland, begann zu Rom Nero die Greuel durchblicken zu lassen, welche seinen Namen zum Abscheu des Menschengeschlechts machen sollten. Frühzeitig verderbt durch Wollust und Schmeichelei ergab er sich bald jeder Thorheit und Leidenschaft, dann dem Verbrechen und der vollendetsten Schamlosigkeit; binnen neun Jahren bis zum zwei und dreißigsten seines Alters ermordete er Bruder, Mutter, Vormünder, Lehrer, zündete den größten Theil der Stadt sich zum Vergnügen an, und bot allen Ordnungen des Anstands, wie allen Gesetzen der Natur öffentlich Trotz. Noch war die Geduld der Römer nicht ermüdet: denn die Vornehmen, denen seine Henker drohten, waren meist feig; das Volk ergötzte sich an seinen Geschenken und Schauspielen, die Statthalter waren unter dem unkriegerischen Fürsten bedeutender, und die Heere sahen in ihm den letzten Sprossen des Cäsarischen Hauses. Da geschah es, daß Julius Vindex, ein Gallier aus königlichem Stamm, welcher in der römischen Provinz Statthalter war, nicht von Geld- oder Ehrgeitz noch niedrigem Neide, sondern von wahrer Ruhmbegier und Freiheitsliebe angetrieben, die Welt von der Schmach, dem Nero zu gehorchen, zu befreien beschloß. Er versammelte einen Reichstag der gallischen Völker, erklärte den Kaiser wegen seiner Verbrechen des Throns verlustig, und lud den Sergius Galba, der jetzt Statthalter Spaniens war, einen Mann vornehmen Geschlechts und großen Ansehens bei den Legionen, ein, des Menschengeschlechts Rächer und Führer zu werden. Darauf ward Galba in Spanien als Kaiser begrüßt, und Cäsars geschändeter Name von dem letzten seines Geschlechts auf die lange Reihenfolge von Fürsten übergetragen, welche seitdem durch Wahl oder Erbe die Verwaltung des Reichs geführt haben.

Aber während Galba mit dem Purpur bekleidet ward, und Nero dem aufwachenden Hasse der Welt durch Selbstmord entging, war der edle Vindex nicht mehr. Er hatte Aufforderungen an die Statthalter der übrigen Provinzen erlassen, seinem Vorhaben beizutreten; aber Capito in Nieder-Germanien zögerte, und Verginius Rufus in Ober-Germanien, der das Reich nicht durch einen Gallier vergeben wissen wollte, erklärte: „Kaiser würden vom Senat, nicht von den Legionen gemacht." In Gallien selbst waren zwar die mächtigsten Völkerschaften, die Sequaner, Heduer und Arverner für Vindex, aber aus gewohnter Eifersucht hingen nun die Lingonen, die Remier und die rheinischen Völker an Nero. Als nun Rufus mit den germanischen Legionen, den belgischen Hülfsvölkern und der batavischen Reiterei in Gallien einbrach und die Stadt Vesontio zu belagern sich anschickte, rückte Vindex zum Entsatze herbei. Aber statt zur Schlacht kam es zur Unterredung zwischen den

Feldherrn, und schon waren sie, wie es schien, im völligen Einverständniß geschieden, als der Andrang einiger Gallischen Schaaren gegen die Stadt erst den Widerstand der mißtrauischen Legionen, dann eine furchtbare Schlacht ohne Befehl und gegen den Willen der Anführer veranlaßte, in welcher die Gallier nach ungeheurem Verluste das Feld räumen mußten. In Verzweifelung, daß ein so unglückliches Mißverständniß die Hoffnung der Befreiung vernichtet, tödtete Vinder sich selbst.

Darob erschrak Galba, und begann schon mit dem Sieger um die Theilung des Reichs zu unterhandeln, als ihm Neros Tod und des römischen Senats Bestätigung angesagt ward. Damals kam das Geheimniß des Reichs aus, daß anderwärts als zu Rom Kaiser gemacht werden könnten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Ausbruch des Batavischen Freiheitskrieges. *)

Als Galba die alte Zucht wieder herstellen wollte, erschlug ihn die Parthei des vorigen Kaisers nach sechs Monathen, und erhob den Gefährten der Lüste des Nero, Salvius Otho, auf den kaiserlichen Stuhl. Die Legionen in Germanien aber, stolz auf ihren Sieg über Vinder und durch Galbas Strenge und Geitz erbittert, hatten diesem schon den Gehorsam aufgekündigt, und den neuen Feldherrn Vitellius, der ihnen statt des verdächtigen Verginius zugeschickt worden, zum Kaiser ausgerufen. Diesem, der ein Mann ohne alles Verdienst, beinahe ohne Sinn als für die Genüsse der Tafel war, ward das in einem Tempel zu Cöln aufbewahrte Schwerdt des großen Cäsars übergeben. Seine Feldherrn wurden vom Glück begünstigt, und Otho gab sich den Tod, fernere Vergießung des Bürgerbluts zu verhüten. Da beschloß in Syrien das gegen die Juden kämpfende Heer, den würdigsten zum Kaiser auszurufen, und ernannte den Vespasian. Während nun diese beiden, oder vielmehr dieser beiden Feldherrn Heere um die Herrschaft stritten, gedachten erst die Bataver, dann die rheinischen Deutschen und die Gallier, des römischen Reichs sich zu entschlagen.

Es waren die Bataver ein chattisches Volk, das vor Zeiten durch innern Krieg aus der Heimath vertrieben über den Rhein gezogen war, und die belgischen Küstenländer nebst der Insel eingenommen hatte, die von dem in zwei Hauptarmen ins Meer stürzenden Rhein gebildet, und von ihnen die batavische Insel genannt ward. Durch des Drusus Waffen oder Ueberredungs-

*) 69 nach Chr.

künste waren sie Bundesgenossen der Römer geworden; doch zogen sie stets unter eigenen Fürsten und Heerführern in den Krieg, und lebten daheim ohne Tribute zu bezahlen, nach eigenen Gesetzen. Die Römer schätzten besonders ihre Reiterei, welche die stärksten Ströme durchschwamm, und in den deutschen Kriegen wie bei der Eroberung Britanniens große Dienste geleistet hatte.

Als nun in allen Ländern der Abendwelt für Vitellius Heere gesammelt wurden, fügten die Beamten und Kriegsbefehlshaber in Batavien der mit Verachtung des Herkommens veranstalteten Aushebung noch Frevel und Gewaltthätigkeiten bei: sie nahmen Greise und Kranke, um für deren Erledigung Geld zu erpressen, oder unmündige Knaben, um sie zur Wollust zu verkaufen. Dies führte Unzufriedenheit, dann Widerstand gegen die Unterdrücker herbei, so daß die Aushebung verweigert ward. In diesem Zeitpunkte der Erbitterung und der durch den glücklichen Erfolg gesteigerten Kühnheit, trat ein Mann voll hoher Gedanken an die Spitze seines Volks.

Claudius Civilis, aus dem alten Königsstamm der Bataver entsprossen, an Gewandheit und Geist wie wegen eines verlornen Auges von den Römern dem Hannibal und Sertorius, den größten ihrer Feinde, verglichen, war kurz vor Neros Tode bei dem Capito, Statthalter von Nieder-Germanien, in den Verdacht der Meuterei gekommen, und gefangen nach Rom geschickt worden. Aber Nero war nicht mehr, als der Angeklagte in Rom ankam, und Galba entließ ihn. Kaum hatte er sich zu der beim Heer des Vitellius stehenden Hülfsschaar begeben, als der Aufstand gegen Galba ausbrach, so daß Civilis, der für einen Anhänger seines Wohlthäters angesehen ward, nur mit Mühe dem Tode entging. Bei der Heimkehr ins Vaterland fand er seinen Bruder Julius Paulus, der mit ihm gleiches Vorhabens bezüchtigt worden war, auf Befehl des Capito getödtet, der seitdem selbst seine Anhänglichkeit an Nero mit dem Tode gebüßt hatte. Dergestalt gesellte sich Rachgefühl zu natürlichem Ehrgeiz; aber so gewöhnt waren die Völker an die Ehrfurcht des römischen Namens, daß Civilis selbst den schon empörten Batavern nicht von Auflehnung gegen Rom, sondern blos gegen Vitellius, zu sagen wagte. Aufgemuntert ward er durch Briefe des Antonius, der Vespasians Sache verfocht, und durch mündliche Aeußerungen des Hordeonius Flaccus, der als Ober-Befehlshaber in Nieder-Germanien dem Vitellius Treue geschworen hatte, aber des Gegners Waffenglück mit heimlichen Wünschen begleitete.

Unter dem Anschein eines festlichen Mahls, rief Civilis die Fürsten und die tüchtigsten Männer des Volks der Bataver bei Nachtzeit in einen heiligen Hain. Als er sie warm sah von Genuß und Freude, sprach er von ehemaliger Herrlichkeit und gegenwärtiger Schande. „Sie würden nicht mehr wie Bundesgenossen, sondern wie Knechte gehalten, nicht einmal wie sonst von einem Legaten regiert, sondern gemeinen Präfecten und Hauptleuten überlassen. Wäre jener mit lästigem Gefolge und herrischem Uebermuth aufgetreten, so würden diese gewechselt, wenn sie mit Beute und Blut sich gesättigt, und für immer neue Schlünde neue Weisen und Namen des Raubes erfunden. Jetzt drohe man

mit einer Aushebung, durch welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern, wie zum Tode getrennt werden sollten. Und doch habe es nie schlechter mit den Römern gestanden, in deren Lagern der Raub des Landes nur noch von Greisen bewacht werde. Sie möchten nur die Augen aufheben und vor dem leeren Namen der Legionen nicht länger erzittern! Reich sey Batavien an Reitern und Fußvolk; die Deutschen seyen desselben Bluts, auch Gallien strebe nach Freiheit; selbst den Römern werde der Krieg nicht unlieb seyn, und ein ungünstiger Ausfall auf Rechnung Vespasians kommen, der Sieg aber keiner Rechtfertigung bedürfen."

Solche Rede wurde mit lautem Schütteln der Lanzen, dem Zeichen des Beifalls, vernommen, und durch feierliche Eidschwüre verbanden sich die Bataver dem kühnen Wortführer. Alsbald sandte derselbe Boten, die Canninefaten zur Theilnahme einzuladen. Desgleichen schickte er heimlich nach Britannien und gen Mainz, wo sich die in römischen Kriegsdiensten stehenden Cohorten der Bataver befanden. Diese Canninefaten, an Abkunft, Sprache und Tapferkeit den Batavern gleich, aber geringer an Zahl, wohnten in den nordwestlichen Theilen der Insel; unter ihnen war ein Mann edlen Geschlechts und verwegenen Muths, Namens Brinno, dessen Vater schon die Drohungen des Kaisers Caligula verhöhnt hatte. Diesen nahmen sie, setzten ihn auf ein Schild und ernannten ihn durch feierliche Emporhebung zum Anführer. Als nun auch die Friesen, die alten Feinde der Römer, zu ihnen getreten waren, überfiel Brinno die Quartiere zweier römischen Cohorten an der Meeresküste, die solches Angriffs unversehen und überhaupt zur Vertheidigung zu schwach waren, eroberte sie und gab sie der Plünderung Preis. Darauf ließ er die im Lande zerstreuten Troß- und Geschäftsleute aufheben, und die Festungen, welche die Römer angelegt hatten, bedrohen. Als dies die Befehlshaber inne wurden, und die Schwäche ihrer Besatzungen erwogen, steckten sie die Burgen in Brand, und zogen sich mit ihren wenigen Kriegern, ihren Fahnen und Feldzeichen unter Anführung des Aquilius auf Schiffen nach dem obern Theile der Insel, mehr dem Namen als der That nach ein Heer, weil Vitellius alle brauchbaren Truppen nach Italien geführt, und nichts als den ungeübten Aushub der belgischen und germanischen Provinzen zurückgelassen und mit Waffen beschwert hatte.

Erklärung des Kupfers.

Thusnelda, Herrmanns Gemahlin, geräth in die Hände der Römer.

(Taciti Annales I. 57.)

Segestes, stets heimlicher Anhänger der Römer, war mit seinem Eidam Herrmann in offner Fehde, und ward endlich in einer Burg oder festen Wehre von ihm belagert. Um nicht in dessen Hände zu fallen, schickte er den Sohn an den römischen Fürsten Germanicus und flehte um Entsatz. Germanicus zog heran und trieb die Belagerer durch ein blutiges Treffen zurück. Darauf warf sich Segestes mit seinem ganzen Anhange in die Arme seiner Befreier. Unter mehrern edlen Frauen, die im Schlosse waren, befand sich auch Segests Tochter, Herrmanns Gemalin. „Mehr im Geiste des Gatten als des Vaters schritt sie einher, weder zu Thränen besiegt noch zu bittenden Worten, die Hände unter dem Busen zusammen gepreßt, die Augen gesenkt auf den schwangeren Leib. Auch wurden Beutestücke der Varianischen Niederlage herbei gebracht, die einst an diejenigen, so sich jetzt ergaben, vertheilt worden waren." Segestes selbst, eine hohe Gestalt, voll Zuversicht auf die Römer Freundschaft, hielt an den edlen Germanicus eine Rede, worin er sich und sein Haus, und wo möglich auch die Tochter, die freilich des größten Römerfeindes Weib sey, seinem Schutze empfahl.



F. M. Mettenleiter del.

J. Boettger junior sc.

Thusnelda, Herrmanns Gemahlin, wird von ihrem Vater den Römern übergeben,

im Jahr 15. nach Christi Geburt.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Fortgang des Batavischen Freiheitskrieges.

Civilis stellte sich, als ob er an dieser Unternehmung keinen Antheil habe, und tadelte laut die römischen Befehlshaber, daß sie ihre festen Plätze verlassen hätten. Er wolle den Aufruhr der Canninefaten mit seiner Cohorte stillen, die Römer möchten in ihre Quartiere zurückkehren. Aber der Anschlag, sie dadurch sicher zu machen und ins Garn zu locken, blieb kein Geheimniß, worauf Civilis die Maske der Freundschaft von sich legte und das römische Heer angriff, als dasselbe ohnweit des Rheins an seinen Schiffen gelagert stand. Während des Gefechts ging eine bei den Römern befindliche Cohorte der Tungrer zu den Batavern über, denen der Sieg dadurch nicht wenig erleichtert wurde. Zugleich gerieth ihnen die ganze römische Flotte von vier und zwanzig reich beladenen Schiffen durch die Verrätherei der batavischen Ruderknechte, mit denen sie bemannt war, in die Hände. So war Ruhm und Kriegsvorrath in reichem Maaße gewonnen. Schon wurden in Gallien die Urheber der Freiheit gepriesen, und aus Germanien erschienen Gesandte mit Hülfsanerbietungen. Aber Civilis bemühte sich vorzüglich, die Gallier zum Aufstande zu bringen, weil er mit Recht denselben für entscheidender als die entferntere Theilnahme der Deutschen hielt. Daher entließ er alle gallischen Befehlshaber, die mit den Römern gefangen worden, in ihre Heimath, und stellte es den gemeinen Kriegern frei, ob sie ihnen folgen oder bei ihm in Dienste treten wollten. In jenem Falle beschenkte er sie mit einem Theil der römischen Beute, um sie zu Mitschuldigen zu machen, in diesem erhielten sie einen ansehnlichen Sold. Zugleich wurde ihnen zu Gemüthe geführt, „was für Leiden sie seit so vielen Jahren erduldet, und wie fälschlich ihre schmähliche Knechtschaft Friede genannt werde. Die Bataver, die nicht einmal Abgaben bezahlten, hätten die Waffen gegen die gemeinsamen Gebieter ergriffen, und in der ersten Schlacht die Römer überwunden: was würde erst geschehen, wenn auch Gallien das Joch abschüttelte? In Italien sey geringe Macht übrig, die Provinzen würden mit dem Blute der Provinzen bezwungen. Der Ausgang des Vinder dürfe sie nicht schrecken; sein Unternehmen sey darum verunglückt, weil die Bataver und Belgen mit den Römern gefochten; eigentlich sey Gallien durch eigne Kräfte gefallen. Jetzt stünden Bataver und Belgen gegen die Römer, im Besitz aller Kriegskünste, die sie in deren Lagern gelernt. Möchte das Morgenland, an Könige gewöhnt, dienen: in Gallien lebten noch viele, die vor der Knechtschaft gebohren wären. Germanien habe sich durch die Niederlage des Varus befreit, und dabei nicht etwa einen elenden Vitellius, sondern einen Cäsar Augustus zum Kampfe herausgefordert. Freiheit sey von der Natur sogar den Thieren gegeben; die Menschen hätten Tapferkeit, sie zu behaupten. Die Götter stünden den Stärkern

bei: drum möchten sie ihren Vortheil benutzen und mit voller Kraft über die Erschöpften und Ermüdeten herfallen. Während einige den Vespasian, andere den Vitellius begünstigten, könne man mit beiden fertig werden."

Indem Civilis auf diese Art eine Verbindung aller Kräfte Galliens und Germaniens zu Stande zu bringen suchte, rückte ihm auf Befehl des römischen Statthalters Flaccus Hordeonius der Legat Mummius Lupercus mit zwei Legionen und einiger deutschen, aus Trevirern, Ubiern und Batavern bestehenden Reiterei entgegen. Als es zur Schlacht kam, gingen die Bataver über, die Ubier und Trevirer ergriffen die Flucht, und die geschlagenen Legionen zogen sich nach Vetera oder Xanthen zurück.

Um dieselbe Zeit erhielten die acht Cohorten der Bataver und Canninefaten, die beim Heer des Vitellius gewesen und wegen Streitigkeiten mit den übrigen Truppen nach Mainz verlegt worden waren, Befehl nach Italien aufzubrechen. Aber auf den ersten Märschen ereilte sie ein Bote vom Civilis, und forderte sie zum Uebertritt auf. Alsbald verlangten sie, um Ursache zum Aufruhr zu finden, es sollte ihnen nach dem Versprechen des Vitellius ein Geschenk ausgezahlt, der Sold verdoppelt und die Anzahl der Pferde vermehrt werden. Als Flaccus in vielen Stücken nachgab, forderten sie nur desto mehr, kündigten ihm endlich allen Gehorsam auf, und nahmen ihren Weg statt gen Rom nach Belgien zurück. Flaccus berathschlagte unterdeß mit seinen Offizieren, ob es rathsam sey, die Widerspenstigen mit Gewalt festzuhalten, und ließ sie in Folge dieser Berathschlagung ungestört ziehen. Bald aber bereute er es und schrieb an den Herennius Gallus, welcher Bonn mit einer Legion besetzt hielt, die Bataver nicht durchzulassen; er werde sie im Rücken angreifen. Hätte Flaccus diesen Entschluß ausgeführt, von vorn und von hinten angegriffen wären sie in eine gefährliche Lage gekommen; aber der Unschlüßige kam auf andere Gedanken, und schickte an den Gallus, er solle sie durchlassen. Dieser glaubte dem wankelmüthigen Oberbefehlshaber nicht viel Gehorsam schuldig zu seyn, und griff die Vorüberziehenden an, ohne auf das Vorgeben von ihrer friedlichen Heimkehr zu achten, wurde aber geschlagen, und mit Verlust vieler Todten schimpflich in seine Mauern zurückgetrieben.

Civilis befand sich jetzt an der Spitze eines ansehnlichen Heers. Demohngeachtet erwog er der Römer Macht und den Vortheil fernerer Verstellung, und ließ die Seinigen alle dem Vespasian schwören. Dann forderte er die zu Vetera befindlichen zwei Legionen zu gleicher Huldigung auf, erhielt aber zur Antwort: ein batavischer Ueberläufer habe über keine Römerangelegenheiten zu entscheiden, sondern seine Strafe zu erwarten. Vetera wurde also belagert; Bructher, Tenchter und andere germanische Hülfsvölker hatten sich, durch den Ruf und die Hoffnung der Beute gelockt, bei den Batavern eingefunden.

Die beiden römischen Legaten, Mummius Lupercus und Numisius Rufus, die in der Festung befehligten, ließen sogleich die Vorstädte, die während des langen Friedens dicht an den Werken, einer ordentlichen Stadt gleich, sich erhoben hatten, zerstören, und setzten die verfallenen Mauern und Wälle in so guten Vertheidi-

gungsstand, daß sie eine langwierige Belagerung würden haben aushalten können, wenn nicht die vorhandenen Lebensmittel gleich in den ersten Tagen der Raubsucht der Soldaten überlassen worden wären. Unterdeß füllte sich der Rhein mit den Schiffen, und beide Ufer des Flusses mit den Schaaren der Belagerer. Die Deutschen zogen einher mit ihren aus den Wäldern geholten Feldzeichen, wunderbaren Thiergestalten, welche den einzelnen Völkerschaften vorangetragen wurden; an der Spitze der batavischen Cohorten glänzten römische Fahnen; Barbaren- und Bürgerkrieg erschien in furchtbarer Vereinigung. Der große Umfang des Walles, der zwei Legionen erforderte und kaum fünftausend Vertheidiger hatte, vermehrte die Hoffnung der Belagerer, aber die Belagerten bewaffneten viel aus der Nachbarschaft zusammengelaufenes Volk, und ersetzten damit einigermaßen ihre geringe Zahl. Die Festung zog sich an einem sanft aufsteigenden Hügel in die Höhe. Augustus hatte sie als Zwingstätte Germaniens gegründet, und sich nicht vorgestellt, daß einst seine Legionen selbst darin belagert werden würden; daher hatte er weniger für eine feste Lage und Vertheidigungswerke, als für Gewalt- und Angriffsmittel gesorgt. Indeß mißlangen mehrere Stürme, welche die Belagerer im Vertrauen auf einige römische Maschinen, die sie besaßen ohne deren Gebrauch recht zu kennen, versuchten; es wurde endlich beschlossen, den Ort, der sich ohnehin binnen wenigen Tagen ergeben müsse, vollends auszuhungern.

Unter diesen Umständen wurde der römische Oberbefehlshaber Hordeonius Flaccus, ein an Geist und Körper schwacher Greis, der seine Befehle aus dem Zimmer und Bette heraus ertheilte, mehr durch die Drohungen der Soldaten als durch eignen Antrieb bewogen, einige Maaßregeln zum Entsatze der Eingeschloßnen zu treffen. Zu dem Ende schickte er seinen Legaten Vocula mit auserlesener Mannschaft in Eilmärschen gegen Vetera, und ließ in ganz Gallien alle Bundesgenossen aufbieten, ihre Hülfsvölker zu stellen. Aber Vocula sahe sich theils wegen der Schwäche, theils wegen des Ungehorsams seiner Truppen außer Stande, etwas zu unternehmen, und erwartete daher den ihm langsam folgenden Flaccus zu Cöln, wo sich einige gallische Hülfsvölker einfanden. Da indeß zugleich die Nachricht einlief, daß andere Völkerschaften gegen die Römer sich waffneten, wurde die Unzufriedenheit gegen den Flaccus, der durch seine Trägheit alles Unglück verschuldet habe, so laut, daß er seine Anführerstelle dem Vocula übertragen mußte. Dieser Platz war nicht beneidenswerth. Alle Bande der Kriegszucht waren gelöst, und der zügellose Soldat sprach eben so laut vom Verrath oder von der Ungeschicklichkeit der Feldherrn, wie von dem Zorne der Götter, der durch die ungewöhnliche Seichtigkeit des Rheins die Aufhebung der alten Reichsgrenze verkündige.

Zu Neuß stieß die sechzehnte Legion unter dem Herennius Gallus hinzu, mit welchem Vocula sogleich die gefährliche Befehlshaberstelle theilte. Doch wagten sie es nicht, den Feind anzugreifen, sondern verschanzten sich bei Gelduba, um den Muth der Truppen erstarken zu lassen und ihre Kampflust durch Einfälle in die benachbarten Gebiete, die sich für den Civilis

erklärt hatten, zu entflammen. Als nun Gallus bei einer solchen Gelegenheit allein im Lager zurückgeblieben war, begab es sich, daß die Deutschen ein römisches Getreideschiff, daß auf einer Untiefe sitzen geblieben war, auf das von ihnen besetzte Ufer herüber ziehen wollten. Gallus schickte erst eine, und als die Deutschen sich verstärkten, mehrere Cohorten zu Hülfe, aber das Schiff blieb mit großem Menschenverlust der Römer endlich doch den Deutschen. Sogleich schrieen die besiegten Soldaten ihrer Gewohnheit nach über Verrath, rissen ihren General aus seinem Zelt und zwangen ihm mit Schlägen und Androhung des Todes die Angabe ab, der abgesetzte Hordeonius Flaccus sey mit den Batavern einverstanden, und wirke noch fort zum Verderben der Römer. Bei der Rückkunft des Vocula wurde der Frevel durch Hinrichtung der Urheber bestraft: denn schnell wechselte Frechheit mit geduldiger Ergebung. Die gemeinen Soldaten hingen nehmlich dem Vitellius an, die vorzüglichsten Offiziere neigten sich auf Seite Vespasians. Daher die Reihenfolge von Verbrechen und Strafen, die Mischung von Zügellosigkeit gegen Verdächtige, und Gehorsam gegen treu geglaubte Befehlshaber, von denen sie sich leichter bestrafen als bändigen ließen.

Civilis hatte unterdeß noch mehr Verstärkung aus Deutschland an sich gezogen, und von den vornehmsten Familien sogar Geisseln ihrer Treue erhalten. Diese Bundesgenossen ließ er in die Länder der Ubier, Menapier, Trevirer und anderer Völkerschaften einfallen, die es noch mit den Römern hielten. Vornehmlich hart wurde mit den Ubiern verfahren, die, ein Volk deutschen Ursprungs, ihr Vaterland abgeschworen, und sogar den römischen Namen Agrippinenser angenommen hatten. In Marcodurum, einem Flecken, der heute Düren heißt, wurden mehrere ihrer Cohorten überrascht und niedergehauen. Aber erneuerte Stürme auf Vetera mißglückten, und Civilis mußte zur langweiligen Einschließung zurückkehren, deren Ende sich wider Erwarten verzögerte.

Während dieser Begebenheiten hatte in Italien die Parthei Vespasians bei Cremona einen vollständigen Sieg über den Vitellius davon getragen. Als die Nachricht davon bei den im Lager von Gelduba stehenden Legionen einlief, fielen zuerst die gallischen Hülfstruppen dem Sieger zu; später ließen sich auch die römischen Krieger, wiewohl mit großem Widerwillen, von ihren Offizieren bereden, dem neuen Herrn den Eid der Treue zu leisten. Hierauf wurde Montanus, ein gebohrner Trevirer, an den Civilis geschickt, mit der Aufforderung, die Waffen niederzulegen, wenn er dieselben wirklich nur für den Vespasian ergriffen habe. Civilis antwortete erst mit listiger Unbestimmtheit; als er aber bemerkte, daß der Abgesandte selbst mit den Römern höchst unzufrieden und zu einem kühnen Unternehmen wohl fähig sey, führte er ihm das schimmernde Bild der Freiheit im vollen Glanze neben dem schmachvollen Gemälde der Knechtschaft vor die Seele. Montanus ward gewonnen, und kehrte ins römische Lager mit ausweichenden Erklärungen aber mit großen heimlichen Planen zurück.

Bald darauf wurde das verschanzte Lager durch einige batavisch-germanische Heeresabtheilungen überfallen. Die Nervier hatten aus Verrätherei oder Furchtsamkeit die Seiten

desselben, die sie decken sollten, entblößt, und schon flohen die Legionen mit Zurücklassung ihrer Adler nach dem innern Walle zu, als ganz unvermuthet Vascische Cohorten ankamen, und durch einen plötzlichen Angriff auf die mit der Siegesarbeit beschäftigten Feinde der Sache eine andere Gestalt gaben. Die Römer blieben Meister der Wahlstatt, wiewohl sie ihre verlorenen Feldzeichen den rückziehenden Batavern nicht entreißen konnten. Vocula wagte darauf den Entsatz von Vetera. Das Treffen war noch sehr zweideutig, als Civilis das Unglück hatte, vom Pferde zu fallen. In der Meinung, er sey tödtlich verwundet oder gar getödtet, wichen die Deutschen. Indeß getraute sich Vocula nicht, sie zu verfolgen. Er verbesserte die Festungswerke, und zog sich dann mit einem Theil der Besatzung über Gelduba und Neuß nach dem Hauptlager zurück, ohne grade das Nöthigste, die Verproviantirung von Vetera, bewirkt zu haben, dessen Einschließung Civilis gleich darauf von Neuem begann.

Diese verkehrten Maaßregeln, durch welche die noch übrige Besatzung von Vetera recht eigentlich dem Feinde Preis gegeben wurde, erregten auch gegen Vocula den Verdacht des Verraths. Als nun Civilis das verlaßne Gelduba besetzt, und die Römer ohnweit Neuß in einem Reitergefecht geschlagen hatte, brach bei Gelegenheit einer noch vom Vitellius angeordneten Geldaustheilung, die jetzt unter Vespasians Namen geschah, ein abermaliger Aufstand aus. Der verhaßte Hordeonius Flaccus wurde erschlagen, und Vocula rettete sich kaum durch Flucht in Sklavenkleidern. Während dieser Unordnungen kam die Nachricht, daß Civilis näher rücke, und daß auf der andern Seite in Ober-Germanien die Festung Mainz belagert werde. Dies bewog die Legionen, den entflohenen Vocula zurück zu holen, um unter seiner Anführung Mainz zu entsetzen. Sie fanden aber die Belagerer, deren Absicht nur auf Beute gerichtet gewesen war, schon abgezogen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Verschwörung zu Trier zur Wiedergewinnung der Freiheit und Aufrichtung eines gallischen Reichs.

Unterdeß war das Capitolium verbrannt, Rom von den Vespasianern im Sturm erobert und Vitellius selbst schimpflich hingerichtet worden. Diese Begebenheiten brachten die Legionen, die dem unglücklichen Kaiser immer noch anhingen, zur Verzweifelung, und weckten bei den Galliern Lust zur Empörung. Ihre Druiden verkündigten, daß mit dem Capitol der Zauber zerstört sey, der die überalpischen Länder der Herrschaft Roms unterworfen, und dessen Lösung jene Gallier, von denen einst Rom selbst verbrannt worden, versäumt hätten. Daher traten

bald nach Ermordung des Hordeonius drei vornehme Gallier mit dem Civilis in Verbindung, Classicus, Befehlshaber der Trevirischen Reiterei, aus altem königlichen Geschlecht, Julius Tutor, Präfect des Rheinufers, und Julius Sabinus, ein Lingone, der sich vom großen Julius Cäsar durch den Ehebruch seiner Aeltermutter abzustammen rühmte. In einem Privathause zu Cöln wurde die erste Zusammenkunft mehrerer in die Verschwörung gezogenen Ubier, Tungrer, Trevirer und Lingonen gehalten. Die Befreiung des Vaterlands bis an die Alpen schien über allen Zweifel erhaben, nur über die Behandlung der römischen Legionen war man unschlüßig; es wurde endlich beschlossen, zu versuchen, ob man durch große Versprechungen sie zum Beitritt und zur Hinrichtung ihrer Anführer vermögen könne. Zugleich wurden Aufwiegler in alle Provinzen Galliens abgesendet; gegen den Vocula aber stellte man sich wie vorher gehorsam, um ihn desto sicherer zu machen. Ohngeachtet demselben nun ihre Absichten kein Geheimniß blieben, hoffte er doch, durch einen glücklichen Schlag gegen Civilis ihren Abfall noch hintertreiben zu können. In dieser Absicht zog er zum zweitenmal gegen Vetera, um daselbst ein Treffen zu wagen, kehrte aber, unter Wegs von der Untreue des Classicus und Tutor hinlänglich überzeugt, auf Neuß zurück. Umsonst versuchte er seine Römer noch einmal für die Sache des Reichs zu begeistern: mit schweigendem Unmuth hörten sie seine Berufungen auf den großen Jupiter, der seit achthundert und zwanzig Jahren Triumphe geschenkt; auf den Quirinus, den Gründer der ewigen Stadt. Ein Abgeschickter des Classicus befahl, den Feldherrn zu tödten, und seine Legaten zu fesseln. Die Legionen gehorchten, und Vocula fiel durch die Hand eines seiner Krieger. Darauf erschien Classicus, geschmückt mit den Zeichen römischer Herrschaft, selber im Lager, und ließ das römische Heer Treue schwören „dem gallischen Reiche." Desgleichen ging Tutor vor Cöln, und die Einwohner nebst allem Kriegsvolk am Oberrhein schworen denselben Eid; die Befehlshaber in Mainz, die sich dessen weigerten, wurden erschlagen oder verjagt. Schrecklich war das Schicksal des in Vetera eingeschloßnen Heers. Erst nachdem alle Pferde und ekelhaften Thiere geschlachtet, alle Stauden und zwischen den Steinen hervorwachsenden Gräser verzehrt waren, nahm es die angebotene Gnade der Bataver an, und zog mit Zurücklassung alles Gepäcks aus der Festung. Aber auf dem Marsche wurde es von den Deutschen, welche den von den Batavern bewilligten Abzug nicht anerkannten, angefallen und größtentheils niedergemacht. Die eroberte Festung ward ausgeplündert und in Brand gesteckt.

Jetzt glaubte Civilis sein Gelübde gelöst, vor Bezwingung der Römer sein Haar nicht zu scheeren; aber dem beabsichtigten gallischen Reiche wollte er Batavien nicht einverleibt wissen, sondern bei Germanien bleiben. Daher schickte er mehrere Stücke der Beute und einen Theil der Gefangenen der Velleda zum Geschenk, einer jungfräulichen Seherin aus dem Volke der Bructer, die in einem Thurme an dem Fluß Lippe wohnte, und die Völker in der Nähe und Ferne durch ihre Ausspräche leitete. Kein Ungeweiheter unterbrach die ewige Einsamkeit der Prophetin und nahete sich der heiligen Schwelle:

ein einziger aus ihrer Verwandschaft Erkohrner trug als Vermittler Fragen und Antworten hin und her. Die Deutschen zählten mehrere weissagende Weiber, aber keine war über Velleda, welche damals ihrem Volke Glück, und der Legionen Untergang vorhergesagt hatte. In der That ergaben sich die Legionen in Neuß und Bonn; alle Lager und Quartiere der Römer wurden verbrannt und geschleift; der Rhein sahe sich, außer Mainz und Vindonissa, aller Fesseln entledigt.

Civilis und Classicus rathschlagten über das Schicksal von Cöln. Wenn Rache und Habsucht die Plünderung der Stadt anriethen, so befahl die Klugheit und der Anfang des neuen Reichs Schonung und Milde: Cöln wurde als Bundesstadt anerkannt. Aber die überrheinischen Völkerschaften, denen der Ort als Zwing- und Zollstätte verhaßt war, verlangten von den Einwohnern schwere Pfänder ihrer Treue. „Wir freuen uns, sprach der Wortführer ihrer Gesandten in der Volksversammlung, daß ihr wieder Deutsche und freie Leute geworden seid, denn bis auf diesen Tag schlossen die Römer die Flüsse und die Länder und selber den Himmel, so daß sie uns Gespräche und Zusammenkünfte, oder was das schimpflichste für Männer ist, den Gebrauch der Waffen untersagten, wenn wir unter den Augen ihrer Hüter und Geldeinnehmer mit euch verhandeln durften. Aber damit unsere Verbindung und Freundschaft für immer gesichert sey, fordern wir, daß die Bollwerke der Knechtschaft, daß eure Mauern niedergerissen werden. Auch die Thiere des Waldes vergessen im Kerker der Freiheit. Dann müßt ihr alle Römer innerhalb eurer Grenzen erschlagen: denn nicht vertragen sich Herrn und Freiheit. Die Güter der Getödteten werden unter alle getheilt, damit Niemand seine Sache von der allgemeinen absondere. Gleich unsern Vorfahren wollen wir gemeinschaftlich an beiden Ufern wohnen: die Natur hat, wie Licht und Tag allen Menschen, so den Erdboden den Tapfern geöffnet. Nehmt die vaterländische Sitte und Verfassung wieder an, gebt die Wollüste und Vergnügungen auf, durch welche die Römer mehr als durch die Waffen gegen die Unterworfenen stark sind; so werdet ihr wieder werden ein reines und wahrhaftiges Volk, und der Knechtschaft vergessend mit oder vor den andern Deutschen einherziehen."

Die Einwohner von Cöln suchten sich dieser lästigen Forderungen durch sehr triftige Gegengründe zu entledigen. „Sie hätten die erste Gelegenheit der Befreiung mit mehr Begier als Vorsicht ergriffen, um sich nur mit ihren deutschen Landsleuten und Blutsverwandten wieder zu vereinigen: aber die Mauern ihrer Stadt möchten bei der bedenklichen Versammlung römischer Heere eher verstärkt als abgebrochen werden. Wären Ausländer aus Italien oder den Provinzen innerhalb ihrer Grenzen gewesen, so hätte der Krieg sie längst weggerafft oder verscheucht; einigen mit ihnen selbst angezogenen und durch Heirath eingebürgerten Fremden und deren Söhnen wäre Cöln Vaterstadt geworden, und man könne nicht verlangen, daß sie ihre Eltern, Brüder und Kinder todt schlügen. Den Zoll und andern Beschwerden, womit die Handlung der Deutschen belegt worden, wollten sie ihnen hiemit erlassen; auch solle beiden Theilen der Ab- und Zugang über

den Rhein, jedoch nur bei Tage und ohne Waffen, zustehen, bis sie einander wieder hinlänglich kennen gelernt haben würden." Uebrigens erkannten sie den Civilis und die Velleda als Schiedsrichter an, von denen auch der in dieser Sache abzuschließende Vertrag bestätigt werden sollte. Die Gegenparthei ließ sich diese Berufung gefallen, und sowol Civilis als Velleda bestätigte den an sie geschickten Abgeordneten die Ansicht der Cölner.

Um dieselbe Zeit traten noch mehrere gallogermanische Völkerschaften, die Tungrer, Betasier und Nervier mit dem Civilis in Verbindung. Dagegen verunglückte das gallische Reich, welches Julius Sabinus, der angebliche Abkömmling des großen Julius, dadurch zu stiften versuchte, daß er sich zum Kaiser ausrufen ließ: er wurde von den Sequanern, den treuen Bundesgenossen der Römer, aufs Haupt geschlagen, und entging vor der Hand dem Tode nur durch das Gerücht, er sey in den Flammen der Villa, wohin er sich geflüchtet hatte, umgekommen. Seitdem gewann der Krieg in Gallien ein ganz anderes Ansehen; der Freiheitseifer erkaltete, und die Remier schrieben eine allgemeine Versammlung aller Völkerschaften nach Rheims aus, um zu berathschlagen, ob nicht der Friede der Freiheit vorzuziehen sey? Die Nachricht von großen Rüstungen, welche die Römer zur Beruhigung der empörten Provinzen betrieben, trug vieles bei, den Gang dieser Berathschlagungen zu bestimmen.

Tullius Valentinus, der Gesandte der Trevirer, sprach laut für den Krieg, und entwickelte in einer wohl durchdachten Rede das Unglück einer Weltmonarchie und die Sünden der Römer. Dagegen zeigte der Remier Julius Ausper die römische Macht und die Güter des Friedens. Hierzu trat die Eifersucht der Staaten unter einander, die lieber gar nicht frei seyn, als einem aus ihrer Mitte den Vorrang gönnen wollten: es war ein vorzüglicher Stein des Anstoßes, welcher Staat, im Fall nun alles gelungen wäre, der Hauptstaat seyn, und die Anführung im Kriege erhalten sollte? Noch waren sie weit vom Siege entfernt und schon stritten sie sich über die Früchte desselben; der eine begründete seine Ansprüche an die Oberstelle auf seine Verbindungen, der andere auf seine Macht, der dritte auf sein Alterthum; und da keiner nachgab, beschlossen sie endlich, aus Scheu vor der Zukunft, es beim Alten zu lassen und den Römern gehorsam zu bleiben. Nur die Trevirer, Lingonen und einige andere Völkerschaften beharrten auf der Fortsetzung des Kriegs, ohne jedoch die der Größe des Unternehmens angemeßnen Mittel aufzubieten. Ihre Feldherrn handelten nach keinem gemeinschaftlichen Plane: Civilis verfolgte in den belgischen Einöden einen seiner Landsleute, Namens Labeo, welcher die Parthei der Römer ergriffen hatte; Classicus pflegte behaglicher Ruhe, als ob das Reich schon erstritten sey, und Tutor eilte eben nicht, den Oberrhein und die Alpenpässe zu rechter Zeit zu besetzen. Dergestalt brachten die Römer sieben Legionen unter Anführung zweier tapfern Feldherrn, Annius Gallus und Petilius Cerealis, ohne Widerstand über die Alpen. Indeß erfocht Tutor über die römischen Vortruppen einige Vortheile, zog sich aber beim Anrücken des Hauptheers nach Bingen, wo er sicher zu seyn glaubte, weil er die Brücke über

die Naab hatte abbrechen lassen. Allein die Römer fanden eine Fuhrt, durch welche sie über den Fluß setzten; Tutor wurde überfallen und gänzlich in die Flucht geschlagen. Diese Niederlage setzte die Trevirer in die größte Bestürzung; das Volk warf die Waffen weg und zerstreute sich in die Dörfer, die Vornehmen flüchteten sich in die Städte, die den Römern treu geblieben waren, um den Schein der baldigen Ergebung zu gewinnen; die bei Neuß und Bonn übergetretenen Legionen schwuren dem Vespasian von Neuem. Aber die Rückkehr des Valentinus, jenes kriegerisch gesinnten Abgesandten, gab der Sache noch einmal eine andere Gestalt. Auf seine Anmahnung griff das Volk wieder zu den Waffen; um alle Hoffnung der Vergebung zu vernichten, ließ er zwei gefangene römische Legaten tödten. Die Legionen entkamen nach Metz.

Dies war der Stand des Kriegs, als Cerealis bei Mainz erschien, und durch seine Ankunft ganz Gallien in Furcht und Schrecken setzte. Er entließ sogleich alle von den Bundesgenossen aufgebrachte Mannschaft in ihre Heimath, mit der Erklärung, daß dem Reiche seine eignen Legionen zureichten; der Krieg sey als geendigt anzusehen, da römische Hände ihn angriffen. Dies bestärkte die Gallier in ihrem Gehorsam: froh, ihre Mannschaften wieder zu haben, bezahlten sie gern ihre Tribute, und waren um so bereitwilliger, je mehr sie verachtet wurden. Hingegen zogen Civilis und Classicus, auf die Nachricht von Tutors Unfalle und den Fortschritten der Römer, ihre zerstreuten Truppen zusammen. Desto mehr eilte Cerealis, des Feindes erste Bestürzung zu benutzen. Er schickte Boten nach Metz, damit die dasigen Legionen von der andern Seite vorrückten, mußte aber selbst bei Rigodulum, einem Schlosse an der Mosel, welches Valentinus mit vielen Trevirern besetzt hatte, Halt machen. Die Nothwendigkeit der Eile gebot den Sturm; das Schloß wurde genommen, und Valentinus selbst nebst mehrern andern vornehmen Belgen gefangen. Er wurde nach Rom geschickt, und daselbst auf Befehl Domitians, der seines Vaters Stelle versah, hingerichtet. Valentinus ertrug sein Schicksal mit großer Standhaftigkeit. Als ihm unter den Todesqualen zugerufen wurde, daß sein Vaterland bezwungen sey, antwortete er ruhig: „dafür wird mir der Tod zum Trost!“

Am folgenden Tage nach Erstürmung des Schlosses hielt Cerealis seinen Einzug in Trier. Die Soldaten verlangten, diese Vaterstadt des Classicus und Tutor, dieser Sitz des Verraths und der Empörung sollte zur Rache für die niedergehauenen Legionen ausgeplündert und aufgebrannt werden: aber der Feldherr fürchtete, durch dergleichen Erlaubniß seine Ehre zu beflecken und die Bande der Zucht zu lösen. Bald zog ein andrer Gegenstand die Aufmerksamkeit an: jene von Metz herbei geholten Legionen, welche vor Kurzem ihre Feldherrn ermordet und dem römischen Reich abgeschworen hatten. Niedergedrückt vom Bewußtseyn ihres Verbrechens hefteten sie die Augen auf die Erde; keins der beiden Heere grüßte, und wiewohl einige die Schuldigen zu trösten und aufzumuntern versuchten, zogen sie sich doch ohne Antwort zwischen ihre Zelte zurück. Selbst die Sieger wagten mit nichts anderm als mit Thränen und Stillschweigen um Gnade für sie zu bitten.

Cerealis bewilligte dieselbe: „denn nur ein böses Verhängniß habe der Zwietracht und der Verführung Zutritt geöffnet. Der heutige Tag gelte für den ersten ihres Dienstes; weder er noch der Kaiser erinnere sich ihrer Vergehungen.“ Dann wurden sie in dasselbe Lager aufgenommen, und alle Vorwürfe untersagt.

Hierauf ließ der römische Feldherr die Treviren und Lingonen zusammen kommen und hielt eine nachdrückliche Rede, worin er ihnen sagte: „ihre Vorfahren hätten die Römer zum Schutz gegen die barbarischen Deutschen herbeigerufen. Nicht Italiens wegen sey der Rhein besetzt, sondern damit kein zweiter Heervest in Gallien einfalle. Oder glaubt ihr, fuhr er fort, vom Civilis, den Batavern und den Ueberrheinern besser behandelt zu werden, als es von ihren Vorfahren einst eure Väter und Großväter wurden? Dieselbe Ursache treibt fortwährend die Deutschen nach Gallien, Habsucht und Veränderungslust: sie wollen ihre Sümpfe und Einöden verlassen, und diesen fruchtbaren Boden und euch selber in Besitz nehmen. Uebrigens kommen sie mit dem Worte Befreiung und andern glänzenden Verheißungen: aber wo hat Jemand andere unterjochen und eigne Herrschaft gründen wollen, ohne dergleichen Worte im Munde zu führen. Regierung und Krieg ist auch vor unserer Ankunft immer in Gallien gewesen. So oft wir nun auch gereizt worden sind, haben wir doch durch unsere Siege nichts als Befestigungsmittel des Friedens gewinnen mögen: denn die Ruhe der Völker kann nicht ohne Heere, Heere nicht ohne Sold, und Sold nicht ohne Auflagen erhalten werden. In jeder andern Hinsicht seyd ihr uns übrigens gleich: ihr befehligt unsere Legionen und regiert unsere Provinzen. Nichts ist euch verschlossen oder versagt. Von guten Fürsten fließen auch denen, die fern sind, Wohlthaten zu; die bösen werden nur ihren Umgebungen lästig. Schwelgerei und Habsucht der Herrscher muß man überhaupt mit eben der Geduld wie Mißernten, Ueberschwemmungen und andere natürliche Uebel ertragen. Böses wird es so lange als Menschen sind geben: aber seine Reihenfolge ist nicht ununterbrochen, und wird durch den Eintritt manches Guten ausgeglichen; wenn ihr nicht etwa von Leuten wie Tutor und Classicus milderes Regiment erwartet, oder euch einbildet, durch geringere Abgaben eure Vertheidigung gegen die Deutschen und Britten möglich zu machen. Sollten, was die Götter verhüten wollen, die Römer jemals vertrieben werden, was anders als allgemeiner Krieg aller Völker würde entstehen? Im Glück und im Weh von acht Jahrhunderten sind allmählig alle Fugen des Staats so zusammengewachsen, daß sie ohne Verderben des Unternehmers nicht mehr auseinander gerissen werden können: und grade Eure Gefahr ist die größte, die ihr Geld und Gut, die vorzüglichsten Reizmittel des Krieges, besitzt. Darum haltet Frieden mit der heiligen Stadt, welche der Sieger wie der Besiegten gütige Mutter ist. Laßt euch durch die großen Beispiele des Glücks und des Unglücks belehren, und ziehet Hartnäckigkeit mit Untergang nicht dem Gehorsam mit Sicherheit vor!“ Mit diesen Ermahnungen, die der Umstände wegen sehr einleuchteten, wurden die Erschrocknen ohne weitere Strafe entlassen.

Dreißigstes Kapitel.

Ausgang des Batavischen Freiheitskriegs.

Während dieses Aufenthalts in Trier liefen Briefe vom Civilis und Classicus ein: „Vespasian sey im Orient plötzlich gestorben, Rom und Italien durch Bürgerkrieg geschwächt, die Stellvertreter des verstorbenen Kaisers ohne Ansehen. Wenn Cerealis unter diesen Umständen das gallische Reich anzunehmen geneigt sey, wollten sie mit den Grenzen ihrer gegenwärtigen Besitzungen zufrieden seyn, aber auch zur Schlacht wären sie bereit.“ Cerealis würdigte das Anerbieten keiner Antwort, sondern schickte den Brief sammt dem Ueberbringer nach Rom. Als nun die Feinde von allen Seiten heran rückten, tadelten viele Römer ihren Feldherrn, daß er ihnen dazu Zeit gelassen; jetzt müsse er vor denen sich verschanzen, deren Aufreibung er durch unnützes Stillsitzen versäumt habe. Aber auch unter den Deutschen war man nicht einig: Civilis wollte die Ankunft der überrheinischen Völker erwarten; Tutor behauptete, durch längeres Zögern wachse die Macht der Römer zu sehr. Classicus entschied für die letztere Meinung, und alsbald ward der Angriff beschlossen.

Die Verbündeten zogen also in Schlachtordnung gegen das römische Lager, die Ubier und Lingonen in der Mitte, die Cohorten der Bataver auf dem rechten, die Bructher und Tenchter auf dem linken Flügel. Der Angriff geschah am frühen Morgen mit solcher Heftigkeit, daß das Lager erstiegen, die Reiterei in die Flucht geschlagen und die Moselbrücke besetzt war, ehe noch Cerealis, der die Nacht in der Stadt zugebracht hatte, aus dem Schlafe geweckt wurde. Indeß ersetzte dieser Feldherr den Mangel der Vorsicht durch große Entschlossenheit. Er raffte die Schaaren der Flüchtlinge, die ihm entgegen kamen, zusammen, schritt ungepanzert mitten in den Hagel der feindlichen Geschoße voran, und bemächtigte sich der verlorenen Moselbrücke wieder. Dann drang er in das Lager, wo jene bei Neuß und Bonn eidbrüchigen Legionen schon getrennt fochten, und nur noch läßig ihre Adler vertheidigten. Auf den Zuruf des Feldherrn und seiner Begleiter sammelten die Cohorten sich wieder, aber die Verbreitung des Feindes und die aufgeschlagenen Gezelte hinderten regelmäßige Aufstellung, und Tutor, Classicus und Civilis ermahnten nicht minder wirksam die Gallier für ihre Freiheit, die Bataver für den Ruhm, die Germanen um große Beute tapfer zu fechten. Erst die Ankunft einer frischen Legion und die Plünderung, der sich viele der Sieger überließen, gab den Römern das Uebergewicht wieder: sie trieben den Feind endlich aus dem Lager, verfolgten ihn bis in sein eigenes, und eroberten und zerstörten dasselbe.

Verschiedene Städte und Völkerschaften, die sich vorher mit den Batavern verbündet hatten, wandten sich jetzt den Römern wieder zu, unter ihnen zuerst die Cölner. Als Belag ihrer Treue verkündigten sie, daß sie die einzeln in

den Häusern zerstreuten Deutschen erschlagen, die batavische Besatzung aber, welche Civilis in ihre Stadt gelegt, erst berauscht und dann in ihren Quartieren verbrannt hätten. Zugleich erboten sie sich, die Gemahlin und Schwester des Civilis, und die Tochter des Classicus, die sich sämmtlich als Pfänder des Bündnisses in ihren Mauern befanden, auszuliefern, verlangten aber zum Schutz gegen die Rache für diese Frevel eine römische Besatzung. In der That war Civilis mit einem Heere von Kauchen und Friesen schon in der Nähe, kehrte aber bei Tolbiakum (Zülpich) um, weil Batavien von Britannien her mit einem römischen Angriff bedroht wurde.

Die Canninefaten befreiten ihn von dieser Besorgniß; sie schlugen die römische Flotte, und nahmen oder zerstörten den größten Theil ihrer Schiffe; desgleichen erfocht Classicus Vortheile über die Reiterei, welche Cerealis bis nach Neuß hatte vorrücken lassen. So wurde es möglich, daß Civilis im folgenden Jahr *) wiederum mit einem starken Heer im Felde erscheinen, und das durch Festigkeit und große Erinnerungen gleich wichtige Lager von Vetera beziehen konnte. Cerealis, den drei Legionen und viele Hülfsvölker zu Roß und zu Fuß verstärkt hatten, setzte sich ihm bei Vetera gegenüber, so nahe, als es die Breite des Sumpfes verstattete, der die beiden Heere trennte. Civilis hatte einen Damm quer durch den Rhein ziehen lassen und dadurch das ganze Land, welches ohnehin mit Sümpfen und Morästen angefüllt war, unter Wasser gesetzt; der römische Soldat, mit schweren Waffen belastet, und im Schwimmen weniger geübt, zog hier gegen den schwimmfertigen, leichtbewaffneten und langgewachsenen Deutschen nothwendig den Kürzern. Die ersten Gefechte waren daher äußerst ungünstig für die Römer, die sich mit großem Menschenverlust zurückziehen mußten. Allein in der Hauptschlacht, die auf diese Gefechte folgte, kam die römische Reiterei auf einem Wege, der trocken durch den Morast führte, und den ein Ueberläufer angezeigt hatte, den Batavern in den Rücken, überwältigte die Gugerner, die ihn decken sollten, und entschied dadurch die Niederlage, welche vollständig gewesen seyn würde, wenn eine römische Flotte zur Hand gewesen wäre, und Regen und Nacht die Verfolgung nicht gehindert hätten.

Civilis wagte es seitdem nicht mehr, das offne Feld zu halten, ohngeachtet am Tage nach der Schlacht frische Hülfsvölker von den Kauchen anlangten. Eben so wenig wollte er in eine der festen Städte am rechten Waalufer sich einsperren, sondern er zog sich, nachdem er alles was nicht fortzubringen war, verbrannt hatte, auf die batavische Rheininsel zurück, wohl wissend, daß die Römer keine Schiffe hätten, ihm dahin zu folgen. Um ihnen jeden Versuch dazu unmöglich zu machen, ließ er den starken Damm wegreißen, welchen vormals Drusus und nach ihm Pompejus Paulinus zur Abwehr der Ueberschwemmungen hatten aufführen lassen. Der Flußarm gegen Gallien gewann durch diese Abbrechung des Dammes gewaltig an Stärke, aber der Arm gegen Deutschland versandete allmählig, und die Insel der Bataver hörte auf, diesen Namen zu verdienen. Aber der Krieg war

*) 70 nach Chr.

keineswegs geendigt: Tutor, Classicus und hundert und dreizehn vornehme Trevirer zogen über den Rhein, unter ihnen auch jener Montanus, der vormals als Gesandter an den Civilis abgeschickt worden war, um in Deutschland durch Bitten und Geschenke neue Hülfsvölker aufzubringen. Dies gelang so gut, daß Civilis die Römer, als sie endlich ihre Flotte herangezogen hatten und auf die Insel übergegangen waren, an vier Orten zugleich überfallen konnte. Bei Arnheim erlitt die zehnte Legion großen Verlust und zog sich in ihr Lager zurück; aber die Zerstörung der Brücke bei Duerstedt mißlang, wie der Angriff bei Rhenen, und bei Wageningen mußte sich Civilis, der den Angriff selbst befehligte, mit Zurücklassung seines Pferdes durch Schwimmen retten. Cerealis blieb also dennoch Meister vom obern Theile der Insel, wäre aber auf der Rückkehr von einer Reise, die er nach Neuß und Bonn zur Besichtigung der Winterläger gemacht hatte, beinahe von den Deutschen gefangen worden. Sie überfielen das schlecht bewachte Lager, richteten ein großes Blutbad darin an, und hätten den Feldherrn gefangen, wenn er nicht zu seinem Glück die Nacht außerhalb seines Schiffes bei einer Buhlerin zugebracht hätte. Dieses Schiff wurde der Velleda als Geschenk zugeführt, und mit mehrern andern genommenen Fahrzeugen die batavische Flotte vermehrt.

Diese Flotte lag am Ausfluß der Maas, um die Verbindung der Römer mit Gallien zu hemmen; die römische an Zahl der Schiffe schwächere Flotte war ihr durch Größe der Schiffe und Geschicklichkeit der Bemannung überlegen. Doch richtete keine von beiden viel aus, als es zum Treffen kam, weil die Römer vom Strom und die Bataver vom Winde auf Pfeilschußweite an einander vorübergetrieben wurden.

Der Eintritt der schlimmen Jahreszeit mit heftigen Regengüssen und großen Ueberschwemmungen würde damals den römischen Feldherrn in große Verlegenheit gesetzt haben, wenn er nicht bereits Unterhandlungen zur friedlichen Beilegung des langwierigen Streits angeknüpft gehabt hätte. Beide Theile waren des Kriegs satt. Cerealis bot den Batavern Frieden, dem Civilis Vergebung, und gewann auch durch Drohungen und Versprechungen die Velleda mit ihren Anverwandten zur Beförderung seiner Absichten. Unter den Batavern waren viele der Vornehmen, wie man leicht denken kann, dem Civilis entgegen. „Der Mann, sagten sie, hat das Unheil gestiftet, um mit dem Untergange des ganzen Volks Rache für die ihm wiederfahrnen Privatbeleidigungen zu erkaufen.“ Das Volk selbst begann einzusehen, daß es allein die Welt nicht zu befreien vermöge, und daß eine Herrschaft zu ertragen sey, die nichts als ihre Tapferkeit und Mannschaft in Anspruch nehme. Andern Völkern ginge es schlimmer, und wenn sie einmal Herren haben müßten, so sey es immer noch ehrenvoller, einem römischen Kaiser als einem deutschen Weibe zu gehorchen.

Bei dieser Stimmung blieb dem Civilis nichts übrig, als den angebotenen Frieden anzunehmen. Ueberdruß der bisherigen Leiden und Lust zum Leben, „oft die Krankheit großer Seelen,“ bestimmten seinen Entschluß. Die beiden Feldherrn besprachen sich auf einer Brücke, die von beiden Seiten abgebrochen wurde,

als sie dieselbe betreten hatten. Die nähern Umstände sind nicht bekannt, weil das Geschichtsbuch des Tacitus an dieser Stelle aufhört, aber aus vorhergehenden Aeußerungen erhellt, daß ein Vergleich zu Stande kam und wenige Tage nachher die Uebergabe erfolgte: die Bataver blieben tributfreie Bundesgenossen der Römer.

Der Held des Freiheitskriegs ward von seinen Zeitgenossen verlassen: die späte Nachwelt richtete ihm Ehrenmahle auf, und die Geschichtschreiber seines Volks vergleichen ihn mit Wilhelm von Oranien, dem Urheber der Niederländischen Freiheit. Aber sein persönlicher Ausgang ist unbekannt, wie der seiner Freunde und Theilnehmer. Nur das Schicksal jenes Julius Sabinus, der sich für Cäsars Enkel ausgab und von den Sequanern geschlagen ward, ist als eines der außerordentlichsten Beispiele menschlichen Elends und unbelohnter Treue von mehrern Geschichtschreibern aufbewahrt worden.

Diesem unglücklichen Anführer blieb nach seiner Niederlage nichts übrig als Flucht zu fernen Barbaren; aber die Liebe zu seiner Gattin Epponina, die er nicht zurücklassen wollte und nicht mitnehmen konnte, fesselte ihn an einen Boden, wo kein anderes Loos als das einer schmählichen Hinrichtung seiner wartete. Da fiel ihm ein, wie er sich auf einem seiner Landgüter in einer unterirdischen Höle verbergen könne, die ihm sonst zur Verheelung seiner Kostbarkeiten gedient hatte. Dorthin begab er sich, entließ alle Diener, als ob er sich selbst den Tod zu geben entschlossen sey, und stieg mit Vorwissen zweier treuen Freigelaßnen in die Höle; eine auf seinen Befehl angelegte Feuersbrunst, die das Haus verzehrte, ersparte die Nachfragen nach der Leiche. Epponina, welcher erst der Tod, dann die Erhaltung ihres Gatten angezeigt wurde, bekräftigte durch ihre Verzweifelung, nachher durch verstellte Trauer, die verbreitete Nachricht seines schrecklichen Endes, aber heimlich theilte sie mit ihm den nächtlichen Aufenthalt. Nach sieben Monaten zeigte sich ein Schimmer von Hoffnung, Gnade zu erhalten: sogleich führte sie ihn, unkenntlich gemacht durch Kleidung, Bart und Kopfputz, nach dem fernen Rom, kehrte aber unverrichter Sache mit ihm in die Höle zurück. Sie wiederholte diese Reise für sich allein noch mehreremal, und wußte dabei sogar ihre zweimalige Schwangerschaft zu verbergen. Die Schmerzen der Geburt überstand sie allein, und gebar in der Höle zwei Söhne ohne fremde Hülfe. So lebte das unglückliche Paar neun Jahre, als ein Zufall der Todtgeglaubten entdeckte. Zu Rom ward Sabinus von dem unversöhnlichen Vespasian zum Tode verurtheilt. Umsonst bat Epponina für das so mühvoll gefristete Leben des Gatten, dem sie in der Nacht des Grabes noch zwei Fürbitter gebohren habe: Sabinus mußte sterben, und Epponina reizte den zürnenden Kaiser durch die Ausbrüche ihrer Verzweifelung, daß er auch sie zu tödten befahl. „Wohl mir, rief sie aus, ich gewinne durch den Tod; denn angenehmer war mir's, in Finsterniß und unter der Erde zu leben, als den Tyrannen zu sehen!“ Des Kaisers bald darauf erfolgtes Ende und seines Hauses Untergang ward für die Strafe der Unmenschlichkeit gehalten, dem Reuigen Gnade und der treuen Gattin Schonung versagt zu haben.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Die Zeiten Domitians und Trajans *).

Unter Vespasians im Ganzen wohlthätiger Regierung erholte sich die Welt von den erlittenen Greueln der Cäsarischen Herrschaft: Rom kam wieder in Ruhe, Gesetze und Ordnung wurden hergestellt. Nachdem sein Sohn Titus für das Glück der Menschheit zur kurz, dessen Bruder Domitian länger, aber durch seine Grausamkeit und schimpfliches Ende dem Namen der Flavier zur Unehre, geherrscht hatte, gelangte von dem tugendhaften Greise Nerva durch Ankindung das Reich an Trajan, den besten und größten aller Erben Cäsars. Mit ihm, der zuerst in Cöln als Kaiser begrüßt ward, so daß derselbe Ort des Vitellius und des Trajans Erhebung gesehen, begann für die Menschheit ein achtzigjähriger Zeitraum des Bürgerglücks, wie es in einer Weltmonarchie möglich ist: die Kaiser mild und einsichtig, die Gesetze geachtet, die Heere gehorsam und tapfer: doch bemerkten bei allem Anschein des Glücks und der Stärke weise Männer, daß Roms alter Geist entwichen sey, und der Nordwelt, wenn sie einst mit voller Kraft hereinbräche, schwerlich widerstanden werden möchte.

Vespasian und Titus hielten Friede mit den Deutschen; doch schließt man aus einer verlorenen Aeußerung des Geschichtschreibers Tacitus und des Dichters Statius, daß die Seherin Velleda als Gefangene nach Rom gebracht worden sey. Domitian feierte Triumphe über die Chatten; aber erdichtete, nach Art des Caligula, wobei Sklaven und Gefangene deutsch gekleidet und blond gefärbt wurden, die Römer aber den Imperator, der sich Germanicus begrüßen und auf seinen Münzen Deutschland vor sich hinknieen ließ, heimlich verlachten. Weit entfernt, daß Domitian in Deutschland Lorbeern gepflückt hätte, wurde er vielmehr im dacischen Kriege, als er zugleich die Quaden und Markmannen demüthigen wollte, von denselben in Pannonien geschlagen und dadurch gezwungen, mit dem Könige der Dacier einen sehr nachtheiligen Frieden einzugehen. Die Verlegenheit des Kaisers war um so größer, da sich zu gleicher Zeit auf der Westseite die Chatten erhoben, und (nach des jüngern Plinius Ausdruck) nicht blos um ihre Freiheit sondern um der römischen Provinzen Knechtschaft zu streiten begannen. Den Stillstand, den Domitian als einen durch Sieg erzwungenen Frieden geltend machte, mußte er durch Nachgiebigkeit gegen der Chatten Forderungen erkaufen, und Gesetze wurden nicht vorgeschrieben sondern selber empfangen **). Allem Anschein nach hatten damals die Römer nicht blos alles Gebiet sondern auch allen Einfluß auf dem rechten Rheinufer gänzlich verloren; da der Fürst der Cherusker, Chariomer, Anhänger der Römer, (denn seit dem Verfall ihrer Macht suchten sich die Cherusker gegen die Chatten durch römisches Bündniß zu stützen) eben wegen

*) 70 — 117 nach Chr. **) Plin. Panegyr II.

seiner Freundschaft mit den Römern von den Chatten verjagt werden konnte. Damals war auf die Chatten alle Macht der Cherusker übergegangen; mehrere Völker des Rhein- und Weserlandes folgten, wie den Mächtigen stets, ihren Fahnen, und es läßt sich vermuthen, daß dieser ihr Bund schon derselbe war, der in der Folge als Bund der Freien oder Franken zu so großem Ruhme gelangt ist. Aber die übrigen deutschen Völker erschracken ob dieser neu aufkeimenden Macht, und wurden bange für ihre Freiheit: denn immer haben die Deutschen für dieselbe mehr von ihren Stammverwandten als von Fremden gefürchtet. Darum richteten sie ihre Blicke gen Rom, wo man dergleichen Besorgnisse stets zu billigen und zu unterstützen geneigt war; darum sandten die Bructer ihre priesterliche Königin Ganna, die auf Velleden gefolgt war, die swevischen Semnonen aber ihren König Masyus an den Kaiser, der beide mit Auszeichnung empfing und mit Ehrenbezeugungen entließ.

Unter dieser Regierung verrichteten Deutsche eine große aber unglückliche That. Eine Cohorte Usipeten, die von den Römern in Deutschland geworben und nach Britannien übergeschifft worden war, wider die Caledonier zu streiten, erschlug den Hauptmann und die andern Waffenlehrer, verließ die Legion, in welche sie eingekerkert war, stürzte sich in drei Nachen, deren treulose Schiffer sie ins Meer werfen mußten, und trieb unstät um Britannien. Da die Küstenbewohner ihnen Aufnahme versagten, kriegte sie auf der Fahrt, um nicht zu verhungern, oft siegend, selten besiegt. Endlich aßen sie Sterbende, dann Gelooste, strandeten am Ufer des Vaterlands, und wurden von Deutschen als kriegsgefangene Räuber in die Fesseln verkauft.

Unter Trajan wurden die Chatten gedemüthigt und an deren Stelle die Bructer, die es seit Domitian mit den Römern gehalten, am Rheinstrom gewaltig. Aber diese Macht ward, als sie derselben sich überhoben, von den Chamavern und Angrivariern gebrochen, und in einer einzigen Schlacht deren sechzigtausend erschlagen. Bei dieser Gelegenheit preiset der römische Geschichtschreiber die Götter, die des Reiches Feinde sich selbst zu Grunde richten ließen. Mögen die Deutschen, spricht er, wenn sie uns nicht lieben wollen, doch ja fortfahren einander selbst zu hassen; da beim herannahenden Verfall des Reichs uns das Schicksal nichts günstigeres gewähren kann als Zwietracht der Feinde! Doch kann die Macht der Bructer nicht ganz vernichtet worden seyn, da der Wiedereinsetzung ihres vertriebenen Königs durch Spurinna in des Plinius Lobrede Erwähnung geschieht.

Zur selben Zeit lagen die Gegenden zwischen der Donauquelle und dem Oberrhein, wo einst die Sweven den Helveziern und Galliern furchtbar geworden und den Römern gedroht hatten, wüste; desgleichen hatten sich längst dem Rheine hinunter die Bewohner vor den römischen Festungen weiter ins Land zurückgezogen, so daß die dem Fluß benachbarten Strecken nicht gebaut wurden. Da geschah es, daß viele Gallier, in denen der alte Freiheitstrieb noch nicht unterdrückt war, vielleicht auch manche der vom Tiberius verpflanzten Deutschen, endlich auch wohl ausgediente Krieger, im herrenlosen Lande über dem Rhein Niederlassungen suchten. Diese

Grenzbewohner standen unter römischem Schutz; zu ihrer Sicherheit wurden Wälle und Schanzen gegen die Streifereien der Wanderungshorden aufgeworfen. Von dem Zins oder Zehnten, welchen sie an die Festung, in deren Bereich und Schutz sie lagen, bezahlten, hießen diese Ländereien decumatische Felder. Zur Sicherheit derselben baute Trajan ein Kastell am Main gegen die Chatten, die Bewohner des gegenüber liegenden Waldgebürgs. Um diese Zeit fingen auch die Nemeter und Wangionen an, gegenüber von ihren Rheinstädten Speier und Worms, am östlichen Ufer zu wohnen; vielleicht zogen auch helvezische Kolonisten unter dem Schutz der Römer über die Donau, und wohnten daselbst. Es ist beim Eutrop die Rede von Städten am östlichen Ufer des Rheins, die Trajan gebaut oder wieder hergestellt habe. Nachmals, vermuthet man, hat Trajans Nachfolger, Kaiser Hadrian, der durch das ganze Reich reiste und überall, wo die römische Provinz nicht durch Flüsse von den Barbaren getrennt war, Grenzwälle aufführte, auch jene Grenzmauer zu bauen angefangen, die von der Donau über die Altmühl gegen den Main hinunterzieht und von den Leuten der Gegend heut zu Tage die Teufelsmauer genannt wird. Sie besteht aus Steinen, wie der Boden sie liefert, liegt auf drei bis sechs Fuß tiefem Grunde, und ragt, wo sie noch unbeschädigt ist, sechs Fuß hoch über den Boden empor. Aehnliche Wälle finden sich in Franken, und auf der Nordseite des Mains in der Wetterau, Mainz gegenüber. Die letztere Verschanzung wird wegen ihrer Pfähle der Pfahlgraben genannt.

Wie Trajan diese Grenze erweiterte, so dehnte er weiter im Osten das Reichsgebiet über die fruchtreichen Gefilde Daciens, (der heutigen Länder Moldau und Siebenbürgen) aus, und wurde dadurch auf der entgegen gesetzten Seite Nachbar der Deutschen.

Hier wollen wir eine Weile anhalten, um die Beschreibung des deutschen Landes und Volkes ins Auge zu fassen, welche zu Trajans Zeiten der große römische Geschichtsschreiber Tacitus, seinen Landsleuten zum weissagenden Spiegel des bevorstehenden Untergangs, sich selbst zum unvergänglichen Denkmal seines hohen Gemüths, unsern Vorfahren aber zu einem Ehrengedächtniß, wie kein Volk aufweisen kann, aufgesetzt hat.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Das Land und seine Erzeugnisse.

Alles Land im Westen des Rheins und im Süden der Donau gehorchte den Römern; darum hatte dort schon südeuropäisches Leben in römischen Städten begonnen, als Deutschland, das freie und große, ein nur von Weilern unterbrochener Wald war, dessen Bewohner Städte verabscheuten als Kerker der Freiheit. Aber auch in vorschreitender Cultur und unter römischen Gesetzen blieben die Rheinlande und große Striche von Belgien deutsch. Anderthalb Jahrhunderte nach der Unterjochung durch Cäsar schrieb Tacitus also: „Ehrgeizig sind die Trevirer und Nervier auf die Behauptung germanischer Herkunft, als ob sie durch diesen Ruhm ihres Blutes von der Verwandschaft und Feigheit der übrigen Gallier geschieden würden. Am Rheinufer selbst wohnen Völker, die unzweifelhaft deutsch sind, Wangionen, Tribokker, Nemeter. Auch die Ubier, obwohl sie eine römische Colonie zu werden verdient haben und sich nach dem Namen ihres Stifters Agrippiner nennen lassen, erinnern sich gern ihres Ursprungs."

Drei durch viele kleinere Kastelle verbundene Hauptfestungen deckten den Rhein, Argentoratum (Straßburg) gegen die Sweven, Moguntiakum (Mainz) gegen die Chatten, und Cöln gegen die nördlichen Germanier; die Hauptfestung Mainz aber ward noch durch zwei andere, Worms und Speier verstärkt. Mainz und Straßburg scheinen anfänglich keine andern Bewohner als Soldaten gehabt zu haben: die Wangionen und Tribokker wurden als verdächtig nicht einmal in der Nähe dieser Plätze geduldet. Erst zu Trajans Zeiten, als die römischen Vertheidigungslinien weiter ausgedehnt wurden, mag bei Mainz eine Stadtgemeine von römischen Bürgern und eingewanderten Deutschen entstanstanden seyn. Die Hauptstadt dieser Gegenden und des ganzen nördlichen Galliens war Trier.

Darum aber, weil dieses unzweifelhaft deutsche Rheinland zugleich mit Gallien Roms Kaisern gehorcht hat, meinen die neuern Herrn Galliens, das Rheinland gehöre ihnen nach Recht und Natur. Aber wenn sie Roms Rechte geerbt hätten, wären auch Spanien und Brittannien, Griechenland und Asien und Afrika Galliens Theile. Die Natur aber hat nicht minder als durch das Meer die Britten, als durch die Pyrenäen Hispanien, so durch den Jura, den Vogesus und die Ardennen Gallien von Deutschland geschieden. Das ganze östliche und nördliche Frankenland ist eine Abdachung der Gebürge, welche die natürliche Grenze desselben gegen Deutschland ausmachen. Wie ein großes Bollwerk liegen dieselben, selbst deutsch und nur Endglieder und Ausläufer der Gebürge des innern Deutschlands, schirmend im Westen, und decken die Linie des Rheins. Der Rhein strömt nicht zwischen zweierlei Boden disseits und jenseits, sondern in seiner Länge hinab gleichen sich beide Ufer; der Boden des linken ist stets die getreue Fortsetzung des rechten; er hat sich seine

Bahn durch die Gebürge gebrochen, ohne dieselben zu scheiden, so wenig als andere Gebürge durch Thäler oder Schluchten geschieden sind, in denen Flüsse dahin strömen. Erst da ist eine Völkergrenze, wo hinter dem Rücken der Berge andere Sprachen erklingen.

Wie bis an den Rhein so geboten bis an die Donau die Römer. Vom Wendensee, der nun Bodensee heißt *), bis an die Gegend, wo Vindobona (Wendenwohnung) der geringe Anfang der Kaiserstadt war, aus welcher einst über das Reich geherrscht werden sollte, erstreckten sich über die heutigen Länder Schwaben, Baiern und Oesterreich, die Provinzen Rhäzien, Vindelizien und Norikum, Berg- und Hirtenländer, deren alte Bewohner durch Völkerzüge und durch der Römer Gewaltthaten geschwächt waren. Hinter Wien nahm Pannonien seinen Anfang; weiterhin dehnten sich die illyrischen Provinzen bis an das schwarze Meer; von ihrem Quell auf dem Berge Abnoba bis zu ihrem Ausfluße in den Pontus hatte die Donau nur einen Herrn.

Jenseits der Linien, durch welche die Römer ihre Grenzflüsse deckten, begannen die unermeßlich geachteten Gefilde Großgermaniens, fürchterlich den Römern durch die Schreckniße der wilden Natur, und die schauerlichen Sagen aus den Kriegen des Drusus und Germanicus, durch die Erinnerung an die in tückischen Moorgründen und nächtlichen Wäldern erschlagenen Legionen des Varus: aber die Bewohner sonnten sich am Lichte der Freiheit. Wie weit das Land sich nach Norden und Osten hinaus erstreckte, konnten die Römer nicht mit Sicherheit bestimmen. Cäsar läßt den Herkynischen Wald sechzig Tagereisen gegen Nordosten durchwandern, ohne sein Ende zu finden; Tacitus setzt im Osten gegen Dazien Berge, (die Karpathischen,) gegen Sarmatien gegenseitige Furcht der verschiedenen Völker, im Norden den eisbedeckten Ozean zu Germaniens Grenzen, und schließt also einen großen Theil Ungarns und Polens nebst ganz Skandinavien ein, so weit er dieselben von deutschen Stämmen bewohnt glaubte. Doch beziehen sich die Nachrichten und Schilderungen, welche die Alten von der Beschaffenheit Germaniens geben, nicht auf die ihnen nur durch dunkle Gerüchte genannten entfernten Gegenden im Norden und Osten, sondern vorzüglich auf das Land zwischen dem Rhein und der Elbe, und von der Donau bis an den swevischen Bergwald (die österreichischen, mährischen, böhmischen, schlesischen und sächsischen Gebürge), so weit theils ihre Heere, theils ihre Reisenden und Handelsleute gekommen waren.

Wie herrlich jetzt der Boden dieses Erdstrichs mit den Erzeugnissen der Schöpfung prangt, wie lieblich Deutschlands Frühling lächelt, wie reich sein Sommer steht, wie seegenvolle Erndten sein Herbst ausschüttet, so rauh und unfreundlich wird uns das alte Germanien von den Römern geschildert. Tacitus hält die Deutschen darum für ein der Erde entsproßnes Urvolk, weil Niemand geseegnete Länder, wie Asien, Afrika und Italien verlassen haben werde, um über schreckliche und unbekannte Meere nach Deutschland zu ziehen, dessen ungeschlachter Boden, rauher Himmel und trauriger Anblick nur den Eingebohrnen gefallen könne. Wird auch

*) Im Strabo ἕλος Λυγεον Lugeus lacus; Luga heißt slavisch Sumpf, wie das Schlesische Lusche.

bei diesen und ähnlichen Schilderungen die an einen warmen und milden Himmel gewöhnte Natur des Südländers, und einiges seit der ersten Bekanntschaft mit den nördlichern Gegenden vererbtes Vorurtheil in Anschlag gebracht, so ist ein sehr bedeutender Unterschied zwischen dem damaligen und jetzigen Himmel Germaniens doch keineswegs ganz abzuleugnen, wenn man nicht die unverdächtigsten Zeugnisse der Alten Lügen strafen will. Als Julian in Germanien war, lag zur Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche in der Wetterau schon dicker Schnee auf Bergen und Feldern; die Laubbäume standen acht Monate blätterlos; die großen Flüsse Rhein und Donau froren regelmäßig fest genug zu, um Heereslasten zu tragen; am Ufer der Donau war der Wein, wenn er auf den Tisch gesetzt wurde, oft zu großen Klumpen erstarrt *), und am Ufer des Rheins mißglückten die Versuche, welche die Römer mit der Wintersaat anstellten, durch Uebermaaß des Frostes. Erst seitdem die Wälder gelichtet und der Sonne freie Wirksamkeit geöffnet worden, seitdem die Sümpfe getrocknet sind und der feuchte Boden nicht mehr unaufhörliche Nebel aushaucht, ist der Himmel Germaniens milder.

Als die Römer Deutschland erblickten, schien es ihnen ein zusammenhangender Wald, von den Gletschern des Adula, wo der Rhein entspringt, bis über sechzig Tagereisen gegen Nordosten. Dieser große Herkynische Wald hatte in einigen Gegenden auch besondere Namen; so der Marzianische zwischen den Raurachen und der Donau, (der heutige Schwarzwald); der Gabreta im Baireuthschen; der Luna zwischen Oesterreich und Mähren, der Cäsische im Gebiete der Marser; der Bacenis oder Buchwald zwischen den Cheruskern und Chatten; der Baduhenna im Lande der Friesen; der Teutoburger im Paderbornschen bis nach Oldenburg, durch die Schlacht Herrmanns verewigt. Es waren meist Eichenwälder; unberührt von den Jahrhunderten, wie Plinius sich ausdrückt, mit der Welt selber entstanden, überstiegen die gewaltigen Stämme durch ihr unsterbliches Leben alle sonstigen Wunder. Im Gegenstoß der einander begegnenden Wurzeln erhoben sich Hügel, oder wenn das Erdreich zurückfiel, Bogen bis zu den Aesten, und wölbten sich im gegenseitigen Wetteifer wie weit geöffnete Thore, so daß ganze Reitergeschwader hätten hindurch ziehen können. Die höchsten, welche Plinius sah, standen in der Nähe des Landes der Kauchen, vornehmlich um zwei Landseen; aber auch die Meeresküste war mit Eichen besetzt. An vielen Stellen dieser Nordküste kämpfte das Meer noch mit der Erde um die Grenzen; weite Strecken Land wurden überschwemmt, und die höher stehenden Höfe glichen schwimmenden Inseln.

Fast alle beträchtlichen Flüsse bis jenseits der Weichsel werden von den Alten genannt. Der Name der Donau (Danubius, der große Fluß) ist celtisch, der des Rheins (von rinnen) und der Sale (von Salz) rein deutsch **). Die Namen Mosa (Maas), Mosella, Moenus, Visurgis (Weser), Luppia (Lippe) Amisius (Ems) sind dunkel, Albis oder Alba (Elbe) und Nigrus (Necker) scheinen dem Lateinischen näher; Viadrus (Wjadr, Wjodr, Oder abreißend) und Vistula (Wisla, die steile) sind slavisch; noch hinter der Weichsel nennt Pli-

*) Ovid. ex Pont IV. 7. 9. 10. **) So wie griechisch von ῥεῖν fließen, und ἅλς Salz.

nius den Guttalus, vielleicht den Memel oder Niemen. Die Elbe, welche Drusus und Tiberius mit Kriegsheeren erreicht, Germanicus vergeblich gesucht hatte, war zu Tacitus Zeiten nur noch aus der Sage bekannt. Ueber die Ströme führten keine Brücken, durch die Moräste und Moorgegenden, die aus ihren Ueberschwemmungen sich bildeten, keine Dämme. Der Eingebohrne bedurfte derselben nicht, da er an das jenseitige Ufer zu schwimmen verstand und die Sümpfe durchwatete, in denen der kurz gewachsne Römer verfiel.

Unter den Gebürgen nennen die Alten außer den schon angeführten Bergwäldern noch das Sudetagebürge, (den Thüringerwald) den Berg Melibokus, (den heutigen Harz), das Askiburgum (Asen- oder Riesengebürge), den Berg Taunus (den Zaun oder die Höhe zwischen Frankfurt und Mainz); den Berg Rhetiko, (wahrscheinlich das Siebengebürge bei Bonn). Wie die Wälder wurden auch diese Berge mit dem allgemeinen Namen Herkynische bezeichnet. Die ganze Bergkette, die sich von den Karpathen durch Ungarn, Oesterreich, Mähren, Schlesien und Sachsen hindurchzieht, nennt Tacitus das Swevische Gebürge. Die Schätze dieser Berge lagen noch unbenutzt: Eisen war das einzige Metall, welches hin und wieder gegraben und zubereitet ward. Ob die Götter aus Gunst oder Zorn den Deutschen Gold und Silber versagt, will Tacitus nicht entscheiden; auch nicht behaupten, daß keine Ader Germaniens Gold oder Silber erzeuge; denn Niemand habe es untersucht.

In den Wäldern waren außer dem heutigen Wild Thiergeschlechter einheimisch, die nun lange schon entweder ausgerottet oder nach Norden gezogen sind; Auerochsen, Bären, Elendthiere und Bieber. Unter den zahmen Thieren stand das Pferd oben an, aus dessen ältesten bis in das funfzehnte Jahrhundert fortdauernden Namen Ors (engl. Horse) durch Umkehrung das neuere Roß entstanden ist. Von den Heerden wilder Pferde, die nach Plinius im Norden herumliefen, hatten schon die Cimbern und Teutonen so wie die Sweven des Heerdest sich Rosse zum Kriegsdienst gezähmt. Cäsar mißtraute denselben anfänglich wegen ihrer unansehnlichen Gestalt, und ließ unter seine deutschen Söldner römische Pferde vertheilen; aber nachmals erprobte er, daß sie durch tägliche Uebung gehärtet die größten Beschwerden aushalten konnten. Einige Jahrhunderte später rieth Vegezius den Römern, sich thüringische Rosse wegen ihrer Dauerhaftigkeit zu wählen. Pferdefleisch war (nach des Bonifazius Meldung) Lieblingsspeise der Deutschen; sie ist bei Einführung des Christenthums verboten worden, um den Opfermahlen ihren Reitz zu benehmen: denn Pferde vorzüglich wurden den Göttern geschlachtet. Das Rindvieh war ein kleiner Schlag, unansehnlich und ohne prachtvolle Stirn, (das heißt wahrscheinlich ohne Hörner, wie man dergleichen Heerden noch jetzt in einigen Gegenden hat.) Schaafe fanden auf den vielen Brachfeldern hinlängliche Weide. Der Hund wird schon im cimbrischen Kriege als Begleiter der deutschen Heereszüge angetroffen.

Unter den Vögeln des deutschen Waldlandes zeichnen die Römer vorzüglich die Gans aus, und nennen sie sogar mit ihrem deutschen Namen (Gant). Mit den weißen Federn derselben ward nach Rom ein beträchtlicher Handel getrie-

ben. Im Winter fand man häufig Kramtsvögel, und im Herkyner Wald eine Gattung großer Flügelthiere, deren leuchtendes Gefieder zur Nachtzeit den Reisenden statt der Fackeln diente. Höchstwahrscheinlich haben den Plinius (denn dieser und sein Ausschreiber Solinus erzählen das Wunder,) große Arten von leuchtenden Insekten getäuscht, welche der sumpfige Boden Germaniens damals erzeugte *).

Die Erzeugnisse des Bodens waren weder anlockend noch mannigfaltig. Auf den Weiden wuchs treffliches Gras, ohngeachtet nach Plinius nur eine dünne Rasendecke über dem Sande lag. Pasternack von den Ufern des Rheins ließ Tiberius, der über den deutschen Spargel spottete, sich jährlich nach Rom bringen. Rettige wuchsen zur Größe eines Kindes. Wein und mildes Obst fand sich nicht, wohl aber wildes; doch gab es auch Kirschbäume an den Ufern des Rheins. Man baute Roggen, Hafer und Flachs, vielleicht auch Weitzen, aber nur als Sommerfrucht, da der Boden zu kalt war, um Wintersaaten zu wagen. Da der Feldbau meist von Leibeignen betrieben ward, an welche die Landeigenthümer die Aecker mit jährlichem Wechsel vertheilten, so blieb derselbe freilich sehr lange auf der untersten Stufe. Nicht wie heut war das Land wie ein Garten zu schauen; in der Schilderung des Tacitus glaubt man das heutige Polen zu sehen. „Sie wechseln nicht in ihrer Arbeit mit der Fruchtbarkeit und Weitläuftigkeit des Bodens, daß sie Baumschulen pflanzten, Wiesen umzäumten oder Lustgärten anlegten: nur Getreide wird von der Erde verlangt. Daher theilen sie auch das Jahr nicht in so viele Theile als wir: nur Winter, Lenz und Sommer kennen und nennen sie, vom Herbst wissen sie weder Güter noch Namen" **).

Indeß war der Anbau des Landes verschieden nach der Bildungsstufe der Stämme. Die Norddeutschen, die in den Kriegen mit Germanicus den zahlreichen Heeren der Römer jede Fußbreite Landes streitig machten, bekunden sich schon durch diese hartnäckige Vertheidigung ihres Bodens als völlig angesesne Ackerbauer, die von der heimathlichen Erde nicht mehr zu lassen vermögen. Hingegen zogen sich die aus Nordosten gegen Südwesten vorgedrungenen Sweven, bei denen der Ackerbau, nur der höchsten Nothdurft wegen betrieben, noch kein wahres Grundeigenthum hervorgebracht hatte, zurück, als sie sich gegen die Römer zu schwach fühlten, und ließen das Land, welches sie inne gehabt hatten, wüste. Diese Verschiedenheit

*) Ein dergleichen Insekt, der surinamische Laternenträger, von dem kleinere Arten auch in Deutschland vorhanden sind, wird von den dasigen Einwohnern wirklich als Laterne gebraucht: sie binden zwei solcher Insekten bei nächtlichen Reisen an einen Stock; ein einziges leuchtet so stark, daß man dabei zu lesen vermag.

**) Für die Wahrheit dieser Angabe zeugt die englische Sprache. Die Namen der drei ersten Jahreszeiten in ihr sind deutsch: (spring, summer, winter,) und also aus Deutschland hinüber genommen; der Herbst allein heißt mit lateinischer Wurzel autumn.

der nördlichen (sassischen) und der südlichen (swevischen) Stämme erschien gewiß eben so deutlich in der Gestalt des Landes, wie in der Verfassung des Volks; sie muß nie aus den Augen verloren werden, wenn sich die Nachrichten der Alten über Land und Volk der Deutschen nicht in unauflösbaren Widersprüchen verwirren sollen.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Der niederdeutsche oder sassische Völkerstamm.

Daß Armener und Perser, Galen und Griechen, Germanen und Slaven von Einem Urvolk entsprossen sind, bezeugt vieler Stammwörter gemeinsame Wurzel; daß keins dieser Völker aus seinem Boden hervorgewachsen, daß die Europäer aus Osten eingewandert, daß daher die Völker, welche später im Westen gefunden wurden, früher weiter östlich, Iberier in Gallien, Gallier in Germanien, Germanier in Sarmazien gewohnt haben, ist wahrscheinlich, aber keine Geschichte erzählt es. Sie, die an Thatsachen und Zeugnisse sich hält, muß Vermuthungen und Wahrscheinlichkeitsschlüsse über den Ursprung und die Verbreitung des Menschengeschlechts der Philosophie überlassen.

Wie nun die dem unbekannten Urvolk entsproßnen Stämme der Menschen sich im eigenthümlichen Gange ihrer Schicksale, unter Mitwirkung des Himmels und des Bodens zu Völkern besonderer Sprache und Sitte gebildet, ohne daß der Weg, auf welchem dies geschehen, von der Geschichte nachgewiesen werden kann, also werden in diesen Hauptvölkern selbst wiederum mehr oder minder bedeutende Abstufungen der gemeinsamen Sprache und Sitte wahrgenommen, welche beobachtet, aber nicht erklärt oder bis zu ihrem Ursprunge hinauf verfolgt werden mögen. Also die Deutschen, deren durch Abkunft, Sprache und Sitte verbundenes Gesammtvolk von Anfang durch Mundart, Bildung, Gebräuche und gegenseitige Eifersucht in zwei Hauptstämme gesondert erscheint. Wer kann erzählen, wie vielleicht noch in Asien, lang vor dem Einrücken nach Europa, das deutsche Volk sich wiederum in zwei Nebenvölker geschieden, von denen das eine von dem andern gedrängt so lange gegen Westen zog, bis es durch Naturgrenzen oder wachsende Kraft zum Widerstande erstarkt war? wie in der langen Beeinträchtigung und Befehdung jener Same der Zwietracht Wurzeln geschlagen, der von Herrmanns und Marbods bis zu Friedrichs und Theresiens Zeiten und unsern Tagen verderbliche Früchte getragen hat? Auf gleiche Weise war das griechische Volk in Dorer und Joner gesondert, und gelangte im Kampf dieser beiden Stämme endlich zu Knechtschaft und Untergang.

Die beiden deutschen Hauptstämme mochten in den ältesten vorgeschichtlichen Zeiten in den vordern und hintern, oder den westlichen und

östlichen, geschieden werden können. Seitdem aber jener im Nordwesten Deutschlands, zwischen der Niederelbe und dem Niederrhein, dann über das Maas- und Scheldegebiet feste Sitze genommen, der andere sich in südwestlicher Richtung gegen die Donau und den Oberrhein gezogen, sind sie richtig durch die Namen Nieder- oder Norddeutsche, und Ober- oder Süddeutsche, bezeichnet worden. In der Sprechweise der letztern herrscht eigenthümliche Fülle des Mundes, Neigung zu Hauch- und Blasetönen, zu harten und verdoppelten Mit- wie zu tiefen und breitgezogenen Selbstlautern, weitläuftiges Wort- und Sylbengepränge, während jene mit klein geschloßnem Munde die Hauch- Blase- und Doppeltöne vermeiden, und weiche Mit- wie hohe Selbstlauter vorziehen, die Worte selbst aber in abgebrochener Kürze an einander reihen. Dieselbe Sprechweise gehört auch den verwandten doch allmählig zu besonderem Volksthum entfremdeten skandinavischen Völkern.

Der norddeutsche Stamm wird von den alten Schriftstellern nicht mit einem eigenen Namen genannt: erst lang nachher ist ihm der Name Sassen (Saxen, Sachsen,) beigelegt worden. Es hat aber der Umstand, daß grade die Norddeutschen schon in festen Wohnsitzen mit den friedlichen Arbeiten des Ackerbaus beschäftigt angetroffen wurden, während im Süden und Osten die Völker noch in unruhiger Bewegung umherzogen, besonders im Gegensatz gegen den von Schweifen oder Schweben abgeleiteten Namen der Sweven, die Erklärung des Namens der Sassen durch Sitzende oder Säßige beliebt gemacht. Indeß ist bemerkt worden, daß der Name viel zu neu ist, als daß er für diesen Gegensatz erfunden seyn könnte, daß er mit dieser Bedeutung in der eignen Aussprache nicht Sassen sondern Saten lauten würde, und daß der Gegensatz selbst durch eine ganz andere und genüglichere Erklärung des Namens der Sweven, als die von Schweifen ist, aufgehoben wird. Viel richtiger scheint es, daß die niederdeutsche Völkerschaft der Saxen, die zuerst im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung genannt wird, und von welcher nachmals dem niederdeutschen Stamme ein gemeinsamer Name geworden, den ihrigen von einer Waffe erhalten hat, vielleicht derselben, die schon am schwarzen Meere dem Volke der Sacen seinen Namen gegeben.

Das Gebiet der niedern oder sassischen Mundart erstreckt sich heut über den ganzen Norden von Deutschland, von Memel bis hinter Jülich und Achen; sie ist auch in der Sprache der deutschredenden Flamänder erkennbar. Aber zur Zeit, von der hier die Rede ist, war der niederdeutsche Völkerstamm östlich durch die Weser, und nur an der Küste durch die Niederelbe begränzt: ihm im Rücken wohnten oder zogen noch swevische Völker. Von ihm waren jene Belgen ausgegangen, die lang vor Cäsar das Maas- und Scheldeland eingenommen hatten; gegen ihn fochten am Niederrhein und an der Weser Drusus, Tiberius und Germanicus. Es waren feste, bedächtige, tapfere, an Art und Weise hartnäckig hangende Menschen, bei denen langjährige Ansiedelung in festen Wohnsitzen den Ackerbau und die Künste des Friedens hervorgerufen, aber auch schon mancherlei Verderbniß den Eingang geöffnet hatten.

(Die Chatten.) Es begann dieser niedere Völkerstamm zunächst an den decumatischen Ländereien der Römer mit den Chatten oder Chässen, den Vorfahren der heutigen Hessen. Sie wohnten vom Taunus bis an die fränkische Sale, durch welche sie von den Hermunduren, wie durch den westlichen Theil des Thüringer Waldes von den Cheruskern geschieden wurden. Später als seine übrigen Stammgenossen scheint dieses Volk sich des freien und unstäten Kriegerlebens entwöhnt und feste Wohnsitze gewählt zu haben; wie denn auch Cäsars Schilderung von den Sweven zunächst den Chatten zu gelten scheint, die zu jener Zeit von der Lebensweise der ackerbauenden Niederdeutschen noch weit entfernt seyn mochten. Aber wiewohl sie die letzten ihres Stammes aufhörten, Sweven, das heißt, Wanderungs- und Kriegsvölker zu seyn, auch niemals ganz und aufrichtig an die niederdeutschen Verbindungen sich angeschlossen zu haben scheinen, waren dennoch die Chatten keine Sweven in dem Sinne dieses Worts, in welchem dasselbe die Völker des oberdeutschen Stammes bezeichnet. Des Tacitus ausdrückliches Zeugniß, der Bataver *) und Canninefaten von ihnen abgeleitete Herkunft, nebst ihrer der platten weit mehr als der höhern verwandte Mundart bestimmen uns, die Chatten gegen die Meinung anderer Geschichtforscher zu den Niederdeutschen zu rechnen. Tacitus schreibt von ihrem Lande, ihren Einrichtungen und Sitten folgender maßen:

„Am Herkyner Walde fangen der Chatten Wohnungen an, die sich nicht über so ausgedehnte und sumpfige Gegenden, wie die Gebiete der übrigen Völker Deutschlands erstrecken; sondern sanfte allmählig seltener werdende Hügel ziehen sich durch ihr Land, so daß der Herkynische Bergwald seine Chatten eine Weile zu begleiten und erst an ihrer Grenze zu entlassen scheint. Hart sind die Leiber des Volks, gedrängt seine Glieder, drohend der Blick, und übergewaltig der Muth; für Deutsche haben sie viel Verstand und Verschlagenheit. Sie stellen auserlesene Männer voran, gehorchen den Vorgesetzten, halten Schlachtreihen, nehmen der Gelegenheiten war, verschieben die Angriffe, vertheilen den Tag, schanzen bei Nacht, rechnen das Glück unter das Ungewisse, die Tapferkeit unter das Gewisse; endlich das Seltene, nur durch römische Kriegskunst Gewonnene: sie vertrauen mehr auf den Führer als auf das Heer. Die ganze Stärke besteht im Fußvolk, welches sie außer den Waffen noch mit Eisenzeug und Vorrath beladen. Andere gehen in Treffen, Chatten ziehen in ordentlichen Krieg; selten unternehmen sie Anfälle und kleine Gefechte. Freilich liegt es schon in der Natur der Reiterei, schnell zu siegen oder schnell zu weichen: Schnelligkeit steht der Furcht, wie Langsamkeit dem Ausharren näher. Was bei andern deutschen Völkerschaften willkührlicher und seltener Gebrauch Einzelner ist, hat bei den Chatten Allgemeinheit, daß die Jünglinge Haare und Bart

*) Freilich sind die neuern Bataver zum Theil sassische, 804 von Karl dem Großen verpflanzte Kolonisten; aber auch die alten Bataver redeten die niedere Mundart, wie die Wörter Sapo, Quadriburgium, Fletio, Flevo, Nabalia, Marsati, bezeugen, in denen die niederdeutschen Wörter Sepe, Waterborg, Fleuten, 't Vlie, die Na-Wahl und Marsaten nicht zu verkennen sind.

wachsen lassen, und diesen der Tapferkeit geweiheten Hauptschmuck nicht eher ablegen als nach Erlegung eines Feindes. Ueber Blut und Beute enthüllen sie ihr Gesicht, und rühmen sich dann erst, den Preis der Geburt bezahlt zu haben und des Vaterlands und der Eltern würdig zu seyn. Träge und Unkriegerische bleiben verunziert. Die Tapfersten tragen überdieß noch einen eisernen Ring, sonst bei diesem Volke ein Schimpf, gleichsam zur Fessel, deren sie sich erst durch den Tod eines Feindes entledigen wollen. Sehr vielen Chatten gefällt dieser Schmuck, daß sie, obwohl längst den Feinden und den Ihrigen erprobt, ihn immer von Neuem anlegen und mit ihm ergrauen. Stets beginnen diese die Schlacht, stets bilden diese die erste schrecklich anzuschauende Reihe: denn auch im Frieden mildern ihre Blicke sich nicht. Keiner dieser Heldengesellschaft hat Haus noch Feld, noch irgend eine Sorge. Wo sie hinkommen, werden sie gespeist, Verächter des eigenen, Verschwender des fremden Guts, bis das kraftlose Alter ihnen so harte Tugend zu schwer macht."

(Die Mattiaker.) Ein Zweig der Chatten waren die Mattiaker (Wiesenbewohner) zwischen der Lahn und dem Main in einer Gegend, wo die Römer Festungen und sogar Bergwerke besaßen. Diese waren auf dem rechten Ufer des Rheins das einzige Volk unter römischem Gehorsam; alle übrigen Stämme hatten sich von dem decumatischen Gebiete rückwärts ins Innere gezogen. Früher, bei den Zügen des Germanicus und im batavischen Kriege, erscheinen auch die Mattiaker als Feinde der Römer; die Veranlassung ihrer spätern Verbindung mit ihnen ist unbekannt. Die Gesundbrunnen zu Wisbaden hießen von ihrem Namen bei den Römern Aquä Mattiacä.

(Die Usipeten oder Tenchter). Zunächst den Chatten hinunter am Rhein bis zur Lippe, (den heutigen Herzogthümern Nassau und Berg,) da wo einst die Sigambrer und nach deren Versetzung die Marser gewohnt hatten, saßen, seitdem die letztern vor der Schwere des von Germanicus geführten Angriffskrieges zu den Cheruskern entwichen, die Usipeten und Tenchter. Der letztern Reiterei war nicht minder als das Fußvolk der Chatten berühmt. Schon die Knaben spielten mit den Rossen, auf denen ihre Jünglinge sich tummelten und noch ihre Greise sich gefielen. Zu dem Hause, der Wirthschaft, und dem Erbgangsrecht wurden die Rosse geschlagen. Von den Söhnen erhielt sie nicht wie das übrige der älteste, sondern der tapferste und bravste im Kriege.

(Die Bruchter). Unterhalb den Tenchtern, im heutigen Münster, Ravensberg und Osnabrück, wohnten die Bruchter, von der Ems in die kleinen und großen getheilt, ein mächtiges, in den Römerkriegen mit den Cheruskern verbündetes Volk, welches zu des Tacitus Zeiten von den Nachbarn, die es gereizt hatte durch Uebermuth oder Reichthum, angefallen und so geschwächt ward, daß der Geschichtschreiber es für vertilgt hält, und zwei andere Völker von den Ufern der Weser, die Chamaver und die Angrivarier in seine Wohnsitze sich theilen läßt. Aber das Gerücht muß die Niederlage der Bruchter vergrößert haben,

weil ihr Name noch später als der eines vorhandenen Volkes genannt wird.

Hinter diesen saßen Dulgubinen, Chattuaren und andere minder wichtige Völker, die einst zu dem mächtigen Bunde der Cherusker gehört, und unter Herrmann gegen Varus, Segest und Germanicus gefochten hatten.

(Die Friesen). Vorn unterhalb der Vecht wohnten die Friesen, im Westen von der rechts liegenden Rheinmündung und deren Inseln, im Norden vom Ozean, im Osten von der Ems umgränzt. Sie besaßen also das heutige Westfriesland, Gröningen, Ober-Yssel und die Inseln, welche ihnen theils gegen Norden im Meer lagen, theils durch die Rheinmündung gebildet wurden: denn nicht immer hatte die Süder-See ihre jetzige Gestalt; mehrere Inseln trennten dieselbe in viele Seen, welche erst durch spätere Ueberschwemmungen in eine einzige zusammen geflossen sind. Untiefen und Sandbänke geben noch heut die Lage jener verschwemmten Inseln zu erkennen, die einst von den Friesen und mehrern andern kleinen Völkern bewohnt wurden. Vermuthlich waren die Friesen auch sonst Bewohner der Insel gewesen, die kurz vor Cäsars Zeiten der chattische Zweig der Bataver und Canninefaten in Besitz nahm, und die Batavische nannte. Von den Schicksalen der Friesen, ihrem Bunde mit den Römern, ihren Leiden, ihrem Abfall und ihrer unglücklichen Wanderung ist oben gehandelt worden. Der Name des Volks ist vermuthlich von der Beschaffenheit des Bodens hergenommen. Die ganze Küste liegt tief, oft tiefer als das Meer, und besteht aus Fließsand, auf welchem ein vier bis acht Schuh tiefer Moor liegt. Bei hoher See oder auch nur bei starkem Regen bleibt das Wasser auf dem Sande stehen, und hebt das Moor, welches dann zu schwimmen scheint und bei der geringsten Bewegung bebt. Solche Stellen heißen Bebeland oder Friesland; denn fresen heißt in der niedern Mundart beben.

(Die Kauchen). Wandte man sich nun an der Nordküste ostwärts, so stieß man auf die Kauchen oder Chaucen, ein den Friesen an Boden, Sitte und Sprache sehr nahe verwandtes Volk, das zwischen der Ems und Elbe in Ostfriesland, Oldenburg, Nieder-Münster und Bremen bis in das Lauenburgische wohnte. Im Süden reichten sie bis an die Chatten. Auch in ihrem Lande gab es häufiges Bebeland, wovon sie, wie die Friesen, ihren Namen erhielten: quack und quaggy heißt noch heut im Englischen Beben. Die Quaken-Brügge aber, durch welche in Ostfriesland die große deutsche Heerstraße in das ehemalige Land der Kauchen führt, bewahrt deren Andenken noch heut.

Die Kauchen wurden in die größern und kleinern getheilt, jene zwischen der Ems und der Weser, diese zwischen der Weser und Elbe. „Ihren großen Landstrich, sagt Tacitus, bewohnen die Kauchen nicht nur, sondern erfüllen ihn auch; sie, das edelste Volk unter den Deutschen, wollen nur durch Billigkeit ihre Größe erhalten. Ohne Habsucht und Eroberungsgier leben sie ruhig und abgesondert, üben weder Plünderung noch Räuberei, und reitzen Niemand zum Kriege. Ihrer Tugend und Kraft bester Beweis ist der, daß sie mit Ueberlegenheit entscheiden, ohne durch Gewalt und

Unrecht zur Macht gelangt zu seyn. Doch haben alle die Waffen zur Hand, und schnell, wenn es Noth ist, stehet das Heer da; viel Volk und Rosse, auch im Frieden der nehmliche Ruhm." Bei diesem Volk blühete noch der alte Heerbann, die ursprüngliche Volkswehr, unverkümmert durch die Gefolgschaften, welche bei andern die Freiheit zu tödten begannen.

Es waren aber die Kauchen schon bei den Unternehmungen des Drusus Freunde der Römer. Tiberius zog durch ihr Land, und sein schmeichelnder Geschichtschreiber Vellejus erzählt, wie das Volk ihm mit Darbringung der Waffen gehuldigt. Dem Germanicus standen sie bei gegen die Cherusker, empfingen an ihrer Küste sein Schiff, worin er dem Sturme entronnen, und halfen ihm die zerstreuten Trümmer der Flotte versammeln. Erst als zur Zeit des Claudius, Corbulo in ihrem Lande den Gannascus hatte umbringen lassen und in dasselbe eingefallen war, um durch Festungen das Selbstgefühl des Volks zu bändigen, wurden sie nach seinem, auf Befehl des Kaisers erfolgtem Abzuge, Feinde des Reichs.

(Die Saxen). Hinter den Kauchen werden die Wohnsitze der Saxen, am Fußgestell der cimbrischen Halbinsel zwischen der Elbmündung bis an die Ostsee und Trave, also grade im heutigen Holstein, von dem sechzig Jahre später als Tacitus schreibenden Ptolemäus gesetzt. Wahrscheinlich nahmen sie schon an den Seezügen Theil, mit welchen zur Zeit des Claudius die Kauchen unter Gannascus die gallischen Küsten heimsuchten: aber Tacitus, wie die andern Erdbeschreiber, nennt ihren Namen noch nicht, sondern erzählt da, wo man die Saxen erwartet, von den Cimbern, wie folgt:

(Die Cimbern). „In der Krümmung Germaniens zunächst am Ozean wohnen die Cimbern, jetzt ein kleines aber an Ruhm gewaltiges Volk. Der alten Herrlichkeit Denkmäler erstrecken sich noch weit; an beiden Ufern Feldläger und abgestochene Plätze, an deren Umfange die Macht des Volks und die Glaubwürdigkeit seiner Heere abgemessen werden kann. Rom stand sechs hundert und vierzig Jahre, als zuerst unter den Consuln Cäcilius Metellus und Papirius Carbo der Cimbern Waffen gehört wurden. Von da bis auf das zweite Consulat des Kaisers Trajan sind ohngefähr hundert und zehn Jahr. So lange wird Deutschland besiegt. Im Verlauf so vieler Zeit war des wechselseitigen Verlustes viel. Nicht der Samnit, nicht der Punier, nicht Hispanien und Gallien, nicht einmal die Parther haben so oft uns beunruhigt: denn stärker als das Reich des Arsaces ist die Freiheit der Deutschen. Was anders als des Crassus Niederlage kann uns das unter dem Ventidius gedemüthigte Morgenland vorwerfen? Die Deutschen hingegen entrissen, indem sie Carbo und Cassius, Scaurus Aurelius und Servilius Cäpio, endlich auch Manlius schlugen oder fingen, dem römischen Volke nach einander fünf konsularische Heere; dem Augustus aber den Varus und drei Legionen. Nicht ohne Verlust hat sie Cajus Marius in Italien, der große Julius in Gallien, Drusus und Tiberius und Germanicus in ihrer Heimath geschlagen: bald darauf sind des Caligula gewaltige Drohungen verspottet worden. Dann war Ruhe, bis sie bei

Gelegenheit unserer Zwietracht und Bürgerkriege die Winterläger unserer Legionen erstürmten und Gallien bedrohten. Sie wurden zurückgetrieben, aber in den nächst folgenden Zeiten gab es über sie mehr des Triumphs als des Siegs." Diese Cimbern waren allem Anschein nach die nachmaligen Saxen, die zur Zeit des Tacitus die kurzen Schwerdter, (Saxen) noch nicht angenommen hatten, von den sie späterhin genannt wurden.

(Die Cherusker). Den Kauchen und Chatten zur Seite, von den letztern durch das Gebürge Bacenis oder den westlichen Theil des Thüringer Waldes geschieden und im Osten von der Sale begrenzt, wohnten im Harz und auf beiden Seiten desselben die Cherusker oder Härzer, durch Herrmanns Sieg über Varus und ihren Vertheidigungskampf gegen Germanicus das berühmteste aller deutschen Völker. Zur Zeit ihres Flors standen sie an der Spitze des norddeutschen Bundes, und nicht blos die kleinern Völker zwischen der Weser und dem Rhein auf der Südseite der Lippe, die Chattuarier, Tubanten, Dulgubinen, Ansibarier, Marser ꝛc., deren Länder daher oft selbst Land der Cherusker genannt werden, folgten ihren Fahnen, sondern gegen Marbod verbanden sich sogar mit ihnen die mächtigen Longobarden und Semnonen von dem Stamme der Sweven. Aber nach dem Tode des Helden zerfiel, wie wir in der Geschichte gesehen haben, durch innerliche Streitigkeiten ihre Macht und der norddeutsche Bund. Ueber die Cherusker erhoben sich die Longobarden, später die Chatten. „Ungestört, schreibt Tacitus, haben die Cherusker einen zu langen und erschlaffenden Frieden genossen. Solches aber war mehr angenehm als sicher, weil man zwischen Herrschsüchtigen und Starken fälschlich der Ruhe genießt. Wo Gewalt gilt, da sind Mäßigung und Redlichkeit Namen des Stärkern. Darum heißen nun dieselben Cherusker, die erst als gutherzig und nachgiebig gepriesen wurden, Muthlose und Thoren, den siegreichen Chatten aber ist Glück zur Weisheit geworden."

Der Cherusker Untergang traf auch die Fosen, ein nachbarliches Volk, dessen Namen der Fluß Fuse im heutigen Braunschweigschen erhält. Die Chamaver an der Südseite des Harzes und die Angrivarier oder Aengern an der Aller, läßt Tacitus zu seiner Zeit aus ihren Wohnsitzen von der Weser in das Land der Bruchter am Rhein und an der Lippe heranziehen; aber sechzig Jahre nachher erscheinen die Angrivarier bei Ptolemäus noch in ihrem vorigen Lande, und auch die Chamaver mögen erst später dem Niederrhein sich genähert haben. Der Ansibarier oder Emsländer erwähnt Tacitus bei Aufzählung der norddeutschen Völkerschaften nicht mehr, weil dieselben unter dem Bojokal zerstreut worden waren.

Eben so wenig gedenkt er der Marser, die in den Geschichten der römischen Kriege öfters genannt worden. Diese, ein vorwärts gedrungener Stamm der Cherusker, der vor des Germanicus Uebermacht wieder rückwärts gezogen und unter dem Hauptvolk verschwunden ist, mögen hier ihres Namens wegen eine besondere Stelle finden. Das Wort Mark, welches im Allemanischen, Skandischen und Ulfilischen eine Grenze bedeutet, heißt auch ein sumpfiger und niedriger Ort (Angelsächsisch Mersu), der daher nach härterer Aussprache noch heute

Marschland genannt wird. Von der letztern Bedeutung haben sehr viele deutsche und europäische Gegenden den Namen Mark, ohne daß dabei an eine Grenze gedacht werden darf, wie Uckermark, Alt- und Neumark, Steiermark, Dännemark, Trevisaner-Mark, Ankoner-Mark ꝛc. Daher sind auch die Völker, die solche morastige Gegenden bewohnten, besonders aber die Bewohner des Strichs zwischen der Elbe und Eider, im Mittelalter Markmannen genannt worden, und sind diese Markmannen oder Marchbewohner, besonders die sogenannten Ditmarsen, (Tetmarscii), die nebst den Holsteinern und Stormarn Nordalbingien inne hatten, und auch Nordmannen hießen, nicht mit den swevischen Markmannen in Süddeutschland zu verwechseln *).

Vier und dreißigstes Kapitel.

Der oberdeutsche oder swevische Völkerstamm.

Alle bisher genannten Völkerschaften waren Zweige des niedern Stamms, der nachmals der sassische genannt worden ist, und sich, so weit die Geschichte hinauf reicht, von dem höhern oder schwäbischen stets in Mundart und Sitte unterschieden hat. Aber der Name Sassen ist erst später gehört worden; dagegen ist der Name wie der Ruhm der Sweven weit älteren Ursprungs: Sweven hießen zuerst alle Wanderungsvölker, die aus dem innern Deutschland gegen und über den obern Rheinstrom hervorbrachen. Dies geschah auf einer Linie, welche die Römer von der südwestlichen Ecke zwischen der Donauquelle und der Rheinbiegung ins Unbestimmte gegen Nordosten hinauszogen, so daß mit Ausschluß des Weser- und Niederelbgebiets das ganze innere Deutschland, im Süden der Donau bis an die Karpathen, über die Weichsel und das baltische Meer hinaus den Sweven eingeräumt ward.

Der Name Swev, welcher gewöhnlich von Schweifen oder Schweben, richtiger von dem Worte See abgeleitet wird, welches in mehrern alten Mundarten noch einen Lippenlaut am Ende und hinter den Anfangsbuchstaben hat, bedeutet Küstenvölker, und ist der Gesammtname für die Völker des innern Wanderungslandes, die alle von den nordöstlichen Küsten herab in südwestlicher Richtung dem Rhein und der Donau zugezogen waren. Zur Zeit, als die Bewohner des Rheins in festen Wohnsitzen angesiedelt längst schon Ackerbau trieben, und auch die niederdeutschen Völkerschaften bereits unter bestimmten Verfassungen und bürgerlichen Einrichtungen lebten, genossen die swevischen Völker noch der ursprünglichen Freiheit. Zum

*) Helmold in Chronico Slavorum c. 63.

Zeichen derselben und zum Unterschied von den minder frei geachteten Deutschen wanden sie sich, wie ihre Freien zum Unterschied von den Knechten, die blonden Haare rückwärts auf den Scheitel, wo sie dieselben in einen Knoten fesselten. Bei andern Völkern geschah dies auch, aber selten und blos von der Jugend, entweder aus Verwandschaft oder aus Nachahmung; bei den Sweven aber war der Gebrauch allgemein, und wurde von den Vornehmen mit Zierlichkeit gepflegt. „Doch ist diese Sorgfalt für den Putz unschuldig: denn nicht üben sie dieselbe um zu lieben oder geliebt zu werden, sondern um ihre Gestalt zu erhöhen und in der Schlacht den Augen der Feinde schrecklicher zu erscheinen." Ein uraltes Gesetz scheint bei den Sweven gegolten zu haben, nicht an Grund und Boden zu haften und die Kraft der Natur durch keine friedlichen Gewerbe zu schwächen. So erscheinen die Sweven in der bereits oben mitgetheilten Schilderung Cäsars, die keineswegs den Chatten allein gilt. Zwischen ihr und dem Werke des Tacitus liegen anderthalb hundert Jahr, und noch erscheinen in demselben unverändert die Grundzüge der swevischen Verfassung, aber ausgeführt, und von einer Aufzählung der verschiedenen Völkerschaften begleitet.

(Die Semnonen). Der Mittelpunkt der swevischen Macht lag damals noch an der Elbe in Gegenden, die heut von Niederdeutschen bewohnt sind. Für die ältesten und edelsten aller Sweven galten die Semnonen, auf dem linken Ufer der Elbe im heutigen Brandenburg, wo Ptolemäus ihren Wohnsitz zwischen der Elbe und dem Fluß Swevus, der heutigen Spree, bestimmt. „Der Glaube an ihr Alterthum, heißt es, wird durch die Religion bestätigt. Zur festgesetzten Zeit kommen alle Völker derselben Verwandschaft vermittelst ihrer Gesandten in einem durch die Sehergabe der Väter und verjährte Ehrfurcht geheiligten Haine zusammen, und feiern durch öffentliche Opferung eines Menschen den schrecklichen Anfang ihres grausamen Götterdienstes. Noch eine andere Ehrfurcht wird dem Hain bezeugt: keiner geht anders als gebunden hinein, um sein eigenes Nichts und der Götter Allmacht anzudeuten. Fällt er von ohngefähr, so darf er weder aufgehoben werden noch aufstehen, sondern wird auf dem Boden hinausgewälzt. Die ganze Verehrung gilt dahin, als sey hier des Volks Ursprung, hier Gott der Allherrscher, dem alles sich demüthigt und gehorsamt. Der Semnonen Macht vermehrt ihr Ansehen, sie wohnen in hundert Gauen, und darum geschieht es, daß sie für das Haupt der Sweven geachtet werden."

Es ist eine vielfältig von Dichtern und Rednern benutzte Annahme, nicht aber eine unter dem Volk lebendige Sage, daß das Heer, welches dreihundert und neunzig Jahr vor Christo von Brennus geführt die Römer bei Allia schlug, deren aufkeimende Macht beinahe zertrat und ihre Stadt den Flammen übergab, aus Auswanderern von dem Volk der Semnonen an der Elbe bestanden habe: „denn diese Eroberer Roms, heißt es beim Livius, waren von denen, die zweihundert Jahre vorher unter Belloves über die Alpen gestiegen waren, verschieden; sie kamen vom Meer und von den entlegensten Küsten, und hießen Sennonen." Daher nun in neuerer unvolksmäßiger Dicht- und

Redekunst der Name und der Ruhm eines Volkes der Brennen, der angeblichen Väter des Volkes der Brandenburger, das im alten Lande der Semnonen jetzt wohnt. Aber diese Beziehungen, gegen deren fortwährenden Gebrauch hiermit nichts eingewendet werden soll, sind blos auf eine Uebereinkunft, und auf keine geschichtliche Thatsache begründet. Die Semnonen, die bei Allia siegten und Rom verbrannten, waren Gallier, keine Deutsche; sie wohnten an der Seine in der Gegend, wo heut Paris liegt, nicht weit von der Küste des Kanals, und hatten ihre Herrschaft vielleicht gar bis an die Küste selbst ausgebreitet. Die Unähnlichkeit der Semnonen mit den früher in Italien eingewanderten gallischen Schwärmen rührte wohl daher, daß die letztern während ihres Aufenthalts in Italien bereits mildere Sitten angenommen hatten, als die eben erst über die Alpen gezogenen Horden zeigten. Brennus selbst, wie Plutarch, nicht Livius, den gallischen Heerführer nennt, ist kein Personen- sondern ein Amtsname, der einen Feldherrn oder König bedeutet, und auch bei dem spätern Zuge der Gallier nach Griechenland vorkömmt. Er ist nicht deutschen, sondern gallischen Ursprungs, wie denn bei den heutigen Wallisern Brenin noch jetzt einen König bezeichnet.

(Die Longobarden). Gegenüber den Semnonen am linken Elbufer, im heutigen Magdeburgschen, Lüneburgschen und in der Altmark, wo noch der Bardengau ihr Andenken erhält, wohnten die Longobarden, die kriegerischsten aller Sweven. Ihren Namen leitet man wohl am einfachsten wie den der Saxen, von ihren Waffen, den Streit- oder Hellebarten her. Paulus Diakonus aber, der älteste Geschichtschreiber des Volks, erklärt ihn von den langen Bärten, welche die Longobarden getragen, und diese Erklärung ist lange beliebt gewesen. Dieses tapfere Volk, welches gegen Tiberius, nachmals mit den Cheruskern gegen Marbod gestritten, darauf den vertriebenen Cheruskerfürsten Italus wieder in die Herrschaft eingesetzt hatte, scheint auf den Trümmern der cheruskischen Macht seine Größe erbaut zu haben: denn im zweiten Jahrhundert reichte es bis an den Rhein. Aber diese große Ausbreitung kannte Tacitus noch nicht, vielmehr bemerkt er, wie der Ruhm dieses Volks darin bestehe, trotz seiner geringen Anzahl so mächtig zu seyn. „Von vielen und gewaltigen Völkern umringt, haben sich die Longobarden nicht durch Nachgeben, sondern durch Schlachten und beherztes Wagen gesichert."

(Verschiedene swevische Völker). Hinter den Longobarden im heutigen Lauenburg, Mecklenburg und Pommern, in strom- und waldreichen Gegenden, wohnten mehrere Sweven: die Angeln, die Reudinger, die Avionen, die Wariner, die Eudoser, die Swardonen und die Nuithonen, alles wenig bekannte Völker. „Nichts ist merkwürdig unter ihnen, erzählt Tacitus, als daß sie gemeinschaftlich die Hertha, das ist, die Mutter Erde verehren, und glauben, sie kümmre sich um der Menschen Angelegenheiten und besuche die Völker. Auf einer Insel im Meer ist ein heiliger Hain, und in ihm ein geweiheter mit einem Gewande bedeckter Wagen. Nur der Priester darf ihn berühren. Dieser vernimmt es, wenn die Göttin ins Heiligthum tritt, und begleitet mit tiefer Ehrfurcht ihren von ungebrauchten Kühen

gezogenen Wagen. Dann sind festlich die Tage und alle Gegenden fröhlich, die sie ihres Besuches und ihrer Gegenwart würdigt; dann geht man in keinen Krieg und nimmt keine Waffen; alles Gewehr ist verschlossen, nur Ruhe und Friede gekannt und geliebt, bis die Göttin, des Umganges mit den Sterblichen müde, in ihren Tempel zurückkehrt. Hierauf wird der Wagen, das Gewand, und wenn man es glauben darf, die Göttin selbst in einem abgelegenen See gebadet. Sklaven bedienen sie, und werden alsbald vom See verschlungen. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das seyn möge, was nur solche erblicken, die dem Tode geweiht sind." — Noch lebt auf Rügen, denn dies ist die Insel im Meer, die Sage vom Herthadienst, und zwischen den Vorgebürgen dieses Eilands, dessen Gestade bald mit Haide, Sand und Feuersteinen, gleich Todtenschädeln bedeckt, bald durch romantisch gestaltete waldige Kreidefelsen, bald durch grünende Hügel und lachende Fluren zu einem Heiligthum der Natur ausgezeichnet sind, findet sich ein Ort, der Beschreibung des Tacitus ähnlich. In den letzten Höhen, kurz ehe die Aussicht des Meers sich eröffnet, ruht tief im Buchwald ein großer regelmäßig gerundeter Landsee. Hier hört man keinen Laut als des Raubvogels Geschrei, oder das Läuten von Halsbändern der einzeln herumlaufenden Rinder. Ueberall giebt das Echo im Wald die herüber gerufenen Worte zurück. Die majestätischen Buchen spiegeln sich in dem schwarzen Wasser des unbeweglichen Sees, der nur durch Kunst so tief gegraben scheint und von Fischen bewohnt ist, deren Störung nach der Volkssage noch jetzt ein Zauber verbietet. Ein doppelter Umkreis von Erdwällen, mit Gras Gesträuch und Bäumen bewachsen, eröffnet nur Eine Ausfahrt aus dem See wie für den Wagen der Göttin, wo diejenigen versanken, welche den Lichtglanz der Badenden sahen. Aber der Tempel ist längst zerfallen und mit Bäumen bewachsen, die Altäre und Opfersteine sind umgestürzt, und auch der Wald durch Beil und Feuer geschändet: nur die Felsen der Stubbenkammer und die Pfeiler des Königsstuhls dauern.

Von der Aufzählung dieser im Nordosten an und hinter der Elbe wohnenden swevischen Völker kehrt Tacitus an die Quelle der Donau zurück, um längst diesem Flusse hinunter die übrigen Sweven eben so zu begleiten, wie er vorher längst dem Rhein die niederdeutschen Völker beschrieben hatte.

(Die Hermunduren). Jener Bezirk zwischen dem Rhein und der Donau, wo die ersten Sweven gegen die Helvezier, dann gegen die Römer hervorgetreten waren, lag, nachdem Marbod die Markmannen und ihre Bundesgenossen in die böhmischen Wälder geführt hatte, als unbewohntes Wanderungsland wüste, etwa nur von kühnen Abentheurern, Hirten und Jägern durchstreift. Aus dieser Grenzwüste der Sweven waren damals decumatische Felder geworden. Die nächsten Nachbarn dieses römischen Gebiets waren die Hermunduren, welche von den nördlichen Donaugegenden bis an die Sale die Mitte Deutschlands, vorzüglich Franken und Thüringen, bewohnten. Dieses mächtige Volk hatte einst zum Reiche Marbods gehört, nach dessen Auflösung die

Fürsten der Hermunduren, die unter dem Namen Vibilius (d. i. Waibel) vorkommen, großen Einfluß auf die quadischen Angelegenheiten zeigen. Wie sie mit den Chatten um die Salzquellen der Sale gestritten, ist oben erzählt worden. In dem langen Frieden, der an den Donauufern herrschte, wurden sie mit den Römern befreundet, wie die Grenzwachen feindlicher Läger es werden. Der gegenseitige Verkehr beschränkte sich zuletzt nicht mehr auf das Ufer des Flusses, sondern die Hermunduren kamen in großer Anzahl und ohne von römischen Soldaten begleitet zu werden sogar in die Hauptstadt der Provinz Rhäzien, in die blühende Augusta. „Wenn wir den übrigen Völkern blos Waffen und Kriegsläger zeigen, so öffnen wir diesen auch ohne ihr Begehr unsre Häuser." Was die Römer um diese Zeit von Deutschlands Erzeugnissen erhalten und zum Theil sehr geschätzt haben, Gänsefedern, Thierfelle, blonde Menschenhaare, das kam vorzüglich aus diesen Gegenden. Irrig vermuthet Tacitus unter diesen Hermunduren die Quellen der Elbe, jenes Flusses, der einst den Römern so bekannt, damals nur noch von der Sage genannt war; aber wohl ist es möglich, daß vormals Hermunduren weiter im Osten und wirklich bis an die Quellen der Elbe gewohnt hatten.

(Die Narisker, Markmannen und Quaden). Neben den Hermunduren östlich die Donau hinunter, in der heutigen Oberpfalz, wohnten die Narisker, dann die Markmannen und Quaden in Oberösterreich, Mähren, Böhmen und Ungarn. Die Geschichten beider Völker sind oben weitläuftig erzählt. „Beide, erzählt Tacitus, hatten noch zu unsrer Zeit Könige aus ihrem Volk, das edle Geschlecht Marbods und Tuders; nun nehmen sie auch Ausländer. Aber Macht und Gewalt erhalten die Könige durch unser Ansehn; selten werden sie mit unsern Waffen, öfterer mit unserm Gelde unterstützt."

(Die Marsigner ꝛc.). Diese Völker deckten die Stirn Deutschlands gegen die Donau; in ihrem Rücken saßen vier andere Völkerschaften längst der Gebürge, die sich durch Böhmen und Mähren erstrecken: die Marsigner, die Gothiner, die Oser, und die Burier; (in dem Namen der letztern sind vielleicht schon die Burgunder verborgen: denn Gund heißt Mann). „Die Marsigner und Burier sind der Sprache und Kleidung nach Sweven; aber die Gothiner bezeugt die gallische, die Oser die pannonische Sprache als Undeutsche, auch ihr Tribut. Den einen Theil desselben legen ihnen als Fremdlingen die Sarmaten, den andern die Quaden auf. Die Gothiner, zu desto größerer Schande, graben Eisen." Es waren also die Gothiner und Oser entweder Ueberreste der celtischen Völker, die in vorgeschichtlicher Zeit diese Gegenden durchzogen hatten, oder schon slavische Stämme.

(Die Lygier). Alle diese Völker bewohnten wenig ebenen Boden, meist Wald und Gebürge. Hinter dem hohen Bergrücken, der von den Karpathen ausläuft, und durch die österreichischen, mährischen, schlesischen und sächsischen Gebürge fortgesetzt nach römischen Vorstellungen Swevien durchschnitt, wohnten noch viele andere Völker, welche Tacitus auf den Grund seiner Nachrichten ebenfalls für swevische hält, und unter ihnen die Lygier als das

bedeutendste nennt; sie saßen vom Ursprung der Weichsel bis auf die Mitte ihres Laufs, und wurden auf der Westseite vom Riesengebürge, auf der Nordseite von den Burgundern begrenzt, ein Raum, der das heutige Schlesien und einige Woiwodschaften Polens in sich begreift. Einige Zweige der Lygier gehorchten einst dem Marbod; vom Reiche des Vannius, den sie stürzen halfen, waren sie durch die Südspitze des Gebürges getrennt, dessen, ihren Rücken gegen Böhmen deckende, Höhen Ptolemäus Askiburgium (Asgebürge) nennt: dies ist das Riesengebürge, in welchem nachmals die Quelle der Elbe den Römern bekannt ward. Lygidunum, Stragona, Budorigum oder Budorgis, Hegetmatia, und Kalisia sind Ortsnamen im Ptolemäus, die in das Land der Lygier treffen: Budorgis wird auf Ratibor gedeutet, Lygidunum, Stragona und Kalisia bedürfen kaum der Hinweisung auf heutige gleichbenannte Oerter. In der Sprache der lateinischen Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gilt Budorgis für Breslau, Hegetmatia für Liegnitz.

Viele Umstände machen es wahrscheinlich, daß diese Lygier, von deren Stämmen Tacitus die Arier, Helvekonen, Manimer, Elisier, und Naharvaler nennt, nicht deutsche Sweven, sondern slavische oder wendische Serben, also Glieder des großen Völkerstamms waren, der bereits damals im Osten und vielleicht auch im Süden Deutschlands Gränzen umfaßt hielt. Der Name Lugier oder Lygier (von Luga der Sumpf) ist slavisch, wie die Namen der übrigen Stämme. Bei den Naharvalern befand sich ein heiliger Hain, den ein Priester in weiblicher Kleidung bediente. Es wurde darin eine Zwillingsgottheit, wie von den Griechen Castor und Pollux, in Gestalt eines jugendlichen Brüderpaars verehrt; der Name war Alcis. Dieser Name, der aus der deutschen Sprache nicht erklärt werden kann, findet in der slavischen seine Deutung: in ihr heißen Holczy die Knaben. Das Riesengebürge wird von Dio das Vandalische oder Wendische genannt, die ältesten Namen der Flüsse Oder und Weichsel (Viadrus und Vistula) sind slavischen Ursprungs. Ohngeachtet dieser Abstammung können jedoch die Lygier in gewisser Hinsicht ein swevisches Volk, d. h. Bundesgenossen der Sweven gewesen seyn, wie später viele slavische Völker im Verein mit den Deutschen gefochten haben *).

Die mächtigsten unter den lygischen Völkerschaften waren die Arier, furchtbare Männer, welche die angebohrne Wildheit noch durch Kunst und Zeit zu vermehren suchten. Sie hatten schwarze Schilder, bemahlte Körper, wählten düstre Nächte zum Treffen, und erregten durch das Grausenhafte und den Schatten eines nächtlichen Heeres solches Entsetzen, daß kein Feind den ungesehenen und gleichsam höllischen Anblick ertrug: „denn in den Schlachten werden zuerst die Augen besiegt.“

(Die Gothen). Nördlich hinter den Lygiern, also im heutigen Großpolen, wohnten die Gothen, für die folgenden Jahrhunderte zu so großem Ruhme bestimmt. Tacitus nennt in der Geschichte ihren Nahmen unter den Völkern des markmannischen Reichs, (Gottwald,

*) S. die Antonsche Abhandlung von den Sitzen der Slaven zur Zeit der Germanen.

der den Marbod vertrieb, war ein gothischer Jüngling,) aber in der Beschreibung Deutschlands begnügt er sich mit der Aeußerung: „sie sind schon gezähmter als andere deutsche Völker, aber noch nicht ohne Freiheit." Drei hundert und zwanzig Jahre vor der christlichen Rechnung hatte der Massilische Reisende Pytheas an der Bernsteinküste schon Guttonen oder Gothen gefunden, und ist von ihnen die Ostsee selber der Gothische Busen (Sinus Codanus) genannt worden. Aber zur Zeit des Plinius und Tacitus reichen sie nicht mehr bis an die Küste: sie haben dem allgemeinen Drange oder Drucke der Völker gegen Südwesten schon nachgegeben, und sind weiter hinauf an der Weichsel gezogen.

Hinter den Gothen übergeht Tacitus die Wandalen wie die ihm nicht bekannten gothischen Stämme der Heruler und Gepiden, und nennt an der Ostseeküste die Lemoven und Rugier im heutigen Westpreußen und Pommern. Die letztern gehörten wahrscheinlich zu den fünf Völkerschaften, deren gemeinschaftlichen Gottesdienst auf der Insel im Ozean er beschreibt, wiewohl er sie bei dieser Gelegenheit nicht nennt. Das Merkmal der letzt genannten Völker waren runde Schilder, kurze Schwerdter und königliche Regierungsform.

(Die Sweonen). Aber Swevien ward durch das baltische Meer nicht geendigt; auch das Land, welches schon Plinius und Ptolemäus Skandia nennen, war von Deutschen und zwar von den Sweonen bewohnt, deren Name mit Swev gleichbedeutend gewesen seyn mag, obwohl Sprache und Sitte eine nähere Verwandschaft mit dem niederdeutschen Stamme anzudeuten scheinen. Es ist aber wahrscheinlich, daß diese skandinavischen Stämme schon damals wie heut mehr Vettern als Brüder der Deutschen gewesen: ihre Sprachen unterscheiden sich von der deutschen nicht nur durch eine große Menge von Wörtern, die man in allen deutschen Mundarten vergebens sucht, sie haben auch Arten der Wortbildung und Wortfügung, die den ganzen Bau der Sprache bestimmen, allen deutschen Mundarten aber fremd sind *). Einige ihrer Stämme hießen Sitonen, im Mittelalter Swethan; Sweonen und Sitonen sind die heutigen Schweden. Tacitus, dem über diese Gegenden und deren Bewohner ausführliche Nachrichten, vermuthlich von Bernsteinschiffern, zugekommen waren, kennt noch keine Gothen in Schweden. „Außer durch Männer und Waffen sind die Sweonen mächtig durch Flotten. Die Gestalt der Schiffe ist darin verschieden, daß beide Schnäbel Vordertheil und überall zum Anlanden geschickt, daß die Schiffe durch keine Seegel bedient und an den Seiten mit keinen Ruderbänken besetzt sind; das Ruderwerk ist lose, und

*) Keine deutsche Mundart kennt die skandinavische Bildung des bestimmten Artikels aus dem unbestimmten durch Zurückwerfen des letztern hinter das Substantiv, z. B. im Schwedischen Mannen der Mann, aus en Mann; Fruen die Frau, aus en Fru; Huset das Haus, aus et Hus. Eben so wenig findet sich in irgend einer deutschen Mundart eine Spur von der skandinavischen Bildung der leidenden Form der Zeitwörter aus der thätigen durch ein bloßes s, wie z. B. im Schwedischen Aelskas, geliebt werden, von Aelska, lieben.

wie in einigen Flüssen nach Erforderniß der Umstände hieher und dorthin zu wenden.

Auch Reichthum hat bei ihnen Ansehen, daher herrscht Einer allein ohne Einschränkung, und der Gehorsam ist nicht mehr freiwillig. Nicht Jeder hat Waffen, wie bei den anderen Deutschen, sondern der Herrscher hält sie unter dem Verschluß eines Wächters, und zwar eines Sklaven: denn plötzliche Anfälle der Feinde hält der Ozean ab, und müßige Hände Bewaffneter thun leicht Uebel. Darum scheint es den Königen nützlich, weder einem Edlen noch einem Freien, nicht einmal einem Freigelaßnen die Hut der Waffen anzuvertrauen.

Ueber die Sweonen hinaus ist ein anderes stilles und beinahe unbewegliches Meer, von welchem man glaubt, es umgürte und schließe den Erdkreis, weil der letzte Glanz der untergehenden Sonne bis zum Aufgange so hell dauert, daß er die Sterne verdunkelt. Der Wahn fügt überdieß hinzu, man höre das Rauschen, sehe die Gestalten der Rosse und des Antlitzes Strahlen. Nur bis hieher, und diese Sage ist wahr, reicht die Natur."

(Die Aestyer). An der rechten Küste des baltischen Meers, welche Tacitus bei dieser Gelegenheit das swevische nennt, im heutigen Preußen, Kurland, Liefland und Esthland wohnten die Aestyer, von denen schon Pytheas unter dem Namen Ostiäer Erwähnung gethan zu haben scheint. Von den Aestyern und dem Bernstein, dem Eigenthum ihrer Küste, erzählt Tacitus also:

„Ihre Sitten und Gebräuche sind die der Sweven, ihre Sprache der Britannischen näher, (also celtischen Ursprungs). Sie verehren die Mutter der Götter, (das heißt die Hertha, mit römischem Namen genannt,) und tragen als Zeichen der Verehrung Bilder von Ebern. Diese gelten statt Waffen, dienen allen zum Schutz, und sichern die Verehrer der Götter auch unter Feinden. (Wahrscheinlich waren diese Bilder Wappen und Zeichen der Stämme). Seltener ist der Gebrauch des Eisens, häufig die Keule. Roggen und andere Früchte bauen sie fleißiger als nach gewöhnlicher Trägheit der Deutschen. Sie durchsuchen aber auch das Meer, und sie allein sammeln auf Sandbänken und am Ufer den Bernstein, welchen sie Glas nennen. Doch ist von ihnen als von Barbaren weder untersucht noch erforscht worden, welche Natur und Ursache ihn hervorbringe. Lang lag er unter andern Meeresauswürfen, bis unsere Schwelgerei ihm Ansehen gab. Sie gebrauchen ihn nicht; roh wird er gesammelt, unbearbeitet verkauft, verwundert empfangen sie den hohen Preis. Als ein Baumsaft wird er daraus erkannt, daß sehr häufig Erd- und Wasserinsekten durchleuchten, die in die Flüssigkeit verwickelt bald bei erhärtender Materie eingeschlossen wurden. Darum vermuthe ich, auch auf den Inseln und Ländern des Abendlands sind wie in den entfernten Gegenden des Orients, wo Weihrauch und Balsam ausgeschwitzt wird, fruchtbare Haine und Wälder, welche durch die Strahlen der nahen Sonne ausgedrückt und zerfließend ins benachbarte Meer rinnen, und durch Gewalt des Sturms ans entgegen gesetzte Ufer gespült werden. Wenn man die Natur des Bernsteins am Feuer erprobt, so brennt er wie Kien, und

nährt eine fette und dampfende Flamme; drauf wird er zäh, wie Pech und Harz."

Im hohen Alterthum, wo diese Küsten noch unbeschifft und ihr merkwürdiges Erzeugniß doch schon bekannt war, kam der Bernstein wahrscheinlich auf dem Landwege nach Asien, und der fabelhafte Eridanus, an dessen Ufern aus Trauerpappeln Bernstein tropft, erinnert dann an die Düna. Späterhin wurde, wie des Pytheas Reise und noch mehr des Tacitus ausführliche Nachrichten über diese Gegenden zeigen, von Handelsleuten der Seeweg gewählt, ein Produkt unmittelbar zu erhalten, welches durch den Zwischenhandel so vieler Völker, durch deren Hände es ging, gewaltig vertheuert wurde. Unter dem Nero schickte ein gewisser Julianus einen römischen Ritter an diese Küste, um zum Behuf eines großen Schauspiels Bernstein zu holen. Man vermuthet, daß diese Reise zu Lande gemacht worden, und die Hauptquelle der Nachrichten über die Völker des heutigen Schlesiens und Polens ist, die in den alten Geschicht- und Erdbeschreibern sich erhalten haben.

(Die Sitonen, Fennen und Wenden). An die Sweonen läßt Tacitus die Sitonen sich anschließen, „jenen gleich, und blos darin verschieden, daß sie von Weibern beherrscht werden: so weit sind sie nicht nur von der Freiheit sondern auch von der Knechtschaft ausgeartet. Dies ist Sweviens Ende: denn ob ich die Peuciner, Wenden und Fennen zu den Deutschen oder den Sarmaten rechnen soll, weiß ich nicht, obgleich die erstern, die von einigen auch Bastarner genannt werden, an Sprache, Lebensart, Wohnplätzen und Häusern den Deutschen gleichen. Alle sind schmutzig und faul; ihre Vornehmen haben sich durch Heirathen mit Sarmaten vermischt und mit deren Sitten befleckt. Die Wenden haben viele von ihren Gewohnheiten angenommen; denn alle zwischen den Peucinern und Fennen gelegenen Gebürge durchstreifen sie als Räuber. Diese werden jedoch eher unter die Deutschen gerechnet, weil sie Häuser bauen, Schilde führen und sich der Geschwindigkeit des Fußvolks bedienen, welches Alles von den Sarmaten abweicht, die auf Wagen und Rossen ihr Leben verbringen. Groß ist die Rohheit der Fennen, scheuslich ihre Armuth; nicht Waffen, noch Rosse, noch Wohnungen; Kräuter sind ihre Speise, Felle ihre Kleidung, der Boden ihr Lager; ihr ganzes Daseyn beruht auf Pfeilen, die sie in Ermangelung des Eisens mit Knochen zuspitzen. Die nehmliche Jagd ernährt Männer und Weiber, denn letztere laufen mit und suchen an der Beute ihren Theil. Auch die Kinder haben vor Regen und Thieren keine andere Zuflucht, als daß sie sich mit verflochtenen Baumästen decken. Hier kehren die Jünglinge ein, hier suchen auch die Greise einen Schutzort. Das halten sie für glücklicher als sich mit dem Acker zu plagen, mühsam Häuser zu bauen, und eigne und fremde Güter in Furcht und Hoffnung genießen. Unbekümmert um die Menschen, unbekümmert um die Götter haben sie das Schwerste erreicht, nicht einmal wünschen zu dürfen. Hinter ihnen liegen die Länder der Mährchen."

Dies die Völkernamen, welche Tacitus nennt. Obwohl nun dieser Schriftsteller bei Aufzählung derselben nur nach den beiden Hauptstämmen der Deutschen sich richtet, so führt er

doch zu Anfange seines Werks (angeblich aus deutschen Heldengesängen) drei fabelhafte Söhne des Gottes Mannus, Ingávon, Istávon und Hermion, auf, die (fast wie bei den Griechen Deukalions Nachkommen Aeolus, Dorus und Jon,) dreier von ihnen benannter Stämme Väter geworden. Es bedeuten aber die Namen Ingávon und Istávon Meeranwohner und Niederländer, sind belgischen Ursprungs *), und wohl nur durch einen Irrthum einem deutschen Heldengesange zugeschrieben worden; Hermionen sind Heermannen oder Germanen. Die ganze Eintheilung ist aus dem Werke des Plinius entlehnt, und bezeichnet in niederländischer Sprache den Unterschied, der zwischen den Küstenbewohnern, und sassischen und den swevischen Stämmen gemacht ward **).

Wichtiger ist es, daß Plinius eines vierten Stammes der Deutschen, der Wandalen, erwähnt. Indem er die Burgunder, die Warner und die Guttonen oder Gothen als dessen Bestandtheile nennt, stellt er die östlichen germanischen Stämme, die im Rücken der Sweven und Sassen zwischen slavischen Völkern saßen, in eine besondere Reihe, auf welche die geringere Stätigkeit ihrer Wohnsitze und ein minderer Grad von Cultur den Namen Wandalen, in der allgemeinern Bedeutung wandernder Völker, anwendbar machte. So sind mehrmahls Nahmen einzelner Völker zu Namen ganzer Stämme, und Stammnamen zu Namen einzelner Völker geworden (Nemeter, Germanen, Sweven). Dieses östliche Germanien, welches die Römer nur dunkel kannten, war grade die Heimath derjenigen Völker, die ihr Reich umzustürzen bestimmt waren, und verdiente mit größerm Rechte als Skandinavien den Namen vagina gentium, Mutter der Völker. Während diese östlichen Wandalenstämme noch Jahrhunderte in kriegerischer Rohheit verbrachten, erscheinen die Germanen, welche Tacitus schildert, vorzüglich aber die nördlichen lang schon angesessenen Niederdeutschen, die seiner Schilderung nächster Gegenstand sind, auf einer über die gewöhnlichen Vorstellungen weit erhabenen Stufe der menschlichen und geselligen Bildung.

*) Aigion heißt wälisch und Aigion, Aigeum isländ. noch jetzo das Meer; ist aber bedeutet niedrig.

**) Nach Plinius gehörten zu den Ingävonen die Cimbern, Teutonen und Kauchen, zu den Istävonen die Deutschen am Rhein, zu den Hermionen Sweven, Hermunduren, Chatten.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Bildungsstufe und Character der Deutschen.

Es waren die Germanen ein edles, aber rohes Naturvolk, ähnlich im Allgemeinen den Griechen Homers, aber ausgestattet mit einer Menge eigenthümlicher Züge, in denen wie im Keime die Gestalt der neuern ihnen entsprossenen Völker erkannt wird: vergeblich würde man irgend wo anders als in dem durch das Christenthum weiter entwickelten Character der Germanen den Erklärungsgrund der Abweichungen aufsuchen, die zwischen dem Geiste der antiken und modernen Menschheit wahrgenommen werden. Aber Schweden, Dänen, Normänner und Isländer sind aus einem Zweige zu einem selbständigen Stamme emporgewachsen, und Engländer, Spanier, Franzosen und Italiener tragen in ihrer Vermischung mit fremdem Wesen nur mehr oder weniger Spuren des germanischen Lebens; die Reinheit der Grundzüge haben nur die Stämme bewahrt, denen der germanische Boden Vaterland blieb.

Die Natureinfalt der Germanen war kein wilder Naturstand, welchen überhaupt die Geschichte Europas und Asiens nicht kennt. Völker, welche den Ackerbau treiben, Eigenthum und Ehe besitzen, in bürgerlichen Verfassungen leben und den Anfang derjenigen Erfindungen gemacht haben, die dem menschlichen Daseyn Sicherheit und der menschlichen Gesellschaft Zusammenhang geben, befinden sich auf einer Stufe der Entwickelung, durch welche jede Vergleichung mit den wilden Völkern, die in einigen entlegenen Erdgegenden angetroffen worden sind, ausgeschlossen wird. Nicht aber blos die fest angesiedelten Norddeutschen bauten den Acker; schon die Cimbern verlangten Land gegen Kriegsdienst, schon Cäsars Sweven vertheilten jährlich den Boden zum Anbau. Pflugschaar aber und Waffen setzen die erste und größte aller Erfindungen, die Kunst das Eisen zu bearbeiten, voraus. Wie nun dies gewaltigste der Metalle die Natur unterwirft, so verknüpfet der Werth, den die Menschen dem Golde und Silber beigelegt haben, die entferntesten Völker. Immerhin mag der Hunger nach Golde verflucht werden, der Begriff des Geldes, als des allgemeinen Tauschmittels der Dinge, ist eine Hauptbedingung aller Cultur und ein untrügliches Kennzeichen eines in der Bildung vorgeschrittenen Volks. Die Germanen hatten diesen Begriff: denn wenn sie auch selber nicht münzten, so handelten sie doch mit den Römern gegen Geld, dessen Werth und Bedeutung ihnen so klar war, daß sie nur alte vollwichtige Münzsorten (Serraten und Bigaten) nahmen, und die neuern schlechtern Sorten trotz des schönern Gepräges zurückwiesen. Die vielen Centner von römischen Münzen, die in der deutschen Erde gefunden worden sind, würden genugsam den starken Umlauf des Geldes bezeugen, wenn auch Herrmann nicht jedem Ueberläufer täglich hundert Sesterzien angeboten hätte. Die Kenntniß der

Schreibkunst war den Deutschen nicht fremd. Obgleich ihre Jünglinge und Jungfrauen sich keine Liebesbriefe schrieben, so schrieben doch ihre Fürsten nach Rom, so legten doch ihre die Zukunft deutenden Priester Runenstaben zu geheimnißvollen Zauberspruchen zusammen *), so wurden doch Grabhügel mit Runenschriften, die den unkundigen Römern griechische Buchstaben schienen, im heutigen Schwaben gefunden **). Freilich ward diese Schreibkunst selten und nur von wenigen geübt: aber nicht die Zahl der Schreibenden bestimmt, ob einem Volke der Besitz der Schreibekunst fehlt oder zukömmt. Ueberhaupt erhellt aus den Angaben, welche zerstreut in den Geschichten der römischen Kriege vorkommen, daß die Deutschen des ersten Jahrhunderts weit mehr gesellig ausgebildet, und zum Theil schon der Ueberfeinerung näher gerückt waren, als selbst das Werk des Tacitus über Deutschland zuzugeben scheint. Wie ihre Empfänglichkeit für römische Cultur einen großen Vorschritt in der eignen Geistesentwickelung zeigt, so erscheint doch auch diese Empfänglichkeit schon als fehlerhafte Selbstverleugnung, und oft als verrätherische Hinneigung zu fremder Sitte und Volksthum. In vielen Stücken glaubt man von den Deutschen der drei letzten Jahrhunderte zu lesen; der feindseelige Zauber der Anbetung des Fremden treibt schon in den Tagen Herrmanns und Marbods sein Spiel. Schon damals war dem Deutschen sein edles Volksthum nicht genügend, ohngeachtet die Fremden selbst ihm noch Bewunderung zollten. Die Vornehmen trieb Neugierde nach Rom und in andere Länder; es lebten und befreundeten sich viele Römer in Deutschland. Marbod und Italus hielten Hof nach römischer Weise, und Segest verkaufte sich nicht ehrenvoller an Rom als neuere Deutsche an Frankreich. Die römische Sprache war in Deutschland gemein; Adgandasters und Marbods Briefe wurden in Rom gelesen, ohne daß man sie eines barbarischen Ausdrucks beschuldigt hätte. Viele Deutsche nahmen römische Namen an, Julius Sabinus machte sich eine Ehre daraus, daß seine Großmutter mit Cäsar gebuhlt haben sollte. Die edelsten Jünglinge vergossen in römischen Kriegen ihr Blut, aber auch so schnell lernten die Deutschen römische Kriegskunst, daß man Herrmanns und Marbods Heere für römische hätte halten mögen, daß Civilis die römischen Festen mit römischen Geschützen belagerte. Die Menge der Advokaten, die dem Varus nach Deutschland gefolgt waren, beweist, wie groß die Neigung des Volks zu Rechtshändeln war, und wie leicht es den Ausländern seyn mußte, sich auf diesem Boden zu bereichern. Das alles aber setzt einen Culturstand voraus, der mit der gewöhnlichen Annahme von einem großen ganz Deutschland bedeckenden Walde, in dessen Hölen und Schluchten die halbwilden Bewohner sich aufgehalten, gänzlich unvereinbar ist.

Wie aber die Bildungsstufe der germanischen Völker auf der einen Seite herabgewür-

*) Tacit. de Germ. 10. Rhabanus Maurus in Goldasti Rer. alem. Tom. II. p. 67.

**) Tacit. de Germ. 3. Ueber die Runen s. Schlözers Nordische Geschichte, letzter Abschnitt.

digt worden, so ist auf der andern ihre Sittlichkeit und ihr Character überschätzt worden. In dem berühmten Werke des Tacitus von den Sitten der Deutschen wie in seinen Geschichtbüchern, ist der Gegensatz zwischen Natureinfalt und Verderbniß mit so starken Zügen gezeichnet, daß viele die Fehler und Laster übersehen haben, welche selbst diese günstige Schilderung nicht verhehlt; andere dasjenige für besondere Vorzüge des germanischen Lebens gehalten, was überhaupt nur als Gegensatz einfacher Natur gegen die künstliche Verkettung der ausgebildeten und theilweise verbildeten Staatsgesellschaft das menschliche Gemüth mächtig und oft fast wehmüthig anspricht. Die Tugenden der Germanen waren mit Lastern gepaart, vieles andere war ihnen mit dem Jugendalter aller Völker gemein; aber vor allen Stämmen der Menschen, die vor ihnen gewesen und nach ihnen gekommen sind, hatten sie, die ächten und wahrhaften Europäer, eine unvertilgbare Liebe der Freiheit und ein höheres Gleichmaaß des tiefen Naturgefühls und des bedächtigen Verstandes zum Erbtheil erhalten.

Deutscher Freiheitssinn spiegelt sich in der alten Verfassung, mit welcher das Volk in die Geschichte tritt, einer Verfassung, deren Grundzüge bei einigen deutschen Stämmen herrlich ausgebildet, bei einigen verwischt, bei keinem, wenigstens dem Gedächtniß und dem Verlangen nicht, gänzlich ausgetilgt worden sind. Wenn in ungünstigen Zeiträumen der deutschen Geschichte dieser Freiheitssinn in Bezug auf das äußere Leben im Staat hin und wieder unterdrückt worden ist, so hat er sich desto gewaltiger über das innre Leben des Geistes verbreitet. Kein Volk wie das Deutsche hat in allen Fächern des menschlichen Könnens und Wissens so vielseitig gearbeitet, keines so mannigfaltige Ansichten des Lebens in ausgebildeten Formen aufgestellt, keines ist in Wissenschaft, Kunst und Dichtung so selbständig und mächtig als das Deutsche geworden. Während es die Erde zu verlieren schien, eroberte es durch diese Freiheit den Himmel der Geister.

Nicht minder als dieser Freiheitssinn hat sich das Gleichmaaß des bedächtigen Verstandes und des tiefen Gefühls als wesentlicher Zug des deutschen Characters erhalten. Das ist bedächtiger Verstand, mit hellem Auge die Welt der Dinge zu überblicken, und dieselbe mit geschickten Händen zum Dienste zu zwingen; das aber ist tiefes Gefühl, hinter der äußern todten Schaale der Dinge noch ein innerliches göttliches Leben zu ahnen. Wie das Gefühl aus dem Auge des Menschen Liebe und Leben vernimmt, so aus dem Rauschen des Waldes, aus den ernsten Gestalten der Berge, aus der Tiefe des unendlichen Himmels die Töne der ewigen Sprache Gottes, die nur dem äußern Ohre verstummt ist. Alle Freude an der Natur beruht auf der Ahnung des Geistes, der sie durchströmt; glücklich das Volk, zu dessen unterscheidenden Characterzügen von jeher ein offner Sinn für die Natur und das Natürliche gehörte! Darum aber, weil diese Sinnesart recht eigentlich deutsch ist, erscheinen auch die Krankheiten des Verstandes, Aefferei, Verzerrung, freches Spiel mit Gedanken und Worten, und manches, was bei andern Völkern vielfach ergötzen

mag, bei den Deutschen als ekelhafte Narrheit; angekünstelte Kälte des Herzens und gelungene Ertödtung des Naturgefühls als widrige Plattheit und thierische Roheit. Wehe dem Deutschen, der den Adel seines Volks gegen fremde Schande verleugnet!

Treue und Redlichkeit sind des gesunden Naturgefühls Töchter: denn edle Gemüther fühlen das Recht, worüber unedle erst die Gesetze befragen. Diese gefühlte Rechtlichkeit, diese kindlich aufrichtige Treue und Herzlichkeit ward von Feinden und Freunden als ächtdeutsche Gesinnung anerkannt; sie bleibe der Schmuck unsers Stammes! Unter allen Sterblichen, sagten Germanen selber zu Rom, gehen uns keine an Treue und Tapferkeit voran; deutsche Redlichkeit wurde zum Sprichwort. Die Kaiser bildeten aus Germanen sich Leibwächter, wie neuere Fürsten aus Schweitzern. Cäsar war freilich mit der Treue der Deutschen nicht zufrieden *), aber gewiß fanden sie die seinige nicht besser. Die Varische Niederlage war gerechte Vergeltung; die List, mit der sie entworfen ward, in Rom gelernt.

Alles hing von der Tapferkeit ab, der Krieg gab Ehre und Schande. Aber schon damals kriegten die Deutschen, die sich doch durch Sprache und Sitte als ein Volk anerkannten, eben so erbittert gegen einander als gegen den auswärtigen Feind. Nur wenigen gewaltigen Kaisern der Folgezeit ist es gelungen, den gegenseitigen Haß der deutschen Volksstämme zu bezwingen, keinem ihn zu versöhnen. Herrmann und Marbod sind das merkwürdige Vorbild späterer Jahrhunderte; Krieg der Stämme in Deutschland ist wie in Griechenland seit den ältesten Zeiten die Losung. Mehrmals sind sie alle durch diese Zwietracht der Gefahr des Joches nahe gekommen, zuletzt wirklich unter dasselbe gerathen, bis ein Wunder noch einmal die Möglichkeit der Rettung durch Einigung gab. Vereint waren die deutschen Volksstämme jederzeit unbesieglich und durften Niemanden fürchten.

Dieser Mangel des bürgerlichen in der Fülle des geistigen Volksthums ist seit einem Jahrtausend Gegenstand der Klage; er fließt aus einem Fehler der alteuropäischen Freiheit, in welcher nicht blos die Völker, sondern auch die einzelnen Stämme ihre Selbständigkeit gegen einander behaupteten. In diesem Sinne sind nur die Deutschen wahrhafte Europäer geblieben: die Griechen sanken unter den Macedonier, Italien verlor sich in Rom, alle Stämme der Franken, Spanier und Britten wurden namenlos, seitdem einer von ihnen die Herrschaft errang; die Deutschen allein leben noch nach alteuropäischer Weise in geschiedenen Stämmen. Darum aber, weil seine Selbständigkeit jeglichem Stamme so werth schien, war es den Fremden von je her so leicht, Zwietracht in Deutschland zu erregen: das Joch, womit der Nachbar drohte, war näher und schien oft verhaßter als fremdes, welches sich anfangs meistens unter Formen der Freundschaft verbarg.

Dem Stammcharacter des Volks entsprach, wie bei allen unvermischten Stämmen gleichförmiger und einfacher Lebensweise, die körperliche

*) de bell. Gall. III. 13. 14.

Bildung. „Denen pflichte ich bei, sagt Tacitus, welche Germaniens Völker für ein reines, eignes und blos sich selbst ähnliches Geschlecht halten, das sich mit andern Völkern nicht durch Heirathen vermischt hat. Daher, ohngeachtet des Volks so weiter Verbreitung, die allen gleichförmige Haltung des Körpers, die wilden blauen Augen, das goldgelbe Haar, die großen blos zum Angriff tüchtigen Körper. Arbeit und Anstrengung auszuhalten sind sie weniger stark; nimmer gewöhnen sie sich, Durst und Hitze zu tragen; an Kälte und Hunger sind sie durch Himmel und Boden gewöhnt."

Goldgelbes Haar, blaue Augen und hoher Wuchs waren ein so sichres Unterscheidungszeichen der Deutschen, daß Tacitus blos der Haare und Augen wegen die Caledonier für deren Stammgenossen hält. Der Farbe der Haare kam die Kunst zu Hülfe, und eine künstliche Seife ersetzte, was die Natur hatte fehlen lassen. Als auch den Römern und Römerinnen dieses Haar gefiel, ward dasselbe wie die Seife Gegenstand des Handels. Die Art, dasselbe zu tragen, war verschieden. Die Sweven banden es auf dem Wirbel in einem Knoten zusammen; die sassische Stämme theilten es auf dem Scheitel, so daß es auf beiden Seiten herabsank, und verschnitten es hinten zur Länge natürlicher oder künstlicher Locken. Civilis that ein Gelübde, sich die Haare lang wachsen zu lassen, und verschnitt sie erst nach der Legionen Vertilgung: denn nur die Weiber gingen mit langem fliegenden Haar, und achteten dessen Kürze für Schande. Die mervingischen Könige der Franken aber unterschieden sich durch langes über die Schultern herabfallendes Haar von allen übrigen Stämmen.

Noch allgemeiner als die rothgelbe Farbe des Haars war die blaue der Augen bei den nördlichen Völkern; Aristoteles hält sie für eine Wirkung der Kälte. Aber mehr als die Wildheit dieser Augen erschreckte die Riesengröße der Körper. Die Gallier, denen die Römer klein vorkamen, erkannten dieselbe, wie vielmehr erst die Römer! Marius, Cäsar und Germanicus suchten ihre Krieger gegen den furchtbaren Anblick abzuhärten; Titus sprach zu den Juden: Verlasset euch nicht auf eure Kräfte, denn wisset, daß auch die Germanen uns dienen! *) Sieben Schuhe betrug diese Größe, die Männern und Weibern gemein war. Noch Karl der Große hatte (nach Eginhardt,) dieses Maaß, ohne das gewöhnliche zu überschreiten. Diese Körper gab ihnen ihre späte Mannbarkeit, ihre Keuschheit, ihre ungekünstelte Lebensweise, ihre Leibesübung und ihr Himmel. Nicht mochten sie ahnden, daß kurzes Gesicht und verdorbene Zähne einst in Deutschland einheimische Krankheiten seyn würden.

*) Joseph. VII. 13.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Staats- und Kriegsverfassung der Deutschen.

Die vielerlei deutschen Völkerschaften und Stämme, die seit ihrem Auftritt in der Geschichte durch Sprache und Sinnesart als ein großes Volk gemeinschaftlicher Abkunft erkannt werden, waren gleich anderen alteuropäischen Völkern ohne ein gemeinsames sie alle umfassendes Staatsband. Wie diese zerstreuten und gesonderten Stämme zu einem Reiche sich einten, wie die geistige Einheit des Volks zur bürgerlichen des Staats ward, wie aber diese Einheit wieder in die uralte Vereinzelung zurückkehrte und das Reich zuletzt von Neuem in Völkerschaften und Stämme zerfiel, ist der Inhalt der deutschen Geschichte.

Nur durch den Staat wird aus den Völkerschaften eines Stammes ein wahrhaftiges Volk. Das unbewußte Streben, diese Aufgabe zu lösen, war von jeher das geheime Triebrad der größten Weltbewegungen; aber große Nazionen sind vergangen, ehe es ihnen gelang, ihr geistiges Leben in einer körperlichen Form zu erfassen. Also kamen die alten europäischen Geschlechter, Iberier und Gallier, niemals zum Daseyn als Volk, und selbst die Griechen nur auf unvollkommene Weise.

Während dies großen Stämmen der Menschen wiederfuhr, gelang es einer einzelnen Stadtgemeine, durch Waffengewalt ein Reich zu begründen, und einen großen Theil der Menschheit von den Wege ihrer Bestimmung weit abwärts unter ihre Adler zu sammeln. Nur auf der geistigen Einheit des Volksthums soll die sichtbare des Staates erstehen; das aber war die Knechtschaft und das Elend des römischen Reichs, daß die beschränkte Form einer Stadt einer Menge von Völkern angepaßt ward, deren jedes sich selbständig zu entwickeln berufen war, daß es nur Provinzen gab, wo es Staaten geben sollte.

Nach den Römern haben die Germanen den Bau großer Reiche begonnen; aber das Verfahren beider unterscheidet sich dadurch, daß jene alles durch Unterjochung fremdartiger Völker, diese das Meiste durch Vereinigung freier Stammgenossen bewirkten. Um eine unnatürliche Einheit zu erzwingen, ward von den Römern alles Eigenthümliche und Besondere zerstört und vernichtet; dagegen suchten die Germanen das Eigenthümliche und Besondere so viel als möglich zu erhalten, oft zum Nachtheil der natürlichen und nothwendigen Einheit. Jene handelten im Geiste herrischer Willkühr, diese im Geiste eigensinniger Freiheit. Durch jenen ist die alterthümliche Welt aufgelöst, durch diesen sind die neuern Staaten auferbaut worden; aber nur denen, welche die germanischen Grundideen weiter ausbildeten, ist es gelungen, sich recht zu befestigen.

Die Verfassung der Völkerschaften Germaniens erscheint wie ihre Bildungsstufe nach den beiden Hauptstämmen verschieden. Die

swevische haben wir bereits oben durch Cäsars Schilderung kennen gelernt. Es lebten die swevischen Völker in besonderen, aus mehreren Familien bestehenden Stämmen, (pagis), wie noch jetzt die Clans im schottischen Hochlande. Das Ansehen der Häupter war väterlich, und gründete sich auf die Verwandschaft. Kein einzelner Sweve hatte Eigenthum eines besonderen Ackers, sondern bestellte abwechselnd das ihm jährlich angewiesene Feld und zog abwechselnd in den Krieg. Mehrere (gewöhnlich hundert) solcher Familienstämme machten einen größern Stamm, der sich in der Schlacht nach jenen Familien und Verwandschaften stellte. Nur seinem Stamme gehörte der Sweve, auf freies Kriegs- und Wanderungsleben war sein ganzes Daseyn berechnet; darum achtete er sich in seiner Armuth für freier als den Sassen, bei welchem festes Landeigenthum frühzeitig Abhängigkeit und Hörigkeit hervorgebracht hatte. Da die Sweven vermöge dieser Verfassung viel des Landes bedurften, geriethen sie oft mit andern Völkern in Krieg, und erscheinen dergestalt von Anfang mehr zum Angriff, wie die Sassen mehr zur Vertheidigung gerüstet. Als Marbod, Vannius und andere auf dieser Grundlage Monarchien errichteten, konnten dieselben natürlich nichts anders als Kriegsstaaten werden, deren herrschendes Stammhaupt seine Macht durch Soldaten und Schätze aufrecht zu erhalten bemüht war.

Die Verschiedenheit dieser swevischen Verfassung von der sassischen wird, wie es scheint, von Tacitus hin und wieder vernachläßigt; indem dieser große Schriftsteller seine Bemerkungen über die Germanen nicht sondert, ist manches, was nur von dem einem Völkerstamme galt, auf den andern übergetragen oder irrig gedeutet worden. Dennoch ist in Ganzen unverkennbar, daß er, wie Cäsar die Sweven, so die Sassen vor Augen gehabt hat; denn seine Schilderung zeigt ansäßige in festen Verhältnissen des Landbaus eingerichtete Völker. Allerdings trifft vieles zugleich Sweven und Sassen, wie die Verbindung zum Heerbann, aber auch dies mit dem Unterschiede, daß der Sasse als Wehre, der Sweve als Stammgenosse ins Feld zog; vieles war auch den undeutschen Wanderungsvölkern im fernen Osten, den Lygiern, Bastarnen, Ostyäern und andern mit den Sweven gemein, daher die weite Ausdehnung des swevischen Namens.

Wenn die Grundlage der Swevenverfassung in Familienstämmen bestand, die den Ackerbau gemeinsam betrieben, aber durch ihn sich an den Boden zu heften verschmähten, so gingen in der Sassenverfassung alle Verhältnisse von vereinzelter Ansiedelung und unwandelbarem Anbau des Erdreichs hervor. Die niederdeutschen Völker wohnten weder in Städten noch Dörfern, die der jetzigen Anlage glichen. Abgesondert und einzeln hatten die ersten Anbauer sich angesiedelt, wie eine Quelle, ein Feld, ein Hain ihnen behagte, und ihren Hofraum mit einem schirmenden Gehege umzäumt. In diesen Häusern und verschloßnen Hofmarken oder Wehren saßen die freien Hausväter als Priester, Richter und Könige über ihre Familie und Knechte; jeder Hof war gleichsam ein unabhängiger Staat, in welchem keiner äußern

Gewalt Störung und Einrede zustand, dessen Frieden allein der Hausvater handhabte. Dieses Hausrecht der Deutschen, welches sich in der Redensart, daß ein jeder Herr in seinem Hause sey, bis auf unsere Zeiten erhalten hat, war eine nothwendige Folge des ländlichen Verhältnisses, wie sich denn auch im uralten Rom, wo anfänglich ebenfalls alles auf ländliche Einrichtungen begründet war, das Recht der väterlichen Gewalt ausgebildet hatte. Es gab nur Eine Beschränkung des Hausrechts, vermöge deren der Hausvater fremden Einspruch duldete oder verlangte: wenn sein Weib des Ehebruchs beschuldigt wurde, richtete er über sie mit Zuziehung der nächsten Anverwandten, weil das Weib nicht Sklavin, sondern Genossin des Mannes, nicht Dienerin sondern Frau des Hauses war, ihre Schwäche daher keiner Willkühr Preis gegeben werden durfte.

Dieser abgeschloßne Staat der einsamen Wehre bestand durch die väterliche Fürsorge des Herrn, die traute Liebe und Theilnahme der Frau, den Gehorsam der Kinder, und die Treue der Knechte. Nur der Hausvater war der Gottheit zu opfern berechtigt; in ihrem Namen forderte und erhielt er Gehorsam, und geheiligt war seine Person als die eines Priesters. Also herrschte der Hausfriede im Innern. Nach außenhin aber machten Nachbarschaft und Nutzung der Wälder, Weideplätze und Aecker, das selbst in den einfachsten Naturverhältnissen unvermeidliche Zusammenstoßen der Dinge, besonders aber gemeine Vertheidigung gegen Frevel und feindliche Angriffe, diesen patriarchalischen Flurkönigen Einigung nothwendig. Auf solcher Verbindung der auf zerstreuten Freihöfen wohnenden Männer beruhten die germanischen Staaten; doch ist Zeitbestimmung über deren Entstehung unmöglich, weil die Geschichte hier so wenig wie anderwärts von einem Anfange weiß, und sich begnügen muß, bereits vorgefundene Verhältnisse zu entwickeln und darzustellen.

Abgesehen von ihrer höhern Bedeutung als Inhaber, Träger und Bildner des geistigen Volksthums, ist der nächste Zweck der Staaten wohl die Sicherheit vor einheimischem Frevel und feindlichem Angriff, die durch gemeinsames Bündniß zur Verschaffung des Rechts und Abwehr des Unrechts erlangt wird. Dieses Bündniß hat sich in Bezug auf einheimischen Frevel schon in den ältesten Zeiten der Menschheit in ein dem Staate übertragenes Strafamt verwandelt, und nach den Ansichten der Morgenländer, der Griechen und der Römer, denen die neuere Welt beigepflichtet ist, werden Verbrechen von Obrigkeiten im Namen der Gesammtheit gestraft nach dem Grundsatze der Wiedervergeltung. Der Staat versieht hier die Stelle der unsichtbaren Idee des Rechts, die das Unrecht nicht duldet, ohne dabei weitere Rücksicht auf äußere Vortheile zu nehmen, die durch Bestrafung Schuldiger etwa zugleich mit erreicht werden mögen.

Dieses gleichsam göttliche Strafamt des Staats kannten die freien Germanier nicht; in ihren Vereinen war nicht Wiedervergeltung im Namen des rächenden Gesetzes, sondern Schadenersatz zu Gunsten des Beleidigten Zweck. In dem Stande der ursprüng-

lichen Freiheit, wo die Hausväter über sich weder Satzung noch Richter erkannten, mochte jeder ein ihm angethanes Unrecht selbst rächen; aber dieser Stand ist auch bei den Germanen vorüber. Freiwillig haben sich die Männer der ihnen zustehenden Selbstrache begeben, und um der gemeinen Sicherheit willen einen Frieden geschlossen, welcher jedweden von ihnen verpflichtet, für verübte Beleidigung Ersatz zu leisten, für erlittne zu nehmen. Fremd ist ihnen die Ansicht, daß ein gegen den Einzelnen begangenes Verbrechen auch die Gesammtheit verletze; greulich daher und unerhört, wenn Jemand das Recht haben will, einen andern, der ihn nicht beleidigt hat, binden, geißeln oder gar hinrichten zu lassen. Nicht verlohne es sich, meinen sie, der Mühe, einen gemeinen Frieden zu schließen, um Leib und Leben durch Urtheil und Recht zu verlieren, da selbst der Feind im Unfrieden nichts schlimmeres biete. Ihren Grundsätzen zu Folge ist das Rechtsverhältniß ein freiwilliges Abkommen, nicht eine nothwendige Unterwerfung unter eine höhere Idee; jede Sache, und das Leben selbst hat einen Preis, durch dessen Erlegung die Schadenrache des Beleidigten, oder die Blutrache seiner Verwandschaft befriedigt wird. Diesen Preis bestimmt die Gemeine, verbürgt sich ins Gesammt für die Bezahlung und erwählt einen Richter oder Graven (denn das Alter empfiehlt ihn,) unter dessen Vorsitze sie die Klagen der Beschädigten hört, und die Beschädiger zu Rechte, d. h. zum Ersatze weist. Wer das Wehrgeld (so heißt jener festgesetzte Preis,) nicht zu erlegen vermag, wird zunächst von seiVerwandschaft vertreten; denn wie diese statt des Beschädigten die Buße empfängt, so ist sie statt des Beschädigers zu zahlen verpflichtet. Dafür hat sie auch ein Miteigenthum an den Gütern, und kein Testament kann die natürliche Erbfolge stören. Um feige Nachsicht gegen muthwillige Frevler zu hindern, ist der Beleidigte oder sein nächster Verwandter zur Fehde oder Klage verbunden, und verbannt wird wie der Schuldige, wer eine Beleidigung einsteckt; denn da es keinen öffentlichen Ankläger giebt, ist solche Schmach des schuldlos Beleidigten nothwendig, damit die Frevel nicht wachsen. Ein Beschädiger, der selbst zum Ersatze unfähig, von Niemand vertreten wird, steht seine eigne Gefahr; nach den spätern Gesetzbüchern verfällt er in Knechtschaft *). Das Wehrgeld wird erlegt in Vieh; ein Antheil, den die Gemeine für ihre Gesammtbürgschaft erhält, macht den Gehalt ihres Grafen. Die Anzahl von Hausvätern, die sich unter einem Grafen versammeln, bildet einen Gau, der wiederum in Zenten (Senden) oder Hundreden, vielleicht von hundert Höfen, zerfällt. Ueber die letztern sind Zentner oder Hundreder, die geringere Sachen entscheiden, in größern Beisitzer des Gaugrafen.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

*) Leg. Bajuw Tit. II. 1. Si vero non habet ipse se in servitio deprimat.

Erklärung des Kupfers.

Der Triumph des Germanicus.

Im Jahre 17 nach Christo.

(Strabo VII. 4.)

Nach einer Gemme gezeichnet von Paul Rubens.

Am 26. April des Jahrs 17 nach Chr. feierte der Cäsar Germanicus einen Triumph über die Cherusker, Chatten und Angrivarier, als ob der Krieg gegen diese Völker, den er beendigen gewollt, wirklich beendigt worden wäre. Waffen, Gefangene, und Abbildungen von Bergen, Flüssen und Schlachten verherrlichten den Aufzug des Siegers, der mit seinen fünf Kindern auf hohem Triumphwagen saß. Die vorzüglichsten Gefangenen waren Siegmund und seine Schwester Thusnelda, Herrmanns Gattin, mit ihrem dreijährigen Sohne Thumeliko; Sesithak, Sigimers Sohn und seine Gattin Rhamis; Theuderich, der Sigambrer; Libys, ein Priester der Chatten und viele andere zum Theil durch tückischen Ueberfall in die Hände der Römer gerathene Deutsche. Ein Agatstein im Pariser Museum enthält eine sinnvolle Darstellung dieses merkwürdigen Auftritts, welche die deutsche Geschichte aufnehmen mag, da die Schmach des Gegenstandes durch des römischen Reichs Untergang längst getilgt worden ist.

Der Stein zerfällt in drei Abtheilungen. Die oberste Abtheilung gehört den verstorbenen und vergötterten Ahnen. Hier zeigt sich Tiberius Nero, Vater des Drusus und des Tiberius, und Großvater des Germanicus, wie er auf einem Flügelrosse gen Himmel zieht; voran fliegt ihm der Schutzgeist des claudischen Kaisergeschlechts. Augustus, mit dem Herrscherstaabe, empfängt ihn, und Roma selbst übergiebt ihm die Weltkugel. Im Hintergrunde befindet sich Drusus im triumphalischen Kleide.

Die mittlere Abtheilung ist für die Sieger selbst bestimmt. Der Kaiser Tiberius sitzt, dem Gott Jupiter ähnlich, mit dem Herrscher- und Augurstabe auf einem Throne; neben ihm seine Mutter Livia, einen Mohnstängel in der Hand, weil sie dem Namen nach die Oberaufsicht über die Getreidespenden führte. Beiden gegenüber, grade unter seinem Vater Drusus steht Germanicus im triumphalischen Kriegsgewande. Neben dem Germanicus befindet sich seine Gemahlin Agrippina, die kühne Frau, die ihren Gatten ins Lager begleitet hatte, und hinter ihm zwei seiner Kinder. Hinter dem Kaiser Tiberius steht sein Sohn, der jüngere Drusus, nach der seinem Ahnherrn dargebotenen Weltkugel reichend, weil er der nächste Reichserbe war; neben ihm hinter der Livia seine Gemahlin, die jüngere Livia. Die Figur, die am Kaiserthron in bittender Stellung sitzt, wird für eine Asia minor gehalten; diese Provinz mag damals eine Gesandschaft nach Rom um Hülfe gegen die Parther geschickt haben. Höchst bedeutend zischen unter dem Gewande des Kaisers gegen den Germanicus Schlangen hervor: das freundliche Gesicht, welches Tiberius dem gefeierten Neffen machen mußte, barg nur mit Mühe seinen Neid und den tiefen Ingrimm seines Gemüths. Unbegreiflich ist es, wie der Künstler sich diese Anspielung erlauben durfte, wenn man nicht etwa annimmt, daß er diesen Schlangen eine Deutung auf den neuen in Asien ausbrechenden Krieg geben konnte.

Endlich befinden sich in der untersten Abtheilung die deutschen Gefangenen. In der Mitte sitzt Thusnelda mit ihrem dreijährigen Sohn, neben ihr Siegmund ihr Bruder, vorn Sesithakus mit seiner Gattin Rhamis; zwischen Siegmund und Rhamis Theuderich, nackt mit auf den Rücken gebundenen Händen. Hinter Thusnelden sitzen drei edle mit ihr gefangene Frauen, unter denselben wahrscheinlich die Gattin und die Tochter des Chattenfürsten Arpus (Hartfuß). Die letzte Figur stellt vermuthlich den chattischen Priester Libys vor. Der Verräther Segest, der dies Unglück über seine Kinder gebracht, und niederträchtig genug war, im römischen Ehrenkleide dem Aufzuge zuzusehen, hat keine Stelle gefunden. — Zu bemerken ist die von der römischen abweichende Form der deutschen Schilder. Neben dem Sesithak sieht man einen römischen Panzer, der vermuthlich auf frühere römische Kriegsdienste des Inhabers hinweist.



Der Triumph des Germanicus, im Jahr 17. nach Christi.

Staats- und Kriegsverfassung der Deutschen.

(Fortsetzung des sechs und dreißigsten Kapitels.)

Der Gaufriede war zur innern Sicherheit geschlossen. Da in demselben kein höheres Gesetz, als das des gegenseitigen Vortheils vorwaltete, so konnte auf dieser Grundlage nicht einmal die unvollkommne Staatseinrichtung entstanden seyn, durch welche sich eine Anzahl einzelner Männer als eine Völkerschaft erkannte. Nur durch ihre Beziehung auf etwas Unsichtbares und Göttliches bestehen die Staaten; in der germanischen Rechtsverfassung aber ist nur von einer sächlichen und räumlichen Beziehung der Personen und Dinge zu einander die Rede, und diese ist ganz unfähig, etwas mehr als einen vorübergehenden Gesellschaftsvertrag hervorzubringen.

Nicht auf einen Rechts- sondern auf einen Waffenverein waren die germanischen Kleinstaaten begründet. Die Nothwendigkeit des Angriffs oder der Vertheidigung gegen den äußern Feind, schlang zwischen den Bewohnern eines Landstrichs ein stärkeres und festeres Band, als das seltnere Bedürfniß, sich gegen den Nachbar zu schützen; die Gefahr des Kriegs und der Schlacht weckte ein reges Gefühl für die Erhaltung des Gemeinsamen auf, und die von der Natur eingeprägte Verpflichtung, für diese Erhaltung das Leben zu wagen, führte von selbst zu der dunklen Ueberzeugung, daß der Gesellschaftsverein eine andre als eine blos irdische Grundlage habe, daß der Staat die Menschen für einen höhern Zweck als den des zeitlichen Wohlseyns verbinde, von ihnen nach einem höhern Gesetz als dem des Nutzens Gehorsam verlange. Zur geschickten und glücklichen Führung des Kriegs wurden eine Menge von Einrichtungen erfordert, durch welche die Einzelnen sich immer fester zu einer Gesammtheit verbanden. Aus diesen kriegerischen Einrichtungen bildete sich allmählig eine stehende Form der Verfassung. Die Versammlung der Männer, die anfänglich nur über Angriff oder Vertheidigung gerathschlagt hatte, entschied nun auch über allgemeine Angelegenheiten des Landes und Volks. Wie sie die Heerführer ernannte, so erwählte sie auch die Grafen, welche den Gauen und Zenten vorstehen sollten. Wenn im Kriege Verrath und Feigheit, ohne einen Einzelnen zu beleidigen, das Ganze in Gefahr setzten, mußte die Idee eines öffentlichen der Gesammtheit zustehenden Strafrechts unerläßlich sich einstellen. Was jenem Schutzverein des Gaufriedens nicht zustehen konnte, weil kein Glied desselben für die Sicherheit seiner Habe und seines Lebens das Leben selbst eingesetzt hatte, das vermochte nun die Gemeine des Volks, die sich ansah als von der Gottheit bevollmächtigt; sie strafte Verbrechen gegen das öffentliche Wohl mit dem Tode. „Verräther und Ueberläufer werden an Bäume geknüpft, Feigherzige und Entnervte in Sümpfen ersäuft und mit einer Hürde bedeckt, weil die Deutschen glauben, daß man Frevel durch Bestrafung kund machen, Schandthaten aber verhüllen müsse."

Es erhellt aber der kriegerische Ursprung der germanischen Freistaaten und die Beziehung

ihrer Gesetze auf eine überirdische Herkunft aus der ganzen Schilderung, welche Tacitus giebt. Da die Männer den Krieg führten, so war alle Macht und aller Beschluß bei ihrer Versammlung; da sie sich alle für frei und keinem irdischen Strafrecht unterwürfig erkannten, so forderte ein geheiligter Volksbeamter, der Priester, im Namen der Gottheit Gehorsam, und übte Gewalt aus überirdischer Vollmacht. Gehalten ward (in der Regel wohl nur einmal im Jahre,) die Versammlung zur Zeit des Neumonds oder lieber des Vollmonds, wo das sichtbare Bild des göttlichen Urfeuers mit seinen Strahlen ihr leuchtete; (bei den Franken im März, später im Mai.)

Wenn diese Volksversammlung anstand oder in außerordentlichen Fällen berufen ward, erschienen die Männer, aus Fehler der Freiheit, weder zugleich noch als ob sie einem Befehle gehorsamten, sondern so einzeln und allmählig, daß oft zwei oder drei Tage vergingen, ehe die Zögernden beisammen waren. Gewaffnet setzten sie sich, wie es ihnen gefiel, die Priester, die hier auch ein Zwangsrecht ausübten, geboten Stillschweigen, denn hier herrschte nicht Land- sondern Gottesfriede. Hierauf wurden die Richter oder Edlen, je nachdem einer durch Alter, Abkunft, Kriegsruhm oder Beredsamkeit ein Recht zu sprechen hatte, angehört; doch galt nur das Gewicht der Ueberredung, nicht die Gewalt eines Befehls. Ihr Mißfallen gab die Versammlung durch Geräusch, ihren Beifall durch das Schütteln der Friemen zu erkennen. Mit dieser rühmlichsten Art des Beifalls durch Waffenklang empfingen einst die Bataver den Vortrag des Civilis über die Wiedererlangung der Freiheit; aber auch bei den Galliern, auch selbst bei den Römern herrschte eine ähnliche Sitte.

(Der Heerbann oder die Landwehr.) Wenn die Versammlung Krieg beschloß, stand jeder freie Mann, aber kein andrer, im Heerbann. Der Auszug geschah unter der Fahne Gottes, die sonst in dem heiligen Haine verwahrt lag, und nicht unter der Fahne eines Herrn. Obwohl es schon Gebrauch geworden war, die Richter oder Grafen aus angesehenen oder edlen Geschlechtern zu erkiesen, so band man sich doch bei den Heerführern oder Herzogen an keine Geburt: diese wurden lediglich nach Tüchtigkeit gewählt. Indessen konnte der Richter daheim auch der Oberste im Felde seyn, nur war des letztern Gewalt eben so wenig als die des erstern bedeutend oder gar unumschränkt. „Sie sind mehr Anführer im Beispiel, als im Befehl, sagt Tacitus; wenn sie wacker und tapfer sind, wenn sie an der Spitze stehn, herrschen sie durch Bewunderung.“ Niemand als der Priester durfte binden, geißeln, oder züchtigen, und dies nicht auf des Heerführers sondern auf der Gottheit Geheiß, die, wie sie glaubten, mit den Vertheidigern des Vaterlandes war.

Da sie alle ohne Eid und ohne Sold dienten und für ihren eigenen Heerd fochten, so bildeten sie, statt dem Plane eines Führers maschinenmäßig zu gehorchen, ihre Reihen und Geschwader nach menschlichen und persönlichen Rücksichten, nach Familien und Verwandschaften, so daß Brüder, Vettern, Nachbarn neben einander standen, wie sie selbst, nicht wie

der Feldherr es für gut fand. Doch herrschte der allgemeine Grundsatz, das Treffen nach keilförmigen Kolonnen zu ordnen.

(Bewaffnung der Landwehr.) Die Waffen dieser Land- und Volkswehr bestanden wegen Kostbarkeit des Eisens selten in Schwerdtern oder größeren Lanzen. Die Wehren führten Spieße, in der eignen Sprache Pfriemen genannt, mit einem schmalen und kurzen, aber so scharfen und zum Gebrauch tauglichen Eisen, daß sie mit demselben Gewehr, wie die Sache es forderte, in der Nähe und Ferne fechten konnten. Der Reiter war mit Schild und Pfriemen zufrieden, das Fußvolk schleuderte auch Wurfgeschoße; jeder Einzelne mehrere und auf eine unglaubliche Weite, nackt oder im leichten Kriegsgewand. Mit Schmuck trieben sie keinen Prunk, blos die Schilde bemalten sie mit den ausgesuchtesten Farben; wenige trugen Panzer, kaum einer oder der andere einen Helm oder eine Sturmhaube. In der Rede, welche Germanicus vor der Schlacht gegen den deutschen Landsturm an seine Krieger hielt, beschreibt er die Bewaffnung der Deutschen also: „sie können in Wäldern und Gebüschen ihre übergroßen Schilde und ungeheuren Spieße nicht behende gebrauchen; sie haben nicht Panzer, nicht Helme; auch sind ihre Schilde nicht mit Riemen oder Eisen befestigt, sondern eine Verbindung mit Eisen oder dünne mit Farben bemalte Tafeln; das Vordertreffen ist ziemlich mit Spießen bewehrt, die übrigen aber haben im Feuer gehärtete Stöcke oder kurze Wurfspieße.“ Die Pferde waren weder durch Wuchs noch durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, wurden auch nicht künstlich zugeritten und in Wendungen und Schwenkungen abgerichtet: sie ritten gradaus oder mit einer Wendung rechts in einem so fest geschloßnen Kreise, daß keiner zurück blieb. Ueberhaupt bestand die Stärke im Fußvolk; die Art, wie Reiter und Fußgänger vermischt stritten, hat Cäsar bei Gelegenheit des Treffens gegen Heervest erzählt. Die Reiterei aber ward gestellt von jedem Gau nach seinen Zenten, oder, wie Tacitus durch das Wort Zent vielleicht irre geleitet, erzählt, hundert Reiter aus jedem Gau, daher dasjenige, was anfangs blos Zahl gewesen, nachmals Name und Ehrentitel geworden sey.

Den Platz verlassen, wenn man nur wieder ansetzte, hielten sie mehr für klug als für feig. Die Leichen der Ihrigen trugen sie auch in zweifelhaften Gefechten weg. Den Schild einbüßen, war unauslöschliche Schande; der so Beschimpfte durfte weder dem Gottesdienste beiwohnen noch in der Versammlung erscheinen; manche, die den Krieg überlebten, endigten die Schande durch den Strick. Diese den Verlust des Schildes begleitende Unehre ging auch in die folgenden Zeiten über, so daß das salische Gesetz demjenigen eine Strafe von sechshundert Denarien zuerkannte, welcher einem Freigebornen dies Verbrechen vorwarf, ohne es erweisen zu können.

Künstlicher Antriebe zur Tapferkeit bedurfte es nicht, da Bruder bei Bruder, Blutsfreund bei Blutsfreund focht, und die theuersten Liebespfänder in der Nähe waren: denn mit dem Heerbann zogen auch die Familien aus, und das Geheul der Weiber, das Gewimmer der Kinder

wurde von den Streitenden vernommen. Diese waren die heiligsten Zeugen, diese die beredtesten Lobredner. Griechen und Römer belohnten die Tapferkeit mit Bürgerkronen im Namen des Staats: die Deutschen trugen ihre Wunden zu ihren Müttern und Weibern, deren keine sie zu besichtigen und zu warten erzitterte. Pflege der Verwundeten, Speisung, Erquickung und Aufmunterung der Gesunden war der Weiber Geschäft. Schon die bloße Gegenwart derselben und die unmittelbare Besorgniß für ihr Schicksal gebot, mit Verzweifelung zu kämpfen. „Manche schon sinkende und wankende Schlacht soll von Weibern hergestellt worden seyn durch anhaltendes Flehen, eigene Hineilung ins Treffen und Vorstellung der nahen Gefangenschaft, welche sie für dieselben so schrecklich fürchten, daß die Gemüther der Völker, denen man edle Dirnen als Geiseln abfordert, fester dem Bündnisse bleiben.“ Das letztere bestätigt Suetonius in des Augustus Lebensbeschreibung, wo er erzählt: man habe von den Deutschen Weiber als Geiseln genommen, weil man gemerkt, daß sie die männlichen Geiseln einzulösen verabsäumt.

(Adliche und gemeine Wehren.) In dem Heerbann aber und folglich in der ganzen deutschen Verfassung erscheinen bereits in den frühesten Zeiten zweierlei Wehren, Gemeine und Edle, oder Frilinge und Adelinge. Den Ursprung dieses Unterschieds anzugeben, gehört unter die schwierigsten Aufgaben: daß beiderlei Wehren freie Männer waren, und an Herren und Knechte, oder an die spätere Trennung zwischen Adel- und Bürgerstand hier nicht zu denken ist, bedarf nach dem bisherigen kaum der Erwähnung. Die gewöhnliche Annahme, daß der Kriegsstand geadelt habe, wird durch die allgemeine Verpflichtung zu demselben widerlegt, und der auf die Stelle des Tacitus von der Auswahl der Reiter aus den Zenten gegründeten Vermuthung, daß der Dienst zu Pferde den Adel gegeben, scheint die Versicherung desselben Geschichtschreibers entgegen zu stehen, die Hauptstärke sey im Fußvolk gewesen. Das wahrscheinlichste ist, daß durch die Anführerstellen im Heerbann die Güter der Befehlshaber einigermaßen erhöht wurden. Dies geschieht überall, wo nicht Sold, sondern Landeigenthum den Dienst bestimmt; denn die Natur des Grundbesitzes bringt dauernde und feststehende, wie die des Erwerbs bewegliche und wandelbare Verhältnisse hervor. Der Sohn eines Herzogs kehrte nicht leicht zur gemeinen Reihe zurück, und der Hof, auf welchem sich die umliegenden Hofsassen eine Reihe von Jahren versammelt hatten, worauf vielleicht eine Burg oder ein Rüsthaus für die ganze Gegend mit gemeinschaftlichen Kräften errichtet oder unterhalten war, mußte seinen Eigenthümer immer wieder zum Herzog empfehlen; überdieß hatte man den Anführern theils zum Unterhalte theils zur Ehre verschiedene Vortheile eingeräumt, die sich nachher von seinem Sitze nicht leicht trennen ließen. Da aber dem ohngeachtet bei dieser Wahl kein Zwang statt fand, und kein Tüchtiger, besonders zur Zeit der Noth, ausgeschlossen war, so entschädigte man die Söhne der Helden, die nicht selbst Helden waren, durch ein vorzügliches Anrecht auf das Priesterthum und auf die Stellen der Richter und Grafen. Es bildeten aber unter diesen

adelichen Familien sich einige wieder zu herrschenden aus, aus denen allmählig die Fürsten gewählt werden mußten; so bei den Cheruskern Herrmanns Familie; bei den Ostgothen die Amaler; bei den Westgothen die Balten; bei den Vandalen die Asdinger; bei den Markmannen Marbods und Tuders Haus; bei den Longobarden die Lithinger; bei den Baiern die Agilolfinger; bei den Franken die Mervinger. Schon zu Tacitus Zeiten hieß es daher: Könige nehmen sie nach dem Adel, Herzoge nach Verdienst.

Beide Arten der Wehren, die edlen und die gemeinen, machten den eigentlichen Körper des Volks aus, auf dessen Bewilligung alles beruhte, wenn auch die Heerführer viele Gegenstände schon vor der Versammlung in Berathung nahmen, und wie überall, wo die Menge entscheiden soll, Ansehen, Abkunft, Verdienst und Beredsamkeit Einzelner den entscheidensten Einfluß ausübten. Indeß waren die Gemeinen den Führern zu nichts verpflichtet, am wenigsten zum unfreiwilligen Gehorsam: sie folgten ihrem Rathe, wenn er ihnen gut schien, nie ihrem Befehl, und mit dem Kriege erreichte das Herzogthum sein Ende.

(Priester.) Aber zwischen Wehren und Fürsten, oder vielmehr über beiden standen die Priester als unabhängige geheiligte Volksbeamte, in deren Händen allein sich diejenigen obrigkeitlichen Zwangs- und Hoheitsrechte befanden, welche kein Menschenverein für seine Fortdauer entbehren kann, deren Druck aber durch ihre Beziehung auf überirdische Abkunft gemildert werden muß, wenn er nicht herabwürdigend werden soll. Es war das Priesterthum bei den Deutschen nicht wie bei den Galliern ein Orden oder eine Druidenkaste, die mit aller Erkenntniß einen Alleinhandel getrieben und den Volksgeist niedergedrückt hätte, sondern die höchste obrigkeitliche, mit göttlicher Vollmacht versehene Würde. Die Priester allein legten der Versammlung Stillschweigen auf; sie allein waren im Stande, dieselbe durch Verkündigung eines bösen Zeichens zu sprengen, so daß an demselben Tage nicht weiter gerathschlagt werden durfte; sie allein erkannten auf Todesstrafe, wenn der Krieg und seine Gefahr dieses harte Zuchtmittel gegen Freie gebot: denn nur göttliches nicht menschliches Geheiß konnte strafen. Daß auch andere uralte Völker von ähnlichen Ansichten ausgegangen, bezeugt der altrömische Gebrauch, die Hinzurichtenden vorher zu entbürgern, und die gallische Sitte, die Verbrecher den Göttern zu opfern. Wie das älteste Königthum der asiatischen, griechischen und italischen Urwelt von kirchlichen Formen ausging, mit dem Priesterthum verbunden war und erst dann verlassen wurde, als die Menschen sich mehr dem Irdischen zugewendet und die Fürsten selbst die Bedeutung ihrer Würde aus den Augen verloren hatten, wie Melchisedeck, Anius und Numa zugleich Priester Gottes und Könige der Männer waren, also ist auch in der neuern Zeit der bürgerlichen Obrigkeit ihr Schwerdt und ihre Herrlichkeit erst von der Kirche verliehen worden, und schien in den Tagen des Unglaubens, als diese Grundfeste alles Gehorsams, gleichviel ob außer oder in den Gemüthern der Menschen, erschüttert war, auch aller Thronen Umsturz besorgt werden zu müssen, wie er denn auch von den Fein-

den des Kirchenthums mit Bestimmtheit verkündigt ward. Von diesen Ansichten geleitet verband der Triumvir und Imperator Octavianus, als er das alte Königthum unter einem andern Namen wieder aufrichten wollte, das oberste Priesterthum mit der Kaiserwürde, und ließ sich Augustus, d. h. der Hochheilige, nennen, eine Veranstaltung, deren tiefen Sinn seine Nachfolger bis auf Dioclezian nur oberflächlich geahnt haben mögen. Gewiß ist's, daß bei den Deutschen die Fürsten ihre Befugniß über Leib und Leben zu schalten, nur von der Gottheit entlehnten, und um dies göttliche Recht zu üben, erst durch Salbung und Krönung zu Priestern geweiht seyn mußten. Daher die große Wichtigkeit, die in allen Reichen deutschen Ursprungs den letztern Feierlichkeiten beigelegt wurde, weil durch dieselben der König seine Macht erklärte als eine von der Gnade Gottes, des einzigen Herrn der Freien, ihm geliehene Vollmacht; daher der Unterschied, der zwischen gesalbten und ungesalbten Königen, zwischen Königen von Gottes Gnaden und zwischen Herrschern ohne dieselbe noch in spätern Zeiten gemacht ward. Mit Unterlassung seiner Weihe zum Priester und mit Vorbeigehung des Besitztitels seiner Herrlichkeit, würde nach altdeutschen Vorstellungen ein König den ganzen geheiligten Character seiner Würde aufgegeben und sich als Herrn und Gebieter unfreier Leute dargethan haben *).

(Eidgenossenschaften.) Wenn mehrere Völkerschaften in einen Verein zu gemeinschaftlicher Vertheidigung zusammen traten, so entstand eine Eidgenossenschaft oder ein Völkerbund, wie schon in den ältesten Zeiten der sigambrische, dann der chattische, darauf der cheruskische unter Herrmann, und der markmannische unter Marbod gewesen waren. An der Spitze solch eines Bundes stand ein herrschendes Volk, dessen Fürsten oder Heerführer den Namen König vorzugsweise erhielten; merkwürdig aber ist es, daß grade Herrmann diesen Namen nicht führt, wiewohl derselbe seinen unbedeutenden Nachfolgern Italus und Chariomer als herkömmlich ertheilt wird. Solch ein Bund, hatte einst zwischen allen oder wenigstens vielen swevischen Völkern bestanden, das Hauptvolk waren die Semnonen gewesen; solch ein Bund verknüpfte die fünf Völker an der Ostsee, deren Heiligthum auf Rügen war; in solchen Eidgenossenschaften erschienen die Gothen, die Fran-

*) Das wußten die angeblichen Weisen des achtzehnten Jahrhunderts nicht, als sie die Krönungen und Salbungen der Fürsten als sinnloses Schaugepränge verspotteten, das wollte wahrscheinlich der große König nicht, als er, wie ihm von einem geschichtskundigen deutschen Manne nachmals ins Angesicht gerügt ward, die Gnade Gottes von seinen Münzen verbannte; aber das oder ähnliches mag dem Kaiser Joseph, dem getreuesten Sohne seiner Zeit, klar gewesen seyn, als er in seinen Erbkönigreichen der Krönung sich weigerte, um unumschränkter Herrscher zu bleiben.

Als der durch Dante schauderhaft verherrlichte Tyrann von Pisa, Ugolino, in den Tagen seines Glücks sich dessen überhob, und bei der Hochzeitfeier eines seiner Kinder zuversichtlich fragte, was ihm wohl noch fehle? antwortete Marco Lombardo, ein weiser Mann, eben so tiefsinnig als historisch witzig: Herr ihr seyd so beglückt, daß euch nur die Gnade Gottes fehlt.

ken, die Allemannen und alle die Völker, welche dem römischen Reiche nachmals so fürchterlich wurden. Eine Eidgenossenschaft aller Völker des deutschen Bodens erwuchs in der Folge selber zum Reiche der Deutschen.

(Leute.) In Waffenvereinen freier Hausväter bestand die Urverfassung der sassischen Germanen; auf erblichem Grunde und Boden zu wohnen, ein eignes Gebiet zu besitzen und Niemanden Gehorsam, Dank und Pflicht schuldig zu seyn, war das Wesen ihrer Freiheit. In der Meinung aber, daß in dieser Verfassung die große Aufgabe des Staats vollständiger als in irgend einer andern gelöst gewesen sey, haben viele deren Vortrefflichkeit gepriesen und deren Untergang schmerzlich beklagt; von diesen ist indeß nicht erwogen worden, daß in so lockrer, nur durch äußere Noth hervorgebrachter Verbindung weder Volksthum noch Staat zu reifen vermochten; noch weniger aber, daß eben diese patriarchalische Lebensweise und Freiheit, deren die Männer und Eigenthümer genossen, einen weit größern Theil der Menschen zu Unterwürfigkeit und blindem Gehorsam gegen gesetzlose Willkühr verdammte; vergessen wird die Dienstbarkeit und Knechtschaft, durch welche die freie Selbständigkeit der Wehren oder Grundherrn erkauft ward.

Nur die Grundherrn bildeten das Volk, nur sie erschienen in der Gemeine; alle ihre Hausgenossen und Pächter, ihre Knechte und Leibeigene waren außer dem freien Vereine, und kamen weder zur Versammlung noch zum Heerbann; sie gehörten dem Hausvater, der gegen den Nachbar ihr Leben schützte und ihre That verbürgte durch das Wehrgeld, welches er für sie forderte oder zahlte, aber gegen ihn selbst hatte keiner ein Recht: und für den Freien, der im Zorn seinen eignen Hörigen erschlug, gab es keine andere Strafe als die Reue, sich selbst eines nützlichen Besitzthums beraubt zu haben.

Solcher Freien gab es verschiedene Klassen. Gewissermaßen den Uebergang von der Freiheit zur Knechtschaft machten die Frilassen *), ärmere Freie, die sich aus Unvermögen, ein Wehrgeld zu verbürgen, entweder freiwillig einen Schutzherrn gewählt, oder von einem größern Gutsbesitzer ein Stück Land gegen zu leistende Waffendienste erhalten hatten, ohne darum leibeigen zu werden. Da sie kein selbständiges Wehrgut besaßen, fand zwischen ihnen und den Wehren kein Rechtshandel, folglich auch kein Gottesurtheil durch Feuerprobe oder Zweikampf statt; sie waren ausgeschlossen von der Versammlung, und konnten beim Heerbann ihrem Schutzherrn nur als Dienstmannen oder Hintersassen folgen. Umgang zwischen ihnen und den Freien war selten **).

Leibeigne hingegen oder wirkliche Knechte gehörten mit ihrer Person und Habe dem Grundherrn, und konnten ohne Befreiung ihren Stand nicht verlassen. Einige, die von reichern Land-

*) Arme Freie. Tacitus nennt sie irrig liberti, Freigelassene. Laessa heißt noch im Angelsächsischen der Letzte. Se the laessa ys, ys on heofena rice him mara. Wer der Letzte ist, ist im himmlischen Reiche desto mehr. (Angels. Bibel.)

**) Tac. de Germ. XXV. Raro aliquod momentum in domo, nunquam in civitate.

eigenthümern auf kleinere Höfe gesetzt worden waren, zinseten ihrem Landherrn Getreide, Leinwand und Vieh, und waren ihm mit Weib und Kind zu häuslichen Diensten verpflichtet. Dies der Ursprung der unfreien oder hörigen Bauern, die der Römer mit Kolonisten vergleicht. Andere Leibeigne waren mit keinen eignen Gründen versorgt, sondern bestellten das Feld ihrer Herrschaft, und erhielten dafür einen Theil vom Ertrage; jährlich vertheilte der Landherr unter dieselben sein Feld, nicht erblich wie jene Höfe, sondern zum jährlich wieder vorzunehmenden Wechsel; denn auch die Wohnung, das Vieh, und die Geräthe gehörten dem Herrn.

Auf welche Weise nun dieses Verhältniß zwischen Herren und Knechten, zwischen Freien und Unfreien sich gebildet haben mag, ist eine weit führende Untersuchung, die über die Grenzen der Geschichte hinausliegt. Ungleichheit unter den Menschen ist die Ordnung Gottes oder das Gesetz der Natur, und die Geschichte kennt keinen Stand der Gleichheit auf Erden: so weit sie hinauf geht, findet sie die Güter des Glücks unter die Sterblichen verschieden getheilt, und den einen zum Genuß, den andern zur Mühe, den einen zum Befehlen, den andern zum Gehorchen berufen. Also hat Gott geordnet, damit die Welt bestehen sollte, und sie besteht. Wie leicht es aber geschehen konnte, daß diejenigen denen Macht gegeben war, über andere zu schalten, dieselbe mißbrauchten, wie der Stärkere den Schwächern zuletzt aller Rechte, auch der unveräußerlichen des Menschen beraubte und aus der natürlichen und nothwendigen Ungleichheit die unnatürliche Knechtschaft hervorging, das bedarf bei der zum Mißbrauch und zur Verkehrtheit so geneigten Natur des Menschen kaum einer Erörterung. Der Ursprung der eigentlichen Knechtschaft ist wahrscheinlich im Kriege zu suchen. Allem Anschein nach war es hier, wo zuerst der Gedanke erwachte, den Besiegten nicht zu tödten sondern zu den Arbeiten zu zwingen, die man vorher entweder selbst verrichten oder theuer bezahlen mußte; bald wurde der Krieg als Mittel angesehen und oft blos darum angefangen, um das nützliche Eigenthum dienender Hände zu erwerben. Hierzu trat bei den Deutschen das Spiel, welches von ihnen so leidenschaftlich geliebt ward, daß viele nach dem Verlust ihrer Habe zuletzt ihren eigenen Leib aufsetzten, und wenn die Würfel unglücklich fielen, sich von dem Schwächeren aber Glücklichern binden und verkaufen ließen; ferner der Schiffbruch, indem nach deutschem Völkerrechte nicht nur die gestrandeten Güter, sondern auch die schiffbrüchigen Personen eine Beute des Strandherrn wurden *). In Hungersnoth mochten sich viele Arme freiwillig einem Reichern zu Knechten ergeben, um von ihm Nahrungsmittel zu erhalten, unvermögende Schuldner mit ihrer Person zahlen, gebrochene Gesellschaft, Unfähigkeit das Wehrgeld zu erlegen, und manches Verbrechen den Verlust der Freiheit nach sich ziehen. Gewiß ist es, daß bereits in sehr frühen Zeiten die deutschen Völkerschaften mit ihren Sklaven einen völligen Handel trieben, und daß später in verschiedenen Gegenden Europas und vorzüglich in den deutschen

*) Tacit. Agric. 28. Die Geschichte der aus Britannien entflohenen Usipeten.

Handelsplätzen große Sklavenmärkte gehalten wurden, auf welchen Männer, Weiber und Kinder verschiedener Völker zum Verkauf feil standen.

(Gefolgschaften.) Indeß mochte in den ältesten Zeiten die Zahl der freien Hausväter sehr groß seyn, und wirklich den ansehnlichsten Theil des Volks in sich begreifen. Dies bezeugen die gewaltigen Vertheidigungskriege. Aber allgemach geschahe hier wie bei andern Völkern, daß die kleinern Besitzer vergingen und die reichern durch Kauf oder Heirath einen Hof nach dem andern an sich brachten. Indem so die Freiheit immer mehr das Eigenthum einiger Wenigen ward, und der größere Theil des Volks in Abhängigkeit oder Knechtschaft verfiel, bildete sich neben der alten eine neue Verfassung selbständig hervor, und bereitete endlich jener Zerstörung. Diese Umwälzung ward bewerkstelligt durch das Aufkommen der Gefolge, deren Grundzüge schon Tacitus zeichnet.

Wenn nehmlich jeder Landeigenthümer in seinen Söhnen, Verwandten, Schützlingen und Hintersassen eine Mannschaft besaß, mit welcher er zum Heerbanne auszog, so bildete sich die Umgebung der reichen und angesehenen Wehren, aus welchen die Gaugrafen beständig und die Herzoge gewöhnlich erwählt wurden, allmählig zu einer gewaltigen Kriegsschaar; denn zu den zahlreichen und angesehenen Hintersassen der Mächtigen traten die jüngern Söhne vieler Edlen und Wehren, denen außer dem Priesterstande keine Versorgung übrig blieb, da der Hof dem Erstgebohrnen zustand. Vielleicht vertauschten auch vorübergehend manche Edle und Wehren selbst, von Langeweile und Kriegslust getrieben, ihren freien aber müßigen Ehrenstand gegen den unfreien aber thätigen Dienst der Gesellen, deren wahren Namen schon Polybius, obwohl etwas verstümmelt, nennt *). Der Heerbann, lediglich aus Landeigenthümern bestehend, denen Weiber und Kinder ins Feld folgten, war nur zur Vertheidigung bestimmt und seiner Natur nach schwer in Bewegung zu setzen. Der kriegerische Geist und Thatendurst der Jünglinge und Männer fand daher bei den seltenen Vertheidigungskriegen zu wenig Befriedigung, und die Gefolge nahmen mit der steigenden Bevölkerung nothwendig zu. Nun geschah es, daß diejenigen, die solch ein Gefolge hatten, von manchen Völkerschaften gedungen wurden, einen Krieg allein zu übernehmen, der sonst wohl ein allgemeines Aufsitzen erfordert hätte, und daß eine solche Einladung ihnen willkommen war, weil sie ihnen die Mittel darbot, diejenigen zu erhalten, deren Gesellschaft ihnen durch Eitelkeit und Ruhmsucht zum Bedürfniß geworden war.

Während dergestalt der Heerbann in müßiger Ruhe verfiel, blieben die Gefolge der Edlen in beständiger Uebung und Ehre. Stets von dem Kreise auserlesener und schlagfertiger Jünglinge umgeben, wurde ein solcher Herzog nicht blos von seinem Volke sondern auch von Benachbarten geehrt, geschmeichelt und gefürchtet. Man schickte ihm Gesandschaften und Geschenke, und oft hielt er durch sein bloßes Ansehen oder durch die Besorgniß, welche er einflößte, die

*) III. 22. Γαισατοι Gäsaten.

Partheien im Zaum. Von dem eignen Staate wurde der Herzog, der den Heerbann vertrat, durch freiwillige Steuer von jedem Hausvater mit Vieh oder Früchten versorgt, die er dem Namen nach als Ehrengeschenk empfing, ohne welche er aber nicht hätte bestehen können. Geschenke benachbarter Völker, nicht von einzelnen Personen sondern vom Staate gesendet, ausgesuchte Rosse, große Waffen, Pferdeschmuck und Halsketten, warben um der Herzoge Gunst; auch hatte römische Verderbniß oder Schwäche sie schon Geld anzunehmen gelehrt.

Im Gefolge diente Niemand von einem Wehrgute, wenn er auch gleich ein solches für sich besaß, sondern für die Ehre, Kost, Kleidung und Beute auf seines Herrn Pferde. „Sie fordern von dem Herzoge den Streithengst nebst der blutigen und sieghaften Pfrieme. Ungeschmückte aber reichliche Gastmähler dienen statt des Soldes; des Aufwandes Quell ist Krieg und Beute. Kommt's zum Treffen, dann ist's dem Herzoge Schande, an Tapferkeit übertroffen zu werden, dem Gefolge Schande, dem Herzoge an Tapferkeit nicht zu gleichen. Aber auf's ganze Leben ist's Brandfleck, ohne ihn aus dem Gefechte zurückzukehren. Ihn vertheidigen, ihn beschützen, eigene Heldenthaten seinem Ruhm beimessen, ist die heiligste Pflicht. Herzoge streiten für den Sieg, Begleiter für den Herzog."

Allem Ansehen nach wurde im Gefolge der Krieg wie eine Kunst oder zunftmäßig gelernt, so daß einer erst Waffenjunge bei einem Meister werden mußte, ehe er Geselle oder Knappe, und endlich Meister werden konnte. Als Waffenjunge mußte er seine Geduld und Körperfestigkeit darthun: „Niemand darf eher Waffen anlegen, als bis es gewiß ist, er werde sie mit Ehren tragen." Als Knappe erhielt er zuerst mit gewissen Feierlichkeiten Schild und Pfriemen in offner Versammlung von der Hand seines Kriegsfürsten; in den ältesten einfachen Zeiten, wo noch kein Zwang obwaltete, das Waffenhandwerk grade auf diese Weise lernen zu müssen, that dies der Vater oder ein andrer Verwandter; späterhin als die Gefolgschaften sich mehr zu einem ritterlichen Kriegsstande ausgebildet und sich das als Recht angemaßt hatten, was früher freiwillige Uebereinkunft gewesen war, konnte der Vater den Sohn nicht selbst in die Lehre nehmen. So nach des Paulus Diakonus Zeugniß bei den Longobarden *). Durch diese Waffenweihe wurde der Bube, der bisher dem Hause gehört hatte, frei wenn auch nicht Herr; er wurde Mitglied des Kriegsstaats oder Gefolges, obwohl er in Ermangelung eines Wehrgutes nicht Mitglied der Volksgemeinde werden konnte. Von nun an ging all sein Bestreben dahin, dem Herzoge zu gefallen und den ersten Platz in seiner Nähe zu verdienen: denn es gab Abstufungen im Gefolge, die auf der Wahl des Herzogs beruhten. Schon damals geschah es, daß ausgezeichnete Abkunft und Verdienste der Ahnen ganz jungen Leuten die Gunst zu Wege brachten, in die Reihe der Stärkern und längst Erprobten gestellt zu werden: die Söhne der Vornehmsten achteten es für keine Schande, dergestalt Geringerer Dienstleute zu werden. In der Folge artete dieser dem Adel schon damals eingeräumte Vorzug dahin aus, daß die

*) De gestis Longob I. 23.

ritterlichen Meister nur Kindern ritterlicher Art das Handwerk lehrten und alle übrigen ausschlossen. Hatte ein Gefolge zu lange Frieden, so gingen viel edle Jünglinge zu kriegführenden Völkern hinüber, oder sie zogen sonst auf Abentheuer aus: „denn Ruhe ist diesem Volke zuwider; in Gefahren werden sie leichter berühmt, und das Gefolge selbst kann nur durch Gewalt und Krieg erhalten werden.“

Es sind diese Gefolge, auf welche mehrere, gewöhnlich auf das ganze Volk gedeutete Schilderungen des Tacitus gezogen werden müssen. Nur von diesen kriegerischen Genossenschaften, keineswegs von den deutschen Hausvätern, heißt es, man habe sie weniger leicht dahin bringen können, das Land zu pflügen und auf die Erndte zu hoffen, als den Feind heraus zu fordern und sich Wunden zu holen, weil es ihnen faul und feig geschienen habe, durch Schweiß zu erwerben, was man durch Blut gewinnen könne; nur von diesen Gefolgen gilt es, daß im Frieden der ganze Tag mit Jagd, Müßiggang, Essen und Trinken zugebracht worden sey, daß die Stärksten in Faulheit hingelebt, und die Sorge für Haus, Hof und Feld den Weibern und Greisen überlassen hätten. Es war diese Verbindung zum Angriff oder zur Fehde mit jener zur Landwehr oder dem Heerbann im völligen Gegensatz. Im Heerbann wehte die Fahne Gottes, in der Fehde die eines Herrn; in jener bildeten sich die Rotten und Kriegshaufen nach Familien und Nachbarschaften, in der Fehde nach Ordnung des Herzogs; in jener wurden die Anführer vom Volke gewählt, in dieser vom Herzog. Dort verpflichtete der Bürgereid, hier der Lehnseid; dort gab es keinen Lohn, und Strafe nur durch den Priester im Namen Gottes, hier war Sold, aber auch Hofkriegsrecht, nach welchem einer Leib, Ehre und Leben verwirken konnte: denn ein Hoflager, an welchem täglich so viele müßige und bewaffnete Leute beisammen waren, erforderte strengere Gesetze als einzelne Wohner.

Wenn ein Herzog zugleich Richter oder Gaugraf war, so mußte das Gefolge es ihm leicht machen, seinen Einfluß zu erweitern und zu dem Ansehen zu gelangen, daß ihm der Name König im gewöhnlichen Sinne des Worts zu gebühren schien. Das Aufkommen dieser Könige und die Unterdrückung der Volksfreiheit wurde von den Römern begünstigt, so lange sie im Heerbann und im regen Volksgeist gefährliche Feinde erkannten. Mit den Königen glaubten sie nachmals schon fertig werden zu können. So ward Italus den Cheruskern, Vannius den Quaden zugeschickt, den Bructern von Spurinna ein König gegeben, und der Fürst Chariomer wegen Vorliebe für die Römer von den Chatten vertrieben *). Solch ein Herrscher war Marbod, dessen Gefolge zu einem völligen Kriegsheer von vier und siebzigtausend Mann herangewachsen war. Auch Herrmann hat gegen ihn nicht mit dem Heerbann wie gegen die Römer, sondern mit dem Gefolge gefochten; denn Tacitus erzählt ausdrücklich, daß von beiden Seiten nicht nach alter deutscher Weise in ungeregeltem Anlauf und in einzelnen Haufen, sondern mit eingelernter Kriegskunst nach den

*) Vetere ac jam pridem recepta populi Romani consuetudine, ut haberet instrumenta servitutis et reges. Tac. Agr. 14.

Befehlen des Feldherrn in förmlichen Geschwadern gestritten worden sey. Aber Herrmann war unbefleckt von ausländischer Buhlschaft.

Zweimal hat die deutsche, auf der Grundlage ländlicher Einrichtungen ruhende Verfassung, das einemal im Kleinen, das anderemal im Großen bestanden, und beidemal hat sie denselben Weg zum Untergange genommen. Als in der germanischen Zeit die uralte Volksfreiheit das Eigenthum weniger Landherren geworden war, konnten Volksversammlung und Heerbann ihre alte Bedeutung nicht ferner behaupten; das emporwachsende Geschlecht, das sich des Eigenthums und der Bürgerrechte beraubt sah, höhnte der häuslichen Herrscherlinge selbstsüchtige Freiheit, und entzog sich ihrem Joche, indem es sich dem Dienste der Fürsten ergab. Nach anderthalb Jahrtausenden waren in Deutschland die alten Verhältnisse in vergrößertem Maaßstabe wiedergekehrt: nicht bäuerliche Grundherrn, sondern fürstliche Herrscher besaßen den Boden, und statt der germanischen Volksversammlung rathschlagte ein Reichstag. Wie dort die Grundherrn, so bildeten hier die Fürsten den Staat; gleich der germanischen war die deutsche Freiheit auf eine kleine Anzahl Besitzer beschränkt, und die eigentliche und große Masse des Volks ohne öffentliche Verfassung; denn die Fürsten erschienen auf dem Reichstage wie die alten Hausväter in der Versammlung als Personen und nicht als Vertreter des Volks. Darum, als die Herzen der Menge sich mehr und mehr vom Reiche gewendet hatten, ward es den kriegerischen Gewalten, die in seiner Mitte erwachsen waren, möglich, dasselbe zu stürzen, und auf den Trümmern der Freiheit, die dem Volke Knechtschaft dünkte, das Panner eigener Herrlichkeit zu erheben.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Häusliches Leben der Deutschen.

Die ländliche Grundlage der germanischen Staaten ist nun verwittert, und die damit verknüpfte Vorliebe des Volks für das Land, seine Abneigung gegen städtische Wohnorte, im Verlaufe der Zeiten bis auf gewisse wehmüthige Erinnerungen vorüber gegangen: dagegen hat die häusliche Einrichtung und die innere Lebensweise der Deutschen für das gesammte Leben der neuern Menschheit ihren Einfluß behauptet. Die durch das zusammengedrängte Wohnen in Städten beförderte Richtung der alten Völker auf das Oeffentliche und Allgemeine scheint durch die germanische Richtung auf das Persönliche und Häusliche für immer verdrängt zu seyn, denn in den einsamen Wehren, in den abgesonderten Meierhöfen der Deutschen mußte eine

ganz andere Sinnesart und Handlungsweise herrschen, als auf den Marktplätzen zu Athen und zu Rom.

An der Spitze aller ganz anders geformten geselligen Verhältnisse steht das des weiblichen Geschlechts bei den Deutschen, das hohe Ansehen, welches die Frauen bei ihnen genossen, die Ehre und Freiheit, in welcher sie lebten. Bekanntermaaßen ist hier der erste Ursprung von dem zu suchen, was die Sitten und die Bildung der Neuern in der geistigen Liebe, in der freiern und innern Geselligkeit, in der höhern Ausbildung des weiblichen Geschlechts von denen das Alterthums vortheilhaft unterscheidet. Einer Weltansicht, welche dem Menschen blos in seinen öffentlichen und staatsrechtlichen Beziehungen Werth einräumte, mußte das weibliche Geschlecht nur auf einer sehr untergeordneten Stufe erscheinen, weil es grade an dem, was dem Daseyn seine höhere Bedeutung gab, an der Staatsverwaltung, keinen Antheil nehmen konnte; im deutschen Leben hingegen, wo das Familienverhältniß als das erste und der Staat nur als das zweite erschien, stand die Frau *), die Mitgebieterin des Hauses, schon äußerlich auf einem ehrenvollen Platze. Wenn die Hitze des morgenländischen Bluts die ungesellige Absonderung und die sklavische Behandlung des Weibes als Eigenthum des Gebieters und Befriedigungsmittel seiner Lüste herbei geführt hatte, so wuchsen unter dem kühlen Himmel der nördlichen Länder Jünglinge und Jungfrauen im freundlichen Umgange zum Alter der Liebe und Ehe heran, deren Bund durch freie Wahl und gegenseitige Neigung geschlossen ward. Vor dem zwanzigsten Jahre konnte keiner einen eignen Haushalt übernehmen; bis dahin hatte er keine öffentliche Freiheit und keinen Mund, sondern ward als unmündig, vom Vater oder von dem Vornehmsten der Familie vertreten. Söhne, die statt eine eigne Wirthschaft anzulegen es vorzogen, im väterlichen Gehege zu sitzen, hießen Hagestolze und blieben ihr Lebenlang unmündig, wie die Töchter, die keine Männer bekamen: daher die Verachtung beider. Mit der Wahl einer Frau ward für den Sohn die Trennung aus dem väterlichen Hause und die Aussetzung auf besonderes Erbe entschieden: daher dem deutschen Volke noch heut nur der Ehemann für einen vollen Mann gilt, und der Sohn des reichen Vaters erst durch die Frau, die er nimmt, ein Herr wird.

Nicht eher als bis er fürs Vaterland gestritten hatte, durfte der Jüngling es wagen, um eine Magd, die ihm an Jahren und Kräften gleich war, zu freien. Waren beide einig, so ward die Einwilligung der Eltern erfordert. Wenn die Tochter aus dem väterlichen Hause in ihres Mannes Gewahre und Hausfrieden trat, verlor der Vater sein Recht an ihr, und ward dafür durch ein Kaufgeld **) entschädigt, dessen Summe die Gesetze mehrerer deutscher Völkerschaften bestimmen: die Mitgift, welche die Frau dem Manne zubringt, ist römischen

*) Frauja heißt Herr. Nimanna mag twaim faujam skalkinon. Niemand mag zween Herren dienen. (Angels. Bibel.) Eben so Fro im Otfried ꝛc.

**) Hire das Stammwort von heirathen, ist kaufen.

Ursprungs. Die Uebergabe der Braut an den Bräutigam geschah in Gegenwart der Eltern und Verwandten unter gegenseitigen Geschenken und sinnbildlichen Handlungen, welche die freie Gegenseitigkeit des Bundes bezeugten. Der Mann schenkte der Frau am Morgen nach der Hochzeit die Morgengabe, die in Rindern, einem aufgezäumten Roß und einem Schilde mit Pfriem und Schwerdt bestand, und erhielt dagegen von der Braut einige Waffen und Geräthe, welche Vater Fe (das ist Vaters Gabe) hießen und die Veranlassung der heutigen Gerade sind. „Dies däucht ihnen, sagt Tacitus, das festeste Band, dies die geheime Weihe, dies die Götter der Ehe. Damit das Weib sich nicht außerhalb der Gedanken der männlichen Tugenden, außerhalb der Zufälle des Krieges achte, wird sie beim Anbeginn der Ehe ermahnt, sie komme als Gefährtin der Mühen und Arbeiten, um Gleiches mit dem Manne im Frieden und im Treffen zu dulden und zu wagen. Dies bedeuten die angespannten Rinder, dies das gerüstete Pferd, dies die gegebenen Waffen. So müsse man leben, so sterben; sie erhalte, was sie unverletzt und würdig ihren Kindern übergeben wird, was ihre Schwiegertöchter empfangen und wieder ihren Enkeln überliefern sollen. Die Ehe ist streng und kein Theil ihrer Sitten lobenswerther; fast die einzigen unter den Barbaren sind sie mit Einem Weibe zufrieden, wenige ausgenommen, die nicht aus Wollust sondern ihrer Verbindungen wegen mehrere nehmen."

Von Schauspielen und Gastmählern blieben die Weiber fern, geheime Briefe waren beiden Geschlechtern gleich unbekannt. Ehebrüche kamen selten vor; die Strafe ward als Bruch des Bündnisses schon durch den Namen ausgedrückt und sinnbildlich vom Manne vollzogen. In Gegenwart ihrer Anverwandten jagte er die Sünderin mit abgeschnittenen Haaren und entblößt aus dem Hause, und peitschte sie durch den Flecken. Entweihete Keuschheit fand überhaupt keine Verzeihung; einer Geschwächten hätten weder Schönheit, noch Jugend, noch Reichthum einen Gatten verschafft. „Niemand lächelt dort über dergleichen Laster, und verführen und verführt werden heißt nicht Zeitgeist. Besser noch steht es bei denjenigen Völkerschaften, bei denen nur Jungfrauen heirathen, und der Wunsch und die Hoffnung, Gattin zu seyn, nur einmal erfüllt wird. So erhalten sie Einen Mann, wie Einen Körper, wie Ein Leben, damit kein Gedanke, keine Begierde weiter Raum finde, damit sie nicht sowohl den Gatten als die Ehe lieben."

Je stärker die Familie war, je mehr einer Verwandte und Blutsfreunde zählte, desto angenehmer war sein Leben. Die Anzahl der Kinder zu bestimmen, oder nach römischer Sitte eins von den Zugebohrnen durch Aussetzung zu tödten, ward nach Tacitus für schändlich gehalten; zwar wehrte es kein Gesetz, aber gute Sitten galten mehr als gute Gesetze; doch ist nachmals in den nördlichen Gegenden die Aussetzung der Kinder Sitte geworden.

Das neugebohrne Kind tauchte man in einen Fluß, um es von Jugend auf hart und an Kälte zu gewöhnen *). Der Knabe bekam seinen Namen entweder von einem Thiere, als Hengst,

*) Arist. Polit. 1. 7.

Ors, Wolf ꝛc., oder von Krieg und Ehre wie Heervest, Herrmann, Siegfest, Siegbert, Siegmund; das Mädchen von Tugend und Liebe. Beide Geschlechter wurden nackend erzogen, damit sie gewöhnt würden, den rauhen Himmel zu ertragen; dies dauerte lange, weil die Kindheit erst spät endete. So wuchsen sie ohne Kleider und Wartung zu jenen Gliedern und Körpern empor, welche das Erstaunen der Römer erregten. Die Mütter stillten selbst, und überließen die Kinder nicht Mägden und Ammen. Erzogen wurden die künftigen Herren und Knechte auf gleiche Weise, zwischen dem Vieh und auf dem harten Boden, bis Alter und Muth die Freien von den Hörigen schied. Spät pflegten die Jünglinge der Liebe, darum blieb ihre Jugendkraft unerschöpft; auch die Jungfrauen wurden nicht übereilt. In beiden war gleiche Jugendfülle, derselbe hohe Wuchs; so vermischten sich Gleichheit und Kraft, und der Eltern Stärke bezeugten die Kinder.

Der Schwester Kinder genossen bei dem Oheim gleicher Ehre als bei dem Vater. Einige hielten dieses Blutsband für heiliger und enger, und verlangten solche lieber zu Geiseln, als wenn sie das Herz fester und das Haus in mehrfacher Hinsicht umfaßten. Doch ward ein jeder nur von seinen Kindern beerbt und kein Testament galt; waren keine Kinder vorhanden, so nahm der nächste Grad Besitz, Brüder, Vatersbrüder, Mutterbrüder. Eine Veränderung der natürlichen Erbfolge durch ein Testament konnte schon darum nicht statt finden, weil den Verwandten die Last der Bürgschaft und Blutrache auch bei Entziehung des Erbtheils geblieben seyn würde.

Der Hof und das Heergewette fiel auf den ältesten Sohn oder ältesten Schwerdtmagen, und ward nicht gern getheilt, da man große Sorge für die Erhaltung der Familien trug. So lange noch viel Land ungebaut lag, zogen die jüngern Söhne aus zur Gründung neuer Höfe, oder sie traten in Dienste und wurden Gesellen eines Herzogs. Die Tochter erbte vom Gute des Vaters nichts, aber von der Mutter die Gerade, über die sie zur Ausstattung nichts bedurfte*). Als aber die Umstände der Nazion sich besserten, lernte man bald Eigen von Erbe unterscheiden, und wenn der Sohn und nach ihm der nächste Schwerdtmagen das Eigen erhielt, so fiel das Erbe oft auf die Tochter, Schwester und Mutter, und kehrte dann erst auf die Schwerdtmagen zurück.

Die ganze Familie zusammen hieß Mag; von weiblicher Seite Spindelmag oder Spillmag, von männnlicher Schwerdtmag. Da kein Testament die natürliche Erbfolge störte, so brachte Kinderlosigkeit nicht den Lohn der Gunstbewerbung.

„Kein Volk lebt so viel und so gastlich zusammen. Irgend einen Sterblichen aus dem Hause zu weisen, halten sie für unerlaubt; jeder ladet zu seinem, dem Vermögen gemäß eingerichteten Mahl. Ist der Vorrath aufgezehrt, so geht der Wirth mit dem Gaste ins nächste Haus und wird dort gleich freundlich empfangen. In der Gastlichkeit macht dort Niemand einen Unterschied zwischen Bekannten und Unbekannten.

*) Leges Angl. VI. 5 VII. 3. Doch galten hierüber bei verschiedenen Völkerschaften (z. B. bei den Saliern,) verschiedne Gesetze.

Was der Abreisende zu haben wünscht, wird ihm gegeben, aber auch von der andern Seite eben so ohne Umstände gefordert. Sie freuen sich über Geschenke, rechnen aber weder die gegebenen an, noch fühlen sie sich durch die empfangenen gebunden. Munter ist das Leben unter Freunden. Gleich nach dem Schlafe, den die meisten bis in den Tag verlängern, baden sie sich gewöhnlich mit warmen Wasser, da der Winter die längste Jahreszeit ist; dann essen sie, jeder auf einem besonderen Tische. Hierauf gehen sie bewaffnet an ihre Geschäfte, und nicht weniger oft zu Gastmählern. Das gilt nicht für schimpflich, Tag und Nacht hindurch zu zechen. Die unter den Berauschten häufigen Händel werden selten durch Schmähworte, oft durch Mord und Wunden ausgemacht. Aber auch über zu versöhnende Feinde, über zu knüpfende Freundschaften, über zu wählende Fürsten, endlich über Krieg und Frieden rathschlagen sie meistens beim Mahl, als ob zu keiner andern Zeit das Gemüth für einfache Gedanken offner, für große feuriger wäre. Das Volk ist nicht hinterlistig und verschlagen, und öffnet noch bei lustiger Gelegenheit die Geheimnisse der Brust. Am folgenden Tage wird dann das enthüllte und nackte Gemüth aller wieder befragt, und Scherz und Ernst erhalten demnach beide ihr Recht. Sie rathschlagen, wenn sie zu heucheln außer Stande sind; sie beschließen, wenn sie nicht irren können *).

Ihr Getränk ist Bier, aus Gersten oder Weitzen bereitet; die dem Rheinufer am nächsten wohnen, kaufen auch Wein. (Zu Cäsars Zeiten ließen die Sweven und auch die Nervier keinen Wein in ihr Gebiet, weil sie meinten, er werde mit der Kraft und Tapferkeit der Männer bezahlt.) Ihre Speisen sind einfach; wilde Aepfel, frisches Wildpret oder geronnene Milch. Ohne große Zurüstungen und Leckereien vertreiben sie den Hunger. Gegen den Durst sind sie weniger mäßig. Wenn man ihrer Neigung zum Trunk völlige Genüge leistete, möchte man sie leichter durch Laster als durch Waffen bezwingen. (Zu ihrem Glück war der Brantwein noch nicht erfunden.)

Ihre Bekleidung ist für alle ein weiter Rock, mit einem Gurt zugeschnallt; sonst unbedeckt liegen sie ganze Tage um den Feuerheerd. Die Reichsten sind durch ein Kleid ausgezeichnet, welches nicht wie das des Parthers oder Sarmaters den Leib umfließt, sondern eng anschließend jedes Glied ausdrückt. Sie tragen auch Thierfelle, die Uferbewohner ohne Prunk, die im innern Lande auserlesenere, weil der Handel ihnen keine anderen Putzkleider giebt. Sie besetzen das Pelzwerk mit Flecken und Fellen solcher Thiere, die selten gefangen werden, oder in fremden Ländern zu Hause sind. Die Weiber haben keine andere Tracht als die Männer, doch brauchen sie häufig linnene Kleider, die sie mit Purpur verbrämen. Auch haben ihre Kleider keine Aermel, sondern die Arme und ein Theil der Brust sind blos. (Einer

*) Aehnliches erzählt Herodot von den Persern: „Unter starkem Zechen berathschlagen sie über die wichtigsten Angelegenheiten; was ihnen gut gedäucht, trägt ihnen der Wirth am folgenden Tage wieder vor. Gefällt's den Nüchternen, so richten sie sich darnach; mißfällt's, so lassen sie es vorüber; was sie aber nüchtern berathschlagen, untersuchen sie beim Trunke aufs Neue."

künstlichen Seife, um die Haare roth zu färben, bedienten sich die Männer mehr als die Weiber *). Die Römer kannten keine bessere, und bezogen sie aus Deutschland.)

Sie haben nur eine Art Schauspiele, die in jeder geselligen Versammlung vorkömmt: nackte Jünglinge, denen dies Scherz ist, werfen sich springend zwischen Schwerdtern und gezückten Speeren umher. Uebung hat dies Spiel zur Kunst, Kunst zur Anmuth gemacht, doch thun sie es keineswegs um Gewinn oder Lohn, obwohl der Preis des kühnen Muthwillens das Vergnügen der Zuschauer ist. Sonderbar genug treiben sie auch nüchtern das Würfelspiel als ein ernsthaftes Geschäft, mit solcher Verwegenheit zu Gewinn und Verlust, daß sie, wenn sie alles verloren haben, auf den letzten Wurf ihren Leib und ihre Freiheit setzen. Der Verlierer übernimmt die freiwillige Knechtschaft, und läßt, obwohl jünger und stärker, sich binden und fesseln. Diese Hartnäckigkeit in so schlechter Sache nennen sie Worthalten. Bei den Begräbnissen herrscht keine Pracht. Das allein wird beobachtet, daß die Leiber berühmter Männer mit gewissen Holzarten verbrannt werden. Die Scheiterhaufen bedecken sie weder mit Teppichen noch mit Wohlgerüchen; jedem werden seine Waffen, einigen auch die Pferde in die Flammen gelegt. Ein Rasenhaufen bedeckt das Grab; des Denkmahls kostbare und mühseelige Ehre verachten sie, als dem Verstorbenen lästig. Klagen und Thränen vergessen sie bald, Schmerz und Traurigkeit spät. Trauer achten sie den Weibern geziemend, den Männern Erinnerung. (Auf den Gräbern der Verstorbenen ward von den Verwandten geschmauft mit festlichen Liedern. Als das Christenthum diese Mahle als teuflisch verbot, wurden sie zu Hause gefeiert.)

Die Häuser, in denen sie wohnten, lagen einzeln, wie ein Bach, ein Weideplatz, ein Acker, ein Hain die Stätte bestimmt hatte; daher die häufigen Endungen deutscher Ortschaften auf Born, Bach, Feld, Wald, Berg, Stein, Au, Fuhrt, die noch heut an die Anlagen erinnern, aus denen sie hervorgegangen sind. Auch da, wo mehrere benachbarte Wohnungen einen Flecken bildeten, standen die Häuser nicht an einander. Städte nach alterthümlicher oder neuerer Anlage gab es in Deutschland nicht. Die Burgen, deren die Römer erwähnen, waren größere und besser befestigte Wehren eines Edlen oder Fürsten; wenn viel Hofgesinde ringsum sich angebaut hatte, mögen sie das Gerücht von Städten mitten in Deutschland veranlaßt haben, welches in manchen Anführungen der Geschichtschreiber, und besonders in den Angaben des Erdbeschreibers Ptolemäus mit solcher Bestimmtheit hervortritt. Jeder umgab das Seinige mit einem freien Platze, entweder als Mittel wider Feuersgefahr oder aus Unkenntniß der Baukunst. Sie bedienten sich nicht der Bruchsteine oder Ziegeln, sondern einer unförmlichen Materie, ohne beim Bau auf Schönheit oder Genuß viel Rücksicht zu nehmen. Damit man indeß nicht an ganz rohe und elende Hütten denke, erwähnt Tacitus sogar äußerer Verzierungen durch Mahlerei und Farbenzüge mit einer sehr reinen und glänzenden Erde, und künstlich angelegter Keller zur Aufbewahrung der Früchte, zum Zufluchtsort ge-

*) Plin. 28. 12.

gen Feinde und Winter. Diese Hölen waren von solchem Umfange und so künstlicher Einrichtung, daß sich bei einem feindlichen Einfall ganze Familien mit ihrer Habe darin verbargen, und daß Eponnina Jahre lang ihren unglücklichen Gemahl Julius Sabinus unter der Erde verpflegte. In diesen unterirdischen Wohnungen saßen nach Plinius vorzüglich die Weiber, wenn sie spannen und webten.

„Die Beschreibung, welche Tacitus von den germanischen Sitten entwirft, sagt Möser *), läßt sich noch bis auf diese Stunde auf unsere niedersächsischen Bauern anwenden. Diese verheirathen sich selten vor dem vier und zwanzigsten Jahre; ihre Töchter werden auch nicht in ihrer Kindheit wie die Römerinnen verbunden. Es fehlt ihnen an Müßiggang, um auf Buhlerei zu denken. Ihre Höfe liegen zerstreut, damit keine allzu nahe Nachbarschaft die Grenzen derselben einschränken möge. Ihre Felder bleiben ein Jahr ums andere brache, damit sie desto fruchtbarer werden. Man liegt nicht wie die Römer zu Tische, sondern jeder hat seinen eigenen Stuhl. Ihre Kost besteht mehrentheils in Früchten und geronnener Milch, nur müssen sie statt des Wildes die geräucherten Speisen erwählen. Schreiben und lesen würden sie noch nicht können, wenn ihnen nicht die Reformazion die Gesang- und Gebetbücher in die Hand gegeben hätte. Sie enthalten sich der ehelichen Beiwohnung nicht aus Furcht, zu viele Kinder zu zeugen, indem die Menge derselben ihnen eben so viel Ehre als den verschwenderischen Römern Last bringt. Die eigenen Leute, welche oftmals viele Tausende mehr als ihre Herren besitzen, scheinen blutarm zu seyn, um den Geiz der Richter, der Vögte und der Gutsherrn nicht zu reitzen, vor welchen sie sich, wie ehemals vor den Römern, in Acht nehmen. Aus eben dieser Ursache halten sie nicht viel auf die Pracht der Hausgeräthe. Man kann den Herrn von dem Knechte nicht unterscheiden; sie wohnen beide unter einem Strohdache, leben in Einem Rauche und speisen an Einem Tische. Ein Italiener würde bei einer schönen Bäuerin sein Glück im Leben nicht machen, weil ihre Sitten und Denkungsart so weit von einander verschieden sind, daß niemals die zum Lieben nöthige und vertrauliche Gleichheit unter ihnen entstehen kann. Die Mode, Brust und Arme blos zu tragen, haben nunmehr die Römerinnen selbst von den Barbaren angenommen. Trinken und Zanken sind bei ihnen unverjährte Tugenden, und ein Bauer ist nicht vergnügt, wenn er nicht zum wenigsten drei Prozesse hat. Mein Vaterland (Osnabrück,) welches kaum sechs Meilen ins Gevierte hält, ernähret über zweihundert Diener der Gerechtigkeit, die jährlich mit hunderttausend Thalern lange nicht bezahlt werden können. Hieraus sieht man, daß Tacitus unsere Vorfahren zwar treulich geschildert, jedoch aber diejenige Seite zum Gemälde erwählt habe, welche den Römern am meisten entgegen gesetzt gewesen. Man kann dieselben von einer andern Seite betrachten und ohne Widerspruch behaupten, daß die Vornehmen damals, wie heut feiner aber auch verderbter als der große Haufe der gemeinen Bauern seyn mochten.“

*) Mösers Schriften 1. S. 260.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Religion der Deutschen.

Gleich ihren Stammgenossen, den Persern, verehrten die Germanen ursprünglich die für lebendig gehaltene Natur in ihren Elementen und Kräften. Feuer und Erde waren der vorzüglichste Gegenstand dieses Dienstes; jenes ward angebetet als Flamme, oder im Gestirne des Tags und dem Monde; die Erde aber, die in ihrem geheimen Schooße Fruchtbarkeit und Leben bereitet, hinter dem schauerlichen Dunkel einsamer Haine und Wälder. Nur des Feuerdienstes gedenkt Cäsar; wie er der älteste war, so hat er sich am längsten erhalten: noch in den mittlern Zeiten entschied Gott durch die Feuerprobe das Recht, und in den unsrigen sind die Johannisfeuer dessen letztes erlöschendes Flämmchen. Es war diese Verehrung des Feuers die uralte Religion Asiens; wie bei ihrer Ausartung zum Sternendienst Abraham aus Chaldäa in das Land der Verheißung geflohen, so scheinen auch die Germanen mit reinern und edlern Vorstellungen als andere Völker aus ihrer Heimath gezogen zu seyn. Doch ging auch da, wo die einfache Form sich behauptete, die Unendlichkeit des Gedankens verloren; der Naturgott wurde zum Volksgott bei den Hebräern wie bei den Deutschen.

Wie sehr aber auch in diesem Naturdienst die wahrhaftige Gottheit verkannt worden seyn mag, die Gewalt desselben über alle Völker und die Gemüther der Menschen war groß. Der Gehorsam, den die Hausväter von ihren Kindern und Knechten erhielten, ward ihnen als Priestern des Gottes, und die Grundlage, auf welcher die Staatsvereine beruhten, war keine andere als die des göttlichen Rechts: die freien Männer, die sich keinem sichtbaren Herrn unterwerfen wollten, erkannten, da einmal gehorcht werden mußte, einen unsichtbaren Gebieter. Als dessen Vertreter ward ein geheiligter Volksbeamter, oder Priester gewählt; an die Stelle des Hausrechts, trat das Gottesrecht, an die Stelle des Hausfriedens der Gottesfriede in der Volksgemeinde. Noch kennt Cäsar diesen geheiligten Volksbeamten nicht; entweder war sein Kunde zu dürftig, oder die Ausbildung der germanischen Verfassung fällt erst nach seinen Geschichten.

In dieser mehr ausgebildeten Verfassung, wie sie im Tacitus vorkömmt, erscheint das freie germanische Volk unter der Herrschaft eines unsichtbaren Königs, der ihm den Frieden, im Kriege aber den Sieg giebt. Der Name dieses Gottes war Thuisto oder Theut; als Anführer im Kriege hieß er Wodan oder Wallvater, das ist, Krieger oder Vater der Schlachten. Darum nannten die Römer ihn Mars; daß sie außerdem ihn auch Merkurius nannten, ward durch die Verwandschaft des Namens Theut mit dem phönizischen Thaut, und dem gemäß mit dem griechischen Hermes veranlaßt. Es wurden ihm Menschen geopfert, und bei bevorstehenden Schlachten zuweilen der Gefangenen Erwürgung

angelobt. Umsonst haben Freunde des deutschen Alterthums diese bestimmten Angaben zu entkräften versucht: der allen Naturreligionen gemeinsame Glaube, daß die zürnende Gewalt nur durch die Darbringung des Edelsten und Liebsten versöhnt werden könne, zeigt sich bei den Deutschen, wie bei den Puniern und Griechen, bei den Römern und Celten; nur daß in keiner Religion die Masse der Schlachtopfer so groß als in der celtischen war. Erst im Christenthum ist diese schauervolle und dunkle Neigung des menschlichen Gemüths durch die Mysterie des von einem Gottmenschen geduldeten Todes dem stillen Lichte göttlicher Wahrheit zugekehrt worden.

Dieser Gott des Gesammtvolks ward so wenig in einem menschlichen Bilde dargestellt als in einem Tempel verschlossen. Beides, sagt Tacitus, hielten die Deutschen für unangemessen der Größe himmlischer Wesen, daher heiligten sie Haine und Wälder, und belegten mit dem Namen Gottheit jenes Geheimnißvolle, welches nicht mit den Augen gesehen, sondern mit dem Gemüthe vernommen wird. Diese erhabene Ansicht ist indeß schwerlich die richtige. Wohl darum fand das Bild des obersten Gottes auf der ganzen deutschen Erde keinen Platz, weil dasselbe Einer Völkerschaft den entschiedenen Vorzug eingeräumt haben würde, der in allen alten Religionen an den Haupttempel geknüpft war. So lange als das Volk Theuts nicht zu einem einigen Reiche verbunden, als jede Völkerschaft ein besonderer Staat war, machte jegliche Ansprüche auf die Gegenwart ihres Gottes. Ueberall waren ihm Wälder und Haine, Flüsse und Quellen geheiligt, überall konnte er wohnen, und weder eine Stiftshütte noch ein Tempel gab, wie bei den Hebräern, Einem Stamme die Herrschaft.

Aber wenn auch nie die Stämme des Gesammtvolks sich einten, und nie dem Theut ein besonderes Heiligthum geweiht werden konnte, so verbanden sich doch die einzelnen Völkerschaften zu Eidgenossenschaften. Auch dieser Stammvereine Grundlage war kirchlich, auch ihr Vertrag durch den Gottesglauben geheiligt. Da aber hier eine wirkliche und äußerliche Verbindung geschlossen, und Ein Volk für das erste erklärt war, so konnte auch die Gottheit des Bundes eine Stätte erhalten. Ueber diesen besondern Bundesgöttern ward hin und wieder die Verehrung des großen Volksgottes vergessen oder vernachläßigt, wie später über dem Vortheil der Stämme die Wohlfahrt des Reichs. Wohl mochten die Eidgenossen die Gottheit des Volks für die ihrige erklären, sie fanden keinen Glauben bei denen, die zu ihrem Bunde nicht gehörten; nie hätte Herrmann in Marbods Heiligthume dem Gotte der Markmannen geopfert. So vervielfältigte sich der einige Volksgott zu mehrern Bundesgöttern, und mehrfache Gebräuche entstanden. Gemeinschaftlich blieb für alle die Verehrung in Wäldern und Hainen; hier wurden außer dem Gottesdienst auch die Volksversammlungen und Feste gehalten, hier wurden die Kriegszeichen verwahrt, damit sie den Gottesfrieden genössen und sich unter der Aufsicht und dem Schutze des Bundesgottes befänden. Keine unheilige Art fällte hier einen Baum, kein Geschooß störte ein Wild; so wenig wie der freie Mann in seinem Hause, durfte der Gott in seinem Haine beunruhigt werden.

Der Gang zu diesen heiligen Oertern hieß Waldfahrt (Wallfahrt,) und war ein festlicher und fröhlicher Tag.

Beispiele solcher Bundesreligionen führt Tacitus bei drei Völkerbündnissen an. Der heilige Hain der Sweven befand sich bei den Semnonen, die sich für die ältesten und edelsten aller Swevenvölker hielten. Hier versammelten sich jährlich an einem bestimmten Tage Abgeordnete aller Stämme, unter geheimnißvollen Gebräuchen. Gebunden traten sie in den Hain, zum Zeichen, daß nicht Freiheit des einzelnen Mannes, sondern Bund des Ganzen gelte. Mit einem Menschenopfer begann die schreckliche Weihe; wer ohngefähr fiel, stand nicht auf, und ward nicht aufgehoben, sondern auf der Erde aus dem Heiligthume gewälzt. Eine andere Verbindung von sieben Stämmen an der Ostsee, wo aus dem verdorbenen Namen Reudinger oder Nuithonen der Name Teutonen hervorzuleuchten scheint, verehrte die Stammmutter Erde in dem heiligen Haine Rügens auf die oben beschriebene Weise. Das Lygische Bündniß hatte auch einen Bundesdienst. Bei den Naharvalern im heutigen Schlesien befand sich ein Hain unter Aufsicht eines weiblich gekleideten Priesters; aber der Name der Geschwistergottheit Alcis (Holczy, die Knaben,) ist slavisch.

Als oberster Richter war die Gottheit auch die Zuflucht des Volks, wenn eigne Einsicht in Beurtheilung der Dinge und Erforschung der Zukunft nicht ausreichte. Die Ordalie oder das Gottesurtheil entschied unauflösbare Streitsachen durch die Feuerprobe oder den Zweikampf; das Loos aber deutete die Zukunft durch Reiser oder durch Pferde. Im ersten Falle wurde der abgeschnittene Zweig eines Fruchtbaums in Stäbe getheilt, die man durch besondere Zeichen (Runen) unterschied, und dann regellos auf ein weißes Gewand streute. Dann betete bei öffentlicher Frage der Priester, bei Privatsachen der Hausvater zu Gott, blickte gen Himmel, hob dreimal einzelne Reiser auf, und deutete sie nach dem vorher darauf gemachten Zeichen. Waren sie ungünstig, so ward an diesem Tage über diese Sache nicht weiter gerathschlagt, waren sie günstig, so ward noch eine Beglaubigung durch Weissagung erfordert; denn sie befrugen auch den Flug und die Stimmen der Vögel. Wie diese Art der Weissagung uralt war, — Herodot erzählt sie von den Scythen *) — so hat sie auf spätere Jahrhunderte fortgedauert: noch im neunten Jahrhundert bedienten sich ihrer die nordalbingischen Sachsen **).

Eine andere Art der Zukunftdeutung, durch Pferde, war den Germanen mit den Persern gemein. Wie diese erhielten sie in den heiligen Hainen weiße, durch keine irdische Arbeit entweihete Rosse auf öffentliche Kosten. Diese wurden an einen heiligen Wagen gespannt, und vom Priester oder Fürsten des Volkes begleitet, ihr Wiehern oder Schnauben zu beobachten. Keine Weissagung hatte größeren Glauben, nicht blos bei den Volk sondern auch bei den

*) Her. IV. 64.

**) Rhabanus Maurus de inventione litterarum in Goldasti Rerum Alem. Tom. II. p. 67.

Priestern, die sich nur für Diener, die Rosse aber für Vertraute der Gottheit hielten.

Auf eine dritte Art ward die Zukunft erforscht durch außergerichtlichen Zweikampf. Um den Ausgang gefährlicher Kriege zu erfahren, ließen sie einen Gefangenen des Volks, mit dem sie im Kriege waren, gegen einen auserlesenen aus ihrer Mitte, jeden mit vaterländischen Waffen, fechten; der Sieg des einen oder des andern ward als Vorbedeutung aufgenommen.

Aber nicht blos durch das Loos, auch durch den Mund begeisterter Seherinnen redete die Gottheit. Andre Naturvölker verachten die Weiber, auch dem Griechen galten sie wenig; nach germanischen Ansichten standen sie höher. In einigen Jungfrauen aber, wähnten sie, wohne eine göttliche und prophetische Kraft, darum beachteten sie ihre Anschläge und hielten ihre Aussprüche heilig. Schon mit den Cimbern waren solche weissagende Weiber; aber keine ist berühmter geworden, als jene Welleda oder Welde, das ist Waldbewohnerin, die von ihrem Thurm an der Lippe eine Zeit lang viele deutsche Stämme durch ihre Aussprüche leitete. Unter dem Domizian erwarb sich die Seherin Ganna einen Namen. Man gab diesen Weibern den bedeutenden Namen Alrunen *), oder Allwissende; weil sie einsam im Walde wohnten, und Niemand sich dem heiligen verhegten Platze nähern durfte, hießen sie Hägessen oder Hexen.

Dies ist von germanischer Religion die durch die Römer auf uns gekommene Kunde. Außer der letztern besitzen wir noch die religiöse Sage der skandinavischen Völker, unserer Stammverwandten, bei denen die alte Religion dem Christenthum erst weit später gewichen ist, in der isländischen Edda, einer zwischen dem neunten und dreizehnten Jahrhundert in Island zusammengetragenen Sammlung dichterisch ausgeschmückter Göttergeschichten. Der Volksglaube, der diesen Dichtungen zum Grunde lag, war allem Ansehen nach der alte Naturdienst des germanischen Nordens, auf einer zu Vielgötterei weiter vorgeschrittenen Stufe, und mit vielen den skandinavischen Völkern eigenthümlichen Vorstellungen bereichert. Der Gott Theut, von dessen Vermählung mit Hertha und dessen Nachkommen Mannus, Ingävon, Istävon und Hermion schon Tacitus redet, ist nun als Odin oder Wodan das Oberhaupt eines ganzen Göttergeschlechts, der Asen, geworden, welches die Herrschaft über Himmel und Erde, oder vielmehr die Verwaltung der Naturkräfte unter sich getheilt hat. In der Person Wodans aber scheint mit der Vorstellung von Theut auch die Geschichte eines vergötterten Helden zusammen geflossen zu seyn, dessen Begebenheiten in der nordischen Dichtung ohngefähr eben so wie die des Herkules in der griechischen behandelt worden sind. Von einem Odin und einem Halbgöttergeschlechte der Ansen leiteten sowohl die

*) Tacitus spricht zwar nur von einer Jungfrau, die er Aurinia nennt; aber unverkennbar ist dies eine Alrune, Jornandes hat Aliorunen und die Volkssprache noch heute Runkunkeln für alte herenmäßige Weiber. Noch kennt der Aberglaube den Alraun, den man aus einer Wurzel gleiches Namens (Atropa Mandragora,) zu einem Hausgeiste bildet. Einst mochte die Wurzel den heiligen Weibern zum Arzneimittel dienen.

gothischen als die angelsächsischen Könige ihre Abkunft. Odin, erzählt die skandinavische Sage, ist aus Asien zuerst nach Sachsen, dann nach Schweden gekommen, hat daselbst die Stadt Sigduna erbaut, das Reich und die Religion gestiftet, und nach einem langen und glücklichen Leben seine Lehre von der Seeligkeit der Helden, die ohne Krankheit und Gebrechlichkeit an Wunden verscheiden, durch einen freiwilligen Tod besiegelt: in einer feierlichen Versammlung seines Volks gab er sich selbst neun tödliche Wunden, und rief mit sterbender Stimme: Er eile zu dem Feste der Helden in Walhalla!

Die Ankunft des Helden und Gesetzgebers Odin im Norden wird von einigen in das dritte Jahrhundert nach Christo gesetzt, wo den Römern die Begebenheiten des innern Deutschlands so gänzlich unbekannt blieben, daß man sich nicht wundern darf, wenn uns durch sie nicht einmal eine dunkle Kunde von Odins Thaten zugekommen ist. Dagegen meinen andere, daß seine Wanderung vom See Mäotis nach Skandinavien ohngefähr in die Zeit zu setzen sey, wo Mithridats Fall und die Waffen der Römer den asiatischen Küstenländern des schwarzen Meers Knechtschaft gedroht *). Damals habe Odin seinen Gothenstamm von den Grenzen Asiens geführt, sey durch Scythien und Germanien gezogen und habe endlich in Schweden Halt gemacht, mit dem Vorsatze, in diesem unzugänglichen Freiheitssitze eine neue Religion und ein Volk von Helden zu stiften. Asgard aber, die Götterstadt der Edda, sey Odins Geburtsort Aspurg oder Asof, deren Bewohner, der Aspurgier, Strabo erwähnt; dorthin wie überhaupt nach Asien, deute der Name der Asen. Die Zeit der Ankunft Odins kann schwerlich bestimmt werden, aber der Vermuthung, welche dieselbe in das dritte Jahrhundert herabsetzt, ist Tacitus nicht günstig, der schon am Ende des ersten Jahrhunderts vielleicht nach einem deutschen Heldenliede, die Sage erzählt, Ulysses (Odysseus) sey auf seiner langen und fabelhaften Irrfahrt auch nach dem deutschen Meere verschlagen worden, habe Deutschlands Boden betreten, und auf demselben die Stadt Asciburgium am Rheine erbaut und genannt; hier habe einst ein ihm geweihter Altar mit dem Namen seines Vaters Laertes gestanden. Es ist bekannt, daß die Römer anderer Völker Götter und Helden, die sie den ihrigen ähnlich fanden, ohne Bedenken mit den ihnen geläufigen Namen der letztern belegten. Wie auf diese Art ein Merkur, ein Mars, eine Göttermutter, eine Venus in die deutsche Religion übergetragen ward, eben so der vielgewanderte Odysseus statt des wandernden Helden Odin, wobei die zufällige Aehnlichkeit der Namen noch mitgewirkt haben mag.

Odins freiwilliger Tod bezieht sich auf die germanische Lehre von dem Schicksal der Helden jenseit des Grabes. Tapfere Männer, die auf der Wahlstatt gefallen oder an empfangenen Wunden gestorben, wanderten in einen hellen und glänzenden Raum Namens Hela, wo das Leben viel schöner und seeliger als das irdische war. In der skandinavischen Lehre ward Hela

*) Mallet Introduction à l'histoire de Danemarc, nebst den Werken von Suhm und Wedel-Jarlsberg.

zu einer eigenen Göttin des Todes, die germanische Hela aber zum Pallast Walhalla im Luftkreis, wo die abgeschiedenen Helden aus großen Hörnern oder aus den Hirnschädeln ihrer erschlagenen Feinde ein köstliches Bier trinken, das aus dem Euter einer wunderbaren Ziege von selbst in ein großes Geschirr läuft, und sich die Thaten ihres Lebens erzählen. Alle Tage kämpfen sie mit einander bis auf den Tod, aber zur Zeit des Mahls erwachen die Erschlagenen wieder, um vom Fleisch des Ebers zu speisen, der jeden Tag erlegt und wieder lebendig wird. Die christlichen Lehrer aber machten die Hela zur Hölle, dem Wohnsitz der Bösen und der Heimath der Qualen, um die Neubekehrten von der Sehnsucht nach heidnischen Freuden zu heilen. Doch gelang dies nicht immer. Wo sind meine Vorfahren? fragte der Friesenkönig Radbod, als er schon im Taufwasser stand, seinen Lehrer. — In der Hölle! — Und die Eurigen? — Im Himmel. — So will ich lieber bei jenen tapfern Männern in der Hölle bleiben, als zu Euch in den Himmel kommen.

Wie viel oder wie wenig indeß von dem, was die Edda von Odin und seinen Göttern erzählt, rein germanisch seyn mag, von Frigga, Odins Gemahlin, der Göttin der Fruchtbarkeit, wahrscheinlich Hertha (Fru Gaia), von Thor, dem stärksten der Götter mit den drei Kleinoden Hammer, Bogen und Eisenhandschuhen, von Balder, dem milden, weisen und gerechten, der einen frühen für Götter und Menschen äußerst unglücklichen Tod starb, von Thyr, dem Gotte des Siegs, von Bragi, dem Meister der Dichtkunst, von Idunna mit den Aepfeln der Jugend, von Heimdall, dem Wächter des Regenbogens, der Brücke des Himmels, von Locki dem Verläumder und schadenfrohen Feinde der Götter, von der schönen Freya, der Göttin der Wonne und Liebe (Ostar, Astarte,) von Wöra, der Göttin der Ehe, von den Nornen des Schicksals, von den Valkyren der Schlacht, von den guten Alfen, holdseeligen Jungfrauen, welche die Sterblichen mit Freude erfüllen, wie die bösen Alfen ihnen zu schaden streben, so ist doch der geschichtliche Inhalt der deutschen-Religion aus dem Gedächtniß des Volks verschwunden, und die Versuche, denselben wenigstens für den dichterischen Gebrauch ins Leben zurückzurufen, und die griechisch-römische Götterlehre durch die deutschen oder nordischen Sagen zu verdrängen, sind mißlungen. Seit Erweckung der neuern Gelehrsamkeit ist die Welt mit den Vorstellungen der Griechen und den Göttern Homers und Ovids zu vertraut geworden, die Geisteswerke aller Völker sind von ihnen viel zu sehr durchdrungen, als daß ein Uebergang zu einer andern Vorstellungsweise ohne eine gänzliche Umkehrung zu erwarten seyn sollte. Nur in den englischen und deutschen Benennungen einiger Wochentage, und in vielen deutschen Ortsnamen *) haben sich die Götter und Göttinnen Asgards, und

*) Wodan lebt in Wednesday, Mittwoch; Thor in Donnerstag, Freya in Freitag, Thyr oder Thyn vielleicht in Dienstag. Im Bragur (Band 7 Seite 60) ist von dem verstorbenen Heinze eine Sammlung deutscher Ortsnamen mitgetheilt, in welchen die Namen deutscher Götter verborgen zu seyn scheinen. Einige Beispiele sind: Odenbahl, Odenhausen, Odensee, Odenwald, Odensassen ꝛc.

dunkle Erinnerungen an ihren Dienst in manchen Formen des Aberglaubens erhalten. Der Volksglaube an Elfen und Zwerge, gewisse Arten, die Zukunft zu befragen, der Glaube an weise Frauen und Heren, und vielleicht auch manche Volksfeste, z. B. die nächtlichen Johannisfeuer, sind Ueberreste der verschollenen Odinsreligion.

So wenig wir indeß im Ganzen von derselben wissen mögen, so bedeutend ist für die neuere Zeit und für die Aufnahme des Christenthums der ernste Character dieser Religion, und das staatsrechtliche Verhältniß ihres Kirchen- und Priesterthums geworden. Die Priester als Vertreter des Göttlichen standen an der Spitze des Volks, leiteten durch ihr Gebot die Versammlung, sprachen im Namen der Gottheit über Leben und Tod, eine Macht, welche der Deutsche seiner weltlichen Obrigkeit nicht zuerkannte, und führten vor dem Volksheer die heilige Fahne. Aber diese Priester machten nicht wie die gallischen Druiden eine erbliche Kaste aus, die sich im Besitz angeerbter Vorzüge gegen das Widerstreben der übrigen Stände durch den Alleinhandel mit Erkenntniß und durch Niederdrückung des Volksgeistes behaupten mußte, und eben darum traten bei den Germanen die Folgen der Priesterherrschaft nicht ein, die bei den Galliern in der gänzlichen Erdrückung aller Freiheit des Geistes erscheinen.

Eben so fremd als Druiden sind dem alten Deutschland die gallischen Barden, unter denen man sich gewöhnlich einen deutschen Dichter- oder Sängerorden vorstellt. Tacitus weiß von einem solchen Orden in Deutschland nichts, aber er erzählt, die Deutschen hätten Gesänge, durch deren Absingung, Barit oder Bardit genannt, sie die Gemüther entflammten; im Gesange selbst werde das Schicksal des bevorstehenden Kampfes geweissagt, und von schreckenden oder zitternden Geberden, je nachdem die Schlacht ertöne, begleitet. Diese Gesänge schienen nicht sowohl aus Worten, als aus Lauten der Streitlust zu bestehen. Indem die Deutschen die Schilder an den Mund hielten, um die Stimme durch das Zurückprallen voller und stärker zu machen, erkünstelten sie einen rauhen Ton und ein gebrochenes Geräusch, welches bei großen Massen allerdings eine fürchterliche Wirkung hervorbringen mochte. Das Wort Barit oder Bardit, welches vermöge seiner undeutschen Betonung entweder römischen Ursprungs, oder mindestens römische Umformung einer deutschen Wurzel seyn muß, bedeutet in beiden Fällen, man mag es von dem lateinischen barrire oder dem altdeutschen bahren, d. i. schreien ableiten, nur das Kriegsgeschrei,

---

Thorn, Thoran, Thorenburg oder Dornburg, Thorgau, Thorsberg ꝛc. Frickenfelde, Frigenwalde, Frickenhausen, Frickingen, Frickgau. Ballersbach, Baldringen, Baldern, Ballersweil ꝛc. Brackenheim, Brackel, Brackenberg, Bracke, Brackwede. Von Freya, Heimdall und Hermode zeugt wenigstens ein Theil der vielen mit Frei, Heim und Herm anfangenden Namen. Hertha ist in sehr vielen sichtbar, z. B. Hertingshausen, Hertingen, Hertenstein, Hertesberge, Hertefeld, Hertesburg; Idunna in Idensee, Idstein, Itenhausen ꝛc. Der Name des schlesischen Riesengebürgs bezieht sich schwerlich auf die Riesengestalt der Berge, sondern ist wohl eine reine Uebertragung des altgermanischen Asengebürgs, welches sich buchstäblich im *Ασιβυργιον* des Ptolemäus vorfindet.

nicht den Gesang oder das Gedicht selbst. An dergleichen Liedern ergötzten sich die Deutschen auch außer der Schlacht bei Festlichkeiten und Schmäusen; auf dem Rückzuge des Cäcina hörten die Römer, wie die Berge und Thäler ringsum von dem fröhlichen Gesange und den schrecklichen Tönen ihrer Feinde wiederhallten, die sich beim fröhlichen Mahle schon des gewissen Sieges erfreuten. Auch bei Hochzeiten und Leichenfeierlichkeiten wurde gesungen: als der westgothische König Adolf sich mit der römischen Kaisertochter Placidia zu Narbonne vermählte, stimmte er selbst den Hochzeitgesang an; als der westgothische König Theoderich im Treffen gegen den Attila gefallen war, wurde er von seinem Sohne Torismund mit Gesang von der Wahlstatt getragen.

Schon bei den Schlachtliedern scheinen geschichtliche Gegenstände zum Grunde gelegen zu haben: „sie besingen, sagt Tacitus, wenn sie zur Schlacht ziehen, vor allen tapfern Männern den Herkules", das heißt einen Gott oder vergötterten Helden, dessen Thaten mit den Geschichten, die vom griechischen Herkules erzählt wurden, Aehnlichkeit hatten. Aber außerdem hatten sie auch besondere geschichtliche Lieder, welche ihnen nach dem Zeugniß des Tacitus, die Stelle der Jahrbücher vertraten. In diesen Liedern wurden zwar neuere Begebenheiten, z. B. die Thaten Herrmanns, besungen; sie scheinen aber vorzüglich mit der alten Götter- und Heldenfabel gefüllt gewesen zu seyn. Ein Bruchstück daraus ist die Geschlechtstafel des Thuisto und Mannus, die der römische Geschichtschreiber gleich zu Anfang seines Buchs von Deutschland gesetzt hat. Alles übrige ist seit mehr als tausend Jahren bis auf den leisesten Ton verhallt, und es wird mit Recht bezweifelt, ob die von Karl dem Großen gesammelten Gesänge aus den Zeiten des Heidenthums und nicht vielmehr aus spätern christlichen Zeiten gewesen. Die heidnischen Gesänge wären wohl schwerlich von christlichen Bekehrern gesammelt worden. Kaiser Julian, der in der Mitte des vierten Jahrhunderts das innere Deutschland sah, erzählt von dem großen Eifer, womit die Deutschen zu ihren bäuerischen, in gleichlautenden Worten abgefaßten Gesängen sich versammelten, vergleicht aber die Töne derselben mit dem rauhen Geschrei der Vögel, ein Urtheil, welches man aus dem Munde eines verwöhnten Halbgriechen nicht so genau nehmen muß. Vielleicht liegt in den gleichlautenden Worten, die Julian gehört zu haben erzählt, eine Andeutung des Reims, durch dessen Gebrauch sich bekanntlich die Verskunst der neuern Völker von der der alten unterscheidet, und der als eine von den Deutschen gemachte Erfindung angesehen wird. Der Wiederhall in ihren Wäldern, sagt Montesquieu, ließ die Deutschen den Reim erfinden. Dieser sinnreiche Gedanke hat großen Beifall gefunden: aber schwerlich ist durch den Wiederhall der Wälder eine Erfindung zum zweitenmal gemacht worden, die sich unvermeidlich im Gebrauch der Sprache von selbst machen mußte, deren Spuren man daher schon bei den Römern antrifft. Bei dem bestimmteren Maaße ihrer Sylben konnten aber die Alten dieselbe leichter als die Neuern entbehren.

So viel ist von der Lage des Landes und den Namen und Sitten seiner Bewohner erforscht worden.

Zweites Kapitel.

Der Markmannische Krieg *).

Die Zeiten Trajans und seiner beiden Nachfolger, des einsichtigen Hadrians und des gütigen Antonins, werden als die goldenen Jahre des römischen Reichs, von vielen als die schönsten der Menschheit gepriesen. Seit Hadrian gleich nach Annahme des Purpurs mit den Parthern Frieden gemacht, genossen vom Euphrat bis an den Tagus, und von Schottlands Gebürgen bis zu Libyens Sandwüsten hundert und zwanzig Millionen Menschen eines vier und funfzigjährigen Friedens. Verbunden zu einem Gesammtreich prangten die schönsten Länder der Erde im herrlichsten Anbau, überall von prächtigen Städten geziert, von gebildeten Geschlechtern der Menschen bewohnt: denn die Völker hatten ihrer alten Feindseeligkeit wie ihrer Freiheit vergessen, und waren unter gleicher Herrschaft allmählig zu gemeinschaftlicher Sprache und Bildung zusammen geflossen; die einst Barbaren geheißen, waren nun Römer. Die Griechen, die diesem geistigen Gehorsam allein sich entzogen hatten, beseelten durch ihre Sprache die feinere Geselligkeit der höheren Stände, und erwärmten die Liebe zu Kunst und Wissenschaft mit den Ueberresten ihres eigenthümlichen Feuers. Das Gebäude des gesellschaftlichen Lebens, durch Athens Weisheit zuerst auf der Grundlage der Gesetze, des Ackerbaus, des Handels und der Wissenschaften aufgeführt, schien durch Roms Macht gegen jeden Umsturz gesichert: in allen bedeutenden Städten waren Lehrstühle errichtet, Homer und Virgil wurden am Rhein und an der Donau gelesen, wissenschaftliche Verdienste durch reiche Belohnungen ermuntert; und wie ehemals mit bürgerlichen Händeln und ehrgeizigen Planen, beschäftigten sich jetzt die besten Köpfe mit dem Streben nach Erkenntniß und Weisheit. Von Britannien bis Colchis und von Aegypten bis Indien durchschifften Handelsflotten die Meere, deren volles Eigenthum die Völker sich durch keine gegenseitige Eifersucht streitig machten; der Ackerbau, durch Boden und Himmelsstrich gleich begünstigt, wurde durch die mannigfaltigen Erzeugnisse, welche die verschiedenen Provinzen gegen einander austauschten, bereichert; die Gesetze endlich herrschten unter der Obhut wohlmeinender Kaiser, und wenn vielleicht einzelne Misbräuche der den Statthaltern verliehenen Gewalt nicht völlig gehindert wurden, so scheint doch im Vergleich mit den Zeiten der Republik die Verwaltung der Provinzen im Ganzen mild und wohlthätig gewesen zu seyn.

Aber in diesem schimmernden Glanze öffentlicher Glückseeligkeit, wurden die scharfblickenden Augen einsichtiger Beobachter über die Merkmale des herannahenden Verfalls nicht verblendet, und schon in den glücklichen Jahren Trajans konnte die große Seele des Tacitus sich von dem Gefühl nicht loswinden, daß

*) 166 — 180.

alle scheinbare Herrlichkeit der Gegenwart nur der Nachglanz eines kräftigern und wahrhaftigern Lebens sey, welches einst in den Zeiten der Väter sichtbar gewesen. Aehnliches Gefühl tritt hin und wieder in dem Werke des ältern Plinius, noch mit größerer Bestimmtheit wiewohl mit geringerer Tiefe, in dem kleinen aber gehaltvollen Buche hervor, dessen unbekannter Verfasser den Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit nachforscht *). Der Geist der Völker war mit ihrem politischen Leben und ihrem Wetteifer erloschen. Als alles Vorzügliche zusammen gedrängt worden in eine Stadt, in die verdorbenste, als die durch Boden, Meere, Character und Geschichte weit getrennten Völker der Erde vor einem sich beugen mußten, welches selbst unterjocht war, und sich unter einem Namen vereinigt sahen, der ihnen durch all seine großen Erinnerungen kein anderes als das bittere Gefühl hervorrief, daß in ihm ihre eigne Volksehre und Volksfreiheit untergegangen sey, da ward es recht offenbar, daß das Leben der Völker in einer Wechselwirkung verschiedener oft feindseeliger Kräfte besteht, und daß auf das Erlöschen dieses innern Lebens unvermeidlich auch äußeres Hinsterben folgt. Das auch in unsern Tagen von vielen gehoffte und gepriesene Glück einer Alleinherrschaft über alle Völker erscheint in der Gestalt des römischen Großreichs wie die Stille eines großen Gefängnisses, die Seegnungen des ungestörten Friedens wie Blumen des Grabes. Trotz der allgemeinen Ruhe und Sicherheit, trotz der Verbesserungen des Landbaus verödeten die Länder, die in den alten kriegerischen Zeiten der Freiheit sich oft ihrer Menschenfülle hatten entledigen müssen: der Peloponnes enthielt weniger Einwohner als vormals die einzige Stadt Athen, ganz Griechenland vermochte nicht dreitausend streitbare Männer zu stellen **), und von den Helveziern war nach langem Frieden nicht mehr das Drittheil der Zahl vorhanden, die einst nach langem Kampfe mit den Deutschen gegen Cäsar gestritten. Viele einst blühende Städte wurden einsam, und verfielen mitten unter den großen Denkmählern der Kunst und Pracht, die von reichen Bürgern und von einigen Kaisern errichtet worden waren, so daß wir selbst bei Betrachtung dieser Zeiten eines wehmüthigen Gefühls uns nicht erwehren können, demjenigen vergleichbar, welches der still umwölkte Himmel eines Herbsttages in der Seele hervorruft.

In Italien oder vielmehr in Rom, dessen Größe mit dem selbständigen Daseyn aller Völker erkauft worden, waren die heftigen Leidenschaften aber auch die lebendigen Kräfte ins Abnehmen gekommen. Der große Haufe war in friedlichem Genuß zu einer trägen Gleichgültigkeit erstarrt, die nur durch Vergnügungssucht aufgeschüttelt wurde, die Bessern

---

*) Hieher gehört die berühmte Stelle: Maneat quaeso duraque gentibus si non amor nostri at certe odium sui, quando urgentibus imperii fatis nihil jam praestare fortuna majus potest quam hostium discordiam. de Germ. 33. Alpium juga Romano imperio saluberrima. Plin. III. 4.

**) Plutarch. de Oracul. defectu. *Και μολις αν νυν ολη η Ἑλλας παρασχοι τριοχιλιους οπλιτας.* Soviel hatte einst die kleine Stadt Megara in die Schlacht bei Platää gesendet.

geriethen durch die allgemeine Beschäftigung mit Schulweisheit in den Fehler, die Tugend selber zu überkünsteln, oder deren Schein, strenge Haltung und redneriſches Gepränge, für die Wirklichkeit zu nehmen. Da die Gelegenheit zu großen Thaten fehlte, kamen große Gedanken und schöne Worte mehr und mehr an die Tagesordnung. Gegenüber der Lehre Epikurs, die in kluger Befriedigung der Begierden und dem daraus entspringenden Vergnügen das Glück und den Endzweck des menschlichen Geschlechts erreicht fand, und darum der Mehrzahl gefiel, erhielt die ernste Sittenlehre der Stoa, welche durch Ertödtung aller Leidenschaften zur höchsten sittlichen Freiheit zu führen versprach, von denen Beifall, die sich über die Bestrebungen der Menge erhaben fühlten oder erheben wollten. Wie diese Tugendhaften wenig wirkten, weil das meiste auf Unterricht und Wortgepränge, und dies bei dem Mangel öffentlicher Religionsvorträge auf einen kleinen Kreis von Schülern eingeschränkt blieb, so waren auch die Bücher in den Händen zu weniger Leser, um die todte Ruhe der Welt durch die Bildung einer öffentlichen Meinung in Bewegung zu setzen. Der Gottesdienst bestand in Gebräuchen, ohne Lehrvorträge, die selbst den gemeinsten Theil der Menschen mit edlern und höhern Ansichten in Berührung und Bekanntschaft erhalten. Hätte eine längere Reihe guter Kaiser diese Verhältnisse sich mehr befestigen lassen, wäre das Christenthum nicht dazwischen getreten, und hätte das Reich sich der nördlichen Völker erwehrt, so möchte die römische Welt geworden seyn, was wir in China vollendet erblicken. Aber das Christenthum warf damals erst einen matten Strahl, und die nördlichen Völker wurden mehr als durch die Grenzmauern, auf welche das Reich sich zu stützen begann, mehr als durch den Ruf der erschlafften Legionen durch innere Zwietracht in Zaum gehalten. Auf solche deutet die Erwähnung, daß Hadrian einer Völkerschaft der Deutschen einen König gesetzt, und daß Antonin nebst andern Völkern auch die Deutschen durch Botschafter und Vorsteher vertragen habe.

Was außerdem in diesen Zeiten im Innern Deutschlands geschehen seyn mag, das ist eben so unbekannt, als alles, was einst dem Zuge der Cimbern und den Kriegen des ersten Cäsars vorangegangen. Um den Frieden an den weitläuftigen Grenzen zu erhalten, die Provinzen vor verheerenden Einfällen zu bewahren, und Kriege zu vermeiden, in denen nichts zu gewinnen und viel zu verlieren war, zahlte der Kaiser jährlich gewisse Geschenke an die barbarischen Völker: daher die Stille über Deutschland. In den Ländern am Rhein und an der Donau ist Hadrian auf der berühmten Fußreise gewesen, auf welcher er alle Provinzen des Reichs in Augenschein nahm. Ein Denkmahl, das auf der Linie der wahrscheinlich von ihm erbauten großen Grenzmauer gefunden worden, nennt seinen Namen; und eine Steinschrift erklärt ihn für den Gründer der römischen Kolonie Juvavum, des heutigen Salzburgs. Dies läßt vermuthen, daß er große Pläne über den Anbau der Donauprovinzen gehabt, und daß das verödete Bojerland ihm die Wiederherstellung seiner Bevölkerung verdankt. Von Hadrian gelangte das Reich durch Ankindung auf den ehrwürdigen Antonin, der still und wie ein Vater die Völker

beherrschte; von diesem auf gleiche Weise an den weisen Marcus Aurelius, der ein Muster der Fürsten genannt wird. Gemäß den Verordnungen Hadrians, den Wünschen Antonins und der eigenen Neigung, welche ihn die Erforschung der Wahrheit und die Künste des Friedens dem Lorbeer des Siegs vorziehen hieß, theilte er gleich anfangs die Herrschaft mit Lucius Verus, einem kräftigen und kriegserfahrnen Manne, der, wie er hoffte, ihm die Last der Kriegsgeschäfte abnehmen oder erleichtern sollte. Aber als entweder die Kraft des Reichsgenossen im Morgenlande durch Wollüste geschwächt, oder in der Prüfung seine Untüchtigkeit offenbar worden war, unterzog sich Marcus auch den kriegerischen Pflichten seines kaiserlichen Amts, und dieselbe Hand, welche Betrachtungen über Freiheit, Tugend und Unsterblichkeit niederschrieb, faßte das Schwerdt zum Schutze der Völker. Vielleicht hat Marcus in manchen Fällen zuviel auf Heuchler gehört, in andern nicht den Mann und den Fürsten, sondern den Anhänger der überspannten stoischen Weisheit gezeigt, welche böse Menschen statt zu züchtigen zu ertragen gebot, gewiß aber dadurch, daß er nicht wie sein Vorgänger den eignen Sohn von der Nachfolge ausschloß, eine nicht zu entschuldigende Schwäche bewiesen; aber auf der andern Seite ist es nicht möglich, sich der Bewunderung des Weisen zu erwehren, der mit immer gleichmüthiger Seele von den Lastern, die ihn umgaben, unbefleckt, wie von den Gefahren, die ihn bedrohten, ungebeugt stand, und im zwanzigjährigen Besitze der Allgewalt keinem von den Grundsätzen ungetreu wurde, in denen er als Jüngling die Richtschnur seiner Handlungen anerkannt hatte. Wie sein Gleichmuth durch häusliche Leiden und durch das bitterste, durch Verrath des Freundes, erprobt ward, so seine Thatkraft und Tugend durch härtere Prüfungen, als irgend einen seiner Vorgänger betroffen. Unter seiner Regierung ward durch große Stürme das Menschengeschlecht aus dem langen Schlummer geweckt: im Morgenlande entstand Krieg gegen die Parther, im Abendlande erhoben sich die eingeschläfert gewähnten Deutschen, überschritten die Bollwerke Hadrians, bald auch, seit Marius zum erstenmal, die Flußgrenzen des Reichs. Schreckliche Naturbegebenheiten, Ueberschwemmungen, Pest, Hungersnoth und Erdbeben vereinigten sich mit dem Aufstande der Völker, so daß auf dem Markte zu Rom ein Schwärmer angehört ward, welcher den nahen Untergang des Erdballs verkündigte.

Die Ursachen, die in den Tagen des Marius und Cäsar die Deutschen gegen die römischen Grenzen getrieben hatten, wirkten noch fort: die Ueberzahl junger Mannschaft ward für das bereits angebaute Land zu klein, und ihre Streitbegier mit Beutelust verbunden, zog einen Angriff auf die reichen Grenzländer mühsamem Anbau des noch unvertheilten Bodens vor. Oft mochte in solchen Fällen ein kühner Anführer entscheiden, vielleicht auch das Ausbleiben der von Hadrian geschickten Geschenke mitwirken. Aber die Geschichtschreiber fehlen, denen wir die Begebenheiten des markmannischen Kriegs mit eben der Sorgfalt nacherzählen könnten, wie die bisherigen Geschichten nach Plutarch, Cäsar und Tacitus dargestellt worden. „Von der Zeit an, als die Sache des Reichs das Geschäft eines Einzigen wurde, ver-

loren die Geschichtschreiber sowohl die Kenntniß als die Theilnehmung, wodurch von den Alten geringere Dinge unsterblich gemacht wurden. Die Kenntniß des Hofes wurde der Weg zum Glück, wie vormals die des Heers, des Volks und des Senats; daher beschrieben diese die Hofsitten, die vorigen das öffentliche Leben *)."

Schon im zweiten Jahr der Herrschaft des Marcus Aurelius fielen Stämme der Chatten in die Provinz Obergermanien, andere in Rhätzien ein [1]). Wider die letztern ward Ausidius Victorinus gesendet, wider die erstern Didius Julianus, der nachmals Kaiser geworden. Später, als auch die Kauchen gegen die niederrheinische Provinz zogen, wo die Belgen Empörung droheten, wehrte derselbe Didius Julianus der Gefahr, und ward dafür mit dem Consulate belohnt [2]).

Bedenklicher und bald folgenreicher war die Bewegung der Völker, die an der Donau von der illyrischen Grenze bis gen Gallien wohnten. Zwar wurden die Angriffe, die einige östliche, wahrscheinlich von den Gothen gegen Süden getriebene Völkerschaften, die Victovalen, Sosiben, Sicoboten, Roxolanen, Bastarnen, Alanen, Peuciner und andere auf die Provinz Dacien machten, um im römischen Gebiete Wohnsitze zu erlangen, von den Statthaltern zurückgeschlagen; desto furchtbarer zeigten sich die Feinde an der Mittel- und Oberdonau, wo die Römer bald gewahr wurden, daß sie hier nicht mit einzelnen Völkerschaften, sondern mit einem ganzen Bundesvereine zu thun hatten. Wie einst die Niederdeutschen unter den Cheruskern, so fochten hier unter den Markmannen und ihrem Könige Markomar [3]) vereinigt die Narisker, Hermunduren, Quaden, Sweven, Sarmaten, Latringer und Burier; eben so wie damals schlossen oft einzelne dieser Völker ihren Frieden, ohne daß die übrigen sich gebunden glaubten, oder sie selbst sich länger als für die Zeit ihrer Bedrängniß. Die Sarmaten in diesem Völkerverzeichnisse sind ohne Zweifel die wilden Jazygen, die zwischen der Donau und dem Theiß saßen, und an diesem Kriege als Bundesgenossen der Markmannen Theil nahmen.

Der Anfall der Verbündeten traf zuerst die Provinz Pannonien. Die Befehlshaber derselben wurden angewiesen, den Krieg in die Länge zu ziehen, bis Lucius Verus, Aurels Reichsgenosse, der mit den besten Legionen im Morgenlande gegen die Perser stand, nach Europa zurückgekehrt wäre. Dieses mehrjährige Zögern wird vielleicht durch die Pest erklärt, welche grade damals Italien verheerte. Als nun Verus aus dem Morgenlande zurückgekommen war, stellten sich beide Kaiser in Person an die Spitze des Heers, und führten dasselbe nach Aquileja an den Fuß der julischen Alpen. Die Verbündeten, die so schnelle Beendigung des parthischen Kriegs nicht vermuthet hatten, zogen sich zurück;

*) Der nützliche Dio, der uns noch die meiste Belehrung geben würde, ist grade über diesen Zeitabschnitt nur im dürftigen Auszuge des Xiphilinus vorhanden.

1) Capitolin in Marco c. 8. 2) Spartian. in Juliano c. 1. 3) Capitolin in Marco 22. Aurelius Victor c. 16. in Marco.

daß sie die Urheber des Aufstandes getödtet hätten, war wohl nur ein unter dem römischen Heere verbreitetes Gerücht, wie neuern Heeren oft durch Sagen von innerer Uneinigkeit und Zwietracht der Feinde Muth gemacht ward. Die Quaden schickten indeß Gesandte an den Kaiser, und erboten sich, ihren König künftig nach seinem Willen zu setzen. Verus, der sich nach den Wollüsten der Hauptstadt zurücksehnte, bestand auf dem Abschluß des Friedens; Marc Aurel aber behauptete, die angebotene Unterwerfung sey eben so wenig als der schnelle Rückzug aufrichtig gemeint, sondern suche die versammelte Kraft des Reichs in auflösende Sicherheit einzuwiegen. In Folge der letztern Ansicht gingen beide Kaiser über die Alpen, in Folge der erstern kehrten sie nach kurzem Aufenthalt gen Aquileja und von da nach Rom zurück. Marc Aurel hatte den Fehler, eben so nachgiebig gegen andere zu seyn, als er streng gegen sich selbst war.

So geschah, was er vielleicht vorausgesehen hatte: kaum war er mit einem Theile des Heers abgezogen, als der wilde Völkerstrom wieder losbrach. Die Grenzbesatzungen wurden geschlagen, Pannonien geplündert, und der Raub der verheerten Provinz in großer Masse über die Donau geschleppt *). Die Kaiser begaben sich daher wieder nach Aquileja, um einen großen Zug gegen die Deutschen vorzubereiten: aber die Pest wüthete dergestalt, daß sie sich zur eiligen Rückkehr entschließen mußten. Auf dieser Reise starb Lucius Verus, an der Seite seines Bruders und Reichsgenossen vom Schlage getroffen.

Marc Aurel, dessen Schultern allein nunmehr die Last der Regierung zu tragen hatten, machte in Rom große Anstalten zur kräftigen Führung eines Kriegs, dessen Gestalt so furchtbar wurde, daß die Angst der Römer schon von der Wiederkehr der Zeiten Hannibals sprach. Aber nicht in der Geschicklichkeit und Uebermacht ihrer Feinde, in der eignen Entartung bestand die Gefahr. Die Schrecknisse, die einst durch großen Entschluß und unerschütterte Standhaftigkeit abgewehrt worden waren, sollten jetzt durch geheimnißvollen Götterdienst beschworen werden. Auf den Rath des betrügerischen Wahrsagers Alexander wurden unter Anzündung kostbarer Wohlgerüche und Abschlachtung großer Opferthiere zwei Löwen in die Donau getrieben, um die Feinde zu erschrecken oder zu zerreißen. Diese aber ließen sich nicht irre machen, erschlugen „die großen und unbekannten Hunde oder Wölfe" mit Keulen, und bald darauf zwanzig tausend Römer in einer großen Schlacht †). Hierbei war es vermuthlich, wo der Präfect Marcus Vinder getödtet ward. Der gleichmüthige Kaiser ließ ihm trotz seines Unglücks drei Bildsäulen aufrichten, zum unverkennbaren Zeichen der Schwäche eines Reichs, worin unglückliche Feldherrn nicht entschuldigt oder bemitleidet, sondern gepriesen und belohnt wurden. Die Barbaren aber drangen in Italien ein, und bedrohten Aquileja.

Auf diese Unfälle ließ Marc Aurel zu Rom Sklaven, Fechter, und was sonst zum Tragen

*) 169. †) Lucian in Pseudomanti.

der Waffen geschickt war, in die Legionen eintreten: selbst die Straßenräuber in Dardanien und Dalmatien erhielten Gnade, wenn sie Kriegsdienste nahmen. Angemeßner der alten Staatskunst war es, daß er die Hülfe der Niederdeutschen gegen die swevischen oder markmannischen Bundesgenossen erkaufte, wie einst Tiber das Stillsitzen oder die Freundschaft Marbods im Kriege gegen die nördlichen Völker [5]). Zur Aufbringung der nöthigen Geldsummen veranstaltete er die berühmte Versteigerung der Kleinodien und Kunstwerke, welche seine Vorgänger, besonders Hadrian, gesammelt hatten; bei derselben kamen sogar seidne Kleider der Kaiserin vor. Unzählige Opferthiere bluteten an den Altären, den Zorn der Götter zu versöhnen. Die Spötter meinten, es würde an Stieren zu Dankopfern fehlen.

Nach Vollendung seiner Rüstungen führte der Kaiser in Person das Heer zur Befreiung der überschwemmten Provinzen *). Aquileja wurde entsetzt, und in mehrern Schlachten auf Pannoniens Boden glücklich gekämpft. Die von der Nordseite des schwarzen Meers heran ziehenden Völkerschaften, unter diesen die gothischen oder wandalischen Stämme der Latringer und Astinger, wurden mit ihren Anführern Rhaus und Rhaptus, als Bundesgenossen in Thracien, Pannonien und sogar in Italien aufgenommen, die Markmannen und Jazygen über die Donau getrieben, und die letztern in einer blutigen Schlacht auf dem zugefrornen Flusse geschlagen. Noch nie hatten die Römer auf dem Eise gefochten; dagegen hielten die verfolgten Jazygen mit Zuversicht Stand, weil ihre Pferde sicher auf dem glatten Element zu schreiten gewöhnt waren. Die Römer aber bildeten einen Phalanx, der von allen Seiten den Feinden die Stirn bot; viele gewannen dadurch festen Tritt, daß sie ihren Schild auf das Eis warfen und einen Fuß darauf setzten. So hielten sie nicht nur den ersten Anfall aus, sondern faßten auch die Angreifer bei den Zügeln ihrer Pferde oder bei ihren Schildern und Lanzen, und rissen mit gewaltiger Faust Mann und Roß zugleich auf den spiegelblanken Eisboden nieder. Zwar stürzten auch viele der Römer; aber keiner ohne einen oder mehrere Feinde, und die Gefallenen und Liegenden kämpften noch mit den Zähnen. Die bessere Rüstung und die aus den Kampfschulen mitgebrachte Fertigkeit liegend zu ringen, entschied völlig zu Gunsten der Römer und die Niederlage der Jazygen ward groß. Das Hauptquartier des Kaisers war in diesem Kriege meist zu Carnutum: daselbst hat er auch zum Theil die Selbstbetrachtungen niedergeschrieben, welche ihren geringsten Werth von dem Diadem ihrer Verfassers entlehnen **).

Nach Vertreibung der Jazygen und Markmannen richtete der Kaiser seine Waffen gegen die Quaden, welche den vor Kurzem geschlossenen Frieden wieder gebrochen, ihren König Furtius verjagt, einen andern Namens Ariogäsus angenommen, und mit den Jazygen gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Er beschloß, beide in ihren eigenen Wohnungen anzugreifen, setzte über die Donau und verfolgte die zurückweichenden Feinde, bis er sich diesseits

---

[5]) Emit Germanorum auxilia contra Germanos. Capitol. *) 171. **) 174.

des Gran, am Nitra in den Thälern bei Ghimes, plötzlich in einer wasserlosen Gegend eingeschlossen sah. Schon hatte das vor Durst beinahe verschmachtende Heer alle Hoffnung der Rettung aufgegeben, denn die Quaden, des unblutigen Sieges gewiß, verschoben absichtlich den Angriff und wichen dem Kampf aus, als unerwartet schwarze Wolken den Himmel umzogen, und sich bald mit einem heftigen Wetter in einen erfrischenden Regen ergossen, dessen Wasser die Römer begierig in ihren Helmen auffingen. Diese himmlische Hülfe stärkte dergestalt ihren ermatteten Muth, daß sie einen vollkommnen Sieg über die Quaden erfochten, und den Kaiser auf der Wahlstatt zum siebenten mal als Imperator begrüßten. Diese Begebenheit, deren Wahrheit durch die Abbildung des regnenden Jupiters auf der dem Kaiser in Rom errichteten Denksäule außer Zweifel gesetzt ist, wurde von den Zeitgenossen theils den Künsten eines ägyptischen Zauberers, Arnuphis, theils dem Gebete des frommen Helden, von dem letztern selbst der Gnade der Götter, von anmaßlichen Weisen aber dem Zufall beigelegt. Spätere christliche Schriftsteller erzählen, die zwölfte Legion im römischen Heer, die aus lauter Christen bestanden, habe durch ihr Gebet den Donner und den Regen erfleht und davon den Namen der blitzenden erhalten *). Indeß kömmt dieser Name der zwölften Legion schon unter dem Trajan vor. Die Absicht solcher Erzählungen ist die wohlmeinende, die Wahrheit des Christenthums, die doch durch eignes Feuer leuchtet, durch Wunderbeglaubigung zu erhellen.

Die gedehmüthigten Bundesgenossen baten nun ernstlich um Frieden **). Der Kaiser, der anfänglich Willens gewesen war, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis er das Land der Quaden und Markmannen zur Provinz gemacht und die Jazygen ganz ausgerottet hätte, wurde durch den Abfall seines vertrautesten Freundes, des Avidius Cassius, den er zum Statthalter von Syrien ernannt hatte, genöthigt, diese Entwürfe aufzugeben, und den von den Feinden erbetenen Frieden zu bewilligen. Der König der Jazygen (er hieß Zantikus,) fand sich in eigner Person im römischen Lager ein, die deutschen Völkerschaften unterhandelten durch Abgesandte. Die Bedingungen waren: die Jazygen sollten sich von den Ufern der Donau zwei Meilen, die übrigen eine Meile entfernt halten, nur an bestimmten Tagen auf die römischen Märkte kommen, alle Gefangenen und Ueberläufer ausliefern, und einen Theil ihrer Mannschaft in römische Kriegsdienste stellen. Bald wurde den Jazygen auf ihr Bitten wieder erlaubt, ungehindert an die Donau zu kommen, und mit Vorwissen des römischen Befehlshabers in Dacien die Gemeinschaft mit ihren Brüdern am schwarzen Meer, den Roxolanen, zu unterhalten. Der Kriegsgefangenen, die sie auslieferten, waren hunderttausend; als man ihnen deren noch mehr abforderte, erklärten sie, die übrigen wären verkauft oder gestorben: von achttausend Jazygischen Reitern,

*) Orosius VII. 15. **) 175.

die in römische Dienste traten, wurde ein Theil alsbald nach Britannien übergeschifft. Die den Quaden und Markmannen aufgelegten Bedingungen glichen denen der Jazygen, und wiewohl die Anzahl der Gefangenen nicht angegeben ist, muß dieselbe doch ebenfalls sehr groß gewesen seyn, weil die Bundesgenossen sich früher vergeblich erboten hatten, deren funfzig tausend auszuliefern. Der Befehl über das Heer an der Donau ward hierauf dem Pertinax übertragen, der mittler Weile einen großen über die Oberdonau in Rhätien eingebrochnen Haufen Deutscher zurückgetrieben hatte; der Kaiser selbst aber trat den Marsch nach dem Morgenlande gegen den treulosen Cassius an. Unter Wegs ward ihm dessen abgeschlagenes Haupt entgegen gebracht: Mörderhände waren der Gnade des Fürsten zuvorgekommen, der tief bewegt sein Antlitz von den entstellten Zügen seines vormaligen, weniger schuldigen als irre geleiteten Freundes abwandte, und allen Theilnehmern der Empörung verzieh. Erst nach Beendigung dieser morgenländischen Angelegenheit hielt er in Rom seinen Triumph über die Markmannen *), von dessen Herrlichkeit eine mit vielen Darstellungen deutscher Schlachten geschmückte Säule auf die Nachwelt gekommen ist. Dreihundert Jahr nach Marc Aurel ist dies Denkmal seiner Siege, vielleicht von den Nachkommen der Besiegten, mit Rom selber umgestürzt worden, und hat lange Jahrhunderte unter des Alterthums Trümmern gelegen; im sechzehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung hat Papst Sixtus V. dasselbe aufrichten, und mit dem Standbilde des Apostels Paulus verzieren lassen.

Zwei Jahre nach seinem Triumph sah sich der Kaiser abermals genöthigt, erneuerten Einbrüchen der Quaden und Markmannen durch seine persönliche Gegenwart zu widerstehen: er zog in Begleitung seines Sohns Commodus an die Donau. Einer der römischen Feldherrn, Namens Paternus, erfocht einen Sieg, und die bedrängten Provinzen wurden frei. Um sie auf immer zu sichern, wies Marcus der zweiten und dritten Legion feste Standquartiere in Rhätien und Norikum an. Diese Legionen hießen die Italischen; denn die Provinzen, in denen sie lagen, und aus denen sie ergänzt wurden, rechneten sich zu Italien. Die einzelnen Festungen und Städteanlagen am Ufer der Donau wurden seitdem zur zusammenhängenden Kette, und erhielten ihre Verbindung durch regelmäßige Straßen. Von den Hauptorten Augusta, Regina und Ovilabis (wahrscheinlich Lambach am Traun) verbreiteten sich Römer, Rhäter und Vindeliker nach allen Richtungen. Aus dem Standquartier der neunten batavischen Cohorte (Castra Batava,) erwuchs die Stadt Passau. In der Provinz Rhätien war einem Dux der Befehl der Legionen, einem Quästor, der auf dem Bergschlosse Terioli seinen Sitz hatte, die Verwaltung der Gelder übertragen. Die Besatzungen wurden außer von Eingebohrnen, vorzüglich durch rheinische Deutsche verstärkt [6]).

Also setzte Marcus Aurelius die von Hadrian begonnene Wiederherstellung der Donauprovinzen fort, und was diesen Ländern völli-

*) 176. [6]) Zu vergleichen Mannerts älteste Geschichte Bojoariens.

gen Untergang zu bringen geschienen, die Einfälle der Deutschen, war die Veranlassung ihres neuen Anbaus geworden. Aber mitten im glücklichen Fortschritte seiner wohlthätigen Einrichtungen ward Marcus Aurelius den Segnungen des Menschengeschlechts entrissen: er starb im neun und funfzigsten Jahre seines Alters, im neunzehnten seiner Regierung, zu Vindobona in Pannonien, wo nach einem Jahrtausend eine lange Reihe römischer Kaiser thronen sollte.

Commodus, des weisen Aurels unwürdiger Nachfolger, den die Sage des Volks für den Sohn eines Fechters erklärte, gedachte an Roms Vergnügungen und Schauspiele, und schloß, statt des Vaters zur Sicherung der Grenzprovinzen gefaßte Pläne auszuführen, und jenseits der Donau Marken des Reichs anzulegen, eilfertigen Frieden mit den Quaden und Markmannen. Die Römer räumten alle am jenseitigen Ufer eroberten Plätze, die Deutschen aber gaben alle Gefangenen heraus, versprachen, ihre Nachbarn, so sich früher mit den Römern vertragen hätten, nicht zu befehden, und auf Verlangen Hülfsvölker zu stellen. Als der sterbende Aurelius seinen Sohn beschwor, den Krieg nicht eher zu endigen, bis die Feinde an der Donau gänzlich vernichtet wären, ahnte er die Zukunft des Reichs, und das aus Norden drohende Verderben: aber durch Befolgung seiner Maaßregeln hätte die Welt des Alterthums so wenig erhalten, als die des Nordens vertilgt werden mögen.

Drittes Kapitel.

Die ersten Allemannischen Kriege *).

Unter dem Schutze seiner Leibwache herrschte Commodus dreizehn Jahre hindurch wie ein Rasender über Rom, und schien durch Frevel und Thorheiten sogar Neros Beispiel überbieten zu wollen: wie dieser als Schauspieler, trat Commodus als Fechter vor die Augen des Volks. Endlich als er den Gipfel der Ehrlosigkeit und des Lasters erstiegen, ward er von seinen Hausbedienten, die sein mordsüchtiger Wahnsinn für ihr Leben besorgt machte, ermordet. Aber die Wohlthat dieses Todes ward zum Unglück für Rom, weil die Heere sich das Recht, Kaiser zu machen, welches ihnen seit Nervas Zeiten durch die Ankindungen tüchtiger Thronfolger entrissen worden war, von neuem anmaßten. Die Leibwache erhob zuerst den wackern Pertinax, der in Deutschland rühmlich gefochten, und erschlug ihn nach drei Monaten, als er ihre Frechheit bändigen wollte. Darauf bot sie das Reich wie ein Ackerstück in einer

*) 213 — 237.

Versteigerung aus; der reiche Schlemmer Didius Julianus, der in jüngern Jahren als Statthalter Belgiens gegen die Kauchen einigen Ruhm erworben, erstand es; da er aber den Kaufpreis nicht erlegen konnte, überließen ihn die Soldaten der Rache des Senats. Schon hatten die Heere in den Provinzen, ungeduldig daß die Leibwache das Höchste sich anmaße, auch ihrer Seits Kaiser ernannt, in Asien den Niger, in Britannien den Albinus, in Pannonien den Severus, der die Oberhand behielt. Severus war ein alter, mit schmerzhaften Fußkrankheiten behafteter, sehr verdrüßlicher Kriegsmann, der auch die Trümmer des bürgerlichen Regiments nicht leiden mochte und darauf ausging, den Senat gänzlich zu unterdrücken. Seitdem ward die soldatische Willkühr, die schon vor dem ersten Cäsar begonnen, unter August milde und versteckt, unter dessen Nachfolgern offenkundig und scheuslich, aber doch nur als freche Anmaßung geherrscht hatte, zur ordentlichen Staatsform. Die einst von Rom bezwungenen Provinzen rächten sich an Rom durch die Kaiser, die sie erzeugten, und an den Kaisern durch die Mörder, die sie ihnen zusandten. Und nicht einmal blos aus Provinzialen bestanden die Heere; auch zahlreiche Haufen deutscher und sarmatischer Krieger dienten unter den Legionen, deren Zugang in den Zeiten der Freiheit sogar der untersten Klasse von Roms Bürgern verschlossen gewesen war.

Als Severus das Reich an seine Söhne vererbt *) und der ältere, Caracalla, sich des jüngern und edlern Geta durch Brudermord entledigt hatte **), zog derselbe im zweiten Jahr seiner Herrschaft nach dem decumatischen Grenzlande zwischen dem Rhein und der Donau, (dem heutigen Baden und Wirtemberg,) in welchem nun viele römische Anlagen entstanden waren. Es ging eine Heerstraße von Straßburg herüber, im Rheinthal abwärts, gegen den Neckar. An derselben lag eine Stadt, die schon damals durch ihre Bäder berühmt war, Aquä, das heutige Baden. Noch sind Meilenzeiger und andere Denksteine vorhanden, welche die Einwohner dem Hause Severs errichtet haben. Die XXII. Legion, die einst in Aegypten und im jüdischen Kriege, dann in Gallien gedient, lag in dem Grenzland, dessen Boden an die Veteranen vertheilt war ***). Ueberall am Neckar und Kocher sind Spuren von römischen Wasserleitungen, Bädern, Soldatenhäusern und Anlagen zu Castellen und Städten, zugleich auch viele Steinbilder als Ueberreste edler Kunst und als Zeugen einer friedlichen Muße, die sogar römische Götter dem deutschen Boden vermählt hatte: der höchste Jupiter, Mars, Apollo und alle Götter und Göttinnen sind, wie einzelne Steine bezeugen, hier verehrt worden. Aber die Niederlassungen selbst sind längst namenlos untergegangen: kaum daß noch hier und da auf einem Hügel ein alter Wachtthurm hervorragt.

Caracalla, ein roher kriegs- und jagdlustiger Jüngling, fand eine Zeitlang Gefallen, sich in der wilden Gegend mit den Thieren wie mit

*) 211. **) 213. ***) Die Belege hierzu finden sich in Schöpflins Alsatia illustrata und Sattlers Aeltester Geschichte Wirtembergs

Freunden und Feinden zu necken. Er umgab sich mit einem deutschen Gefolge, erschien zuweilen in deutscher Kriegskleidung und setzte sich blondes Haar auf das Haupt, um seinen Begleitern zu gleichen. Er nannte diese fremden Wächter, denen er mehr als den Römern traute, seine Löwen, und erhob derselben einige zu Befehlshabern und Hauptleuten. Darum aber strebte er nicht minder, die deutschen Völker zu schwächen. Die Wandalen und Markmannen, die vorher Freunde gewesen, hetzte er gegen einander, daß sie in blutige Fehde geriethen, den König der Quaden, Gaiomar, ließ er durch einen Richterspruch umbringen, und einen deutschen Haufen, dem er Geschenke versprochen, umzingeln und niederhauen. Den Weibern dieser Unglücklichen ward die Wahl gelassen, ob sie sterben oder verkauft werden wollten; sie wählten den Tod, wurden aber dennoch verkauft, und entgingen durch Selbstmord der Knechtschaft. Als nun die Völker an der Nordsee und an der Elbe, die schon den Kaisern Marc Aurel und Commodus ihren Beistand gegen die markmannischen Bundesgenossen verkauft hatten, vernahmen, daß der römische Kaiser mit den südlichen Deutschen hadere, schickten sie Gesandte und erboten sich ihm zu helfen, wenn er ihnen Geld zahle. Der alte Haß dauerte fort und die Verderbniß hatte zugenommen. Caracalla empfing die Gesandten freundlich, sprach mit ihnen ohne andrer als der Dollmetscher Gegenwart, und lud sie, vielleicht scherzhafter Weise, ein, ihm im Fall eines Unglücks nach Italien zu Hülfe zu kommen. Bald jedoch kann er ihres Beistands in Deutschland bedurft haben. Es waffneten sich gegen ihn mehrere Völker, deren Angriff er theils durch Geld abkaufte, (nach Dios Erzählung,) theils durch eine Schlacht am Main (nach Aurelius Victor,) zurücktrieb. Von dem letztern Siege nahm er den Titel Alemannicus an und ist bei dieser Gelegenheit der Name Alemannen zuerst gehört worden: denn die, so gegen Caracalla mit vieler Reiterei am Mainfluß gefochten, werden Alemannen, nachmals Allemannen genannt.

Um diese Zeit müssen tief im nordöstlichen Deutschland und weiter hinauf Umwälzungen vorgegangen seyn, denjenigen ähnlich, durch welche einst die Cimbern und Teutonen, dann die Sweven Cäsars gegen Südwesten getrieben worden waren. Zweimal war der gewaltige Völkerstrom gegen Nordosten zurückgedrückt worden: zum drittenmal erhebt er sich mit gesammelter Kraft, und wiewohl auch jetzt der Widerstand des Südens noch eine Zeitlang ihn dämmt, durchbricht er doch endlich auf mehrern Seiten die Ufer und stürzt das morsche Gebäude des römischen Weltbaus in Trümmer.

Während südöstlich an der Niederdonau bis zum schwarzen Meere der Name der Gothen zahllose Völker deutschen und sarmatischen Ursprungs zum Aufbruch gegen die römische Grenze vereinigte, und an den nördlichen Küsten gegen Belgien hin, auf derselben Linie, auf der in vorgeschichtlicher Zeit die ersten nachher zu Belgen gewordenen Germanen gezogen, mehrere Völker unter dem Namen der Franken verbündet erschienen, traten gegen das decumatische Grenzland abermals kriegerische Horden unter dem allgemeinen Namen Germanen hervor, der nach der stärkern Kehlsprache im Waldgebürg allmählig in den Namen Almannen,

wie Heerbarte in Halbarte übergegangen *). Die Alemannen, welche am Main mit vieler Reiterei gegen den Caracalla gefochten, waren der Vortrupp des großen Zugs, der bald darauf in voller Bewegung gegen die römische Grenze erscheint.

Aber Caracalla war schon nach dem Morgenlande gezogen, um in thörigter Nachahmung des macedonischen Alexanders gegen das wankende Reich der Parther zu kämpfen, das er eher zu retten hätte versuchen mögen. In diesen Unternehmungen ward er von Makrin, dem Obersten seiner Leibwache, ermordet **). Wenige Monate nachher tödtete dieser, der den Purpur genommen, das Heer, und erhub Caracallas angeblichen Sohn Helagabal, einen syrischen Knaben, der durch den Gedanken, Herr der Welt zu seyn, wahnsinnig ward: nur darin finden die Thorheiten und Schamlosigkeiten Erklärung, die er bis zum achtzehnten Jahre seines Lebens in vierjähriger Herrschaft, wie schwerlich ein anderer Sterblicher, verübte. Als er endlich sogar der Leibwache verächtlich geworden, fand er den Tod, welcher schon der Kaiser gewöhnlicher war.

Alexander Severus, Helagabals Vetter und Nachfolger, ist ein heller Punkt im dunklen Gemälde der römischen Kaisergeschichte: durch seine Tugenden verdiente der Jüngling das Reich zu beherrschen, welches durch die Laune des Glücks ihm zugefallen war ***). Zu seiner Zeit ward von dem Sassaniden Artaxerxes der Parther fünfhundertjährige Herrschaft gestürzt und der Thron des Cyrus unter den Persern wieder aufgerichtet. Asien begann von Neuem, sich gegen Europa zu erheben. Eben als Alexander beschäftigt war, die wachsende Macht des Morgenlands zu dämpfen, ward ihm Botschaft gebracht, daß große Haufen Deutscher Gallien verheerten. Drum endigte er den Krieg gegen die Perser und führte die Legionen des Morgenlands an den Rhein; zahlreiche Schaaren Maurischer, Osrochnischer und Parthischer Wurf- und Bogenschützen begleiteten ihn; denn leichtes Kriegsvolk, achtete er, würde gegen diesen Feind vorzüglich zu brauchen seyn. Jedoch schickte er vor Anfang des Feldzugs Abgeordnete an die Deutschen und ließ ihnen Geschenke und Geldsummen anbieten, wenn sie Frieden halten wollten; auch Hadrian hatte sich überzeugt, daß solch ein erkaufter Friede selbst einem glücklichen Kriege gegen die Barbaren vorzuziehen sey: aber ein Starker kann vergeben, was ein Schwacher nicht darf. Ehe indeß Unterhand-

*) Und wie Herberge in albergo, auberge. Dagegen lassen andere (auch Hr. Mannert) die Allemannen aus allerley Völkern entstehen; der letztere hält die Tenchter, Usipeten, Wangionen und Wideliker für Bestandtheile des neuen Volks; Johannes v. Müller hält sie für Nachkommen der in die decumatischen Felder zuerst eingewanderten Gallier und Helvezier, die sich mit den benachbarten Sweven verbrüdert. Beide berufen sich auf den Byzantiner Agathias, welcher in seinem Geschichtbuche (im sechsten Jahrhundert,) berichtet, der Römer Asinius Quadratus, der die deutschen Angelegenheiten beschrieben, erzähle, die Alemannen wären zusammengetretene und vermengte Leute, (ξυνηλιδες και μιγαδες) und das bedeute auch ihr Name. Dagegen Vopiscus in Proculo: Alemanni qui tunc adhuc Germani dicebantur.

) 217. *) Das folgende nach Herodian und Capitolinus.

lung oder Kampf irgend einen Ausgang darboten, ereilte den Kaiser das Schicksal, das die Besitzer des römischen Purpurs verfolgte. Unzufrieden über die Strenge, mit welcher schon ins vierzehnte Jo[illegible] ihren Uebermuth ein Jüngling gezügelt, der doch selber des Einflusses seiner habsüchtige[illegible]ter Mammäa sich nicht erwehren könne, v[illegible]t auch gereizt durch die schweren Uebungen, mit denen sie trotz des schimpflich unterhandelten Friedens geplagt wurden, empörten sich zuerst die Neugeworbenen, dann die übrigen Truppen, und erhoben einen der ersten Befehlshaber, Maximin, zu ihrem Kaiser. Ob Maximin sie aufgewiegelt hatte, oder ob er selber, wie nach ihm viele andre, gezwungen ward, ist verschiedentlich erzählt, das letztere von dem zuverläßigern Gewährsmann: aber das ist gewiß, daß der unglückliche Alexander zu Sicila, (dem heutigen Bretzenheim,) ohnweit Mainz, nebst seiner Mutter in seinem Zelte getödtet ward. Im zweihundert fünf und dreißigsten Jahre christlicher Rechnung, zweihundert und drei und achtzig Jahre, nachdem Cäsar am Rhein wider die Deutschen gestanden, ward ein Deutscher von den römischen Legionen Cäsar und Augustus begrüßt.

Als etwa zwei und dreißig Jahre vor dieser Begebenheit der Kaiser Severus auf der Rückkehr von einem östlichen Feldzuge an den Grenzen Thraciens Halt machte, um die Geburt seines Sohnes Geta durch kriegerische Spiele zu feiern, trat ein junger Bauer aus einem der gothischen Stämme, die seit Marc Aurels Zeiten in die römischen Provinzen aufgenommen worden waren, an die Kämpfer heran und bat, nachdem er eine Zeitlang neugierig zugesehen hatte, in gebrochnem Latein und die Erlaubniß, an dem Wettringen Theil nehmen zu dürfen. Der Kaiser, dem seine Riesengröße aufgefallen war, bewilligte das Gesuch, befahl aber, um das Ehrgefühl der Legionen nicht zu beleidigen, ihm die Gegenkämpfer aus dem Troß, jedoch unter den stärksten, auszusuchen. Der Jüngling warf deren sechzehn in einem Athem zu Boden, und erhielt dafür eben so viele kleine Geschenke mit der Aufforderung, in römische Dienste zu treten. Indeß traf ihn der Kaiser bei einem Spatzierritt, noch drei Tage nachher unter einem Haufen lustiger Gesellen im Tanze, und befahl sogleich einem der Obersten seines Gefolges, ihn festnehmen und als Krieger einkleiden zu lassen. Kaum bemerkte der Barbar, daß er der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der geheimen Worte des Kaisers sey, als er sich dem Pferde näherte, und als diesem der Reiter alsbald die Sporen gab, um auch die Schnelligkeit des neuen Soldaten zu erproben, im vollen Jagen hinter ihm her lief. Nach einem langen und fruchtlosen Versuch, ihn auf diese Art zu ermüden, hielt der Kaiser still und fragte: Freund Thracier, hast du noch Lust, nach dem Spatziergange zu ringen? Sehr gern, war die Antwort des Gothen, die er sogleich dadurch bewährte, daß er sieben der stärksten aus dem ganzen Heer ausgelesener Kämpfer zu Boden warf. Sever beschenkte ihn mit mehrern Silberstücken und einer goldenen Halskette, und nahm ihn sogleich unter die Leibwache auf, die sich nie von seiner Person trennte. Hier zeichnete ihn die Gunst des Kaisers eben so sehr als die Länge seines Körpers, die Größe seiner

Augen, die blendende Weiße seiner Hautfarbe und seine außerordentliche Eß- und Trinklust aus, aber auch andere wesentlichere Verdienste müssen ihm nicht gefehlt haben, da er bald zur Stelle eines Hauptmanns emporstieg. Er verließ dieselbe, als dem Caracalla Makrin gefolgt war, um nicht unter dem zu dienen, der den Sohn seines Wohlthäters ermordet, und zog sich auf ein Landgut zurück, welches er sich in seiner Geburtsgegend angekauft hatte. Seine Abkunft von einem gothischen Vater, (er hieß Micca,) und einer alanischen Mutter, deren Name Ababa ebenfalls auf die Nachwelt gekommen ist, und der Boden Thraciens, auf dem er gebohren worden, machten, daß drei Völker, die Geten, die eigentlichen Landesbewohner, die Gothen und auch die benachbarten Alanen ihn jedes als seinen Landsmann ansah, und dies durch Freundschaftsbezeugungen kund that. Sobald aber Makrin erschlagen und Caracallas angeblicher Sohn Helagabal erhöht war, verließ Maximin seine Einsamkeit, und bot dem, den er für den Enkel Severs hielt, seine Dienste an. Der unwürdige Possenreißer im Purpur empfing ihn mit einer zuchtlosen Frage, auf die ihm der Gothe verachtend den Rücken wandte, um in seine Heimath zurückzugehen. Die Umgebungen des Kaisers bemerkten indeß, daß es unthunlich sey, diesen Achill oder Ajax des Heers beleidigt von sich zu stoßen, und die Würde eines Legionsobersten, die man ihm anbot, bewog ihn zu bleiben; aber nie, die ganzen drei Jahre der Herrschaft Helagabals, sahe er den Kaiser, indem er dem Schimpfe seiner Begrüßung theils durch Reisen theils durch verstellte Krankheiten aus dem Wege ging. Dafür ward er bei Alexanders Thronbesteigung mit Ehrenbezeugungen überhäuft, vom Kaiser selbst im Senat als einer der verdientesten Männer des Reichs empfohlen, und der vierten Legion, die meist aus neugeworbenen Pannoniern bestand, als Oberster vorgesetzt. Als seine unermüdete Thätigkeit in Uebung der Mannschaft, in Besichtigung ihrer Waffen und in der Sorge für ihre Kleidung das Mißfallen anderer Obersten erregte, und er einst gefragt ward, warum er auf so hohem Platze mit solcher Arbeit sich befasse, gab er zur Antwort: Je höher ich stehen werde, desto mehr werde ich arbeiten. Trotz seines Alters warf er beim Wettringen noch immer die jungen Burschen zu Boden, und als einer der kriegerischen Zuschauer bemerkte, es sey keine Kunst, wenn ein Oberst seine Leute bezwinge, belehrte er den Zweifler durch einen Stoß, der ihn augenblicks bewußtlos zu Boden warf, daß die Kraft der gothischen Faust und nicht die Rücksicht auf seine Kriegswürde ihn zum Unbezwinglichen mache. Seine Länge hielt einen Zoll über acht römische Fuß, und das Armband seiner Gemahlin paßte als Ring an seinen Daumen; noch lange nachher erzählte nach mündlicher Ueberlieferung das Volk, er habe Wagen in die Höhe gehoben, beladene Lastkarren allein fortgeschoben, Pferden mit der Faust die Zähne, mit der Ferse die Schenkel zerschmettert, Tuffsteine in den Händen zerdrückt, und mäßige Bäume entwurzelt. Einige verglichen ihn mit dem Hercules, andre mit Antäus, dem Riesen der Fabel: Alexander aber, der seine anderweiten Gaben zu schätzen wußte, ernannte ihn endlich zum obersten Befehlshaber des Heers, und ging damit um, seine

eigne Schwester mit Maximins Sohne zu vermählen. Aber fremder Zwang oder eigner Ehrgeiz hießen Maximin ein Verbrechen begehen, mit dem er sich nie hätte beflecken sollen: der Tag, der ihm durch Alexanders Tod den Purpur gab, war der letzte seiner Ehre und seines Glücks, wiewohl nicht der letzte seines Ruhms.

Maximin war der erste Ausländer auf dem römischen Thron; die bisherigen aus den Provinzen gebürtigen Kaiser waren alle aus römischen Geschlechtern entsprossen gewesen. Aus der Geschichte seiner Herkunft und Laufbahn ergiebt sich, daß er Künste und Wissenschaften nicht kannte, und beide wie den Senat mit seinen republikanischen Formen verachtete: aber das erst erbitterte ihn, daß dieser Senat und die übrigen auf ihre Kunst und Bildung hochmüthigen Römer, die vor den Knaben Commodus und Helagabalus im Staube gekrochen, ihn, den Helden, mit den unzweideutigsten Beweisen ihres Hasses und Hohnes verfolgten. Man that in Rom Gelübde, daß der Barbar die heilige Stadt nie betreten möge. Wiederholte Verschwörungen und Versuche gegen sein Leben reitzten endlich seine Wuth, und durch unmenschliche Grausamkeiten glaubte er den Muth seiner Feinde niederschlagen zu müssen. Bald vernahm man mit Entsetzen in Rom, daß er ohne Unterschied des Ranges die Verurtheilten auf die schimpflichste Weise hinrichten, einige kreutzigen, einige in Thierhäute einnähen und zu Tode prügeln oder wilden Thieren vorwerfen lasse, daß seine Urtheile mit kriegerischer Schnelligkeit gefällt und vollzogen würden, und daß das Reich mit Angebern gefüllt sey, um Worte und Blicke zu belauschen. Zugleich ward erzählt, er wolle das Andenken seiner Herkunft durch den Tod aller derer vertilgen, denen dasselbe gegenwärtig seyn könnte, und viele bedeutende Männer in Rom, die ihn im Anfange seines Glücks ihre Verachtung hatten empfinden lassen, sahen sich schon unter dem Beile des Henkers. Indeß verbiß vor der Hand der Senat seinen ohnmächtigen Zorn, und nannte den neuen Herrn, wiewohl derselbe die bisher gewöhnliche Bestätigung nicht nachsuchte, mit den gebräuchlichen Namen der Ehrfurcht. Maximinus aber, der seiner Feinde Gesinnungen kannte, spottete ihrer Feigheit und sprach: Ich will meinen Sohn zum Reichsgenossen ernennen, damit die Senatoren schwören können, noch nie einen schönern Kaiser gehabt zu haben!

Der unmittelbare Schauplatz dieser Regierung war das Lager in Deutschland; denn Maximin verschmähte es, Italien durch seine persönliche Gegenwart zu ehren, oder seine unkaiserlichen Sitten dem Spotte der Hauptstadt auszusetzen. Desto eifriger war er darauf bedacht, seine Erhebung durch Kriegsruhm und durch Vertilgung der Feinde zu rechtfertigen, mit denen sein Vorgänger zu unterhandeln angefangen hatte. Ueber die von demselben gebaute Schiffbrücke führte er das Heer in das überrheinische Deutschland, und ließ dasselbe die Schwere seines Arms fürchterlich erfahren: aber zweifelhaft ist es, ob der Verheerungszug das deutsche Mittelland, oder, wie die Richtung gegen Pannonien vermuthen läßt, die nördlichen Donauländer traf; im erstern Falle wären die Allemannen, im andern die Markmannen und Quaden bekämpft worden. Beim Eintritt auf das deutsche Gebiet fand Maximin alle

Fluren und Weiler von den Einwohnern verlassen; die reife Erndte ließ er abmähen, die Häuser gab er erst der Plünderung dann dem Feuer Preis, das erbeutete Vieh ward an die Soldaten vertheilt. Sind wirklich vierzig tausend Weiler oder Höfe auf diesem Zuge verbrannt worden, wie Maximin in einem Schreiben an den Senat sich rühmte, so erregt dieser große Anbau des Landes billig unser Erstaunen: aber Maximins Aufgeblasenheit läßt eine Uebertreibung vermuthen. Nach ihrer Gewohnheit hatten sich die Deutschen in eine sumpfige Waldgegend zurückgezogen und erwarteten daselbst den Angriff der Römer.

Zweihundert und zwanzig Jahre, nachdem der norddeutsche Landsturm unter Herrmann und Ingomar gegen den hochgebildeten Cäsar Germanicus am Steinhuder See gestritten, fochten wiederum an einem See die Süddeutschen gegen einen andern, einem deutschen Volke entsprossenen Cäsar. Wie jene standen sie durch das Gewässer gedeckt; die Römer scheuten sich, den Angriff zu beginnen. Da spornte der Kaiser sein Roß in die Wellen, und kämpfte auf dem schwimmenden gegen die Feinde, die ihn sogleich von allen Seiten umgaben: denn die Deutschen waren Meister im Schwimmen. Lang stand das römische Heer und erwog unentschlossen das Wagstück, bis Schaam, ihren Führer vor ihren Augen überwältigen zu lassen, über die Furcht siegte und Maximins Schaaren ihm nachtrieb. Im wüthenden Kampfe ward der See von Blut gefärbt und so mit Leichen gefüllt, daß die Wasserschlacht eine Landschlacht zu seyn schien, aber der Uebergang ward doch nicht erkämpft, und der Ausgang war der gewöhnliche, daß die Römer kurze Zeit Meister des Kampfplatzes mit selbstverkündetem Siegesruhm waren und sich zurückzogen. „Wir haben, ließ der Kaiser an den Senat schreiben, mehr gethan als wir ausdrücken können. Wir haben vierzigtausend Dörfer der Deutschen angezündet, die Heerden weggetrieben, die Wehrlosen gefangen, die Bewaffneten getödtet und in einem See uns geschlagen. Wir würden auch bis in ihre Wälder gedrungen seyn, wenn uns die Tiefe des Gewässers den Uebergang nicht gewehrt hätte."

Auf des Kaisers Befehl ward diese merkwürdige Schlacht durch den Pinsel dargestellt und das Gemälde an den Senat geschickt, der es ehrerbietig aufhängen, aber nach Maximins Sturze mit den übrigen Ehrenzeichen desselben entfernen ließ. Der Kaiser selbst nahm mit seinem Sohne den Namen Germanicus an, und machte in Sirmium, Pannoniens Hauptstadt, wohin er mit dem Heer sich begeben, große Entwürfe für einen folgenden Feldzug: er vermaaß sich, ganz Germanien bis an den Ozean unter der Römer Herrschaft zu bringen. Aber bald zog ihn die Nachricht nach Italien, daß Afrika unter den beiden Gordianen sich empört, der römische Senat ihnen gewährt, und nach ihrem unglücklichen Ausgange in Verzweifelung vor seiner Rache die beiden Consuln Balbinus und Pupienus zu Kaisern ernannt habe. Noch ehe eine Schlacht geschah, ward Maximin, als welchen das Glück verlassen, vor Aquileja nebst seinem Sohne von den Soldaten ermordet *), und sein abgeschlagenes Haupt nach Rom gebracht. Aber in demselben Jahre fielen auch

*) 238.

die beiden Senatskaiser unter den Streichen der Soldaten, die keinen andern Herrn erkennen wollten als den sie selber erhoben. Ein Jüngling, wie Alexander Severus, der dritte Gordian, vereinigte die Partheien, und hatte in sechs Jahren den blutbefleckten Purpur wieder zu Ehren gebracht, als ihn der Oberste seiner Leibwache, der Araber Philippus erschlug *). Im tausendsten Jahr der Erbauung Roms, saß auf dem Stuhle der Cäsarn ein Araber, und feierte die von Augustus gestifteten Spiele **).

Noch erstreckten sich die Grenzen des Reichs vom westlichen Weltmeer bis zum Tigris, vom Berge Atlas bis zum Rhein, zur Donau und zu Caledoniens Bergen; dem Auge des großen Haufens konnte Philipp ein nicht minder mächtiger Fürst als einst Augustus und Trajanus scheinen. Die Gestalt war noch dieselbe, aber die belebende Kraft war entwichen. Das Volk, das einst auf Roms Zünfte beschränkt, dem Erdkreis Gesetze vorgeschrieben hatte, war in eine Masse von hundert zwanzig Millionen Provinzialen aufgelöst, die alle seit Caracallas Edict römische Bürger hießen: sie waren dem Namen, nicht dem Geiste nach, Römer geworden, eine ungeheure Volksmasse ohne Volksthum und Vaterland, durch die Erinnerungen der Geschichte getrennt, nicht vereint. Wie hätten die Griechen und Carthager, die Spanier und Gallier bei den Göttern der Heimath, bei dem heiligen Andenken der Vorzeit gemahnt werden dürfen an ihre Verpflichtung für das römische Reich! Die Bewohner Italiens, selbst die Bewohner Roms waren keine Römer: längst waren die alten Geschlechter theils durch Bürgerkriege, Aechtungen und Hinrichtungen vertilgt, theils durch Auswanderung in die Provinzen zerstreut worden; Nachkommen von Sklaven und eine aus den Provinzen zurückgeflossene Bevölkerung bewohnten die Hauptstadt. Roms Senat und Volk, bei deren Namen die Nazionen sonst nur eine Versammlung von Königen und ein Volk von Helden sich dachten, war zu einem Haufen ohnmächtiger Schmeichler und zu einem gedankenlosen Pöbel geworden, die den Syrer, Gothen oder Araber, welchen die Wahl des Kriegsheers ihnen zum Gebieter setzte, eben so bereitwillig mit Jauchzen und Händeklatschen begrüßten, als sie sein Andenken verfluchten und seinen Körper in die Tyber schleiften, sobald die Laune des Heers ihn verworfen hatte. Dieses lohngedungene, unter den Provinzialen und den Barbaren der Grenzländer geworbene Heer, war in die verlornen Rechte des ehemaligen Volks eingetreten: das römische Reich war noch immer ein Freistaat, aber die Mitglieder waren nicht mehr Bürger sondern Soldaten ***). Wie einst die Consuln und Tribunen zum Volk, so sprachen jetzt die Kaiser zum Heer, wie einst die Bürger ernannten jetzt die Soldaten die höchste Obrigkeit des Reichs. Aber welch ein Unterschied zwischen der Zeit, wo die bürgerliche Obrigkeit dem Heer, und derjenigen, wo die soldatische dem Bürger befahl!

*) 244. **) 247. ***) Dieser Verfassung entspricht nach Montesquieu richtiger Vergleichung die des heutigen Algiers, wo die türkische Miliz aus oberster Gewalt den Dei ein- oder absetzt.

Erklärung des Kupfers.

Bojokal rechtet mit den Römern um ein wüstes Grenzland.

58 nach Chr. Geburt.

(Seite 91 und 92.)

Am Niederrhein lagen große Landstriche öde; denn die Römer gedachten, ihr Gebiet durch Grenzwüsten zu schützen, und wollten nicht dulden, daß deutsche Völker den eignen Boden bewohnten. Im innern Lande aber war des Volkes zu viel, und es entstand Drang nach den Grenzen. Unter andern kamen die Ansibarier, ein von den Kauchen vertriebenes Volk, und suchten ein Land, wo sie wohnen könnten. An ihrer Spitze stand Bojokal, ein alter durch seine Treue gegen die Römer berühmter Krieger. Dieser stellte dem römischen Statthalter Avitus vor, wie er als Jüngling auf Herrmnans Befehl der Römer wegen in Fesseln gelegt worden, dann funfzig Jahre ihnen gedient habe, und ihnen jetzt ein ganzes Volk zuführe. Sie möchten doch das Land lieber treuen Freunden gönnen, als wüste liegen lassen. Wie der Himmel den Göttern, so sey die Erde den Menschen gegeben! Dann rief er aufblickend, und gleichsam die Sonne und die Gestirne zu Zeugen nehmend: Wollt ihr ein Land ohne Menschen anblicken? Lieber strömt das Meer aus über die Räuber des Erdkreises! Avitus ward gerührt und suchte ihn zu beruhigen. Man müsse denen gehorchen, denen die Götter die Welt gegeben, und die über sich keinen Richter erkennen dürften. Uebrigens wolle man ihm für seine Person, aus Rücksicht auf die alte Freundschaft, ein Stück Land einräumen. Da sprach Bojokal im edlen Zorn: Wenn uns ein Stück Land fehlt, worauf wir leben können, so wird uns doch ein Platz zum sterben nicht fehlen!



Grospietzsch del. G. Boettger senior sc. 1818.

Rojokal rechtet mit den Römern um ein wüstes Grenzland,
im Jahr 58 n. Chr.

Viertes Kapitel.

Die ersten gothischen Kriege *).

Wie dreihundert Jahre vor christlicher Rechnung der Seefahrer Pytheas das Volk der Gothen an den Küsten der Ostsee gesehen, und wie vierhundert Jahre hernach, ohngefähr einhundert nach christlicher Rechnung, dasselbe Volk südlich vom Meer an den Ufern der mittlern Weichsel im heutigen Polen gewohnt hat, ist oben gemeldet. Drauf sind diese Gothen immer weiter südlich gezogen, haben die vorliegenden sarmatischen Völker vor sich her gegen die Donau getrieben, und sind endlich zu den Zeiten Kaiser Caracallas selber an Daziens Grenzen erschienen. Also gehen alle ihre Züge in südlicher Richtung, und weisen nach Norden als nach dem Punkte zurück, woher sie den Ursprung genommen.

Im nördlichen Ozean, erzählt Jornandes, der im sechsten Jahrhundert die Geschichten der Gothen nach Sagen und Liedern beschrieben, liegt dem Ausfluß der Weichsel gegen über eine ungeheure Insel in Gestalt eines Cedernblattes, deren Name Skanzia ist. Dort wohnen vielerlei Völker; die im höchsten Norden sehen im Sommer vierzig Tage und vierzig Nächte hinter einander die Sonne, deren Licht sie dafür eben so lange im Winter gänzlich vermissen. Wildpret, Eier und Fische gewähren die Nahrung, die ihnen der Boden versagt. Uns näher sind die Swethonen, welche vortreffliche Pferde besitzen, und durch die Zwischenkunft anderer Völker die kostbaren Pelze nach Italien senden, die wegen ihrer schönen Schwärze so gesucht sind. Noch viele andere Stämme wohnen daselbst; unter ihnen die sanftmüthigen Finnen und die lang gewachsenen Dänen. Aus dieser Insel, der Werkstätte der Völker, der Mutter der Nazionen, sind die Gothen hervorgegangen. Drei Schiffe voll zogen sie aus, unter ihrem Könige Berig, landeten auf der gegen über liegenden Küste, und nannten den Ort ihrer Anfahrt und ihres ersten Lagers Gothiskanzia (Danzig). Sie überwanden aber die Bewohner der Küste, die ihnen die Ansiedelung wehren wollten, schlugen die benachbarten Ulmerugier und Wandalen in einer Schlacht, und brachten sie unter sich. Nach fünf Menschenaltern, worin sie sehr zahlreich geworden, führte König Filimer das Heer mit allem Vieh aus den mitternächtlichen Gegenden gegen Süden.

Also erzählten die alten Lieder des Volks, aus welchen Jornandes seine Nachrichten schöpfte. Ptolemäus nennt in den südlichen Theilen von Schweden ein Volk Namens Guten. Immer haben die Schweden sich gothischer Herkunft oder Verwandschaft gerühmt; ihre Könige nennen sich noch jetzt Könige der Gothen, und ein großer Theil ihres Landes (Ost- und Westgothland,) führt den Namen dieser angeblichen Stammväter des schwedischen Volks. Die erste Wanderung der Gothen aus

*) Zu den Scriptoribus Hist. A. tritt nun vorzüglich Jornandes.

diesem ihrem nördlichen Stammlande setzt Jornandes in uralte Zeiten mehr als tausend Jahre zurück, und läßt das Volk der Geten am schwarzen Meer von ihnen herstammen. Auf ähnliche Weise beginnt der Geschichtschreiber der Longobarden, Paulus, Warnefrieds Sohn, sein Buch mit der Erzählung, sein Volk sei in uralter Zeit in drei Abtheilungen aus dem nördlichen Lande Skoningen gezogen; auch die ältesten Sagen der Schweitzer deuten auf eine Wanderung aus Norden zurück. Diese Sagen und andre Gründe mehr, haben einen sinnreichen Mann, den Franzosen Bailly, zu der anmuthig vorgetragenen Vermuthung gebracht, lang vor dem Anfang unsrer Geschichte, bei anderer Stellung unsers Erdkörpers, wäre im hohen Norden, wo jetzt undurchdringliches Eis und unermeßlicher Schnee liegt, ein mildes und glückliches Land von weisen und gewaltigen Menschen bewohnt gewesen, deren Trümmer bei einer großen Umwälzung der Natur, in denen dort alles erstarrt sey, sich gegen Süden gerettet. So viel ist gewiß, daß die im Anfange des dritten Jahrhunderts am schwarzen Meer zwischen dem Don und dem Dniester und hinauf durch das heutige Rußland wohnenden Gothen einst tiefer in Mitternacht ihre Sitze gehabt, und sich allmählig und in einzelnen Stämmen gegen Süden gezogen. In den Ländern an den Küsten der Ostsee und den Ufern der Weichsel, die jene verließen, breiteten die Veneder oder Wenden sich aus: schon hundert und sechzig Jahre nach Christo werden von Ptolemäus die Wenden als das Hauptvolk an der Ostseeküste aufgeführt, und das Meer, welches dem Tacitus das swevische hieß, nach ihrem Namen der Wendische oder Venedische Busen genannt. Die Geschichten aber, von denen dieser Abzug der Gothen begleitet gewesen, und ob sie freiwillig aus angebohrner Wanderungslust oder nach unbeglücktem Widerstand wichen, das alles liegt in unenthüllbarem Dunkel begraben.

Die Fürsten der Gothen rühmten sich ihrer Abkunft aus dem Göttergeschlecht der Ansen oder Asen. Schon zu Tacitus Zeiten war die Regierungsform königlich, aber schwerlich gehorchten Einem Fürsten die sämmtlichen Stämme, und späterhin werden auf das Bestimmteste zwei Fürstenhäuser, die Balten (die Leuchtenden,) und die Amaler unterschieden. Ihr Fürst war nicht blos Anführer im Kriege, wie bei andern deutschen Völkern, sondern darum König im spätern Sinne, weil er zugleich oberster Priester und Richter des Volks war. So lange indeß das Volk die Waffen trug, und der König ohne dessen Bewilligung weder Gesetze geben noch Krieg führen durfte, so lange waren die Gothen frei; als aber das Volk den Waffen entsagte und den Künsten des Friedens sich hingab, hatte der König nur noch den Adel, und nach dessen Erniedrigung Niemand mehr zu schonen. Von dem Wohlbehagen der Gothen (so hießen ihre Gesetze,) ist bei Unkenntniß der Schreibkunst nichts aufbewahrt worden; von der Religion Odins oder Wodans ist schon gehandelt; Ueberreste ihrer Heldenlieder leben in der lateinischen Prose des Jornandes, oder eigentlich des Ablavius, dessen Sammlungen jener benutzt hat.

Kaiser Maximins gothische Herkunft bezeugt, daß einzelne Stämme des Volks schon

zu Severs Zeiten an den Grenzen Thraziens wohnten; darauf berührte Caracalla auf seinem Zuge von der Donau nach Asien gothische Haufen, und legte sich darum den Titel Gothicus oder Gothenbezwinger bei. Unter K. Alexander wurden den Gothen Jahrgelder gezahlt; aber noch können sie nicht in großer Anzahl an Daziens Grenze gewesen seyn, weil die Karper, ein sarmatisches Volk, als sie von dem römischen Statthalter Jahrgelder begehrten, ihre Forderung darauf gründeten, daß die weit geringern Gothen deren erhielten. Allmählig aber verloren sich die übrigen Völker auf der Nordseite des Pontus in dem allgemeinen Namen der Gothen, wie vor Zeiten der Name der Scythen in diesen Gegenden geherrscht hatte. Darum nennen griechische Geschichtschreiber zuweilen noch Scythen statt Gothen. Das fruchtbare Land nun, welches die Heimath der Gothen geworden war, heißt heut zu Tage Ukraine. Es ist dasselbe von schiffbaren Flüssen durchschnitten, die sich von allen Seiten in den Dnieper ergießen, und von hohen Eichenwäldern beschattet. Fülle von Wild und von Fischen, unzählige Bienenwaben in hohlen Stämmen der Eichen und in den Löchern der Felsen, Viehheerden von großem Wuchs, milde Luft und ein Boden, der fast von selber alle Arten von Gewächsen hervorbringt, vermochten die Raub- und Wanderungslust der Gothen nicht zu fesseln. Gelockt durch den Anbau und die Reichthümer der von Trajan angelegten Provinz Dazien (Moldau, Wallachei und Oberungarn,) zogen Gothen und Alanen über den Dniester, der Dazien im Osten decken sollte, und bald über die Donau nach Mösien, dessen Einwohner durch den Strom und die vorliegende Provinz sich vor jedem barbarischen Anfall hinlänglich sicher geachtet haben mochten. Als Kaiser Gordian gegen die Perser nach Asien ging, stritt er siegreich mit den Gothen in Mösien, und trieb sie über die Donau zurück, erlitt aber selbst gegen die Alanen bei Philippopolis in Thracien Verluste. Unter dem Kaiser Philipp führte König Ostrogotha und seine Feldherrn Argaitus oder Argunthis und Gunthreich ein Heer Gothen, Astinger, Taifaler und Karper von Neuem über die Donau. Die römischen Besatzungen in Dazien übergaben ohne Widerstand die Plätze, die sie vertheidigen sollten, und vermehrten aus Furcht vor der gerechten Strafe das Heer der barbarischen Sieger. Dreißigtausend Mann stark belagerten die Gothen Marzianopolis, die von Trajan zu Ehren seiner Schwester erbaute und benannte Hauptstadt des zweiten Mösiens. In einem Quell, der hier aus der Erde hervorsprang, hatte Marziana sich gebadet, und der kaiserliche Bruder dieses Andenken durch die Gründung einer Hauptstadt verewigt. Die Einwohner, die keine Hülfe erwarten konnten, lösten Gut und Leben durch Erlegung einer großen Geldsumme, und die Angreifer zogen sich in ihre Wüsten zurück, mehr aufgemuntert als befriedigt durch ihr Waffenglück gegen ein reiches aber ohnmächtiges Land.

Zur selben Zeit erhoben und verließen die Legionen in mehrern Provinzen verschiedene Kaiser. Dezius aber, der in Obermösien den Purpur zu nehmen gezwungen ward, zog wider Kaiser Philippus den Araber, und erschlug ihn, der seinen Herrn heimlich ermordet, bei

Verona in offner Feldschlacht *). Ehe aber Dezius seinen Entschluß, dem zerrütteten Reiche ein Trajanus zu werden, ausführen konnte, erhielt er Nachricht, daß Cniva, Ostrogothas Nachfolger, mit siebzigtausend Gothen und Sarmaten über die Donau gegangen sey, Nikopolis am Jatrus belagere, und von einem andern Theile seines Heers die Provinz Mösien verwüsten lasse. Alsbald brach Dezius auf, die Denkstadt der Siege Trajans zu befreien; König Cniva aber wartete seine Ankunft nicht ab, sondern zog nach Thrazien und lagerte sich vor Philippopolis, die vor Zeiten von Philippus dem Mazedonier gegründet worden war. Der Kaiser folgte ihm in Eilmärschen; indem er aber den Nachzug der Gothen weit vor sich glaubte, und seinem ermüdeten Heere einige Ruhe vergönnte, ward er plötzlich von den Gothen überfallen, mit großem Verluste geschlagen und bis an Mösiens Grenzen verfolgt. Während er hier seine zerstreuten Truppen sammelte und den Gallus, Befehlshaber der Grenzvölker, an sich zog, ging Philippopolis unentsetzt nach langem Widerstande, durch Sturm über: hunderttausend Menschen sollen bei dem Fall dieser reichen Stadt umgekommen seyn; viele vornehme Gefangene vermehrten die Beute der Sieger. Indeß hatten auch die Gothen bei der Belagerung und dem Sturme einen großen Theil ihrer Mannschaft verloren und sahen sich bald außer Stande, der überlegenen Macht, welche Kaiser Dezius gegen sie führte, die Stirn zu bieten; zugleich fingen sie an, in dem erschöpften Lande Mangel zu leiden. In dieser Verlegenheit erboten sie sich, durch Rückgabe aller gemachten Gefangenen und aller Beute, die Erlaubniß eines ungestörten Rückzugs zu erkaufen **). Dezius aber, voll Siegeszuversicht und fest entschlossen, durch ein großes Beispiel den nordischen Völkern ein heilsames Schrecken einzujagen, wies jeden Vergleichsvorschlag ab, und ließ durch Gallus alle Ausgänge auf denen die Feinde entfliehen konnten, besetzen. Da beschlossen die Gothen, Tod statt Knechtschaft zu wählen. Bei einem unberühmten Orte Mösiens, Forum Trebonii genannt, war das Schlachtfeld. Die Gothen standen in drei Haufen; die Stirn des dritten war durch einen Morast gedeckt. Kaum hatte die Schlacht begonnen, als des Kaisers Sohn und Reichsgenosse im Angesicht des Vaters durch einen Pfeilschuß getödtet ward. Mit verbißnem Schmerze rief der Kaiser den bestürzten Kriegern zu: „mit dem Tode Eines Soldaten ist der Staat nicht verloren!“ und spornte sein Roß in die Feinde. Wüthend und siegreich kämpfte die Rachbegier der Römer mit der Gothen Verzweifelung; aber als der letztern vorderste Haufen zum Weichen gebracht waren, vertheidigte der dritte mit ungebrochener Standhaftigkeit den Uebergang über den Sumpf. Bei dem kühnen Versuche, diesen Uebergang zu erzwingen, wurden die Römer von den rückkehrenden Gothen umringt; ein großer Theil des Heers sammt dem Kaiser ging verloren: nie hat man des Dezius Leichnam gefunden. Es war der Glaube, er sey wie die alten Dezier dem Tode sich weihend, um dem Heere den Sieg zu erkaufen, freiwillig in die Tiefe des Morastes gesprungen.

Diesen Ausgang nahm Dezius, der erste Kaiser, der durch Feindes Hand fiel. Gallus aber, der ihn nach der Meinung vieler verrathen,

*) 249. **) 251.

ward Kaiser an seine Statt. Er schloß schimpflichen Frieden mit den Gothen, überließ ihnen die reichen Früchte ihres Einfalls, eine unermeßliche Beute und eine große Anzahl der in Philippopolis gemachten Gefangenen von Verdienst und Rang; versorgte ihr Lager mit allen Bedürfnissen, und versprach die jährliche Bezahlung einer Geldsumme unter der Bedingung, daß sie nie wieder das römische Gebiet anfallen sollten. Aber nie mag ein Schwacher sich Ruhe erkaufen! Seit das Geheimniß von des Reiches Wehrlosigkeit und innerer Zerrüttung verrathen war, fielen immer neue Barbarenschwärme, gereizt durch das Glück und unverpflichtet durch die Verträge ihrer Brüder, in die illyrischen Provinzen, durchstreiften Thessalien, Mazedonien und Griechenland, und verbreiteten Schrecken bis an die Thore von Rom *). Da übernahm Aemilianus, Statthalter von Pannonien und Mösien, die Vertheidigung des Reichs, stärkte den gesunkenen Muth seiner Kriegsvölker, und trieb durch eine glückliche Schlacht die Barbaren über die Donau zurück: alle Beute, die sie gesammelt, fiel in die Hände der Römer.

In der Begeisterung des Siegs begrüßte das Heer seinen tapfern Führer als Kaiser. Gallus, der zu gleicher Zeit die Nachricht von der Barbaren Niederlage und seines Feldherrn Empörung erhielt, ward bald darauf von den Seinen verlassen und nebst seinem Sohne getödtet. Aber schon nach drei Monaten ließ der neue Kaiser Aemilian Thron und Leben dem Valerian, der den Tod des Gallus zu rächen aus dem rheinischen Germanien kam, und dabei sich und seinem Sohne Gallienus die Herrschaft gewann **).

Während die Männer, die das Reich hätten schützen sollen, um den blutigen Purpur desselben sich mordeten, wurde eine Provinz nach der andern der Schauplatz barbarischer Plünderungszüge; wie im Osten von den Gothen die Donau, ward im Westen von den Franken und Allemannen der Rhein überschritten. Zugleich erscholl aus dem Morgenlande die Nachricht, daß Persiens Beherrscher, Sapor, über den Euphrat gezogen sey und Anstalten treffe, dem neu aufgerichteten Throne des Cyrus auch die Herrschaft Asiens wieder zu erwerben. Da beschloß Valerian, die Verwaltung des bedrängten Abendlands seinem Sohn Gallienus zu überlassen, und trotz seines hohen Alters in Person wider die Perser zu ziehen ***). Auf seinem Marsche durch die illyrischen Grenzländer mochte er noch einzelnen streifenden Haufen der Gothen begegnen, aber der eigentliche und große Strom ihrer Feindseeligkeiten floß seit einiger Zeit in unveränderter Richtung. Von den verheerten Donauprovinzen hatten sie ihre Blicke auf die südliche Küste des schwarzen Meers gewendet, wo die reichen und anmuthigen Länder Kleinasiens viele Beute und wenig Widerstand darboten. Gothische Schwärme faßten an der Nordküste des Pontus im Königreich Bosporus Fuß, und durchschifften von hier in flachbodigen Fahrzeugen das unbekannte Gewässer, unbekümmert um ihrer gezwungenen Ruderer verdächtige Treue. Auf dem ersten dieser Seezüge plünderten und zerstörten sie die reichen Küstenstädte Pityus und Trapezunt, bemächtigten sich

*) 253. **) 253. ***) 257.

besserer Schiffe und schmiedeten die Gefangenen ans Ruder; auf dem zweiten *) richteten sie ihren Lauf nach dem Hellespont, landeten bei Heraklea, und erschreckten durch ihre Ankunft Bithyniens Städte, die eingewiegt im Genuß eines dreihundertjährigen Friedens alle Waffenübung verlernt, und alle ihre Einkünfte auf Bäder, Theater und Tempel verwendet hatten; die schützenden Mauern waren längst verfallen, die unkriegerische Menge hatte alle Furcht vor Gefahren vergessen. Also wurde in den großen Städten Nikomedien, Nizäa, Prusia, Apamäa, Cius, von wenigen Seeräubern geplündert, gemordet, gebrannt; unter soldatischem Staatsregiment sind ja selbst Tapfere wehrlos, und Tausende mögen vor einer Handvoll Fremdlinge zittern.

Zehn Jahre nachher **) erblicken wir die Gothen auf einem dritten noch kühneren Plünderungszuge. Mit fünfhundert Seegeln schiffen sie durch die schmale Meerenge, die Europa von Asien trennt, zerstören die vor Alters berühmte Stadt Cyzikus und ankern endlich im Piräus, dem Hafen Athens. Hier endlich nach mehrhundertjähriger Trennung, findet die Geschichte Griechenland wieder. Aber im alten Vaterlande der Kriegskunst ist es nun stille; Griechenland, geschont, ja begünstigt von den Römern, liegt verödet, seit seine Völker fremden Gesetzen gehorchen. Zwar hatte Kleodamas, einer von den Kriegsbaumeistern, die auf kaiserlichen Befehl die Seestädte gegen die Gothen befestigen sollten, den Anfang gemacht, die von Sullas Zeiten her in Trümmern liegende Mauer von Athen wiederherzustellen; aber diese Anstrengung war unnütz; die Gothen wurden Meister einer Stadt, die von keinen Helden mehr vertheidigt, nur noch dürftig von einem verarmten Volke und von wortkämpfenden Philosophen bewohnt war. Als nun dieser uralte Sitz der Künste und Wissenschaft der Plünderung Preis gegeben ward, legten die Gothen alle erbeuteten Bücher auf einen großen Stoß zusammen und waren im Begriff, dieses Trauergerüste griechischer Gelehrsamkeit in Brand zu stecken; da rettete einer ihrer Führer dasselbe durch die Bemerkung: diesen Büchern verdanken wir Gothen die Leichtigkeit unserer Eroberungen; so lange die Griechen sich den Wissenschaften widmen, werden sie die Waffen nicht zu führen verstehen ***). Der Gothe, der diese Bemerkung machte, kannte den Waffenruhm nicht, den einst Athen neben dem Reichthum des Wissens besessen, er wußte nichts von Alexanders, Cäsars, Marc Aurels, Julians und Friedrichs doppeltem Lorbeer: aber unter spätern Geschlechtern ist sein Ausspruch wiederholt, und die Wissenschaft Urheberin der unkriegerischen Entartung genannt worden, durch welche das neuere Europa Räubereien wehrlos Preis gegeben wurde, die von den Plünderungszügen der Gothen nur durch ihre Größe und Dauer verschieden waren. Aber weder im Alterthum noch in unsern Zeiten gehörte die Schuld der Entartung dem Wissen, sondern dem Staate, welcher für das Thun nur Knechte verlangte, und dem Geiste der Freien keinen andern Aufschwung als den in die luftige Höhe des Denkens gewährte.

Während die Eroberer Athens sich zügellosem Rauben und Schwelgen überließen, wurde

*) 257. **) 267. ***) Zonaras XII. p. 635.

ihre unter schwacher Bedeckung im piräischen Hafen liegende Flotte unvermuthet vom braven Dexippus angegriffen, welcher im Verein mit Kleodamas einen Haufen freiwilliger Bauern und Krieger zur Vertheidigung des Vaterlands zusammen gerafft hatte. Diese tapfere That diente indeß nur, den Krieg über ganz Griechenland zu verbreiten, welches in seiner Verödung keines ernsthaften Widerstands fähig war. Theben und Argos, Korinth und Sparta, die ehedem so merkwürdige Kriege gegen einander geführt hatten, konnten nicht einmal so viel Leute aufbringen, ihre verfallnen Festungswerke zu vertheidigen. Von der westlichen Spitze des Landes Epirus aus, bedroheten die Gothen sogar Italiens Grenzen und erweckten den sorglosen Kaiser Gallienus aus seinem Vergnügungstraum. Er brach nach Illyrien auf, denn die Gothen hatten ihre Richtung auf Italien geändert und den Entschluß gefaßt, zu Lande durch Mösien nach der Ukraine zurückzukehren. Auf diesem Wege nach der Donau stieß eine Abtheilung von ihnen, die Heruler, bei Naissus in Mösien auf den Kaiser Gallienus. Ungewiß ob mit oder ohne Vorgang einer Schlacht kam es zu einer Unterhandlung, deren Ausgang war, daß die Heruler als Freunde und Bundesgenossen der Römer in die Dienste des Reichs traten, und ihr Anführer Naulobatus mit der Consulwürde geschmückt ward. Diese Heruler, die sich in der Folge durch mehrere Ankömmlinge ergänzten und erneuerten, scheinen der Stamm der barbarischen Bundesgenossen zu seyn, von denen nach zweihundert Jahren dem Kaiserthum ein Ende gemacht ward. Die übrigen Gothen aber, die ihren Weg fortsetzen, wurden von den römischen Feldherrn Marzianus und Claudius eingeschlossen, und würden aufgerieben oder gefangen worden seyn, wenn nicht die Eifersucht des erstern gegen den letztern sie hätte entrinnen lassen. Sie suchten ihre Schiffe wieder auf, verheerten auf dem Rückwege durch den Hellespont die Küsten von Troja, deren Ruhm, wie sie nicht ahnten, in griechischen Gesängen verherrlicht bei ihren Nachkommen fortleben sollte, wenn die Lieder von ihren eigenen Thaten längst verschollen seyn würden, und erreichten endlich den Bosporus wieder.

Bei diesem dritten Seezuge haben die Gothen den Tempel der Diana zu Ephesus zerstört *), dessen Heiligkeit die Perser, Mazedonier und Römer, von denen nach einander Asien beherrscht worden war, anerkannt hatten. Griechenlands und Asiens Schätze waren zusammen getreten, diesen heiligen Bau aufzuführen, und nach sieben wiederholten Zerstörungen war derselbe immer prächtiger emporgestiegen. Hundert und sieben und zwanzig Marmorsäulen von ionischer Ordnung, jede sechzig Fuß hoch, trugen den Tempel, Bildhauerarbeit des Praxiteles schmückte den Altar, und mit unzähligen Weihgeschenken waren die Wände behängt. Da nun die Zeit beinahe erfüllt war, die Gott dem alten Heidenthum gesetzt hatte, kamen von der Ostsee die Gothen und stürzten das stolzeste Denkmahl desselben in den Staub, aus dem es nicht wieder erstanden ist.

*) Jornandes c. 20.

Fünftes Kapitel.

Die Franken.

Als Kaiser Valerian im Morgenlande von den Persern gefangen war, und weil er nicht zu sterben wußte, von König Sapor als Fußschemmel gebraucht ward, schwelgte sein Sohn Gallienus in Wollüsten, und ließ wie den Vater in Knechtschaft verschmachten, so die Provinzen des Abendlands von den Allemannen und Franken verheeren. Der erstern Ursprung ist erörtert worden, als ihr Name zu den Zeiten Kaiser Caracallas das erstemal gehört ward; aber des Namens der Franken wird erst in den Tagen Gordians III. gedacht, als Aurelian, der nachmals Kaiser geworden, damals Tribun der sechsten Legion, bei Mainz einen in Gallien streifenden Haufen derselben angriff, siebenhundert Mann davon tödtete, dreihundert gefangen nahm, und die letztern als Sklaven verkaufte [1]). Dies ist die erste Erwähnung des Volks, welches nachmals so mächtig geworden, daß es zweimal das Kaiserthum an sich gebracht, einen großen Theil von Europa beherrscht, und auch nach dem Fall so gewaltiger Größe den Besitz des Landes Gallien behauptet hat.

Ueber die Herkunft und die ersten Wohnsitze der Franken ist mehr geforscht worden als über die der übrigen germanischen Stämme, weil bei dem Stillschweigen des Tacitus und Ptolemäus das Feld der Vermuthungen in größerer Ferne sich öffnet. Alt ist die Sage vom trojanischen Ursprunge der Franken, aber widersprechend sind die fränkischen Zeitbücher in der Weise, wie sie dieselbe berichten. Bald führen zwei Fürsten, Priamus und Antenor, von der Vaterstadt Trümmern eine Schaar Geretteter durch den Mäotischen See an die Ufer des Tanais, von da nach Pannonien; bald ziehen die Flüchtlinge Trojas unter einem Könige Friga nach Kleinasien, werden der mazedonischen Könige Philipp und Alexander Bundesgenossen, und lassen sich an den Donaumündungen nieder; bald wendet sich Franko, einer der Fürsten Trojas, unmittelbar nach Deutschland, erbauet am Niederrheine ein zweites Troja, und nennt es Xanthen von dem Flusse der Heimath [2]). Darin aber stimmt auch Gregor von Tours, der älteste fränkische Geschichtschreiber, der den trojanischen Ursprung

---

[1]) Im Jahre 244. Vopiscus (in Aureliano c. 7.) theilt zugleich ein römisches Soldatenlied auf diesen Sieg mit:

Mille Francos, mille Sarmatas semel cecidimus.
Mille, mille, mille, mille Persas quaerimus.
Tausend Franken, tausend Sarmaten haben wir erschlagen.
Tausend, tausend, tausend, tausend Perser fordern wir.

[2]) Für die gemeinschaftliche Quelle der trojanischen Sage gilt ein (niemals gedruckter) fränkischer Schriftsteller, Hunibald, aus dem sechsten Jahrhundert, der nach ältern, besonders dichterischen Quellen

seines Volks übergeht, mit den beiden erstern Angaben überein, daß an den Ufern der Donau, in Pannonien oder Thracien, lange Zeit der Wohnsitz der Franken gewesen; von dort läßt er sie aus einer Stadt Sicambrien nach dem Rhein und über diesen nach Thüringen ziehen, wobei entweder der Rhein durch den Regenfluß, oder Thüringen durch Tungrien, das Land der belgischen Tungrer, erklärt werden mag [3]).

In allen diesen Nachrichten erscheinen die Franken als eine besondere, von Osten her, vermuthlich zu verschiedenen Zeiten und in mehrern Abtheilungen, eingewanderte Völkerschaft, deren Ankunft in Deutschland, nach dem Schweigen zu schließen, welches die ältern Schriftsteller über ihren Namen beobachten, erst gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts zu setzen seyn dürfte. Dagegen thut die Geschichte der folgenden Jahrhunderte und das Zeugniß der Geschichtschreiber und Lobredner auf das unwiderleglichste kund, daß unter dem Namen Franken die deutschen am Niederrhein und in Belgien wohnenden Völkerschaften (die Chatten, Usipeten, Tenchter, Bructher, Sigambrer, Chamaver, Tubanten ꝛc.,) verstanden wurden, mit deren uralter Ansiedelung jene spätere Einwanderung eines eignen Volks der Franken unvereinbarlich scheint. In der That haben die meisten neuern Geschichtschreiber der Ansicht Beifall gegeben, welche, mit Verwerfung der ältern Erzählung von einem Heranziehen der Franken aus Osten, an den Ufern des Rheins einen Bundesverein der einzelnen Völkerschaften nach dem Muster der frühern Eidgenossenschaften zusammen treten, und von seinem Zweck, der Vertheidigung der Freiheit, den Bund der Franken oder Freien sich nennen läßt. Bei sorgfältiger Erwägung beider Behauptungen, wird indeß in beiden Wahrheit befunden, und der scheinbare Widerspruch durch Unter-

---

die Urgeschichte der Franken bis zum Antenor 440 Jahre v. Chr. hinaufgeführt hatte. Aus Hunibald behauptete Tritheim die Data seiner Abhandlung de origine Francorum geschöpft zu haben, obwohl er die Handschrift nicht nachzuweisen vermochte, als der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen dieselbe sehen wollte. So erzählt Leibnitz de origine Francorum. Hunibald ist also trotz seiner Verrufenheit so gut als verloren; da ihn niemand gelesen hat, scheint es unbillig, den Werth seiner Erzählungen blos nach seinen Bearbeitern zu beurtheilen. S. Histoire litteraire de la France Tom. III. S. 271. Die Sage selbst findet sich im Fredegar c. 2., im Aimoinus I. 1. 2., im Otto von Freisingen Chronicon I. c. 25. Der Lobgesang auf den h. Anno XXIII. v. 390. (im Schilterschen Thesaur.) erzählt dieselbe also:

Franco gesatz mit den sini	Franko saß mit den Seinen
Vili verre nidir bi Rini.	Sehr fern beim Niederrhein.
Da worhtin si du mit vrowedin	Da bauten sie mit Freuden
Eini lüzzele Troie.	Ein kleines Troja.
Den bach hizin si Sante,	Den Bach hießen sie Xanthe,
Na demi wazzere in iri lante;	Nach dem Wasser in ihrem Lande;
Den Rini havitin si vure diz meri,	Den Rhein hielten sie für das Meer,
Dannim wuhsin sint Vreinkischi heri.	Von dannen gewachsen sind die fränkischen Heere.
Di wurdin Cesari al unterdan,	Die wurden dem Cäsar alle unterthan,
Si waren imi jedoch forchsam.	Sie waren ihm jedoch furchtbar.

[3]) Gregor II. 9.

scheidung des eigentlichen Frankenstamms und der nach ihm benannten fränkischen Rheinvölker gehoben.

Von den Geschichten des nördlichen Deutschlands nach dem Verfall des Cheruskerbundes wissen wir die zwei Thatsachen, daß sich auf den Trümmern des letztern zuerst die Chatten, und nach diesen die Longobarden erhoben; jenes bezeugt Tacitus, dieses des Ptolemäus Völkerverzeichniß, in welchem die Longobarden einen langen Strich vom Rhein bis nahe an die Elbe behaupten, ohngefähr auf derselben Linie, auf welcher sonst die Cherusker geherrscht hatten. Diese weite Ausdehnung des Longobardengebiets kann indeß keinen wirklichen Besitz des Landes, sondern nur eine Oberherrschaft über die daselbst wohnenden Völker bezeichnen; denn die Longobarden waren nach des Tacitus bestimmter Versicherung an Anzahl gering, und nur gewaltig durch Wagnisse und Schlachten. Unterjocht, nicht vertrieben wurden die norddeutschen, am Ackerbau und an festen Wohnsitzen hangenden Sassen, als sie, durch innre Entzweiung geschwächt, den Ostvölkern nicht mehr den sonstigen Widerstand zu leisten vermochten. Aber solche Oberherrschaft fremder Kriegsstämme war dem Wechsel unterworfen, wenn entweder der Unterdrückten eingeschläferter Muth durch einen kühnen Führer geweckt ward, oder ein anderes noch wilderes Kriegsvolk aus dem östlichen Wanderungslande heranzog. Ein solches waren die Franken; durch sie mögen die Longobarden aus dem nördlichen Deutschland an die Ufer der Donau getrieben worden seyn, wo sie, vielleicht nach langem Herumirren, im sechsten Jahrhundert hervortreten. In diesen frühen ganz dunklen Ereignissen liegt höchst wahrscheinlich der Grund zu der unvertilgbaren Feindschaft, die in der Folge zwischen Franken und Longobarden, weit eher als ihre Grenzen sich berühren, gewahrt wird.

Daß aber die Franken keine norddeutschen Sassen, sondern ein von Osten her eingedrungenes Kriegsvolk waren, bezeugt theils jene uralte Sage von ihrer trojanischen oder pannonischen Herkunft, theils ihre von den Sassenvölkern ganz abweichende Sitte und Weise, durch welche sie im völligen Gegensatze gegen die alten Germanen erscheinen. Wie die Freiheitsliebe, Keuschheit, Treue und Redlichkeit der letztern sogar von ihren Feinden gerühmt wird, so ist über den zugleich frechen und knechtischen Sinn, über die Zuchtlosigkeit, Wortbrüchigkeit und Meineidigkeit der Franken unter allen, die von ihnen geschrieben haben, nur eine einige Stimme. „Es ist so ihre Weise, heißt es, mit lachendem Munde ihr Wort zu brechen! — Wenn ein Franke seinen Eid bricht, ist das etwas Neues? Meineid ist bei ihnen eine Art sich auszudrücken. — Die Franken sind unter allen Völkern das treuloseste [4]). Wie wenig dies aber etwa blos Beschuldigungen ihrer Feinde sind, lehrt ein Blick auf ihre eigenen Geschichtschreiber. In wenig Geschichtbüchern findet man so viel begangene Frevel der Wollust, Mordthaten, Meineide und Treulosigkeiten

4) Vopisc in Proculo. Franci quibus familiare est, ridendo fidem frangere.
Salvianus de gubernatione Dei. IV. Perjurium ipsum sermonis genus putant, non criminis. Agathias I. 5. Er lobt übrigens die Einigkeit ihrer Fürsten. Procop. de bello Goth. II. 25.

beisammen als im Gregor von Tours, der keiner Partheilichkeit gegen sein Volk beschuldigt werden kann; aus der Art, wie er selbst sich bei mehrern Gelegenheiten äußert, erkennt man, daß zu seiner Zeit der Meineid unter den Franken eine ganz gewöhnliche Sache war, welche Niemand bemerkenswerth oder unerwartet fand [5]). Eben so deutlich erkennt man in der Schilderung ihrer Lebensweise und Kriegsart eine unsassische Horde. Einen weichlichen Asiaten oder Griechen zu besiegen, sagen die Lobredner der Kaiser, ist eben keine Ehre, wohl aber einen Franken, der blos von Wildpret lebt [6]). Nach ihren Gesetzen muß man siegen oder sterben. Zwar sind sie zahlreich, aber ihre Tapferkeit übertrifft weit ihre Anzahl. Brandung des stürmischen Meeres und festes Land gilt ihnen gleich, und der nordische Frost behagt ihnen mehr als gemäßigte Witterung. Ein Leben ohne Abentheuer ist ihnen verhaßt. Krieg ihre höchste Wonne. Wird einer im Kriege verstümmelt, so ficht er noch mit den übrig gebliebenen Gliedmaßen. Erhalten sie Sieg, so ist ihr Nachsetzen unaufhörlich; werden sie über den Haufen geworfen, so ziehen sich nur zurück, um von Neuem anzugreifen. Tollkühner Muth und Verwegenheit bringen nach ihren Gesetzen Ehre und Lohn; Ruhe achten sie für eine Krankheit. Nie waren ihre Nachbarn im Stande, sie durch Vernunftgründe eines andern zu belehren oder durch Waffen zur Ruhe zu zwingen; daher muß man Tag und Nacht gegen sie auf der Hut seyn, und sich nicht ohne das Gewehr zu Tische setzen, nicht ohne den Helm sich zu Bette legen [7]). Ihre Anfälle folgen auf einander, wie Meereswellen im Sturm an der Küste: ehe man den ersten Haufen Streiter zurückgetrieben hat, stürzt der Anführer an der Spitze des zweiten zum Treffen hervor. An ihren großen und starken Gliedmaßen liegt die Bekleidung fest an, und sichtbar ist durch die verengte Bedeckung das Knie. Um den Leib tragen sie einen Gurt. Mit ihren Streitärten hauen sie weit. Das Schild handhaben sie mit großer Geschicklichkeit und Gewandheit, und ihren Wurfspießen kömmt noch ihr schneller Ansprung zuvor. Von zarter Jugend an ist Krieg ihre Leidenschaft. Werden sie irgend übermannt, so kennen sie keine Furcht, sondern wählen den Tod; ihr unbezwinglicher Muth scheint über das Leben

---

5) Gregor. v. 14. Guntrammus, alias sane bonus, verum tamen nulli amicorum sacramentum dedit, quod non protinus omisisset. (Guntram war sonst ein sehr rechtschaffener Mann, aber er leistete keinem seiner Freunde einen Schwur, den er nicht alsbald gebrochen hätte).

6) Eumenii Paneg. in Const. 24. sola carne ferina distentum.

7) Libanii Basilicus in Constant. p. 137.
Noch Eginhart (vita Caroli M. 16. führt an, die Griechen hätten ein Sprichwort:
Τον φραγκον φιλον ἐχῃς γειτονα ὐκ ἐχῃς.
Den Franken habe zum Freunde nicht zum Nachbar.
Si tu veux vivre en repos quelquefois
Soit ton amy non voisin François.
Belleforest Libr. II. p. 63.

selbst hinauszubauern [8]). Noch nach ihrer Einwanderung in Gallien schildert sie der Grieche Agathias auf ähnliche Weise. „Die Waffen dieses Volks sind schlecht und kunstlos, bedürfen keiner geschickten Verfertiger und können von jedem Krieger selbst leicht ausgebessert werden. Harnisch und Kriegsstiefeln kennen sie nicht; die meisten tragen den Kopf blos und wenige haben Helme. Brust und Rücken sind nackt bis zur Hüfte; von da bis zur Wade tragen sie weite Hosen von Linnen oder Leder. Pferde haben sie wenig, weil sie nach alter Sitte nur zu Fuß zu fechten gewohnt sind. An der Hüfte hängt ein Stoßdegen, am linken Arme das Schild. Des Bogens, der Schleuder und anderer weittragender Wurfwaffen bedienen sie sich nicht, sondern zweischneidiger Streitärte und einer eignen Art Angel- oder Hakenspieße (Angones). Diese sind mittlerer Länge und sowohl zum Wurfe als zum Stoße eingerichtet, fast am ganzen Schafte mit Eisenschienen belegt, und oben unter der Spitze mit Wiederhaken versehen. Wer getroffen wird, ist ohne Rettung verloren, weil die Wiederhaken eingreifen und das Ausreißen verwehren, oder die verwundeten Theile vollends zerfleischen. Bleibt er auch blos im Schild hangen, so kann er doch weder abgehauen noch ausgerissen werden. Der Franke springt dann gewöhnlich mit dem Fuß auf den Schaft, reißt so den Schild herab, und giebt dem wehrlosen Feinde den Rest.“ Von dieser Bewaffnungs- und Fechtart findet sich in den, an ausgemalten Zügen so reichhaltigen Schildernngen des Tacitus keine Spur; und man darf daher wohl annehmen, daß sie seinen Germaniern fremd war. Wie aber der wandalische oder östliche Zweig der germanischen Nazion hinter dem eigentlich deutschen weit an Sittenmilde und Bildung zurück stand; so unterscheidet er sich von dem letztern noch besonders dadurch, daß seine dem Wanderungsleben ergebenen Völkerschaften überall, wo sie in römischen Ländern endlich ansäßig wurden, die eigne Sprache verlernten und die der Ueberwundenen annahmen, oder vielmehr dieselbe zu neuen Mundarten verderbten. So hörten die Gothen in Spanien, die Longobarden in Italien, die Burgunder in Südgallien bald auf, Deutsche zu seyn. Die eigentlichen Germanen hingegen wanderten nicht mehr in Horden, sondern sandten höchstens heutelustige Kriegsschaaren aus ihrer Mitte zur Plünderung der römischen Grenzländer aus. Wo sie aber auch ihre alten Gebiete überschritten, da behaupteten sie den Besitz ihrer eigenthümlichen Sprache und Weise. Die französische und deutsche Schweitz wird durch die alte Grenzscheide zwischen Burgundern und Allemannen gesondert; jene, ein wandalisches Wanderungsvolk, thaten frühzeitig das Germanische ab, während die ganz germanischen Allemannen demselben noch heute getreu sind. Eben so blieben die Sachsen in Britannien bis zur normännischen Eroberung Deutsche, und auch nach derselben behielt das Germanische

8) Sidon. Apollin. Paneg. in Majorian. v. 240.
Strictius assutae vestes procera cöercent
Membra virum, patet iis arctato tegmine poples.
— — — animoque supersunt
Jam prope post animam.

trotz aller versuchten Ausrottungsmittel das Uebergewicht bis auf den heutigen Tag. Ganz anders die Franken, deren frühzeitige und gänzliche Entdeutschung in der Folge hinlänglich dargethan wird, und die sich auch in dieser Hinsicht als unverkennbare Sprossen des östlichen Wanderungsstammes verkündigen.

Wenn diese Gründe schon im Allgemeinen die östliche oder wandalische Herkunft der Franken sehr wahrscheinlich machen, so mag nun überdies noch mit ziemlicher Sicherheit die besondere Völkerschaft nachgewiesen werden, unter deren Namen sie bereits in der ältesten deutschen Geschichte vorhanden sind. Es waren die Franken allem Ansehen nach einerlei Volk mit den Bastarnen, die von allen deutschen Stämmen in der Geschichte zuerst, in Thrazien und an den Mündungen des Isters als Bundesgenossen der Mazedonier, dann unter den Völkern des mithridatischen Kriegs als Bundesgenossen des pontischen Königs angetroffen, und zur Zeit des Augustus an der Donauinsel Peuce zum Theil unter dem Namen Peuciner bekannt werden. Die Schwierigkeiten in Herbeiführung der Franken lösen sich mit dieser Annahme auf die einfachste Weise, und sogar auf die Sage von ihrem trojanischen Ursprunge fällt ein freilich nur schwacher Schimmer. Der den ganzen Lauf der Donau begleitende Völkerstamm der wandernden Gallier (Celten, Galater,) zu welchem die Bastarnen von Polybius, Livius und Strabo gerechnet werden, wenn auch nur einzelne Schaaren derselben mit den Galliern als Bundes- nicht als Stammgenossen ziehen mochten, breitete sich bekanntlich im dritten Jahrhundert vor Christo bis nach Kleinasien aus, und bemächtigte sich (nach dem von Strabo aufbewahrten Zeugniß des Hegesianax,) um die Zeit der syrischen Herrschaft ins besondere der Gegend von Troja, in der Absicht, diese berühmte Stätte als einen Sicherheitsplatz zu benutzen *). Seit der Ankunft der Römer in diesen Gegenden wurden die kriegerischen gallischen Stämme, die bisher meist vom Raube gelebt hatten, zum Frieden gezwungen; die Bastarnen aber, unzufrieden mit der von Consul Manlius Vulso gebotenen Ruhe, mögen durch Thrazien nach den Mündungen der Donau, in die eigentlichen Wohnsitze ihres Volks zurückgezogen seyn. Eben da, wo wir in beglaubigter Geschichte die Bastarnen zuerst als König Philipps, dann als Mithridats Bundesgenossen gegen die Römer finden, läßt auch die Hunibaldsche in den Zeitbüchern aufbewahrte Sage die von Troja ausgewanderten Franken ihre Wohnsitze nehmen. Das Abentheuer einer einzelnen Kriegsschaar scheint auf die ganze Völkerschaft ausgedehnt worden zu seyn. Aber weit befriedigender als die trojanische Sage wird durch die Geschichte der Bastarnen die andere in den fränkischen Zeitbüchern befindliche Nachricht aufgeklärt, daß die Franken vor Zeiten mit Königen Mazedoniens in Verbindung gestanden. Diese Nachricht gründet sich auf eine geschichtliche, bereits angeführte Thatsache, die nur in Betreff der Personen der Könige entstellt ist. Die an den Donaumündungen wohnenden Bastarnen, wurden nehmlich zur Zeit des mazedonischen Königs Philipp III. (ums Jahr 200 v. Chr.,) durch Geschenke und Ver-

*) Strabo XIII. 27.

sprechungen dieses Fürsten bewogen, über die Donau zu kommen, um die den Mazedoniern feindlichen Dardanier zu bekriegen [9]). Indeß starb Philipp grade zur Zeit ihrer Ankunft; dies und ein schweres Ungewitter, welches sie in den Gebürgen Thraziens überfiel und ihnen viele Leute tödtete, bewog den größten Theil derselben, wieder über die Donau zurückzukehren; aber dreißig tausend von ihnen zogen nach Dardanien unter Anführung ihres Fürsten Clondico. Sie waren in der Folge bereitwillig, dem Könige Perseus in seinem Kriege gegen die Römer Dienste zu leisten, wurden aber nicht gebraucht, weil dieser den Sold, welchen sie verlangten, zu hoch fand, und lieber sein Königreich verlieren als seinen Schatz angreifen wollte. Plutarch, im Leben des Paulus Aemilius, schildert sie also: „Es kamen die Bastarnen zehntausend Reiter und eben so viel Beiläufer (παραβαται) stark, sämmtlich Kriegsleute, die weder Ackerbau noch Schiffahrt verstanden, noch sich von der Viehzucht nährten, sondern nur Eine Sache und nur Eine Kunst trieben, diese nehmlich, beständig Krieg zu führen und ihre Gegner zu überwinden. Da dieselben in Medien mit den Mazedoniern in einem Lager gestanden hatten, waren die letztern auf den Gedanken gekommen, daß so hoch gewachsene wohlgeübte, und mit Drohungen gegen ihre Feinde so freigebige Männer den Römern großes Schrecken einjagen, und sie schon durch ihren trotzigen und furchbaren Anblick schlagen würden." Man erkennt in diesen Geschichten ohne Mühe die in den fränkischen Jahrbüchern angedeutete Verbindung der Franken mit den mazedonischen Königen wieder. Wenn aber Livius, Strabo und Plutarch die Bastarnen nach dem Vorgange des Polybius ein gallisches oder celtisches Volk nennen, die Franken hingegen Germanen sind, so darf dies nicht befremden, da Polybius nach den Ansichten seiner Zeit Germanen und Gallier noch für einen Völkerstamm hielt, auf welchen der gemeinschaftliche Name der Celten anwendbar sey, die jüngern Schriftsteller aber seine Angabe nachschrieben. Polybius selbst *), findet die Bastarnen von den übrigen Galliern durch die außerordentliche Größe ihrer Körper und ihre Kühnheit im Streite verschieden, und Strabo nimmt an einer andern Stelle seine frühere Behauptung, daß die Bastarnen keine Germanen wären, zurück, und meint [10]), sie möchten doch wohl germanischen Stamms seyn. Tacitus, der sie unter den Sarmaten wohnen läßt, findet in ihrem Wesen vieles sehr undeutsch, besonders die Arbeitsscheu und den Schmutz (torporem et sordem) setzt aber doch hinzu, ihre Sprache und Lebensweise, auch ihre Art zu wohnen sey deutsch. Plinius rechnet sie bestimmt unter die Germanen, und macht sie zu Nachbarn der Dazier. Hierauf erscheinen sie unter den Völkerschaften des markmannischen Kriegs [11]). Bei Gelegenheit des letztern, der überhaupt für das innere Deutschland von sehr wichtigen Veränderungen begleitet gewesen zu seyn scheint, mögen zuerst Bastarnische Schaaren in nordwestlicher Richtung neue Wohnsitze aufgesucht haben. Marcus Aurelius, erzählt Aurelius Victor im Leben dieses Kaisers, triumphirte über Völkerschaften, die sich unter dem König Marcomar von der pannonischen

9) Livius XL. 57. *) Excerpta de leg. LXII. 10) Strabo VII. 3. 17. 11) Capitolin. in Marco c. 22.

Stadt Carnutum bis in die Mitte Galliens ausgedehnt hatten. Daß dieser Marcomar ein König der Franken war, läßt sich freilich nicht beweisen; daß aber die ersten Franken, die an den Rhein kamen, gleich den Bastarnen des Tacitus mit Sarmaten verbündet wanderten, bezeugt das oben angeführte Soldatenlied, in welchem die rheinischen Besatzungen zugleich des Siegs über Franken und Sarmaten sich rühmten.

Der Name Franken, unter welchem das Volk in Germanien auftritt, wird von den Griechen durch Geharnischte (φραγτοι), von den Neuern gewöhnlich durch Freie gedolmetscht [12]; er scheint aber weit richtiger von der oben geschilderten, den Franken eigenthümlichen Angriffswaffe entlehnt zu seyn, die von den meisten Schriftstellern Franziska genannt, und von Agathias wohl nur durch halbes Verstehen mit dem Namen Angon oder Anken bezeichnet wird. Mehrere deutsche Völker vertauschten ihren frühern Namen mit dem ihrer Waffe; so ist der Name der Saxen späteren Ursprungs, und die Longobarden hießen nach des Paulus Diakonus Zeugniß in alten Zeiten Vinilen. Daß aber die Bastarnen und andre ihnen verwandte wandalische Völker mit den Franken in Verbindung gesetzt wurden, ergiebt sich aus dem, was vom Kaiser Probus erzählt wird. Dieser Fürst verpflanzte hunderttausend Bastarnen, Gepiden, Gruthunger und andre Wandalen nach Thrazien auf römischen Boden; alle diese aber brachen die angelobte Treue, verließen ihre Wohnsitze, und durchstreiften als See- und Landräuber die Meere und Küsten [13]. Das kühne Unternehmen einiger dieser Abentheurer, durch das ganze Mittelmeer zu schiffen und große Städte wie Syrakus und Karthago zu plündern, wird von andern Schriftstellern [14] den Franken zugeschrieben, denen der Kaiser auf ihr Bitten Wohnsitze in Thrazien eingeräumt hatte. Die große Schwierigkeit aber, in diesen Wiederspruch Zusammenhang, und die Franken vom Niederrhein plötzlich nach dem schwarzen Meere zu bringen, hebt sich von selbst, wenn Franken nur ein andrer Name war für Bastarnen. Zuletzt finden wir die Bastarnen unter den rheinischen Frankenvölkern sogar namentlich aufgeführt, so daß es bei der großen Mühe, welche die gelehrtesten Geschichtkenner auf Erforschung der fränkischen Alterthümer verwendet, fast befremdend scheint, durch Hinweisung auf dieses Volk die alten Zeitbücher nicht eher gerechtfertigt zu sehen. Als nehmlich Stiliko nach des Theodosius Tode die Rheinlande bereiste, um die mit den dasigen Völkerschaften bestehenden Verträge zu erneuern, schloß er nach Claudians Zeugniß auch ein Bündniß mit den Bastarnen. Diese waren also unter den Bewohnern des Rheinlands [15].

---

12) Jul. Capitol. in Marco 22. 13) Trebellius Pollio in vita Probi c. 18. 14) Zosimus I. c. 42. Eumenius in Panegyr. in Constantium IV. c. 13. 15) Claudian de IV. consulatu Honorii 448.

Ante ducem nostrum flavam sparsere Sicambri
Caesariem, pavidoque orantes murmure Franci
Procubuere solo: juratur Honorius absens.
Basternae venere truces, venit accola sylvae
Bructerus Hercyniae, latisque paludibus exit
Cimbrus et ingentem Albim liquere Cherusci.

Für das nördliche Deutschland mag der durch die Ankunft der Franken bewirkte Abzug der Longobarden eine Zeit der wiedergewonnenen Freiheit gewesen seyn, denn die unterdrückten Chatten, Cherusker, Sigambrer, Bructer, Chamaver, Tubanten, Ansibarier, Usipeten und Tenchter erscheinen in den Lobrednern der Kaiser nun wieder unter ihrem eigenthümlichen Namen. Einige derselben hielten sich zu den Franken, die andern zu den weiter unten an der Meeresküste wohnenden Sachsen; daher wurden die Namen Franken und Sachsen allmählig Hauptnamen für alle Völkerschaften zwischen dem Rhein und der Elbe. Die Sachsen thaten wie ihre Vorgänger, die Kauchen, und befehdeten die römischen Provinzen als Seeräuber; viele Schaaren der Franken aber, von Arbeitsscheu und Raubsucht getrieben, und unfähig, der Norddeutschen geregeltes Landleben zu theilen, drangen, verstärkt durch die kriegerische Jugend ihrer Bundesgenossen, über den Rhein in das Maas- und Scheldeland vor, und bemächtigten sich zur Zeit des Posthumus der batavischen Insel. Was aus den alten Batavern ward, wissen wir nicht; wenn sie sich nicht, was sehr wahrscheinlich ist, mit den Franken verbanden und gleich den Rheinvölkern selbst Franken wurden, müssen sie, unbeschützt von den Römern, und der eignen wehrhaften Mannschaft durch stete Aushebungen beraubt, gleich den alten Helveziern vergangen seyn; denn zuletzt ist nur noch die Rede von einer batavischen Kriegsschaar in römischen Diensten. Soviel ist sicher, daß die Franken seitdem von den Ufern der Maas und der Waal sich nicht mehr entfernten, und in dem alten Vaterlande der Belgen ganz einheimisch wurden. Unter Zuthun einiger römischen Kaiser, besonders einiger Anmaßer in Gallien, welche mit ihnen in friedliche Verhältnisse zu treten und ihre Waffen zu nutzen suchten, lernten sie allgemach Ackerbau und stätige Wohnsitze; ihre Jugend ward, wie einst die Bataver, in römische Kriegsschaaren geformt [16]); das ganze Volk gewöhnte sich, wie alle aus dem Osten eingewanderten Barbaren schnell an römische Sprache und Weise. Einen großen Theil dieser belgischen Franken führte in der Folge Kaiser Constanzius, man weiß nicht recht ob mit Gewalt oder freiwillig, in die Landschaften des nördlichen Galliens, die einst den Ambianern, Bellovaken, Tricassinern, und Lingonen gehört hatten (den heutigen Gebieten von Amiens, Beauvais, Troyes und Langres,); denn wie die übrigen Provinzen war auch das einst reich bevölkerte Gallien unter dem Drucke der römischen Statthalter und den beständigen Einfällen barbarischer Feinde allmählig öde geworden. Also ward ein großer Theil Galliens von den Römern selbst an Franken vertheilt, lang zuvor, ehe man an die Möglichkeit dachte, daß andere Franken dies Land einst als Gebieter bewohnen würden. Aus der Mitte dieser Kolonisten gingen die Franken hervor, die seit Constantins Zeiten sehr zahlreich in römischen Staats- und Kriegsämtern des ersten Ranges erscheinen; in diesen romanisirten

16) In der Notitia Imperii werden unter den römischen Legionen und Cohorten in Gallien Salii seniores, in Spanien Salii juniores gallicani, angeführt.

Franken fand aber auch Chlodowich bei Eroberung Galliens bereitwillige Helfer. Sie bildeten den eigentlichen Stamm der neuen Bevölkerung Galliens, und schmolzen mit den alten Einwohnern in Kurzem zu einem romanischen Volke zusammen, welches in der Folge, auch nach der Ankunft der wenig zahlreichen salischen Eroberer, in Hinsicht auf Sprache und Sitte das entschiedene Uebergewicht behauptete. Bei den vielen übereinstimmenden Urtheilen über den Character der alten Gallier und der Franken, darf uns daher die große Aehnlichkeit nicht Wunder nehmen, welche zwischen dem altgallischen und dem neufränkischen Volksthum bemerkt wird; das letztere ist aus zwei sehr verwandten Elementen zusammengeflossen, und Frechheit, Leichtsinn, Wankelmuth, Grausamkeit und Treulosigkeit, werden in beiden als hervorstehende Züge angegeben *).

Also die wandalischen Franken in Batavien und Belgien. Die Deutschen Rheinvölker aber, welche seit der Ankunft dieser ihrer Bundesgenossen ebenfalls Franken (in diesem Sinne die Freien,) genannt, nachmals aber von denselben durch die Benennung Ripuarier (Uferbewohner) unterschieden werden, wohnten in ihren alten Sitzen zwischen dem Rhein und der Weser, nördlich den Sachsen, südlich am Neckar den Allemannen benachbart [17]). Die Lebensweise der Hausväter blieb die altgermanische; die Kriegsschaaren aber, welche auch von diesen Uferfranken gegen die römischen Provinzen ausgingen, kennen wir im Vorbilde aus der schon von Tacitus geschilderten chattischen Heldengesellschaft, die ohne andre Arbeit und Lust als Krieg oder Jagd, ohne Haus und Heerd und eignen Erwerb im Kriege voranzog. Wie diese Ripuarier aus andern Völkerschaften als die eigentlichen Franken bestanden, so lebten sie auch nach andern Gesetzen in altgermanischer Weise; in der auf uns gekommnen Sammlung derselben, werden die Uferfranken von den fremden Franken (Francis advenis) sorgfältig unterschieden [18]).

*) Das Räthsel, wie aus Germaniern Franzosen werden konnten, wäre noch vollständiger gelöst, wenn sich die Ansicht der alten Schriftsteller, nach welcher die Bastarnen gallische Wanderungsvölker waren, rechtfertigen ließe: in diesem Falle behielten die französischen Geschichtforscher, die den germanischen Stamm für ihr Volk zu unedel achten, Recht, und die Deutschen würden der beneideten Ahnherrnschaft, gewiß ohne Bedauerniß, ledig.

17) Ulvosa quem Nicer abluit unda,
Prorumpit Francus. Sidon Apoll.
Francia mixta Svevis. Auson.

18) Leg. Ripuar. tit. XXXI. c. 3. XXXVI. c. 1.

Sechstes Kapitel.

Allemannische und Fränkische Wanderungen.

Kaiser Gallienus, welchem vorgeworfen wird, in den Künsten der Dichter und Redner, wie in denen der Köche und Gärtner ein Meister, nur in der Kunst zu regieren ein Neuling gewesen zu seyn, zeigte sich in der Staatskunst seiner Vorfahren wohl unterrichtet. Zur Zeit, als die Reichsgrenzen mehr als je von wandernden Völkern bedrängt wurden, schloß er Frieden und Bündniß mit Attalus, dem König der Markmannen, räumte ihm Landgebiet in Ober-Pannonien ein, und erhielt nebst dem Versprechen der Bundeshülfe den Besitz seiner Tochter, der schönen Pipa oder Pipara. Ihre Reitze fesselten die Neigung des unbeständigen Fürsten, der schon eine Gemahlin hatte oder gehabt hatte; aber auch nach Saloninens Tode hätten Roms Gesetze die Verbindung mit einer Barbarin den Namen Ehe verweigert, und die deutsche Fürstentochter wird in den römischen Geschichtbüchern mit dem Namen einer Beischläferin des Kaisers gebrandmarkt.

Indeß ward auch der Zweck dieser Verbindung, die Sicherheit des Reichs, nicht erreicht. Während Gallienus zu Trier prächtigen Hof hielt *), zog ein Haufe Allemannen unter dem Könige Kroch oder Chrochus nach Gallien und führte Krieg gegen die Städte. Er soll den Rath bekommen haben, wer berühmt werden wolle, ohne Großes bauen zu können, müsse vieles zerstören. Vor Arles aber ward König Kroch von einem Römer, Namens Marius, gefangen genommen, mit Hohn durch die beschädigten Städte geführt und grausam hingerichtet.

Dies geschah in Gallien. Unterdeß aber erschrack Italien und Rom selbst über die Nachricht, daß ein anderer großer Haufe Allemannen über die rhätischen Alpen gestiegen und durch die Ebenen Oberitaliens bis Ravenna vorgedrungen sey. In dieser Gefahr erwachten im römischen Senat einige Funken der alten Tugend; er übernahm die Vertheidigung des Staats, und ließ die zur Besatzung zurückgebliebene und durch die herzhaftesten Einwohner verstärkte Leibwache ausrücken. Die Allemannen scheuten die Ueberlegenheit dieses unerwarteten Heers, und zogen sich durch das verheerte und ausgeplünderte Italien nach ihren Grenzen zurück. Es giebt eine anschauliche Vorstellung von der Lage der Welt und des Reichs, daß der Kaiser auf die Nachricht von der Befreiung seiner Hauptstadt nicht Freude sondern Unruhe über den Muth des Senats äußerte, und dem Volke seinen Argwohn durch ein Edikt verkündigte, welches den Senatoren verbot, eine Kriegsstelle anzunehmen oder nur den Lagern der Legionen sich zu nähern. Aber diese Furcht war ungegründet. Die reichen und schwelgerischen Großen in Rom nahmen diese schimpfliche Ausschließung vom Kriegsdienst als Gunst auf, und so lange man sie im ruhigen Genuß

*) 259.

der Bäder, Schauspiele und Landhäuser nicht störte, überließen sie gern die gefährliche Beschützung des Reichs den rohen Händen der Bauern und Soldaten.

Als nun der Kaiser von Trier hinweg erst nach Illyrien, und dann nach Italien zog, blieb Gallien dem Posthumus vertraut, den schon Kaiser Valerian zum Statthalter gesetzt hatte. Zu dieser Zeit ward das Elend und die Verwirrung der Welt größer als sie je gewesen. Des Kaisers Schlaffheit, die sich oft plötzlich zu grausamer Wuth gestaltete, der Wille der Heere und die Gefahr der Provinzen bewog nach und nach neunzehn Heerführer und Statthalter, (die man unschicklich genug mit Athens dreißig Tyrannen verglichen hat,) den Purpur und Augustustitel anzunehmen. Nur Italien, Rom und der Senat blieben dem Gallienus immer getreu; alle übrigen Provinzen sahen vorübergehende Herrscher, deren keiner eines ruhigen Lebens genoß oder eines natürlichen Todes starb. Die Wahl, die Macht und der Tod dieser unsichern Kaiser wurde ihren Unterthanen und Anhängern auf gleiche Weise verderblich. Ihre Erhöhung wurde den Soldaten durch Geschenke abgekauft oder bezahlt, die den Unterthanen abgepreßt werden mußten, und ihr Fall riß ihre Heere und Länder mit ins Verderben. Wehrlos standen die Provinzen während dieser Privatstreitigkeiten ihrer Beschützer auswärtigen Angreifern offen. Selbst die tapfersten der so genannten Tyrannen sahen sich zuweilen durch den Drang ihrer Lage gezwungen, mit dem gemeinschaftlichen Feinde schimpfliche Bündnisse zu schließen, durch lästige Tribute der Barbaren Partheilosigkeit oder Hülfe zu erkaufen, und sie selbst in das Herz des Reichs einzuführen.

In Gallien ward Posthumus vom Kriegsheer als Kaiser ausgerufen *), und als Preis dieser Erhebung des Gallienus Sohn Saloninus zu Cöln ums Leben gebracht. Das ganze Land war von Franken überschwemmt, die sich indeß mit der Plünderung Galliens nicht begnügten, sondern über die Pyrenäen nach Spanien zogen, Tarragona zerstörten, und sogar nach Afrika übersetzten, um diese reiche und bisher allen Plünderern zu weit entlegene Provinz zu berauben. Posthumus aber verband sich mit den Franken, und widerstand mit ihrer Hülfe der Rache des Kaisers. Darauf soll er Gallien von den Deutschen befreit und die alten Grenzfesten über dem Rhein wieder aufgerichtet haben. Spanien und Britannien scheinen ihm beigetreten zu seyn, so daß unter ihm ein gallisches Kaiserthum bestanden.

Nach fünfjähriger Herrschaft ward Posthumus nebst seinem Sohne zu Mainz von den Soldaten, denen er die Plünderung der Stadt nicht verstatten wollte, erschlagen **); seine Nachfolger in Gallien erlitten gleiches Schicksal. Endlich ward auch der weibische Gallienus getödtet, und an seiner Statt der tüchtige Claudius, in Italien, mit dem Purpur des Gesammtreichs bekleidet ***).

Claudius stritt mit den Allemannen am See Benacus (lago di Gardia,) ohnweit Mailand, und mit den Gothen und ihren Bundesgenossen bei Naissus oder Nissa in Dardanien, beidemal

*) 260. **) 265. ***) 268.

siegreich; aber schon die Orte dieser Schlachten bezeichnen die Lage des Reichs, und bekunden das Vordrängen der barbarischen Völker. Als nach zwei Jahren Claudius an der Pest gestorben, ward auf seine Empfehlung Aurelianus erhoben, der schon unter Gordian III. bei Mainz die Franken geschlagen hatte. Dieser wandte seine Macht zuerst gegen die Gothen an der Niederdonau, kämpfte unentscheidend in einer harten Schlacht, und endigte den zwanzigjährigen Krieg mit diesem Volke durch einen Frieden, worin die Gothen dem römischen Heere eine Hülfe von zweitausend Reitern bewilligten, der Kaiser aber den Besitz der großen Provinz Dazien jenseits der Donau, die Eroberung Trajans, stillschweigend aufgab. Er hatte sich überzeugt, daß er die scheinbare Unehre, des Reichs Grenzen zu verengern, gegen den Vortheil, verödete und wehrlose Länder nicht länger beschützen zu dürfen, verachten müsse; daher ließ er die römischen Legionen ein Gebiet räumen, das sie weder anzubauen noch zu vertheidigen im Stande waren, und zog dieselben auf die Südseite der Donau zurück, wo der den alten Ländern gegebne Name Dazien das Andenken der Eroberungen Trajans fortpflanzen sollte. Dennoch behielt die alte Provinz dieses Namens eine beträchtliche Anzahl römischer Einwohner, die sich weniger vor den Gothen als vor Auswanderung gescheut hatten. Noch jetzt enthält die Wallachische oder Wlachische Sprache die Spuren, und das Volk, welches sie redet, den Stolz römischer Herkunft. Die Gothen und Wandalen, die unter diesen Römern sich ansiedelten, lernten von ihnen mancherlei Künste und Bequemlichkeiten des geselligen Lebens; aber statt zu entarten wurden sie furchtbar im Besitz römischer Kriegskunst. Diese Macht wandten sie indeß nicht gegen die Römer, sondern gegen die Völker im Rücken. Dazien als gothischer Staat ward eine sicherere Schutzwehr der Grenze, als die römische Provinz gewesen war.

Während sich Aurelian mit Herstellung der illyrischen Grenze beschäftigte, brach ein ungeheurer Schwarm Allemannen, Markmannen, Juthungen und Wandalen in Italien ein *). Vierzigtausend zu Pferde und achtzigtausend zu Fuß erschienen im Felde, und verheerten das Land zwischen der Donau und dem Po. Auf diese Nachricht setzte sich der Kaiser längst der Donau hinauf in Bewegung; er mochte hoffen, daß die großen mit Beute beladenen Schaaren, welche er bereits auf dem Rückzuge antraf, das ganze Heer der Reichsfeinde ausmachten, und daß nach Einschließung derselben alle Gefahr von Italien abgewendet sey. Aber die Barbaren, welche den Weg über die Donau gesperrt fanden, und mit ihrer Bitte um Frieden abgewiesen wurden, weil sie denselben nur zu brechen verstünden, wandten sich auf einer andern Straße nach den italienischen Gebürgen zurück, und der Kaiser, der den Krieg schon für geendigt gehalten hatte und nach Pannonien zurückgekehrt war, wurde durch die angstvollen Briefe des Senats sehr bald eines andern und schlimmern belehrt. In Eilmärschen zog er an der Spitze eines auserlesenen Heers von gothischen und wandalischen Bundesgenossen und aller Prätorianer, die in den Kriegen an der Donau

*) 270.

gedient hatten, der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe, und schalt in einem Briefe die Saumseligkeit des Senats, der zu spät die heiligen Bücher der Sybille um die Mittel der Rettung befragt habe: er spricht sogar von Menschenopfern, welche er zur Versöhnung der Götter darzubringen erbötig sey. Drei Schlachten wurden geschlagen: in der ersten, ohnweit Plazenz, erlitten die Römer eine Niederlage, daß die unmittelbare Auflösung des Reichs besorgt ward. Auf dem flaminischen Wege, auf dem so viele Legionen zur Unterjochung der Welt ausgezogen waren, rückten die Germanier vorwärts, um an der wehrlosen Weltgebieterin die Rache der Plünderung zu nehmen; aber bei Fano in Umbrien, an demselben Orte, wo Hannibals Bruder in ähnlichem Unternehmen gescheitert war, fanden sie zum zweitenmal den Kaiser. Das Unglück von Plazenz ward hier in einer Verzweifelungsschlacht gerächt, und der fliehende Ueberrest des allemannischen Heers in einer dritten Schlacht bei Pavia aufgerieben. Aber die gleich nach diesem Siege begonnene Erbauung einer Mauer, die den weiten Umkreis Roms decken sollte, verkündigte die Ueberzeugung des Kaisers, von der Abnahme des Reichs. Die Römer, welche seit Ausdehnung ihrer Macht über Italiens Grenzen die alte Mauer, welche Roms sieben Hügel umschloß, hatten verfallen lassen, waren weit von dem Gedanken entfernt gewesen, daß es je nöthig seyn würde, dieselbe zum Schutz gegen damals noch ungekannte Barbaren wieder aufzubauen.

Nachdem nun Aurelian das seit Posthumus mit Hülfe fränkischer und batavischer Bundesvölker unter besondern Kaisern unabhängige Gallien bezwungen, Vindelicien den Barbaren entrissen und durch Zenobias Besiegung auch den Orient wieder an das Reich geknüpft hatte, ward er zwar Wiederhersteller der Welt begrüßt, aber durch seinen Ruhm und den Glanz seines Triumphs nicht gegen Mörder geschützt. Er fiel ohnweit Byzanz durch die Hand eines seiner Obersten *). Darauf ward Tacitus, aus dem Hause des Geschichtschreibers, und nach dessen frühem Tode Probus, von Geburt ein pannonischer Bauer, erhoben: bei der allgemeinen Verderbniß der höhern Stände gingen die letzten würdigen Kaiser aus dem Schooße des Landlebens hervor.

*) 275.

Siebentes Kapitel.

Große Gefahr Deutschlands unter Probus. Wanderung der Burgunder *).

Kaum war Aurelians Tod bekannt geworden, als die Deutschen zu hunderttausenden gegen den Rhein zogen; daher fand der wackre Probus die Grenzvertheidigung Galliens überschritten und siebzig Städte in den Händen der Feinde, unter denen Lygier, Franken, Burgunder und Wandalen namentlich unterschieden werden [1]).

Wir haben die Burgunder (die Plinius Burgundionen nennt, und Tacitus wahrscheinlich unter den Buriern meint,) zuerst an den Ufern der Weichsel hinter den Lygiern gefunden. In diesem Lande saßen sie ruhig, bis sie im Krieg mit Fastida, dem König der Gepiden, von diesem eine große Niederlage erlitten, und zum Auswandern gezwungen wurden [2]). Sie zogen gegen Westen. Als sie nun den Römern bekannt wurden, verbreitete sich unter den letztern durch falsche Deutung des Namens Burgunder der Glaube, dies Volk stamme von römischen Besatzungen her, welche vor Zeiten Drusus und nach ihm Tiberius in Burgen an und über der Elbe zurückgelassen hätten [3]) Ihrem Könige oder Hendin gehorchten die Burgunder, so lange er den Göttern gefiel; zeigten ihm die letztern ihren Unwillen durch unglücklichen Ausgang einer Schlacht oder durch ein unfruchtbares Jahr, so verließ ihn das Volk. Hingegen der Oberpriester oder Sinist verwaltete unbekümmert sein heiliges Amt; seine Stelle war lebenslänglich, und seine Person unverletzlich.

Es stritten aber die Lygier und die Franken für sich, und nur die Burgunder mit den Wandalen vereinigt. Probus nun, der sich die Befreiung Galliens zum ersten Geschäft machte, schlug zuerst die Lygier, und nahm deren Anführer Semno nebst seinem Sohne gefangen **). Der edelmüthige oder besorgte Sieger bewilligte indeß den Ueberwundenen, die seine Gnade erflehten, anständige Bedingungen, nahm ihnen die Gefangenen und die Beute, und ließ sie nach ihrer Heimath an die Grenzen Schlesiens und Polens zurückziehen. Aber schon ihre Auswanderung mochte durch Unfälle und Bedrängnisse hervorgebracht worden seyn, und der Name Lygier wird nicht weiter in der Geschichte gehört. Die Feldherrn des Probus trieben die Franken in ihre Moräste zurück; der Kaiser selbst aber stritt mit den Wandalen und Burgundern an den Ufern des Rheins, durch dessen Gewässer ihre Schaaren getrennt waren, und überwand die eine, ehe die andre zu Hülfe kommen konnte. Die übrigen ergaben sich und erhielten Friede gegen die Bedingung, ihre Beute und Gefangenen herauszugeben; als sie dies nicht hielten, setzten die Römer ihnen nach, tödteten viele und nahmen ihren Anführer Igillus gefangen. Wenn man den Geschichtschreibern trauen dürfte, welche diese Begebenheiten

*) 276—282. 1) Zosimus I. c. 67. 2) Jornandes c. 17. 3) Ammian. XVIII. c. 5. **) 277.

ziemlich sorglos beschrieben, so hätte die Zahl der in diesen Kriegen erschlagenen Deutschen, die den Boden Galliens schon als ihr Eigenthum angesehen hatten, viermalhunderttausend betragen. Der Ueberrest der Burgunder zog an die Saale zurück.

Seit dem Heereszuge Maximins hatten die Römer sich auf Vertheidigungskrieg gegen die deutschen Völker beschränkt, welche unaufhörlich die Reichsgrenze beunruhigten. Probus aber, durch seine Siege ermuthigt, griff den alten Gedanken wieder auf, durch Bezwingung des überrheinischen Landes und durch Aufrichtung römischer Schutzwehren die aus dem Norden drohende Gefahr für immer abzuwenden. In dieser Absicht ging er über den Rhein und den Neckar; aber die Geschichten dieses Kriegs sind nicht umständlich bekannt, weil die Sachen des gemeinen Wesens den Schriftstellern immer mehr fremd und gleichgültig wurden. Von Seiten der Römer wurden Preise auf die Einbringung feindlicher Köpfe gesetzt, und große jenseits des Rheins in Besitz genommene Landstriche durch Soldaten und bewaffnete Grenzbauern gesichert. Unvermögend, das Ungemach des Verwüstungskriegs länger auszuhalten, kamen neun Oberhäupter der Deutschen in das römische Lager und baten um Frieden. Der Kaiser forderte strenge Rückgabe der Güter und Gefangenen, die sie den Provinzen entführt hatten, und Bestrafung der Räuber, welche die Plünderungen erneuern würden. Ein beträchtlicher Tribut an Getreide, Schaafen und Ochsen mußte für die Grenzbesatzungen geliefert werden, und sechzehntausend deutsche Jünglinge wurden ausgehoben, die römischen Heere zu verstärken. Der Kaiser zerstreute sie unter die Legionen der Provinzen als Ergänzung in kleinen Haufen zu funfzig oder sechzig Mann, mit der Bemerkung, daß man die Hülfe, welche der Staat von Barbaren zöge, fühlen aber nicht sehen müsse. Anfangs hatte er den Gedanken, das ganze Volk zu entwaffnen, aber bald mochte er sich von der Unmöglichkeit der Ausführung überzeugen. Selber ihr Beistand war jetzt nöthig geworden. Die verweichlichten Bewohner Italiens konnten das Gewicht der Waffen nicht mehr tragen; die Volksmenge der Rhein- und Donauländer, wo noch die tüchtigsten Menschen gebohren wurden, war durch die beständigen Kriege vermindert. Die Seltenheit oder Unfruchtbarkeit der Ehen griff die Grundlage der Bevölkerung an; dieses Uebel, der sicherste Beweis für das Greisenalter der damaligen Welt, zerstörte die Kraft des gegenwärtigen und die Hoffnung eines künftigen Geschlechts. Probus beschloß, die erschöpften Grenzländer durch Kolonien gefangener oder flüchtiger Barbaren wieder zu füllen, und aus ihnen ein neues und kräftiges Kriegergeschlecht zu erziehen. Nach Britannien verpflanzte er einen beträchtlichen Haufen Wandalen, an die Ufer des schwarzen Meers zog er Bastarnen, Gepiden, Gruthungen und Franken. Allein seine Erwartungen wurden meist getäuscht. Die Wanderungslust dieser gezwungenen Anbauer bewog sie zu Empörungen und Versuchen zur Flucht, die den Provinzen, durch welche sie zogen, sehr verderblich wurden. Ein solcher Haufe, den einige Franken, andere Bastarnen nennen, schiffte von der Küste von Colchis, wo er sich einer Flotte bemächtigt hatte, durch das schwarze Meer, den Hellespont und

das Mittelmeer, plünderte in Griechenland und Sizilien, besonders in der reichen Stadt Syrakus, die einst der Macht Athens und Karthagos zu widerstehen im Stande gewesen war, und kehrte Schätzebeladen nach Hause.

Wie groß indeß die Vorschritte des Probus zur Bezwingung Deutschlands gewesen seyn mögen, kann man am sichersten aus seinem Schreiben an den Senat abnehmen, welches uns Vopiscus aufbewahrt hatte. „Ich danke den unsterblichen Göttern, schreibt er, daß sie Eure Urtheile über mich bestätigt haben. So weit sich Deutschland in die Breite erstreckt, ist es bezwungen. Neun Könige verschiedener Völker liegen demüthig zu meinen, oder vielmehr zu Euren Füßen. Alle Barbaren pflügen und säen für uns, sie kämpfen für uns wider die innern Völker. Darum beschließet Dankgebete nach Eurer Weise: denn viermalhunderttausend Feinde sind erschlagen, sechzehntausend derselben dienen unter unsern Fahnen, siebzig Städte sind der Knechtschaft erledigt und ganz Gallien ist frei. Alle Beute ist wieder gewonnen, und deren mehr gemacht worden als vorher verloren gewesen. Von deutschem Zugvieh werden Galliens Fluren gepflügt, und Germaniens Boden streckt seinen besiegten Nacken unter das Joch unserer Bauern; seine Heerden werden für uns gemästet, seine Rosse wachsen für unsere Reiter heran, seine Saaten reifen für unsere Scheuern. Nur den Boden lassen wir ihnen, das übrige alles, was das ihre war, ist das unsere geworden. Darum sind wir auch Willens gewesen, einen neuen Statthalter über Deutschland zu setzen, haben dies indeß noch auf weiteres verschoben, bis die göttliche Vorsehung unsere Waffen ferner gesegnet haben wird."

Viele nun haben geglaubt, daß der auf Steinen ruhende Wall, der in seinen Ueberresten sich noch heut von Pföring an der Donau durch Franken und Schwaben bis an die Ufer des Rheins in einer Länge von funfzig deutschen Meilen erstreckt, und dessen Erbauung von der Volkssage dem Teufel, von den meisten Geschichtschreibern dem Hadrian beigelegt wird, dem Probus zuzuschreiben sey; und dies nicht ohne Wahrscheinlichkeit, da Münzen mit dem Gepräge desselben darin ausgegraben worden, und den vorhandenen Angaben nach die Herrschaft der Römer über Deutschland niemals ausgedehnter als unter diesem Kaiser gewesen zu seyn scheint. Ueberdieß ist bekannt, daß Probus die Hände der Legionen mit großen Landbauten beschäftigte, und daß die Strenge, womit er den Uebermuth des Kriegsvolks durch diese Arbeiten zu brechen bemüht war, die unmittelbare Ursache seines Todes wurde.

Sichrer und wohlthätiger als durch die Erbauung der Teufelsmauer, hat Probus durch die Einführung des Weinbaus am Rhein und in Ungarn sein Andenken geheiligt. Auf seinen Befehl wurden die sonnigen Hügel Galliens, Pannoniens und Mösiens, ebenfalls durch kriegerische Hände, mit Reben bepflanzt, und das dem Ackerbau günstige Verbot Domizians, Wein in den Provinzen zu bauen, erreichte damals seine Endschaft. Vielleicht aber zeugt eben dieser Anfang des Weinbaus für die Abnahme der Bevölkerung und des Ackerbaus.

Nachdem Probus die Reichsgrenze hergestellt und erweitert, zwei Nebenbuhler in Gallien

überwunden, auch im Morgenlande gesiegt und in Rom feierlich triumphirt hatte, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, nach Begründung des allgemeinen Friedens die stehende Kriegsmacht aufzulösen, und sich wie die Menschheit dadurch von einem gefährlichen Feinde zu befreien. Aber die zu hitzige Verfolgung seines Plans ließ ihn die nöthige Vorsicht vergessen, und seine unbehutsame Rede, daß er bald die Soldaten nicht mehr nöthig haben werde, erbitterte diejenigen, denen sie nie hätte zu Ohren kommen sollen. An einem heißen Sommertage, als er die Austrocknung der sirmischen Sümpfe mit Härte betrieb, warfen die Soldaten, der Beschwerlichkeiten müde, plötzlich ihr Handwerksgeräth weg, griffen zu den Waffen, und brachen in wüthende Meuterei aus. Der Kaiser flüchtete sich nach einem thurmhohen Gerüste, welches er zur Uebersicht der Arbeiten hatte bauen lassen, und ward darin von den Empörern erschlagen *).

Achtes Kapitel.

Anfang einer neuen Ordnung der Dinge.

Als darauf Kaiser Carus, wie vielleicht seine Mörder vorgaben, vom Blitz getödtet, und seine Söhne Numerianus und Carinus nach kurzem Regiment erschlagen worden waren, wurde Diocletianus, als illyrischer Bauer gebohren, Alleinherr des römischen Reichs **).

Von mehr als dreißig Kaisern, die seit dem Tode des Marcus Aurelius bis auf Diocletians Erhebung in dem kurzen Zeitraum eines Jahrhunderts der Purpur geschmückt hatte, waren nur drei eines natürlichen Todes gestorben, die übrigen meist durch die eignen Soldaten gefallen. Die Weltgeschichte kennt keine ähnliche Reihenfolge von Glückswechseln; der bluttriefende Purpur glich einem Gewande, das verurtheilten Verbrechern angelegt wird, der Thron der Weltmonarchie war mitten in einer scheuslichen Mördergrube aufgerichtet über den Leichnamen der Kaiser. Dennoch wurde der Ehrgeitz nicht müde, diese gefahrvolle Höhe zu erstreben; so süß ist es zu herrschen. Die zahllosen Schlachtopfer, welche für Emporkömmlinge fielen, die schrecklichen Soldatenkriege, die über alle Länder hinfuhren, das unnennbare Elend der Völker, die Verödung der vormals blühendsten Reiche, die Verminderung des Menschengeschlechts, kurz die gesammten Greuel des Kaiserthums, liefern die anschaulichen Belege für den in spätern Zeiten trotz allen Lehren der Geschichte aufgestellten und von Neuem gepriesenen Satz, das Verdienst solle herrschen und sich Bahn brechen dürfen zum Thron! Was ein Staat sey nach zertrümmerter Religion und nach verlorner Bürgertugend, hatten die letzten

*) 282. **) 282.

Zeiten der Republik dargethan; was ein Reich sey ohne Erbfolge und ohne Majestät der Fürsten, ohne Stände und Standesehre, ohne andern Adel als den, welchen Verdienst, Reichthum oder Gunst giebt, ein Reich, wo der Sklave, der Fechter, der Hirt seines Gleichen im Purpur erblickte, und hoffen durfte zu werden wie sie, das lehrte das kaiserliche Rom.

Diocleziānus, den Glück und Klugheit von der niedrigsten Stufe auf die höchste erhoben, war der erste, der in der Festsetzung regelmäßiger Thronfolge durch Beigesellung eines Nebenkaisers (Augustus) und mehrerer Unterkaiser (Cäsaren,) mehr noch durch Einführung fürstlicher Hofsitte ein Bindungsmittel für das zerfallende Reich, ein Gegenmittel gegen die verbrecherische Tollheit der Kriegsheere suchte und fand. Kindische Eitelkeit kann schwerlich Bewegungsgrund bei einem Manne gewesen seyn, der die Herrschaft zu theilen und zuletzt mit dem Gemüsebau zu vertauschen vermochte; es war eben der Diocleziān, den wir nach zwanzigjähriger ruhmvoller Regierung vom Kaiserthron in ein Gärtnerhaus zurücktreten sehen, der die bürgerlichen Bezeichnungen Consul, Censor, Tribun, von denen die Kaiser bisher immer noch Gebrauch gemacht hatten, als unschicklich bei Seite legte, und dem Imperator- und Herrentitel die Benennungen Gottheit und geheiligte Majestät beifügte. Bis auf seine Zeit waren die Kaiser in vertrauten Unterhaltungen mit ihren Mitbürgern blos mit derjenigen Ehrfurcht begrüßt worden, die man auch andern Vornehmen und Mächtigen bezeigte; ihr Hauptvorzug bestand im kaiserlichen oder kriegerischen ganz mit Purpur gefärbten Mantel, während die Senatorkleidung schon durch ein breites und das Rittergewand durch ein schmales Band von dieser ehrenden Farbe ausgezeichnet war; ihre Palläste waren von Leibwachen umringt und wie die der übrigen Reichen von Sklaven und Freigelaßnen angefüllt, aber ohne eigentlichen Hofstaat. Diocleziān führte in Folge der Betrachtungen, die sein richtiger Blick und die vor ihm liegende Erfahrung der Jahrhunderte in ihm veranlaßten, das Staatsgepränge des persischen Hofes ein; er legte das Diadem an, eine weiße mit Perlen besetzte Hauptbinde, die bisher den Römern als Merkmal des Königsthums verhaßt gewesen war; thöricht genug hatten sie bei aller Willkühr der Herrscher die Zeichen der Herrschaft verabscheut, und dem Caligula seine grausame Rasereien minder als den Gebrauch des Diadems zum Verbrechen gerechnet. Die übrige Staatskleidung der Kaiser wurde nach Diocleziāns Einrichtung von Golde und Seide gefertigt, und selbst ihre Schuhe mit Edelsteinen geschmückt. Der Zutritt zu ihrer geheiligten Person wurde täglich durch Einführung neuer Förmlichkeiten und Hofgebräuche erschwert, alle Zugänge des Pallastes durch verschiedene Schulen der Hofbedienten bewacht, und die innern Gemächer der Obhut Verschnittener anvertraut. Wurde endlich der Bittende vorgelassen, so sahe er sich ohne Rücksicht auf seinen Rang genöthigt, sich zur Erde zu werfen, und nach morgenländischer Sitte die Gottheit seines Herrn und Kaisers anzubeten. Es ist leicht und auf einem gewissen Standpunkte gewöhnlich, dies alles sehr lächerlich zu finden; aber Diocleziān durchschaute seine Lage und wußte, was dem Reiche noth war. Er wollte

die Einbildungskraft der Menge unterjochen, den Kaiser der rohen Frechheit des Soldaten und des Volks entziehen, und durch gewohnte Unterwürfigkeit allmählig das Gefühl der Ehrfurcht hervorbringen, welches auch schwache oder mittelmäßige Fürsten in Schutz nimmt; er wollte einem Staate ohne Religion und Tugend die Religion des Throns und der Gewohnheit einpflanzen. Wenn Gibbon die prunkvolle Theatervorstellung Diocleziens gegen Augusts gleich theatralische Heuchelei mit Prunklosigkeit und Einfachheit in Schatten stellt, und der letztern einen weit edlern und männlichen Character zutheilt, weil ihr Zweck gewesen sey, die unbeschränkte Macht des Kaisers über die Welt zu verbergen, der Zweck der erstern aber, sie zur Schau zu stellen, so können wir in dieser furchtsamen Verheelung nichts Männliches, und in dieser heuchlerischen Verstellung nichts Edles bemerken: August hatte das Bewußtseyn eines Anmaßers, Diocleziān das Gefühl eines Fürsten.

Also geschah es siebenhundert und vier und neunzig Jahre nach Abschaffung des uralten Königthums, nachdem seit Vertreibung der Tarquinier die Bürger und die von ihnen gewählte Obrigkeit Roms vierhundert und fünf und sechzig Jahre, seit Julius Cäsar soldatische Kaiser und die Legionen dreihundert neun und zwanzig Jahre geherrscht hatten, daß ein Thron uralter Gestalt und von asiatischem Glanze umstrahlt, auf europäischem Boden aufgerichtet ward.

Aber diese neuen Formen der Herrschaft wollten dem in seiner Schwäche noch trotzigen römischen Pöbel nicht einleuchten. Erinnerungen, die einst zu Großthaten begeistert hatten, wirkten bei den Bewohnern Roms zur Hervorbringung einer Art von Bettelstolz, der den Maaßregeln der Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit widerstrebt, weil dieselben seine bisherige Gewohnheit aufheben: die Römer der Hauptstadt behielten eine geheime Vorliebe für das halb republikanische halb soldatische Kaiserwesen, und verspotteten eine Ordnung der Dinge, von der sie dunkel ahnten, daß sie bereits einem andern Weltalter als dem ihrigen angehöre. Diese Stimme der Hauptstadt machte den Fürsten, deren Gegenwart ohnehin an andern Orten nöthiger war, den Aufenthalt in Rom verhaßt, und allmählig erhoben sich als Wohnsitze der Kaiser andere Städte, unter Diocleziān Nicomedien und Mailand, zu einem Glanze und zu einer Größe, von welchen die alte Herrlichkeit der verlaßnen Königin Roma wenigstens an Lebendigkeit überstrahlt wurde. Aber in eben dem Grade, als die Kaiser Rom mit seinem Senate vergaßen oder vernachläßigten, kehrte in die Brust seiner Bewohner das Gefühl des Alterthums, die Vorliebe für die Vergangenheit, die Religion der Vaterstadt zurück, welche einst die Vorfahren zu Helden gemacht hatte. Tugend und Freiheit waren entwichen, das Marsfeld mit Gras bewachsen, das Forum und die Triumphstätten verwaist; alles fing an, still und öde zu werden; aber in dieser Stille sprach die Vorzeit desto vernehmlicher, und in der thatenlosen Gegenwart wandten die Gemüther sich desto ungestörter einer Vergangenheit zu, deren Ruhm und Glück von so vielen Denkmählern verkündigt, und von der Einbildungskraft so lebhaft ausgemalt wurde.

Neuntes Kapitel.

Zwischengeschichten bis auf Constantin. Erscheinung der Sachsen *).

Maximian, der erste Reichsgenosse, welchen Diocletian sich beigesellt hatte, ward nach Gallien gesendet, wo das Landvolk durch den Druck des einheimischen Adels und der kaiserlichen Amtleute zur Empörung gereitzt worden war. Jene schon von Cäsar angetroffene Knechtschaft der niedern Volksklasse in Gallien bestand noch, und war durch den Hinzutritt der kaiserlichen Auflagen und Geldeinnehmer, durch die Einbrüche der Barbaren und die Mißhandlungen, welche die Kriegsleute sich erlaubten, endlich unerträglich geworden. Da versuchten es die Bauern, in einem furchtbaren Aufstande ihre Menschenrechte zurück zu fordern. Unter dem Namen Bagauden durchzogen ihre bewaffneten Haufen das Land, und übergaben die verlaßnen Dörfer und offnen Städte den Flammen. Der Adel floh vor ihrer Rache in die römischen Festen, und zwei Anführer der Bauern, Aelianus und Amandus, legten sogar kaiserliche Ehrenzeichen an. Aber ihre Macht erstarb bei Annäherung der Legionen; die ausgelaßne und schlechtbewaffnete Menge wurde durch regelmäßige Kriegsschaaren überwunden und aufgerieben, die Ueberbliebenen kehrten bestürzt zu ihrem Heerde zurück, und die für die Freiheit gemachte Anstrengung hatte blos die Bande der Knechtschaft enger zusammen gezogen.

Kaum hatte Maximian Gallien den Händen der Bauern entrissen, als die Völkerzüge in neuer wilder Bewegung an die Grenzen stürmten. Wie die überrheinischen Eroberungen des Probus mit dem Grenzwall und allen Schlössern in ihre Gewalt gekommen, hat kein Geschichtschreiber aufbewahrt oder erfahren; aber während die alten Namen der Völkerschaften in den großen Völkerbünden der Allemannen im Süden, und der Franken im Norden verschwinden, treten zwischen beiden die schon zur Zeit des Probus gehörten Burgunder von Neuem an den Mittelrhein, und wandern neben den Allemannen in Gallien ein. Indeß ward Pest und Hungersnoth ihrer ungeheuren Anzahl verderblich, und das gallische Gebiet ohne Schlacht von diesen Bedrängern befreit. Zu den Franken aber gesellten sich Horden der Heruler und der Chaibonen oder Avionen, welche die Küsten der Ostsee und das sandige und morastige Land der nachmals Brandenburgischen Mark verlassen hatten. Wider diese zog Maximian mit seinen Herulianern und schlug sie, nach Erzählung seines Lobredners Mamertinus, daß keiner übrig blieb, die Niederlage zu verkündigen.

Um dieselbe Zeit erschienen an der belgischen Küste neben den Franken als furchtbare Seeräuber die Sachsen, ein Name, welcher wie der Name der Franken mehrere norddeutsche Völker vereinigte. Zuerst gehörte derselbe einem einzelnen Volke, (wahrscheinlich den Cimbern,)

*) 287 — 306.

welches sich mit kurzen Schwerdtern oder Saren gewaffnet hatte; dann ging er auf die benachbarten Angeln und Kauchen, welche zu gemeinschaftlichen Seeunternehmungen zuerst sich anschlossen, endlich auf die gesammte im nördlichen Deutschland zurückbleibende Bevölkerung über, so daß der Name Sachsen ward, was einst der Name Cherusker gewesen. Um den Streifereien dieser Seeräuber Einhalt zu thun, ward Boulogne (Bononia oder Gesforiakum) am brittischen Kanal zum Standort einer römischen Flotte gewählt, und der Oberbefehl über dieselbe dem Carausius, einem Menapier, von niedriger Geburt aber großer Kenntniß des Seewesens, übertragen. Dieser aber gerieth in Verdacht, daß er die kühnen Räuber ungehindert durch den Kanal seegeln lasse und erst bei der Heimkehr sie angreife, um sich ihrer Beute zu bemächtigen. Da gab der Kaiser Befehl, ihn zu tödten. Carausius aber kam solcher Strenge zuvor, segelte mit der Flotte nach Brittannien über, gewann die Legion und die Hülfsvölker, welche diese Insel bewachten, und ließ sich als Kaiser Brittaniens ausrufen. Das Glück begünstigte seine Kühnheit, und sieben Jahre hindurch bis zu seinem Tode behauptete sich der Anmaßer im Besitz eines Landes, welches damals zuerst die Herrschaft der Meere vorübergehend in Anspruch nahm, zu deren Behauptung es in der Zukunft bestimmt war. Carausius ward zugleich Herr der gegenüber liegenden Küste; er schloß Bündnisse mit den Franken, Sachsen und Friesen, nahm viele derselben unter seine Land- und Seetruppen auf, und erleichterter es den Franken, sich vollends des Landes Batavien zu bemächtigen.

Als nun Maximian große Anstalten traf, den Empörer zu züchtigen, fielen ihm deutsche Haufen von dessen Bundesgenossen ins Land, und kamen über den mit Eis bedeckten Rhein in die Nähe von Trier, wo er Hof hielt *). Er schlug sie und ging selbst über den Rhein. „Was konnte uns größers wiederfahren, ruft sein Lobredner aus **), als dieser dein Uebergang nach Germanien! Durch ihn hast du zuerst unter allen Kaisern bewiesen, daß das römische Reich keine andere Grenze hat als die deiner Waffen. Vormals schien es, daß die Natur selbst den Rhein also geleitet habe, durch seine Linie die römischen Provinzen gegen die Scheuslichkeit der Barbarei zu beschützen. Wer wünschte sich vor Eurer Herrschaft nicht Glück, daß Gallien durch diese Flußgrenze gedeckt wird? wer fürchtete sich nicht, wenn bei zu langer Heiterkeit des Himmels das Strombett seicht ward, wer fühlte sich bei hohem Wasserstande nicht sicher? Du aber, unüberwindlicher Kaiser, hast jene wilden und unbezwungenen Völker durch Verheerung, Schlachten und Niederlagen, durch Schwerdt und Feuer bezwungen. Seitdem dürfen wir freien und unbesorgten Gemüths seyn. Mag der Rhein vertrocknen, und mit leisem Fall kaum die glatten Steinchen seines durchsichtigen Bettes bewegen, wir fürchten uns doch nicht: denn was ich jenseits des Rheins erblicke ist römisch!" Der Kaiser setzte einen König der Franken, Genobaudes, in seine Würde wieder ein, und räumte einer

*) 288. **) Mamertinus I. c. 7.

Anzahl Franken Gebiete im menschenleeren Lande der Nervier und Trevirer. Denn immer mehr verödeten die einst blühenden Länder, und die Bevölkerung der Provinzen schmolz unter dem Druck der Auflagen, den Quälereien der kaiserlichen Bedienten, der Last des Kriegsheers und den beständigen Verheerungen der Feinde dahin. Auf der andern Seite drang Dioclezian in das Land der Allemannen, und stellte die römische Mark bis an den Ursprung der Donau, ebenfalls ohne dauernde Folgen, wieder her. Bei dieser Gelegenheit mögen beide Kaiser die prächtigen Beinamen angenommen haben, welche sie auf ihren Münzen führen *).

Um diese Zeit, als der Strom der Auswanderung durch die Waffen der beiden Kaiser gehemmt war, sind unter den deutschen Völkern, die zwischen der Elbe, der Ostsee und der Donau bis an das schwarze Meer hin wohnten, viele blutige Kriege geführt worden **). Wo vormals die Chatten mit den Hermunduren gekämpft, stritten jetzt die Burgunder mit den Allemannen um ihre Grenzflüsse und Salzquellen: aber auf das alles fällt durch die flüchtigen Erwähnungen der kaiserlichen Lobredner nur ein dürftiger Schimmer.

Einige Jahre nach diesen Begebenheiten nahmen die beiden Kaiser noch zwei neue Reichsgenossen an, so daß das römische Reich nun unter vier Herren getheilt war, deren jeder zu großer Beschwerde der Provinzen seinen eignen Hof hielt ***). Indeß wurde trotz dieser Theilung der Name und Gedanke eines einigen Kaiserthums aufrecht erhalten, und die Befehle des einen Kaisers auch mit dem Namen des andern geschmückt. Die beiden jüngern Reichsgenossen, Galerius und Constanzius, hießen Cäsaren und verehrten die Majestät der beiden Auguste; alle drei aber erkannten unveränderlich durch ihre Dankbarkeit und ihren Gehorsam den Dioclezian als den Schöpfer ihres gemeinschaftlichen Glücks. Dioclezian war bei der Theilung von der Betrachtung des Nachtheils der Unübersehbarkeit geleitet worden, welchen die Größe des Reichs dem Regiment eines Einzelnen gab, und es gelang ihm, durch sein persönliches Ansehen die andern Nachtheile der Zwietracht zu vermeiden, welche die Theilung nothwendig hervorbringen zu müssen schien.

Constanzius, von seiner blassen Gesichtsfarbe Chlorus genannt, wurde mit der Vertheidigung Spaniens und Galliens und der Wiedereroberung Brittanniens beauftragt. Während Maximian den Rhein beschützte, eroberte er nach hartnäckigem Widerstande Boulogne, und nahm daselbst einen beträchtlichen Theil der Flotte des brittischen Kaisers. In der Zeit von drei Jahren, die es bedurfte, um diese Flotte auszurüsten und zur Unternehmung gegen Brittannien selbst vollständig zu machen, griff er die Bundesgenossen des Carausius, die Franken in Batavien an, überwand sie und führte viele derselben nach Maximians Beispiel in die Länder der Trevirer und Nervier, um aus dem tüchtigen Menschenschlage dem Reiche eine frische Heldenzucht zu erziehen. Ehe indeß seine Rüstungen vollendet waren, erhielt er die Nachricht von des Anmaßers Tode und von der Thronbesteigung

*) Francici, Alemannici, Germanici. **) Mamertinus II. c. 17 ***) 292

des Alektus, seines Mörders. Diese Begebenheit begünstigte sein Vorhaben: die römische Flotte entging unter dem Schutze eines Nebels der brittischen, das Heer landete ohne Widerstand, und das Schicksal Brittanniens ward durch den Ausgang einer einzigen Schlacht zu Gunsten der Römer entschieden *). Eine Abtheilung Franken in Diensten des Alektus, welche London besetzt hielt, wollte auf diese Nachricht die Stadt ausplündern, wurde aber von den Römern überrascht, und theils niedergehauen, theils gefangen nach dem festen Lande übergeführt. So groß war die Verheerung, welche das letztere in diesen Zeiten erfahren hatte, so groß das Glück Brittanniens während der zehnjährigen Trennung vom Reich, daß es Constanzius unter die Früchte seines Sieges rechnete, in Brittannien Baumeister und Arbeitsleute zum Aufbau der zerstörten Städte Galliens und des Rheinlandes zu finden. Diese Wiederherstellung der Rheingrenze war es, welche den Cäsar sehr bald aus Brittannien zurückrief. Aber selbst die Festungen wehrten den Einbrüchen der Feinde nicht mehr: indem er bei Gelegenheit dieser Arbeiten mit schwacher Bedeckung durchs Land zog, wurde er plötzlich von einem Haufen Allemannen umringt. Mit Mühe entkam er nach der Hauptstadt der Lingonen, dem heutigen Langres, aber in der allgemeinen Bestürzung verweigerten die Bürger die Oeffnung der Thore, und der verwundete Fürst wurde an einem Seile die Mauer hinauf gezogen. Indeß erhielt er bald Verstärkung, und rächte durch ein Blutbad von sechstausend Allemannen die erlittene Schmach. Ferner hat Constanzius wider die Allemannen siegreich bei Vindonissa oder Windisch gestritten, und vermuthlich am Bodensee dieselbe Stadt befestigt, welche noch jetzt seinen Namen trägt.

Damals sind, im allgemeinen Elende der Welt, alte Hauptstädte namenlos verbrannt worden, und vormals berühmte Völker untergegangen, ohne daß ein Geschichtschreiber ihres letzten Tages erwähnt hätte. So die helvezische Hauptstadt Aventikum, deren noch heut sichtbarer Trümmer die Geschichtschreiber zu gedenken anfangen, so das Volk der Helvezier selber, dessen Land um diese Zeit eine Wüste genannt ward, so die Bataver, die unter den Franken verschwinden. Dagegen füllten sich die fruchtbaren Striche des belgischen Galliens, die Landschaften der alten Atrebaten, Ambianer, Tricassiner und Lingonen immer mehr mit aufgenommenen Franken, welche die römischen Lobredner Gefangene nennen, während die Sümpfe und Moräste Batavіens längst schon das meist unzugängliche Eigenthum freier Franken geworden waren. Auch an der Niederdonau waren Kolonien barbarischer Völker auf dem römischen Gebiete aufgenommen worden: die Gothen aber auf der Nordseite des Flusses, waren Freunde der Römer, und der beste Theil des Heers, mit welchem der Cäsar Galerius nach dem Morgenlande zog, bestand aus Hülfsvölkern, welche sie stellten.

Als das schwere Werk der Befreiung des Reichs von Anmaßern und Barbaren durch die Thronfolge illyrischer Bauern vollbracht schien, feierte Diocletian in Gesellschaft seines

*) 296.

Reichsgenossen Maximian das Glück seiner zwanzigjährigen Regierung durch den Pomp eines Triumphs, einen der letzten, welchen Rom gesehen hat. Aber wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, verließ der Kaiser plötzlich mitten im Winter die Hauptstadt, die er, seitdem er herrschte, nicht betreten hatte, und eilte nach Asien, um sie niemals wieder zu sehen. Wenige Monate nachher *) entsagte er, durch Kränklichkeit und Geschäftsüberdruß bewogen, in freiwilliger Abdankung auf der Ebene von Nikodemien dem Throne, entkleidete sich vor den Augen einer staunenden Menge selber des Purpurs, und zog sich in die Einsamkeit eines ländlichen Aufenthalts zurück, den er sich in seinem Vaterlande Dalmazien lang zuvor ausersehen hatte. Seinem Beispiele folgte auf sein Geheiß an demselben Tage Maximian zu Mailand; Galerius und Constanzius wurden Auguste mit neu ernannten Cäsaren.

Zehntes Kapitel.

Große Weltveränderung unter Constantin.

Die von Diocletian eingeführte Verfassung hatte den doppelten Zweck, die Personen der Kaiser durch die Besorgniß vor ihren Reichsgenossen gegen die Frechheit der Kriegsheere zu schützen, und die unförmliche Masse des Reichs in Staaten zu scheiden, deren jeder möglicher Weise von einem Fürsten regiert und vertheidigt werden könnte. So lange nun des Oberkaisers Ansehen die Eifersucht und den Ehrgeiz der untergeordneten Fürsten zügelte, bestand ein glückliches Staatenverhältniß, welches in vieler Hinsicht dem wahrhaftigen Kaiserthum entsprach, auf dessen Verwirklichung so viele große Männer der Folgezeit hingearbeitet haben. In einem solchen Kaiserthum sollen die Staaten frei neben einander bestehen, nach den Grenzen, welche die Natur selbst ihnen gezogen hat, mit Gesetzen, welche die besondere Lage der Länder und Völker gebeut. Nicht nach demselben Gebot mag der Morgen und der Abend, das Küsten- und das Binnenland sich richten, und die Alleinherrscher, die dies gewollt oder wollen gemußt, sind die Betrogenen ihrer Statthalter und die Knechte ihrer Kriegsknechte geworden. Aber über alle diese einzelnen Staaten soll wachen ein einiger Kaiser, damit das wohlthätige Zusammenwirken nicht zu feindseeligem Entgegenwirken, das Streben verschiedener Kräfte nicht zu verderblicher Zwietracht entarte. Ein solcher Kaiser aber könnte nur gedacht werden als das sichtbare Bild, als der Vertreter eines großen Gedankens, in welchem die verschiedenen Völker als in einem gemeinsamen Vereinigungspunkte zusammentrafen. Dieser

*) 304.

Gedanke, den für das mittlere römische Kaiserthum die christliche Kirche gegeben, für das zu erwartende Kaiserthum der Deutschen die Ehre und das Wohl des Gesammtvolks aufstellen soll, fehlte dem Reiche Diocletians, welches beider geistigen Grundlagen, der Religion und des Volksthums, entbehrte. Das persönliche Ansehen des Oberkaisers, von dem allein der ganze Erfolg ausgegangen war, hörte mit des Stifters Zurücktritt auf, und die den regierenden Fürsten überlaßne Anordnung der Thronfolge, weit entfernt, die feste Gestaltung der begonnenen Einrichtungen zu befördern, trug dazu bei, sie immer von Neuem zu zerstören. Das Reich, unter vier bis sechs Kaiser vertheilt, die meist von den untersten Stufen durch Glück und Gunst erhoben worden waren, wurde nothwendig der Kampfplatz und die Beute vieler niedrigen Leidenschaften. Durch einseitige oder partheiische Wahl des einen oder des andern Kaisers gelangten Cäsare und Auguste auf den Thron, die ihren Reichsgenossen mit Recht oder Unrecht verhaßt waren, und Unfähigkeit oder Anmaßung der einen reitzte die größern Talente oder die Herrschsucht der andern zu neuen Bürgerkriegen auf.

Bei dieser bald erprobten Unhaltbarkeit der Vielherrschaft machte Constantinus, dem die Wiederherstellung der Alleinherrschaft gelang, einen neuen Versuch, dem wankenden Reich einen andern und dauerhaftern Grund unterzulegen. Dieser Fürst, der in den Jahrbüchern der Menschheit nicht mit Unrecht der Große genannt wird, weil er die großen Dinge, zu denen ihn die Vorsehung berufen hatte, zum Theil wenigstens begriffen und ausgeführt hat, ward nach seines Vaters Constanzius Tode in Britannien durch die Stimme der Legionen und der Allemannischen Bundesvölker, die mit ihrem Könige Krochus den Römern nach dieser Insel gefolgt waren, zum Kaiser ausgerufen *). Seitdem beherrschte er mehrere Jahre hindurch die Provinzen Britannien, Spanien und Gallien; der Gesammtbesitz dieser Länder würde heut einen Fürsten zum mächtigsten der Erde machen, aber Constantin führte nur den bescheidenen Titel eines Cäsars. Er hielt seinen Hof zu Trier, und verschönerte diese Stadt mit Prachtgebäuden, durch die sie der Ehre des Kaisersitzes würdig ward **). Ein Circus, eine Basilike, ein Forum, ein Justizpallast, dessen Höhe sich zu den Sternen erhob, machten die Hauptstadt Galliens der Hauptstadt Italiens ähnlich. „Ueberhaupt, sagt ein Schriftsteller, der einige Jahre nach Constantin diese Gegenden sah ***), gewähren die Rheinstädte den Anblick von Wohlstand, Cultur, Kunst und Wissenschaft. Ueberall hat der Römer ein Ebenbild Roms gewollt. Und diese Liebe zur Mutterstadt hat Pantheone, Marsfelder, Minervenplätze, Amphitheater, Bäder und öffentliche Anstalten in den Tochterstädten eben so, wie man sie in Rom zu sehen gewohnt ist, erzeugt." Es war im Amphitheater zu Trier, wo Constantin zwei gefangene Fürsten der Franken, Ascarius und Ragaisus, nebst vielen andern Gefangenen,

*) 306. **) Auson. Mosella v. 22. Dignata imperio moenia. Zosimus III. *Τριβερων πολις μεγιστη των υπερ τας Ἀλπεις ἐθνων.* ***) Ammian. XV. c. 2.

nach grausamer Römersitte im Kampfspiel den wilden Thieren vorwerfen ließ. Nach Versicherung des Lobredners Eumenius hatten sie den Frieden gebrochen, und Constantin hielt sich für groß genug, den ewigen Haß und unversöhnlichen Zorn des beleidigten Volkes nie fürchten zu dürfen *). Als sich darauf mehrere zum Frankenbunde gehörige Völker, die Bructher, die Chamaver und die Tubanten mit den Allemannen und Chabionen vereinigt zur Rache rüsteten, ging Constantin über den Rhein, zerstreute sie in einer blutigen Schlacht, und verheerte ihr Land. Wiederum wurden viele der Gefangenen, unter ihnen auch Allemannische Könige, den Thieren Preis gegeben, ohne Rücksicht auf den Dienst, welchen einst der Allemanne Krochus in Britannien erwiesen. Darauf versah Constantin die Rheinfesten mit Mannschaft, begann bei Cöln eine steinerne Brücke zu bauen, zu deren Vertheidigung am deutschen Ufer das Schloß Duits gedient haben soll, und stiftete zum Andenken seiner Siege die fränkischen Spiele.

Aber Constantins Glück in Vertheidigung der Grenze wird von dem Ruhme beschattet, welchen die Verlassung der alten Götter des Reichs und die Gründung einer neuen Hauptstadt über seinen Namen gebracht hat. Als er nach dem Siege über den Tyrannen Maxenzius seinen Einzug in Rom hielt **), erblickte der Senat und das Volk über seinen Feldzeichen ein Qualwerkzeug, mit dem der Begriff von Verbrechen, Schmerz und Schande verbunden war, als Sinnbild des Sieges; bald ward die Bildsäule des Kaisers mit dem Kreuze in der Hand aufgerichtet, und durch eine Inschrift verkündet, daß Constantin durch dieses Zeichen überwunden und Roms Freiheit wieder hergestellt habe. Von dem an zeigte sich Constantin öffentlich als den Freund und Beschützer des christlichen Glaubens, wie schon sein Vater Constanzius gethan hatte, endlich als den Bekehrten und Anhänger desselben; von dem an entwickelt sich die schon längst geahnte Umwandlung der Welt mit unaufhaltsamer Schnelle; denn die Zeit ist herbei gekommen, wo die Abendröthe des ersten Tages der Menschheit vor dem Aufgange eines neuen Lichtes aus Morgen vollends erbleichen soll.

Weil aber die Erscheinung des Christenthums unter den Völkern die größte aller Begebenheiten ist, und ohne deren Verständniß weder die Geschichte überhaupt, noch die der Christenheit, am wenigsten aber die Geschichte desjenigen Volks begriffen werden kann, welches mit Recht der Mittelpunkt der Christenheit genannt worden ist, wird es dem Geschichtschreiber unerlaßliche Pflicht, die Erleichterung dieses Verständnisses zu seiner vorzüglichen Aufgabe zu machen, und darum über diesen Gegenstand ausführlicher zu handeln, als von andern in Geschichtbüchern der Deutschen gethan worden ist.

*) Eumenius Panegyr. VI. 20. Adfecisti poena temeritatis reges ipsos Franciae, qui per absentiam patris tui pacem violaverant; non dubitasti ultimis punire cruciatibus, nihil veritus gentis illius odia perpetua et inexpiabiles iras. Cur enim ullam reputet justae severitatis offensam Imperator, qui quod fecit tueri potest? **) 312.

Eilftes Kapitel.

Von der Aufnahme des Christenthums im römischen Reiche.

Als im allgemeinen Verfall der zwischen Unglauben und Aberglauben hin- und herschwankenden Welt alle sittlichen Sprungfedern erschlafft, alle bewegenden Kräfte verbraucht schienen, trat das Christenthum unter die Völker, und begann die Wiedergeburt der Menschheit durch die Erneuerung des uralten, in den heidnischen Volksreligionen verdüsterten Glaubens an eine himmlische Bestimmung zu bewerkstelligen. Wenn die Heidenvölker von den Reitzen der Sinnenwelt geblendet das Irdische vergöttert und das wahrhafte Ziel der menschlichen Sehnsucht aus den Augen verlohren hatten, so verkündigte das Evangelium, daß das Leben nur der Weg zu einem höhern und ewigen Vaterlande, das Daseyn nur der Schatten des wahrhaftigen Seyns, die scheinbare Nacht des Todes aber der Anfang eines unvergänglichen Tages sey. Der Gott aber, dessen Verehrung unter den Juden wie unter den Weisesten und Besten der Heiden aufbewahrt worden war, sey nicht blos des Weltalls allmächtiger Schöpfer, sondern auch aller Liebe und Sehnsucht ewiger Urquell; die Schuld der sündigen Menschheit zu sühnen habe die allwaltende Liebe selbst übernommen; Mensch geworden sey sie als göttlicher Sohn, dessen freiwilliges und unendliches Opfer der ewigen Gerechtigkeit Genüge geleistet, das Bündniß des Friedens zwischen Gott und der Menschheit besiegelt, und alle Opfer außer Glauben und Rechtthun aufgehoben habe.

In einem Winkel Asiens unter armen Fischern und ungelehrten Handwerkern ward zuerst das geheimnißvolle Wort vernommen, dessen unbegriffner Klang die Weisheit aller Zeiten übertönen sollte; verachtet und verhöhnt wurde zuerst von einem selber verachteten Volke der Name, vor welchem bald sich beugen sollten die Knie der Völker. Binnen den drei Jahrhunderten des römischen Verfalls verbreitete sich die Religion des Kreutzes über alle Theile der südlichen Welt; in Zeiten des Unglaubens, des Aberglaubens und der Verderbniß suchen sich edle Gemüther, und die Zahl der Gläubigen nahm zu im Gebete und unter Verfolgung: denn der Glaubenseifer vieler Christen begnügte sich nicht mit dem stillen Bekenntniß und der besonnenen Verbreitung der Wahrheit, sondern zog durch öffentliche Verhöhnung des Götterdienstes die Aufmerksamkeit und den Haß der Obrigkeiten auf die Gemeinden, so daß mehrere Kaiser und Statthalter, trotz der herrschenden Gleichgültigkeit gegen das Heidenthum, sich berufen glaubten, der äußern Ordnung wegen dem Fortschritt des Christenthums zu wehren und die Fortdauer dessen zu beschützen, was freilich nicht mehr bestehen konnte, über dessen nothwendigen Umsturz aber diejenigen, in deren Händen die Macht war, den Willen Gottes lang nicht verstehen konnten und wollten.

Indeß wurde das Wachsthum der Gemeinde durch das Blut der Märtyrer befördert, und die

einzelnen Maaßregeln der Gewalt, welche das Heidenthum ergriffen hatte, schienen ärmlich oder zweckwidrig, da ihnen zum Trotz das Saatkorn des Evangeliums gedieh. Als nun die Zeit des Heidenthums schon erfüllt schien, geschah es, daß dasselbe sich noch einmal aufraffte in voller Kraft, und daß eben die Weisheit, von der die Volksreligionen entweder als Thorheit angegriffen oder als gleichgültig beseitigt worden waren, den verspotteten Inhalt derselben durch übersinnliche und bildliche Deutung auch für ein aufgeklärtes Geschlecht genießbar zu machen versuchte. Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts wurde die neuplatonische Schule der Philosophie, welcher dieses Bestreben gehörte, die herrschende im römischen Reich, und die alte fast schon aufgegebene Götterlehre der erneuerte Gegenstand eines erkünstelten Glaubens: die Götter des Olymps erschienen in der neuen Deutung als Theile des ewigen Grundwesens, und ihre Geschichte als die bildliche Darstellung des Kampfes zwischen der Vernunft und den Sinnen, dem Guten und dem Bösen; alles oft Verlachte ward nun eine Reihe von Bildern, unter welchen die wichtigsten Erkenntnisse von Gott und Natur versteckt liegen sollten. Die Großen in Rom, denen an der Erhaltung der angesehenen und einträglichen Aemter, welche die alte Religion ihnen gab, viel gelegen war, auch viele aufrichtige Freunde des Vaterlands und der alten Verfassung, welche immer noch an die Möglichkeit einer Verbesserung dachten und den Gedanken eines gänzlichen Umsturzes nicht zu tragen vermochten, begünstigten eine Philosophie, welche der gesunkenen Religion der Väter, deren Größe und Tugend zugleich mit ihr verfallen war, neue Stützen verhieß. So gestaltete sich gegen das Christenthum ein furchtbarer Bund von angeblichen Weisen, von altrömischen Vaterlandsfreunden, von Priestern und weltlichen Gewalthabern, die von den verschiedensten Standpunkten ausgehend alle in der Ueberzeugung zusammen trafen, daß das Christenthum ihrem Vortheil Gefahr drohe und daher vernichtet werden müsse, ehe es vollends erstarke. Daß der Kern aller Weisheit den Einfältigen in kunstlosen Worten gepredigt ward, daß der göttliche Stifter aus dem ungelehrten Haufen hervorgegangen war, und den Stolz wie die Anmaßung der Wissenschaft beschämt und gestraft hatte, war vielen Gelehrten ein Greuel; die Religion, welche das Göttliche über das Menschliche erhob und Gott mehr als den Menschen zu gehorchen befahl, war die nothwendige Feindin der Knechtschaft, unter deren Joche die Welt erlag; die Predigt von der Armuth, der Demuth und der Entsagung mußte grade den Gewalthabern am meisten mißfallen, welche sich so eben mit morgenländischem Schmucke umgeben und dem Throne göttliche Majestät beigelegt hatten. Daher die furchtbare Verfolgung, die im vorletzten Jahre der Regierung Diocletians *) wider das Christenthum ausbrach. Der Parteieifer angeblicher Weisen vereinigte sich mit der blinden Wuth der rohen und ungebildeten Kaiser Maximian und Galerius, die man überredet hatte, daß das Evangelium des Friedens

*) 303.

den Dienst der Waffen verbiete, und daß die Anhänger desselben, sobald sie zu gehöriger Macht gelangt seyn würden, dem Gehorsam abgöttischer Fürsten entsagen müßten, um ihrem ewigen Könige zu dienen. Diocletian selbst gab in der Abnahme seiner Kraft mehr fremden als eignen Ansichten nach, aber die Wirkung war dieselbe, und drei von ihm und seinen Reichsgenossen erlaßne Edikte befahlen die Niederreißung aller christlichen Kirchen und verhingen die Todesstrafe über diejenigen, die sich heimlich versammeln würden, um christliche Gebräuche zu üben. Vermuthlich auf Veranlassung der Philosophen, welche Natur und Geist der christlichen Religion studirt hatten, und wohl wußten, daß die Glaubenslehren in den Schriften der Propheten, Evangelisten und Apostel enthalten waren, wurde den Bischöfen und Aeltesten befohlen, alle ihre heiligen Bücher den Obrigkeiten zu überliefern, und die letztern unter strenger Strafe angewiesen, dieselben auf eine öffentliche und feierliche Weise zu verbrennen. Alles Eigenthum der Kirche ward eingezogen, und die verschiedenen Bestandtheile desselben entweder an den Meistbietenden verkauft, oder mit den kaiserlichen Besitzungen vereinigt, oder Städten und Zünften verliehen, oder dem Ansuchen raubsüchtiger Höflinge bewilligt. Personen von edler Geburt wurden, wenn sie dem Christenthum anhingen, aller Ehrenstellen und Aemter für unfähig erklärt, Sklaven auf immer der Hoffnung der Freiheit beraubt; die Richter wurden beauftragt, jede wider einen Christen angebrachte Klage zu hören und zu entscheiden, dem Christen aber wurde nicht verstattet, sich über erlittenes Unrecht zu beschweren, und die ganze Religionspartei war demnach der Strenge der Gerechtigkeit Preis gegeben, von ihren Wohlthaten aber ausgeschlossen.

Während die Vollziehung dieser Edikte, welche Diocletian durch seinen bald nach deren Erlassung erfolgten Zurücktritt meist seinem Nachfolger überließ, das ganze Reich mit Verwirrung und Blutvergießen erfüllte, wurden allein in den abendländischen Provinzen unter der milden Herrschaft des Constanzius die Christen gegen die Wuth des Pöbels und die Strenge der Gesetze beschützt. So lange dieser Fürst nur den untergeordneten Rang eines Cäsars gehabt, hatte es nicht in seiner Macht gestanden, Diocletians Edikte öffentlich zu verwerfen oder Maximians Befehlen Gehorsam zu versagen, und auch der Freund der Christen hatte seine Beistimmung zur Zerstörung ihrer Kirchen ertheilen müssen. Sobald er aber zur höchsten und unabhängigen Augustuswürde gelangt war, machte er sich die Wiedereinführung der Duldung zum ersten Geschäft, dessen durch seinen Tod unterbrochene Vollendung er noch sterbend seinem Sohne und Nachfolger Constantinus empfahl.

Indeß blieb die christliche Gesinnung dieses Sohns in den Jahren seiner Herrschaft über die gallischen Länder auf bloße Duldung der Christen und Freistellung ihres Gottesdienstes beschränkt. Erst als Constantin zur Bekämpfung des Tyrannen Maxenzius nach Italien zog, ward er, nach des Eusebius Erzählung, durch die Gefahren der bevorstehenden Unternehmung zu reiflichem Nachdenken über die verschiedenen Götter und endlich zu einem Gebet an den Gott seines Vaters bewogen, daß er sich ihm als den

wahren Gott zu erkennen geben möge; denn er bedachte, daß die meisten derjenigen Fürsten, welche den alten Göttern vertraut hätten, sammt ihrem Geschlechte untergegangen wären, sein Vater aber große Beweise von der Macht des Gottes der Christen, den er verehrt, erhalten hätte. Dieses Gebet, welches allerdings darthut, daß Constantinus, damals im acht und dreißigsten Jahre seines Alters, noch völlig als Heide gesinnt war, ward auf eine Weise erhört, welche von jeher denen große Zweifel an die Wahrhaftigkeit der Erzählung des Bischofs Eusebius erregt hat, die entweder alles Außerordentliche für unglaublich halten, oder der Meinung sind, daß die Allmacht nur den vollendeten Gerechten der Belehrung durch ein Wunder würdigen möge. Indeß sind beide Gründe nicht genügend, eine geschichtliche Thatsache über den Haufen zu werfen, von deren Wahrheit die Hauptperson, der Kaiser Constantinus selbst, der weder ein Schwärmer noch ein Schwachkopf war, und zur Heuchelei keine Ursache hatte, sich durch Wort und That hinlänglich überzeugt erklärt hat.

„Es ward nehmlich auf dieses sein Gebet, erzählt Eusebius weiter, von Gott durch ein wunderbares Zeichen geantwortet, welches man bezweifeln würde, wenn ein anderer es gemeldet hätte, aber nicht bezweifeln kann, da der Kaiser selbst mir, dem Geschichtschreiber, lange Zeit nachdem ich in seine vertraute Bekanntschaft gekommen, solches erzählt und mit einem Eide bekräftigt, auch die Folgezeit die Wahrheit der Sache bezeugt hat. Eines Nachmittags, als ich an der Spitze meines Heeres zog und die Sonne sich schon gegen Abend neigte, sahe ich, sprach Constantin, über derselben ein helles und feuriges Zeichen wie das eines Kreuzes, mit einer Schrift die ich las: Hiedurch wirst du siegen! Dieses sahe ich und mit mir das ganze Heer. Als ich nun darüber sehr verwundert war, aber doch über die Bedeutung zweifelte, erschien mir in derselbigen Nacht Christus im Traum mit demselben Zeichen, welches ich am Tage über der Sonne gesehen hatte, und befahl mir, ein Kreuz nach diesem Muster verfertigen zu lassen, um unter seinem Schutze meine Feinde zu besiegen. Mit Anbruch des Tages nun, fährt Eusebius fort, stand der Kaiser auf, erzählte seinen Freunden dieses Gesicht und gab Befehl, die Fahne des Kreuzes zu verfertigen. Da er aber entschlossen war, keinen andern Gott als den, der ihm erschienen war, zu verehren, so fragte er die Ausleger der Geheimnisse desselben, was dieses für ein Gott sey und was jene Erscheinung bedeute? Sie antworteten ihm, es wäre der eingebohrne Sohn des einzigen und allein wahren Gottes; das gesehene Zeichen aber sey das Sinnbild der Unsterblichkeit und das Denkzeichen des Sieges, den derselbe, als er sich auf der Welt befunden, über den Tod erhalten hätte. Zugleich belehrten sie ihn über die Ursachen, warum derselbe auf die Welt gekommen sey, und erklärten ihm dasjenige genau, was derselbe unter den Menschen verrichtet. Constantinus hörte ihre Reden begierig an, und bewunderte die göttliche Erscheinung, die er gesehen. Als er beides mit einander verglich, wurde er in seinem Gemüthe gestärkt, und glaubte gewiß, daß ihm diese Erkenntniß von Gott selbst mitgetheilt worden sey. Darauf fing er an, die heiligen

Schriften zu lesen, und indem er die Priester Gottes in seine Gesellschaft aufnahm, hielt er den Gott, den er gesehen hatte, für den hochheiligen, und zog in diesem Vertrauen gegen den Tyrannen."

So weit Eusebius. Wiewohl nun auch ein heidnischer Schriftsteller *) des durch ganz Gallien herrschenden Gerüchtes erwähnt, eine wunderbare Lufterscheinung, wie die eines himmlischen Heers, habe Constantins Krieger zum Siege begeistert, und die noch vorhandenen Denkmünzen des Flavischen Hauses jenes von Eusebius geschilderte Zeichen des Kreutzes führen, so sind doch die Gründe für und wider die Glaubwürdigkeit der Erzählung vielfältig gewogen worden; aber ganz unbestritten ist die Thatsache, daß der Kaiser fünf Monate nach Italiens Eroberung durch das Edikt von Mailand im Verein mit seinem Reichsgenossen Licinius der allgemeinen Kirche den Frieden gab, und sich bald darauf durch die unzweideutigsten Merkmale für einen Christen erklärte. Denn ohngeachtet zu Rom selbst das Heidenthum als Staatsreligion vor der Hand noch beibehalten ward, und die Nothwendigkeit, in welcher sich der Kaiser befand, gewisse heidnische Gebräuche mit zu machen, ihn wahrscheinlich hinderte, die Taufe eher als kurz vor seinem Tode zu empfangen, weil die Sünde der Abgötterei, wenn ein getaufter Christ dieselbe beging, für unerlaßlich gehalten ward, so wurde doch trotz dieser scheinbaren Unentschiedenheit das Christenthum die Religion, wie das Kreutz das Siegeszeichen des Reichs, der Namenszug Christi in die Mitte des römischen Wappens gesetzt, und die christliche Kirche mit ihren geistlichen Regierern der vorzügliche Gegenstand der Aufmerksamkeit des Kaisers: er betete mit den Gläubigen, disputirte mit den Bischöfen, predigte über Gegenstände der Gotteslehre und erklärte sich öffentlich für den Theilnehmer und Ausleger der christlichen Geheimnisse. Die Erziehung, die er seinen Söhnen und Neffen gab, sicherte dem Christenthume die Herrschaft über die Grenzen seines Lebens hinaus; das Beispiel des Kaisers entschied natürlich über die Religion des Hofes und der höhern Klassen der Gesellschaft, und diesen folgte bald die Einwohnerschaft vieler Städte, welche mit Freiheiten und Vorrechten belohnt werden wollten: denn man kann, ohne der Würde des Christenthums im mindesten zu nahe zu treten, getrost zugeben, daß sehr viele der neuen Bekenner desselben von zeitlichen Rücksichten geleitet wurden, weil die Vorsehung oft die Unwürdigkeit einzelner Werkzeuge nicht achtet, um ihre großen und wohlthätigen Plane zu verfolgen.

Constantin selbst ist bei den unleugbaren Flecken seines Characters und der großen Blutschuld, mit welcher ihn die Wiederherstellung

*) Nazarius in Panegyrico Constantino dicto: In ore denique est omnium Galliarum, exercitus visos, qui se divinitus missos esse prae se ferebant. Flagrabant verendum nescio quid umbones corusci et coelestium armorum lux terribilis ardebat: tales enim venerant, ut tui crederentur. (Ganz Gallien erzählt, daß Heerschaaren gesehen wurden, welche ihre göttliche Sendung hinlänglich bekundeten. Ihre funkelnden Schilder strahlten etwas Heiliges, was ich nicht zu nennen weiß, von sich, und furchtbar glühte das Licht der himmlischen Waffen: denn sie waren gekommen, damit sie für die deinigen gehalten würden.)

der Alleinherrschaft belastete, von einigen für solch ein unwürdiges Werkzeug geachtet, von andern, ohne den Schein eines Grundes, gradehin der List, der Heuchelei und des Eigennutzes beschuldigt worden: er habe die christlichen Altäre als Stufen zum Kaiserthrone angesehen, und nur das Gold wie die Schwerdter der Christen durch seine angebliche Bekehrung erkauft. Aber es war nicht eine mächtige, sondern eine unterdrückte und entwaffnete Parthei, für die sich Constantin erklärte, und die Soldaten, mit denen er seine ersten und entscheidenden Siege erfocht, waren selber noch Heiden. Wenn es uns indeß ungerecht scheint, die Aufrichtigkeit der Gesinnungen dieses Fürsten zu bezweifeln und seine merkwürdige Glaubensveränderung mit kecker Zuversicht einen Act der gemeinsten Staatsklugheit zu nennen, welche ohne Bedenken das Heilige als Mittel für ihre Zwecke gebraucht, so möchten wir darum nicht behaupten, daß bei seinem großen und verhängnißvollen Schritte, mit seiner innern Ueberzeugung nicht jene höhere und göttliche Staatskunst zusammen getroffen sey, welche ausgezeichneten Menschen, wie deren einer Constantin war, gebietet, ihre Einsichten und Kräfte zur Begründung oder Herbeiführung eines neuen Zeitalters, zur Verwirklichung großer weltherrschender Gedanken zu verwenden. Constantin erkannte, daß die monarchische Verfassung schwankend und erkünstelt blieb, so lange ihr nicht der Stempel der Göttlichkeit aufgedrückt, so lange das Kaiserthum nicht als kirchliche Anstalt geheiligt würde, wie es einst das alte Königthum gewesen war. Dieser Zweck mußte erreicht und der Staat wiederum in wahrhafte Verbindung mit der Religion gesetzt werden, wenn jemals ein wahrhafter Staat wieder hergestellt werden sollte. Daß die Einführung des Christenthums die Unschuld und Glückseligkeit des ersten Weltalters erneuern, alle heftigen und eigennützigen Leidenschaften hemmen und der Obrigkeit den Gebrauch des weltlichen Schwerdtes sparen würde, hat der Kaiser dem Lactanz gewiß nicht geglaubt; aber das erkannte er mit gesünderm Blicke als viele seiner spätern Schmähredner, daß dem Staate nur durch eine Staatsreligion geholfen werden könne, und daß dazu nicht etwa ein erneuertes oder verbessertes Heidenthum, sondern nur das Christenthum tauge.

Das Christenthum verkündigt der Herrscher göttliches Recht; aber der Herr der Herren, vor dem die Könige hinwiederum nur Knechte sind, erscheint im Gewande der Demuth und feiert seinen Triumph durch den Tod. Nirgends ist das Geheimniß der menschlichen Tugend wie der Gegenstand aller unserer Ahnungen und Hoffnungen anschaulicher enthüllt, nirgends die sittliche Seite der menschlichen Natur, vor der irdischer Glanz und Reitz zum Nichts zusammen sinken, mehr befriedigt; aber auch zur Begründung und Veredelung der bürgerlichen Staatsverhältnisse scheint keine Religion mehr geeignet, als diejenige, welche durch die Gleichsetzung der Gewaltigen mit den Geringsten vor Gott die unedle Leidenschaft der Herrschsucht in der Brust der Befehlenden, wie die des Neides in der Brust der Gehorchenden beschwichtigt, und Empörungssucht und Tyrannei auf gleiche Weise in ihrem Keime vernichten würde, wenn die menschliche Verderbniß nicht unausrottbare Wurzeln geschlagen hätte. Mindestens schien,

wenn es dem Staate gelang, die neue Religion vollständig in sich aufzunehmen, seine äußere Erscheinung mit ihrer göttlichen Idee zu verschmelzen und sich selbst als den Träger derselben geltend zu machen, der alte Gemeingeist wieder aufleben zu müssen, der eben durch die Erschlaffung der religiösen Triebfedern untergegangen war. Aber ein anderes ist ein aufblühendes, ein anderes ein verfallendes Volk; dem römischen, das in einer Weltansicht erstarrt war, die sich überlebt hatte, fehlte die Jugend des Geistes; dem byzantinischen, der neuen Schöpfung des Kaisers, Vaterlandsliebe und Seelenadel; beide konnte das Christenthum veredeln und erhöhen, nicht erschaffen. Hierzu kam die schiefe Richtung, welche dasselbe sehr frühzeitig auf die Untersuchung der dunklen Fragen über geheimnißvolle Glaubenslehren, besonders über die heilige Drei in der Einheit des göttlichen Wesens und über die Person des Erlösers nahm, so daß der Einfluß desselben auf die sittliche Besserung der alterthümlichen Welt nur sehr geringfügig blieb. Aber das Christenthum selbst scheint auch weniger für die in langer Verderbniß erstarrten Völker als für das neue Geschlecht bestimmt gewesen zu seyn, welches aus der Vermischung der jugendlichen Völker des Nordens mit denen des Südens hervorgehen sollte; es scheint weniger darauf abgesehen gewesen zu seyn, daß die alte Welt sich durch die Religion innerlich umbilden, als daß in ihr die äußern Formen der Kirche sich gestalten und befestigen sollten, in welche dereinst ein neues Zeitalter einzutreten bestimmt war.

Wie vielfach daher auch der Kirche des Constantinischen Zeitalters Verderbniß und Ausartung vorgeworfen worden ist, so hat doch diese Kirche den Grundsatz festgestellt, auf welchem das Gebäude der neuen Weltordnung aufgeführt und die sicherste Schutzwehr gegen das Unglück einer unumschränkten Alleinherrschaft errichtet werden sollte, und sie hat sich selbst durch die Dankbarkeit gegen ihren Beschützer nicht verleiten lassen, von demselben zu weichen. Dieser Grundsatz war kein anderer, als daß weltliche und geistliche Macht gesondert sey, und die Kirche sich als selbständiger Körper durch ihre Bischöfe regiere. Die Aufstellung und Behauptung dieses Grundsatzes hat über die Gestalt der neuern Staaten und die Schicksale der europäischen Menschheit, wie dessen Aufgebung über das der letzten Jahrhunderte entschieden. Im römischen Heidenthum waren kirchliche und bürgerliche Macht vereinigt, und das Oberpriesteramt, welches seit Vertreibung der Könige immer von einem angesehenen Senator verwaltet worden war, ward von August mit der Kaiserwürde verbunden. Die erste Obrigkeit des Staats verrichtete mit eigner Hand die priesterlichen Geschäfte, und es gab weder zu Rom noch in den Provinzen einen von den übrigen Geschäften und Lebensverhältnissen abgesonderten, mit dem Siegel höherer Weihe bezeichneten Priesterstand, es gab daher auch seit dem Umsturz der volksmäßigen Verfassungen keinen Damm gegen die Willkühr, kein Maaß der Unterdrückung, keine Schranke der Allgewalt mehr. Dagegen war in der christlichen Kirche die ursprüngliche Vorstellung, daß die Kirche aus allen Gläubigen bestehe, zwar nicht aufgegeben, aber frühzeitig dahin abgeändert worden, daß diese Gemeinschaft aller nur eine geistige sey, und äußerlich

durch die Vorsteher und Lehrer der Gläubigen dargestellt werde. Dergestalt sonderte sich der Stand der Laien *) von dem der Geistlichen förmlich ab, und ohngeachtet die Christlichkeit sie beide mit gemeinsamem Bande umschlang, galten doch nur die letztern als Inhaber und Ausleger der Lehre, als Vertreter des Göttlichen und Heiligen. Um diese Vertretung zu bezeichnen, wurden Name, Schmuck und Vorrechte der jüdischen Priester des alten Bundes allmählig auf kirchliche Beamte übergetragen, deren Vorgänger die Hoheit der Kirche nur durch Standhaftigkeit in Martern und Verfolgung, und durch die Reinheit ihres Wandels dargethan hatten. Dieser Uebergang liegt in der menschlichen Natur begründet, und es würde ganz vergeblich seyn, darüber mit der Kirche zu rechten. Die Flamme der religiösen Begeisterung, die durch äußere Verfolgung angefacht, das stille Heiligthum einer beschränkten Sekte erwärmt und erleuchtet hatte, reichte natürlich für die Volksreligion der Menschheit nicht aus, und auf die Masse derjenigen, denen der Vorrang des Göttlichen vor dem Irdischen und die hohe Würde der Religion dargethan werden sollte, konnte nur durch ein ihren Vorstellungen angemeßnes Mittel gewirkt werden. Ohne Priesterthum und ohne Glanz des Priesterthums hätte die christliche Religion nimmer die Völker bezwungen und gesittet gemacht; aber dieser Glanz war der Schleier der Demuth, und das weltüberwindende Kreutz überstrahlte still und ernst allen Schimmer, von dem es umgeben war.

Im Verhältniß zu diesem christlichen Priesterstande wurde der Kaiser selbst nur als Laie betrachtet, und mit der übrigen Menge außerhalb der Schranke des Heiligthums gestellt. Man konnte ihn als den Vater seines Volkes begrüßen, aber als Christ war er selbst den Vätern der Kirche Gehorsam und Ehrerbietung schuldig. Zwar ward Constantin, nach des Eusebius Ausdruck, als der gemeinschaftliche von Gott eingesetzte Aufseher der Christen angesehen, und gab sich selbst einst diesen Namen, aber er setzte die Einschränkung hinzu **), daß er es in den äußerlichen Dingen der Kirche sey, und daß deren Inneres den geistlichen Aufsehern zustehe; zwar ward die erste allgemeine Versammlung aller christlichen Bischöfe des Erdkreises auf seinen Befehl zusammen gerufen, aber er setzte sich in der Versammlung nur nach dem Wink der Bischöfe nieder auf seinen goldnen Stuhl, und überließ die Entscheidung über die streitigen Glaubenssachen den Vorsitzern derselben; zwar wurden die Bischöfe, wie von den Gemeinden gewählt so von dem Kaiser bestätigt, und gleich den übrigen Staatsbeamten mit Bestallung, Gehalt und Rang betheilt, die allgemeine Leitung der Kirchensachen aber von dem kaiserlichen Staatsrath (Consistorium) geführt, allein schon die Kirchenversammlungen beweisen, daß diese Leitung blos äußerlich war und das innere Wesen nicht berührte, daß keine Macht des weltlichen Regiments in Glaubenssachen anerkannt, und Kirchengesetze allein von den im Namen Gottes versammelten Bischöfen abgefaßt

*) Λαϊκοι, populares, die Gemeinen.

**) De vit. Const. IV. 24.

werden sollten. Ob dies immer der Fall gewesen und ob nicht wie bei allem, wo Menschen handeln, die Wirklichkeit der Idee widersprochen, und der Einfluß des Hofes sehr oft die Beschlüsse der Bischöfe bestimmt habe, ist eine ganz andere Frage, welche die Geschichte sehr oft zum Nachtheil der Bischöfe, darum aber noch nicht zum Nachtheil der Kirche beantwortet. Constantin selbst hatte von solchen Zusammenkünften die hohe Meinung, daß alles was auf denselben geschehe, nach dem göttlichen Willen vollzogen werde, und daß ihr Urtheil eben so angesehen werden müsse, als wenn der Herr selbst es gegenwärtig gefällt habe, weil sie nicht anders denken oder urtheilen könnten, als wie sie durch den Unterricht Christi belehrt worden wären *).

Diese selbständige Regierung der allgemeinen Kirche wurde durch achtzehnhundert Bischöfe verwaltet, deren tausend in den griechischen, achthundert in den lateinischen Reichsprovinzen ihren Sitz hatten. Umfang und Grenzen ihrer Sprengel waren abwechselnd und zufällig durch Eifer und Glück der Bischöfe, Wünsche des Volks und Fortpflanzung des Evangeliums bestimmt worden; aber eine neue Eintheilung des Reichs, welche Constantin vornahm, um die alte soldatische Staatsverfassung vollends in Vergessenheit zu bringen, und die bisher vereinigte bürgerliche und kriegerische Gewalt der Statthalter zu trennen, hatte auch eine neue Eintheilung der christlichen Gemeinden und die Vergrößerung der Gerichtsbarkeit mancher Bischöfe zur Folge. Das ganze Reich ward nehmlich in vier prätorische Präfekturen, Italien, Gallien, Illyrikum und Morgenland, diese Präfekturen aber zusammen in vierzehn Bezirke oder Diöcesen, und die Bezirke wieder zusammen in hundertzwanzig Provinzen getheilt. Die Präfekturen wurden von vier prätorischen Präfekten, die Bezirke von Statthaltern (Vikarien), die Provinzen von Vorstehern (Präsidenten oder Proconsuln), verwaltet. Jede Provinz hatte ihre Hauptstadt (Metropolis) und zuweilen deren mehrere; wenigstens galt der Name erste, zweite, dritte Hauptstadt als Ehrenbenennung. Nach dieser Staatseinrichtung des römischen Reichs bildete sich bald eine ähnliche Verfassung der christlichen Kirche und ihre folgende ganze Regierung. Drei Bischöfe ragten schon längst vor allen andern hervor: die von Rom, Alexandrien und Antiochien; der vierte kam bald mit der neuen Hauptstadt des Reichs hinzu, und so erhielt die Kirche vier oberste Bischöfe, wie das Reich vier oberste Statthalter. Jedem derselben waren die Gemeinden mehrerer Bezirke unterworfen, aber in jedem Bezirke wie in jeder Provinz war wieder ein Bischof der Aufseher der übrigen; zuweilen war diese Aufsicht auch unter mehrere vertheilt. Dadurch wurde die Verbindung aller Gemeinden des Reichs mit einander vervollkommt; aber freilich waren auch oft Eifersucht und Streitigkeit über Rang, Sprengel und Macht die Folgen dieser Nachahmung weltlicher Ehren und Würden, so daß diejenigen, welche die Idee der Kirche nicht von ihren zeitigen und menschlichen

*) Harduini Acta Concil. Tom. I. p. 268.

Inhabern zu trennen vermocht haben, zu großem Aergerniß veranlaßt worden sind.

In dieser neuen Eintheilung des Reichs ward das römische Gebiet an der Donau zur Präfektur und Diözese Italien, das am Rhein zur Präfektur und Diözese Gallien gerechnet *), und nach derselben haben sich bereits unter Constantin in den Rheinländern auch Bisthümer gebildet, indem bereits auf der Kirchenversammlung zu Sardica **) die Bischöfe Martinus von Mainz, Victor von Worms, Jesse von Speier, Amandus von Straßburg, Euphrates von Cöln und Servatius von Tongern, erschienen sind. In den Donauländern Rhäzien und Norikum sind ebenfalls noch zu römischen Zeiten die Bisthümer Augsburg, Sabiona oder Seben (nachmals ein Kloster in der Nähe von Brixen,) Trident, Chur, Vindonissa oder Windisch, welches nachher nach Costnitz verlegt worden ist, Laureacum oder Lorch, Tiburnia (wahrscheinlich Villach in Kärnthen,) und Celeia oder Cilley entstanden, aber die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums und der Entstehung der Gemeinden in diesen Gegenden kann selbst der Kirchengeschichtschreiber nicht geben, da bei dem Untergange dieser ersten deutschen Bisthümer, als zur Zeit der Völkerwanderung ihre Städte zerstört wurden, alle umständlichern und bestimmtern Nachrichten verloren gegangen sind. Indeß sieht man aus dem mitgetheilten Verzeichnisse, wie weit sich in diesem Zeitalter das Gebiet der christlichen Religion über Deutschland erstreckte. Die fromme Sage, an welcher im Mittelalter mehrere deutsche Kirchen, ins besondere Trier und Lorch, sich erfreuten, daß Jünger der Apostel selbst sie gestiftet, hat vor der ernsten Prüfung nicht Stand gehalten.

Während sich das Christenthum dergestalt bis an die entferntesten Grenzen des Reichs verbreitete, und selbst jenseits derselben unter mehreren barbarischen Völkern Freunde und Anhänger fand, widerstand ihm grade in Rom theils der persönliche Vortheil der Großen und eines hungrigen und schaulustigen Pöbels, theils bei den Bessern jenes nie ganz untergegangene

*) Die Provinzialabtheilung des Rhein- und Niederlandes in der Notitia Imperii, einem auf uns gelangten Staatsbuch, ist folgende:

a) Provincia Belgica prima:
Metropolis Civitas Trevirorum (Trier.)
Civitas Mediomatricorum (Metz.)
— — Leucorum (Toul.)
— — Verodunensium (Verdun.)

b) Provincia Germania prima:
Metropolis Civitas Mogontiacensium (Mainz.)
Civitas Argentoracensium (Straßburg.)
— — Nemetum (Speier.)
— — Vangionum (Worms.)

c) Provincia Germania secunda:
Metropolis Civitas Agrippinensium (Cöln.)
Civitas Tungrorum (Tongern.)

**) 344.

Gefühl für das Alterthum und die Vaterstadt, welches mitten in der allgemeinen Verödung zwischen den stillen Hallen und auf den einsamen Marktplätzen mit neuer Stärke erwacht war. Die Pracht und beinahe das Daseyn der heiligen Stadt war mit dem Heidenthum viel zu wesentlich verwebt, als daß die Einwohner einer Neuerung hätten hold seyn sollen, welche der gesammten von den Vorfahren vererbten, wenn auch freilich zur todten Gruppe erstarrten Herrlichkeit ein gänzliches Ende zu machen, und statt der Bildsäule des kapitolinischen Jupiters das Kreutz des jüdischen Messias aufzustellen drohte. Das ahnten die Römer nicht, daß dereinst dieses Kreutz zum zweitenmal die Weltherrschaft an ihre Mauern fesseln würde, eine größere und edlere, als die das Schwerdt Scipios und Cäsars erfochten. So beträchtlich daher auch schon zur Zeit der Apostel die christliche Gemeinde in Rom gewesen war, und so sehr dieselbe nach dem Uebertritt des Kaisers durch neue Bekenner vermehrt ward, (an einem einzigen Tage ließen sich außer einer verhältnißmäßigen Menge von Weibern und Kindern zwölftausend Männer taufen,) so zahlreich war doch auf der andern Seite die heidnische und alterthümliche Parthei, welche den Feind des römischen Ruhmes und Glaubens, und den Zerstörer der Denkmähler römischer Größe verwünschte. Schon Diocletian hatte eine ähnliche Stimmung der Hauptstadt sehr übel empfunden, und darum den Gründen der Staatskunst gern Gehör gegeben, welche ihm während seiner ganzen Regierung andere Aufenthaltsörter als Rom anempfahlen: Constantin, an den Ufern der Donau gebohren, in der Mitte asiatischer Höfe und Kriegslager erzogen und von Britanniens Legionen mit dem Purpur bekleidet, blickte mit eben der Gleichgültigkeit auf die Mutterstadt des Reiches herab, und beehrte dieselbe nur selten mit seiner Gegenwart. Aber der Widerwille der Römer gegen die neue Religion und Staatsform, die er der Welt hinterlassen wollte, bestimmten ihn endlich gar zu dem Entschluß, seinen großen Plan durch die Gründung einer neuen ganz christlichen Hauptstadt zu sichern, die von heidnischen wie von alterthümlichen Erinnerungen ganz rein wäre. Bestärken mochte ihn in diesem Entschlusse die Lage des Reichs, welches grade an dem Platze, welchen er wählte, einer von dem Herrscher selbst vertheidigten Hauptstadt gegen die zwischen dem Don und der Donau wohnenden Barbaren, wie gegen die aus Osten drohende Macht des Perserkönigs bedurfte. Die Völker am Rhein und der Oberdonau waren zu seiner Zeit erschreckt oder befreundet, und er rechnete vielleicht zu viel auf die Fortdauer der Ruhe, die nur sein Ansehen bewirkt hatte. Nach mehrjährigen Vorbereitungen ward daher der große Vorsatz ausgeführt, und nicht blos des Kaisers, sondern des Reiches Wohnsitz von der Wiege und Heimath aller alterthümlichen Größe nach Thrazien an die Ufer des Bosphorus verlegt. Der geheiligte Boden Roms wurde von dem Kaiser, von einem Theile des Senats und der Vornehmen und von allen denen verlassen, welche dem Befehle oder der Einladung des Gebieters folgen mußten, oder der Hoffnung und dem Gewinne nachzogen, und an der Grenze Europas und Asiens erhob sich das alte verfallne Byzanz zu einem zweiten und

prächtigen, mit dem Namen des Erbauers geschmückten Rom, dem zum Glanze des mütterlichen und ersten Roms nichts als dessen Geschichte und dessen Jahrhunderte fehlten. Unter den prächtigen Thoren und Säulengängen hatten keine Vorfahren gewandelt: Constantinopel ward von einem Geschlecht ohne Ahnen bevölkert, von einem Menschenhaufen, vor dessen Blicken keine Vergangenheit stand, daher auch die Geschichte von constantinopolitanischer Bürgertugend nichts weiß. Die Religion aber, die der Kaiser bei Stiftung dieses christlichen Roms vorzüglich im Auge gehabt hatte, entartete unter diesem aus allen Provinzen des Reichs zusammen gefloßnen Menschenhaufen, als Spiel der Partheien und als Werkzeug des Hofes, zu einer ganz eigenthümlichen Verderbniß, durch welche der erhabene und welthistorische Character des Christenthums ganz verloren zu gehen schien, desto mehr aber die entgegen gesetzte vom Hofe und vom Staate unabhängig fortschreitende Gestaltung der abendländischen Kirche in ihrer Freiheit und Selbständigkeit hervorgehoben ward.

Zwölftes Kapitel.

Constantins und seiner Söhne Kriege mit den Deutschen.

Wie Constantin in den ersten Jahren seiner Herrschaft siegreich am Rhein gekämpft hatte, so stritt er noch am Abend seines Lebens an der Donau gegen die Gothen, und verherrlichte das Andenken eines über ihren König Ariarich erfochtenen Siegs *) durch die Stiftung gothischer Spiele. Innere Unruhen im gothischen Staatenbunde, von dem die Sarmatischen und Wandalischen Völkerschaften sich mit Hülfe der Römer zu trennen versuchten, waren die Veranlassung, daß das gute Vernehmen, welches seit Aurelian zwischen den Gothen und Römern bestanden hatte, gestört wurde. Indeß erhielten die Gothen trotz der auf Münzen und in Lobreden gepriesenen Siege des Kaisers einen so günstigen Frieden, daß sie seitdem dem Hause Constantins mit ganz besonderer Freundschaft und Dankbarkeit verpflichtet erschienen. Mehrere hunderttausend Sarmaten und Wandalen wurden in Folge dieser Händel als römische Schützlinge in Pannonien aufgenommen.

Aber einflußreicher auf das Schicksal der Welt und des Reichs als diese Kriege und als die Ansiedelung barbarischer Völker in verödeten Provinzen war die Veränderung, welche Constantin mit der römischen Kriegsmacht vornahm, und die allmählige Erhöhung der Ausländer, das heißt der Deutschen, zu den bedeutendsten Stellen des Heers und des Staats. Beides erscheint in gewisser Hinsicht als Werk

*) 332.

der Nothwendigkeit, da das Hauptgebrechen des Reichs, die Herrschaft der Soldaten, nicht anders als durch Umformung des bisherigen Kriegswesens geheilt werden konnte, und der andere Theil des Constantinischen Plans, der einer innern Wiedergeburt, bei dem augenscheinlichen Verfall alles Volksgeistes und bei dem Mangel tüchtiger Männer ihn und seine Nachfolger nöthigte, zu Fremden Zuflucht zu nehmen. Demohngeachtet ist Constantin dem Vorwurfe nicht entgangen, daß er aus zu großer Sorge für den Thron die äußere Sicherheit des Reichs gefährdet, und die letzte Schutzwehr des Südens, die immer noch furchtbare Kriegsmacht, durch ängstliche Maaßregeln untergraben habe.

Die römischen Legionen scheinen zu beweisen, daß durch eine folgerechte Kriegszucht in den verderbtesten und weichlichsten Zeitaltern tüchtige Heere gebildet werden können: wie viele Siege sind nicht von ihnen lang nach dem Absterben aller Bürgertugend, von August bis auf Constantin, erfochten worden! Allein der Beweis ist nur scheinbar. Allerdings war unter den Bürgern die öffentliche Tugend erloschen, und das Vaterland zu einem gleichgültigen Namen herabgesunken: aber der Soldat hatte einen Staat und ein Vaterland behalten, sein Heer und sein Lager, und die ehemals an Roms Mauern gefesselte Bürgertugend war als Kriegerstolz und soldatische Zuversicht übergegangen auf die bewaffneten Gemeinden, die jeden beliebigen Ort zum Marsfelde erhoben, und ohne großen Aufwand von rednerischen Künsten und richterlichen Kosten, mit Geschrei und Waffengeklirr ihren Obrigkeiten entweder den Tod gaben oder den Purpur verliehen. Schon Diocletian hatte mit Glück an Verminderung der Gefahren gearbeitet, welche dem Thron und der öffentlichen Ruhe von dieser Verfassung und von den Kriegsbefehlshabern oder den Vätern der Soldaten droheten. Constantin aber ergriff in der Trennung der bürgerlichen und der kriegerischen Gewalt das richtige Mittel, mit der Selbständigkeit des Heers auch dessen Furchtbarkeit gegen den Staat, dem es diente, zu vernichten. Darin hat er allen Staaten neueuropäischer Verfassung vorgearbeitet, und zuerst das untergeordnete und abhängige Verhältniß der stehenden Kriegsmacht zum Staate auf eine Weise bestimmt, daß in Staaten christlicher und europäischer Bildung, selbst wenn sie dieses Verhältniß zu verkennen, und zu soldatischen Formen zu entarten strebten, doch die Wiederkehr des eigentlichen Soldatenherrschaft stets verhütet worden ist: die Heere und ihre Anführer sind unwiderruflich aus der herrschenden Stellung in die dienende getreten, seitdem die Völker gesetzlich nicht mehr von ihnen sondern von bürgerlichen Obrigkeiten Befehle empfangen. Constantin nahm, wie schon oben gemeldet, den ehemaligen prätorischen Präfekten, die dadurch zu bürgerlichen Obrigkeiten wurden, die Kriegsgewalt, und übertrug dieselbe zwei Oberanführern (magistris militum), einem der Reiterei und dem andern des Fußvolks, welche in die bürgerliche Verwaltung der Präfekturen und Diözesen so wenig einzureden hatten, als ihre fünf und dreißig untergeordnete Kriegsbefehlshaber (comites et duces) in die Verwaltung der Provinzen. Durch diese Trennung des Kriegsbefehls von

der Verwaltung ward die Ruhe des Reichs und die Sicherheit des Throns begründet; aber freilich hörte nun mit den Bürgerkriegen auch die Schule auf, in welcher sich der Arm der Legionen gegen den auswärtigen Feind gestählt hatte, freilich ging mit der Selbständigkeit jener Lagerstaaten auch ein großer Theil des Kriegsmuths und der Tapferkeit verloren, welche die Legionen bisher immer noch furchtbar gemacht hatten. Hierzu kam, daß Bürger und Krieger sich von nun an in zwei unabhängige und zuletzt feindseelige Stände schieden, und daß die Eifersucht der Kriegsbefehlshaber und der bürgerlichen Statthalter oft die Einheit der Vertheidigungsmaaßregeln schwächte. Während der eine den Beistand anzubieten zauderte, um welchen anzuhalten der andere verschmähte, blieben die Truppen oft ohne Befehl und Verpflegung und die wehrlosen Einwohner den Einfällen der Feinde Preis gegeben.

Indeß genügte die Trennung der Gewalten dem Kaiser noch nicht. Um diese Staatsveränderung selbst gegen die mögliche und sogar sehr wahrscheinliche Unzufriedenheit des Kriegsheers zu sichern, setzte er den alten Fuß der Legionen von sechstausend auf ein oder anderthalb tausend Mann herunter; den bessern Gehorsam erwartete er von einzelnen und kleinen Massen als von einem durch gemeinsamen Dienst und Namen vereinigten Riesenkörper, wie die alte Legion war. Außerdem mochte die Eitelkeit des Hofes sich darin gefallen, daß jetzt an hundert zwei und dreißig Legionen Befehle ertheilt wurden, während Augustus selbst deren nicht mehr als fünf und vierzig gezählt hatte. Mehrere hundert Fußcohorten und Reitergeschwader begriffen die nicht in die Legionen vertheilte Mannschaft, die Anzahl der an den Reichsgrenzen stehenden Posten und Besatzungen belief sich auf fünfhundert und drei und achtzig, und die ganze Kriegsmacht ward auf sechshundert und fünf und vierzig tausend Mann geschätzt.

Dieses ungeheure Heer sollte durch Nationen ergänzt und erhalten werden, in denen kriegerische Tugenden immer mehr zu verschwinden begannen. Längst erloschen war der alte republikanische Heldengeist, der die Welt durch Volksheere bezwungen hatte; jetzt, nachdem auch die Selbständigkeit der Kriegsmacht, vermöge welcher in den verderbtesten Zeiten Wunder der Tapferkeit geschehen waren, in ihrem Kerne zerstört worden, waren Hoffnung des Gewinns oder Furcht vor der Strafe fernerhin die einzigen Mittel, welche die feigen und schwelgerischen Bewohner des Reichs unter die Fahnen zwangen.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Erklärung des Kupfers.

Empörung der Bataver gegen die Römer.

Taciti Histor. IV. 14.

(Seite 95 und 96.)

Als der Bataver Claudius Cipilis, den die Römer nicht blos darum, weil er einäugig war, mit dem Hannibal verglichen haben, seines gedrückten Volks Befreiung beschlossen hatte, versammelte er die Edlen, und aus der Gemeine die Tüchtigsten, unter dem Vorwande eines Opfermahls in einem heiligen Haine. Sobald er sie erhitzt sah von Nacht und Freude, begann er zu ihnen zu sprechen von dem alten Ruhm und Glanze des batavischen Volks, und von der gegenwärtigen Knechtschaft und Schande. „Roms Macht sey ein Schattenbild und leerer Name, in den Feldlägern seyen nur Greise und Beute zu finden. Sie möchten nur die Augen aufschlagen und ihre eigne Stärke betrachten.“ Da erscholl von allen Seiten das Beifallgetöse der geschüttelten Lanzen, und mit großen Eidschwüren verpflichteten sich die Bataver ihrem Führer.



J. M. Mettenleiter dd.

G. Boettger junior sc. 1815.

Civilis ermuntert die Bataver, das römische Joch zu zerbrechen. Im Jahr 69 n. C.

Constantins und seiner Söhne Kriege mit den Deutschen.

(Fortsetzung des zwölften Kapitels.)

Der Verfall des römischen Reichs war durch keins dieser Mittel zu hemmen. Die Hülfsquellen der Schatzkammer erschöpften sich durch Vermehrung des Soldes, durch wiederholte Geschenke und durch Erfindung neuer Begünstigungen, welche der Jugend der Provinzen die Beschwerden und Gefahren des Kriegsdienstes aufwägen sollten. Obschon das alte Staturmaaß heruntergesetzt, und Sklaven der Eintritt in die Legionen nicht mehr gewehrt wurde, sahe sich doch die Regierung aus Mangel der Freiwilligen zu Zwangsmitteln genöthigt. Die Söhne der mit Ländereien belohnten Veteranen wurden mit Verlust der Ehre, des Vermögens und des Lebens bestraft, wenn sie sich dem Dienst zu entziehen suchten. Nur mit großen Geldsummen konnten sich bei den allgemeinen Aushebungen diejenigen loskaufen, welche ihre Tüchtigkeit und die Wahl oder Laune des Befehlshabers unter die Fahnen rief. Der Abscheu gegen den Kriegsstand, der die entarteten Römer befallen hatte, ging so weit, daß in Italien und in den Provinzen viele junge Leute sich die Finger der rechten Hand abhieben, um dem Dienstzwange zu entgehn. Unter diesen Umständen ward die schon früher eingeführte Sitte, Barbaren in die römischen Heere aufzunehmen, immer nothwendiger und allgemeiner. Ganze Schaaren von Gothen, Franken und andern Deutschen, die hohen Sold einer ungewissen Plünderung vorzogen, fochten nicht blos unter den Hülfsvölkern ihrer Nazionen, sondern selbst unter den Legionen und Haustruppen für das römische Reich und den Kaiser. Vermischt mit Reichsunterthanen lernten sie deren Sitten verachten und deren Künste nachahmen, und indem sie der Ehrfurcht entsagten, welche Roms entfernter Glanz ihnen abgepreßt hatte, setzten sie sich selbst in Besitz der Vortheile, auf welche seine sinkende Größe sich stützte. Barbarische Krieger, welche Talente zeigten, wurden ohne Unterschied zu den wichtigsten Stellen befördert, und die Namen der Tribunen, der Comites, der Duces, selbst einiger Consuln, bezeichnen immer deutlicher die barbarische Abkunft ihrer Besitzer. Oft vertraute man diesen Fremden die Führung eines Kriegs gegen ihre Landsleute, und obwohl die meisten die Bande der Pflicht den zerrißnen Banden der Vaterlandsliebe vorzogen, so entgingen sie doch nicht immer der Schuld, wenigstens nicht dem Argwohn, mit dem Feinde in verrätherischen Verbindungen zu stehen, ihn zum Einbruche einzuladen, oder auf dem Rückzuge seiner zu schonen. Der bei weitem größere Nachtheil aber war der, daß durch die augenblickliche Hülfe, welche die Aufnahme der Fremdlinge gewährte, dem Kaiser die Nothwendigkeit ganz aus den Augen gerückt wurde, die Kirche, wenn sie den Staat wirklich retten sollte, auf den Grund und Boden eines tüchtigen Volksthums zu gründen. Ein Versuch, die vorhandenen Ueberreste desselben zu ergänzen oder zu erneuern, den Provinzen, wo die meiste Kraft sich erhalten hatte, volksmäßige und eigenthümliche Verfassungen zu geben, statt des Heers, dem man nicht traute, die Arme der

Landleute und Städtebewohner zu waffnen, und so allmählig die Kriegssöldner, welche die Welt in Knechtschaft gestürzt hatten, durch wiedererweckte Völker zu verdrängen, ein solcher Versuch ist von Constantin nicht gemacht worden. In der Staatsschöpfung dieses Kaisers wiederfuhr dem Bedürfniß der Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk kein Recht; es blieb bei der hergebrachten Ansicht, daß der Staat aus dem Kaiser, den Staatsbeamten und dem Heere bestehe, und das Volk nur der Abgaben und Rekruten wegen in Betracht komme. Bei unsrer mangelhaften Kenntniß von dem innern Zustande der römischen Provinzen ist es allerdings unmöglich, von dem Erfolg einer solchen Staatsverbesserung zu reden; indeß hatte schon vorher der einsichtige Probus den Entwurf gehegt, an die Stelle des todten Maschinenwesens einen lebendigen Volksstaat zu setzen; nachmals rieth Synesius dem Kaiser Arkadius *), statt des fremden und gemietheten Kriegsheers die wahren Vertheidiger des Vaterlands in die Waffen zu rufen, und auf den Dörfern und in den Städten des Reichsgebiets die natürlichen Beschützer des Staats und seiner Gesetze zu suchen. Die Landleute selbst, sagt er, würden den Ackerbau vertheidigen, die Philosophen ihre Studierzimmer, die Handwerker ihre Werkstätte, die Kaufleute ihre Marktplätze verlassen, und das müßige Volk, welches jetzt nur in den Theatern herumzieht, die eignen Kräfte gebrauchen lernen, wenn man sich nur die Mühe geben wollte, ihnen den nah bevorstehenden Uebergang vom Lachen zum Weinen vor Augen zu stellen. Wenn solche Vorschläge von den stolzen Ministern eines Schattenkaisers als ungereimt und träumerisch verlacht werden mochten, so bezeugen sie wenigstens, daß unbefangene Gemüther noch lange nach Constantin an die Möglichkeit glaubten, die Verbindung zwischen Staat und Volk wieder herzustellen. Unter Honorius wurde der Versuch, den gallischen Provinzen eine volksmäßige und freie Verfassung zu geben, wirklich gemacht, ohne die gehofften Wirkungen hervorzubringen; aber damals waren die Sachen des Reichs schon in vollständiger Verwirrung, und die verfehlte Anwendung des verspäteten Heilmittels beweist nicht, daß dasselbe funfzig Jahre vorher eben so unwirksam gewesen seyn würde.

Weit bestimmter und gerechter noch als über diese außer den Grenzen unserer Kenntniß liegende Vernachläßigung des Volksthums trifft den Kaiser der Tadel der Nachwelt über die knechtische Art, auf welche er an einem asiatischen Hofe seine drei Söhne erziehen ließ. Constantin hatte die von seinem Vorgänger Diocletian angelegte Staats- und Hofordnung noch weiter ausgebildet, war aber, was man von seiner kriegerischen Erziehung und Laufbahn nicht erwarten sollte, durch Eitelkeit und Prunksucht über die gewöhnlichen Grenzen weit hinausgeführt worden. Leeres Spiel mit Abzeichen und Titeln, gedankenloses Schaugepränge mit Ehrenämtern und fast theatralischen Gebräuchen, geschmacklose Pracht des Pallastes, Ränke der

*) In der merkwürdigen Rede περι βασιλειας. Synesius kam ums Jahr 397 als Gesandter von Cyrene nach Constantinopel.

höfischen Bischöfe und Kämmerlinge, waren die Umgebungen, unter welchen die Erben des Reichs erwuchsen, und wenigstens derjenige der Brüder, welcher am längsten und bedeutendsten auf der Bühne verweilte, der Kaiser Constanzius, zeigte hinlänglich, daß in dieser Schule keine Größe der Gesinnung und keine Schnellkraft des Geistes gefördert worden war. In so unfähigen Händen wäre auch eine glücklichere Schöpfung mißlungen; derjenige aber des constantinischen Geschlechts, der die Fähigkeit, sie auszubilden und die Mißgriffe zu verbessern, gehabt hätte, zog es vor, die Umschaffung des Reichs nach einem neuen und ganz verkehrten Plane von vorn zu beginnen.

Constantinus, Constanzius und Constans hießen diese Brüder, denen der große Constantin sterbend das Reich hinterließ *), dessen Religion, Verfassung und Hauptstadt er verändert hatte. Die Theilung welche sie vornahmen, war nur von kurzem Bestande, indem der älteste, welcher als Beherrscher des europäischen Westlandes in Trier Hof gehalten, schon drei Jahre nachher im Kriege mit dem jüngern getödtet ward **), dieser aber, der nun den ganzen Occident unter seinem Scepter vereinigte, zehn Jahre nachher ***) durch die Empörung eines Kriegsbefehlshabers deutscher Herkunft, Namens Magnenzius, Herrschaft und Leben verlor. Dieser nun, der sich nach vormaliger Sitte zum Kaiser in Gallien aufgeworfen, und Franken und Sachsen zu Hülfe gerufen, ward von dem mittlern der Söhne Constantins, dem Kaiser Constanzius, oder vielmehr von desselben Feldherrn mit Beistand des Allemannischen Königs Chnodemar, der zur selbigen Zeit in Gallien eingefallen und von den Römern gewonnen war, dergestalt in die Enge getrieben, daß er sich selbst entleiben, und das ganze Reich dem Constanzius überlassen mußte ****).

Bald aber empfanden die schwachen Schultern dieses an Kriegs- und Friedenstugenden gleich armen Fürsten die schwere Bürde der Vertheidigung des Reichs, dessen Grenzen durch zu große Begünstigung der Haustruppen und Zurücksetzung der Grenzvölker entblößt zu haben unter die Vorwürfe gehört, welche dem großen Constantin gemacht wurden. Zwar hatte er selbst durch das Gewicht seines Namens die jenseitigen Völker in Ehrfurcht gehalten; aber die Bürgerkriege seiner Söhne unter einander und mit Magnenzius offenbarten die Schwäche des Staats von Neuem, und König Chnodemar, der mit seinen Allemannen in Gallien eine entscheidende Rolle gespielt hatte, ward nicht blos mit Geld abgefunden, sondern behielt ein Recht zu bleiben. Als nun Kaiser Constanzius in Arles sich mit Winterschauspielen ergötzte, ward ihm Botschaft gebracht, daß zwei andre Allemannische Häupter, die Brüder Gundemar und Vadomar, mit neuen Horden ins südliche Gallien heraufgezogen wären †). Er hatte ein muthloses und unzufriedenes Heer, gewann es aber durch Geld und Zufuhr, so daß es ihm von Chalons an der Saone mit großer Beschwerlichkeit, zum Theil durch tiefen Schnee über das

*) 337. **) 340. ***) 350. ****) 353. †) 354.

Gebürge bis an den Rhein zu den Raurachen folgte, wo heut Basel liegt. Hier wollte er eine Schiffbrücke schlagen lassen, als die Allemannen einen Hagel von Geschoßen und Wurfspießen warfen, daß die Römer von ihrem Vorhaben abstehen mußten. Indeß würde Constanzius an einem andern Orte, wo man ihm eine Fuhrt gezeigt hatte, den Uebergang unternommen haben; aber die deutschen Söldner im römischen Heer gaben ihren Stammverwandten heimlichen Bericht, und da auch ihre Vorbedeutungen nicht günstig waren, baten die Allemannen um Frieden, welchen der Kaiser bewilligte, um ungestört gen Mailand ziehen zu können. Es ward ihnen Land auf dem linken Ufer zum wohnen verstattet, und schriftlich aufgesetzte Verträge darüber in ihre Hände gegeben.

Nicht fern von diesen Begebenheiten, am südlichen Ufer des Bregenzer Sees, an der Aare hinauf, in finstern Waldungen, war der Gau der Lenzer Allemannen, von denen Lenzburg seinen Namen erhalten. Diese kühnen Stämme, die vielleicht noch nicht lange eingewandert waren, hatten nun einen Theil von Helvezien in ihrer Gewalt, und brachen mit verheerender Macht oft über die römischen Grenzen. Ein solcher Einfall bewog den Constanzius, schon im folgenden Jahr wieder über die Alpen zu ziehen. Er machte aber Halt in den Caninischen Thälern im Lande Rhäzien, welche von einigen bei Belizone, von andern bei Chiavenna gesucht werden, und schickte seinen Feldherrn Arbezio mit genugsamer Macht an den See. Da dieser aber der wilden Gegend wenig kundig war, fielen die Lenzer unversehens aus ihren Schluchten, und erschlugen einen großen Theil seines Heers. Stolz auf ihren Sieg kamen sie am andern Morgen im Nebel, und drohten mit den Schwerdtern und mit schrecklichen Geberden, das Lager zu stürmen. Jetzt lernten die Römer von den Barbaren Kriegskunst; sie stürzten aus ihren Verschanzungen, nicht in geordneter Schlacht, sondern in einzelnen wilden Ausfällen, und verwirrten die Reihen der Allemannen; diese, halbnackt gegen die wohlverwahrten Schildträger, konnten ihren Stößen nicht widerstehen und ergriffen die Flucht; viele, die sammt ihren Pferden erschlagen waren, wurden noch festgeklammert auf diesen gefunden. Auf diese Nachricht kehrte Constanzius freudig nach Mailand zurück.

Desto traurigere Nachrichten kamen vom Niederrhein und von Belgiens Grenzen. Die Vertheidigung dieser Länder gegen die Franken hatte der Kaiser dem Sylvanus vertraut, selbst einem Franken von Geburt, der in einem entscheidenden Augenblicke von der Parthei des Anmaßers Magnenzius zu seinen Fahnen übergetreten war. Indeß machten heimliche Anschuldigungen die Treue des mächtigen Fremdlings verdächtig, und er erhielt plötzlich Befehl, zu seiner Vertheidigung bei Hofe zu erscheinen. In der Gewißheit, schuldig befunden zu werden, machte er aus Noth und Verzweifelung die falsche Anklage wahr und nahm zu Cöln den kaiserlichen Purpur, verlor aber nach Monatsfrist durch Meuchelmörder sein Leben. Nach dem Untergange dieses tapfern Mannes stand ganz Gallien den Einfällen der deutschen Völker ge-

öffnet. Mehr als vierzig rheinische Städte, unter ihnen namentlich Mainz, Speier, Worms, Straßburg, Bingen, Andernach und Bonn, fielen in ihre Hände; Cöln, welches Widerstand leistete, wurde nach einer langwierigen Belagerung erobert und sehr verwüstet. Der seit Diocletian und Constantin ungeheuer vermehrte Druck der Auflagen hatte vielen zur Verzweifelung getriebenen Galliern die Ankunft der Barbaren wünschenswerth gemacht, und diesen die regelmäßige Besitznahme mancher Landstriche erleichtert. Von den Quellen bis zur Mündung des Rheins erstreckten sich die Eroberungen der Deutschen viele Meilen westwärts dieses Flusses über ein Land, das schon vorher zum Theil von Kolonien ihres Namens und ihres Volks bevölkert worden war; als ein Sitz der Franken erscheint fortwährend die schon früher von ihnen besetzte Insel der Bataver, deren alte Einwohner wahrscheinlich selbst Franken geworden waren, und ein großer Bezirk im heutigen Brabant, zwischen Mastricht und Antwerpen, der mit dem Namen Toxandria bezeichnet und von einigen als das Mutterland der fränkischen Monarchie angesehen wird.

Die Verlegenheit des Kaisers über diese Unfälle ward durch die gleichzeitigen Nachrichten vermehrt, daß die Quaden und Sarmaten die Donau überschritten hätten, die Isaurier Kleinasien beunruhigten, und Persiens König dem Reich mit bedenklichen Rüstungen drohe. Er gestand sich, daß seine Kraft so viel umfassender Sorge und Herrschaft nicht genüge, und ohngeachtet seine Höflinge ihn vom Gegentheil zu überzeugen suchten, entschloß er sich endlich, seinen Vetter Julian aus Athen nach Mailand zu bescheiden, und ihm mit dem Cäsartitel die Verwaltung der gallischen Provinzen zu übertragen. Als er sich durch Ausführung dieses Entschlusses der unmittelbaren Sorge über das Abendland entledigt hatte, konnte er ungestört den Zug nach Illyrien gegen die Quaden und Sarmaten, dann nach Asien gegen die Perser antreten. Ehe er aber das Abendland für immer verließ, wollte er seinen Stolz und seine Neugier durch einen Besuch in der alten Hauptstadt des Reichs befriedigen, welche er noch niemals gesehen hatte. Im eilfhundert und eilften Jahre seiner Erbauung ward Rom *), auf der einst alle Macht beruht hatte, von einem Fürsten, der sich einen römischen Kaiser nannte, als ein schönes Denkmal der Vorzeit in Augenschein genommen. Noch stand die ganze Herrlichkeit des Alterthums, alle die Tempel, Säulengänge, Bäder, Triumphbögen und Amphitheater, deren Trümmer noch jetzt, nach anderthalbtausend Jahren, den Reisenden in wehmüthiges Erstaunen versetzen; noch stand das Kapitol; die Obrigkeiten Roms kamen dem Kaiser mit den bürgerlichen Ehrenzeichen der Republik entgegen, und eine zahllose Volksmenge begrüßte den Einzug des Herrschers mit Jubelgeschrei. Aber die Volksmenge war aus fremden Städten zusammengeflossen, und der Herrscher, dem der Jubelruf galt, saß von asiatischen Leibwachen umringt auf einem hohen von Gold und Edelsteinen leuchtenden Wagen in so unbeweglicher Stellung, daß er

*) 357 nach Christo.

während des langen und erstickenden Zugs keine Hand bewegte, sich das Gesicht zu trocknen, und eben so wenig ein Auge auf die Herrlichkeiten rechts oder links verwandte, sondern einer Bildsäule gleich starr vor sich hin blickte, und nur an den Thoren durch eine kleine Neigung des Hauptes einiges Leben verrieth. Solche Ehre machte er der Pallasterziehung, die er genossen, und so empfing Europa seinen Kaiser aus Asiens Schule zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Julian wider die Deutschen. Schlacht bei Straßburg.

Der Cäsar Julianus, welcher jetzt zum Fürsten über das Abendland gesetzt wurde, war außer dem Kaiser der einzige vom Hause des Constanzius Chlorus noch übrige Sprößling; sein Vater und seine Brüder waren das Opfer der Familieneifersucht des Constanzius geworden, ihm selbst hatte nur die Vorsprache der Kaiserin Eusebia das Leben gerettet, und die Strafe für das Verbrechen, einem unglücklichen Nebenzweige des regierenden Hauses anzugehören, war auf anständige Verbannung nach Athen beschränkt worden. Julianus hatte frühzeitig für die am Constantinischen Hofe herrschende Entartung und Verderbniß sehr offne Augen gehabt. Besprützt von dem Blute seiner Anverwandten, mitten unter den Mördern seines Hauses waren ihm die ersten Jahre seines Lebens durch eine strenge und kirchliche Erziehung auf Befehl desselben Constanzius verbittert worden, den seine Frömmigkeit nicht gehindert hatte, gleich bei seinem Regierungsantritt die Ermordung der Brüder seines Vaters zu befehlen. So verschmolzen sich allmählig die Namen Christus und Constanzius, Christenthum und Verbrechen in seiner Einbildungskraft, und das Schauspiel der wüthenden arianischen Streitigkeit, durch welche damals die Kirche zerrüttet ward, die unaufhörlichen Veränderungen der Glaubensbekenntnisse und die unheiligen Bewegungsgründe, durch welche viele Bischöfe sich bestimmen ließen, waren nicht geeignet, seine Abneigung in Ehrfurcht zu verwandeln. Da er in den Schriften der Alten von andern Zeiten und von andern Menschen las, als unter denen er lebte, andere Tugenden fand, als diejenigen waren, die hier durch Wort und Beispiel gepredigt wurden, und gegen die üppige Schönheit der griechischen Dichtung die jüdische und christliche Gotteslehre ihm farbenlos, gegen die Spitzfündigkeit und Grübelei der alten Weisheit die christliche Sittenlehre leer und oberflächlich erschien, ward er immer geneigter, den Verfall der Welt und die Erschlaffung der Menschheit dem Einfluß des Evangeliums zuzuschreiben, dessen Bekenner die Tugenden der Heiden verdammten, ohne die der Apostel zu üben.

In dieser Stimmung gerieth er den von Constantin mehr verachteten als unterdrückten neuplatonischen Philosophen in die Hände,

welche in der alten Religion alle Geheimnisse der Vernunft und Gottheit bildlich dargestellt fanden. Heimlich abtrünnig von dem Glauben, in welchem er getauft und erzogen war, ward er jetzt Schwärmer für den veralteten Aberglauben der Griechen, und derselbe Denker, der an den angeblichen Ungereimtheiten des Christenthums so vielen Anstoß nahm, kniete bald vor den Altären der unsterblichen Götter, und spähte in den Eingeweiden der Thiere oder gar geschlachteter Menschen die Zukunft. Dies der Fürst, dessen aufgeklärte Vernunft die Weisen des achtzehnten Jahrhunderts darum so gewaltig erhoben, weil er ein Feind des Christenthums war!

Indeß mußte er, so lange er zu Constanzius in abhängigen Verhältnissen stand, seine Gesinnung verbergen; desto zuversichtlicher sahen in ihm bei der Kinderlosigkeit des Kaisers die Freunde des Heidenthums den künftigen Wiederhersteller ihrer zerbrochenen oder verlaßnen Altäre. Während seines Aufenthalts zu Athen ward in seiner Seele das Bündniß zwischen Philosophie und Aberglauben durch die Einweihung in die Mysterien befestigt; aber in der lebhaften Nacheiferung, zu welcher ihn die Helden und Weisen des Alterthums begeisterten, reiften auch die Tugenden und Talente, die es bald so sehr bedauern lassen sollten, daß ein so reicher Geist sich einer verhängnißvollen Thorheit in die Arme warf, und anstatt am Werke des großen Constantins fortzubauen, das schon Vollendete wieder einzureißen und auf dem modrigen Grunde des Alterthums an verfallenen Trümmern zu bessern beschloß.

*) 356.

Als dieser junge in Schulweisheit aufgewachsene und halb verbildete Fürst zu Mailand den Purpur und das bedenkliche Geschäft übernahm, Gallien zu retten und zu regieren, verstand er noch nichts von Staats- und von Kriegskunst; und als er einige Kriegsübungen, die er nothwendig wissen mußte, ungeschickt wiederholte, rief er aus: O Plato, welch ein Geschäft! Noch gefährlicher ward seine Lage durch die Eifersucht, mit welcher Constanzius seine Schritte bewachte, und durch die Beschränkungen und Hemmnisse, mit denen er ihn in der Gestalt von Rathgebern und Staatsbedienten umgeben hatte, damit in ihm nie der Gedanke der Selbständigkeit reife: nicht einen Fürsten sende er nach Gallien, hatte Constanzius sich geäußert, sondern das Nachbild seiner eigenen Majestät. Dagegen belief sich die Zahl der Krieger, die ihm in die von Feinden überschwemmte Provinz folgten, auf nicht mehr als dreihundert und sechzig Mann. Zur Entschädigung für die noch unter Wegs zu Turin vernommene Nachricht von der Zerstörung Cölns erfuhr er zu Vienne, wo er den Winter mit Zurüstungen verbrachte, den Entsatz von Autun, welches von den Allemannen angegriffen, aber von einigen Veteranen tapfer vertheidigt worden war. Gegen Anfang des Sommers *) brach er mit dem Heer auf, welches er im Winter gesammelt, um Gallien von den Deutschen zu befreien, und nahm seinen Weg über Autun, Autxerre und Troyes (Tricasses) nach Rheims. Wenn die Besitzungen der Feinde sich bis auf zehn Meilen westwärts vom Rheine erstreckten, so gingen ihre Verheerungen dreimal so weit

wie ihre Eroberungen. In noch größerer Weite fand er Galliens offne Städte verlassen, und die Bewohner der befestigten genöthigt, sich mit dem Getreidevorrath zu behelfen, den sie auf Aeckern innerhalb ihrer Ringmauern anbauen konnten. Die von Troyes lebten in solcher Furcht, daß sie den an ihre Thore klopfenden Cäsar nur mit vielen Umständen einließen, weil sie glaubten, es möchten zugleich mit ihm Feinde in die Stadt dringen. Die Deutschen selbst, den Grundsätzen ihrer Väter getreu, verabscheuten es noch immer, sich in Städten einzuschließen; sie hatten ihre Wohnungen längst dem Laufe der Flüsse genommen, und sich gegen die Gefahr eines Ueberfalls durch rohe und in Eil verfertigte Befestigungen von großen Bäumen gesichert, die von ihnen gefällt und über die Heerstraßen geworfen worden waren.

In beständiger Gefahr, von einem überlegenen Feinde aufgehoben zu werden, erreichte er das Lager bei Rheims, wo er das römische Heer unter den Kriegsbefehlshabern versammelt fand, welche bisher in der Vertheidigung Galliens so unglücklich oder so ungeschickt gewesen waren. An der Spitze dieser vereinigten Truppen zog er gegen die Allemannen, die nun schon in ganz Ober-Germanien wohnten. Auf diesem Zuge ward bei Decempagi, so heut Dieuze heißt, an einem dunklen und regnigen Tage sein Nachtrapp überfallen und mit großem Verlust über den Haufen geworfen; aber in einem zweiten und glücklichern Gefecht bei Brotomagus, dem heutigen Brumat zwischen Straßburg und Hagenau, trieb er die angreifenden Allemannen zurück. Ohne indeß den Anfang seines Glücks weiter zu verfolgen, wandte er sich plötzlich nach Nieder-Germanien gegen die Franken, und zog durch einen Landstrich, auf dem er keine Städte und Schlösser mehr antraf, nach den Trümmern von Cöln, um dessen Wiederbefestigung oder Behauptung die Eroberer sich weiter nicht gekümmert hatten. In dieser Gegend machte er einen Frieden oder Waffenstillstand mit einigen fränkischen Königen, ließ die Stadt wieder befestigen und zog dann bei einbrechendem Winter über Trier nach Sens, durch die Last, die man auf seine Schultern gewälzt hatte, zu tiefem Kummer gebeugt. Zu der einen Erfahrung von den Schwierigkeiten des Kriegs gesellte sich bald noch die andere, daß er von des Kaisers Dienern verrathen werde: denn als er in seinem Hauptquartier zu Sens von einem zahlreichen Germanenheer umringt und dreißig Tage lang belagert ward, sahe Marzellus, Oberbefehlshaber der gallischen Reiterei, dieser Bedrängniß mit träger Gleichgültigkeit zu, und ließ zu seinem Entsatz nicht einen Mann marschiren. Julian wäre verloren gewesen, wenn nicht die Feinde zuletzt von selbst wieder davon gegangen wären.

Indeß gab eben dies Veranlassung, daß die Stelle des Marzellus durch den Severus ersetzt ward, einen Krieger von Erfahrung, Muth und Bescheidenheit, der sich ohne Widerwillen dem Oberbefehl fügte, welchen der Cäsar über die Truppen führen sollte. Da nun die Allemannen durch den letzten Feldzug nicht bewogen worden waren, das römische Gebiet zu verlassen, so ward für den bevorstehenden ein künstlicherer Plan entworfen. Während Julian von Sens aus mit dreizehn tausend Mann gegen den Rhein zog, rückte der kaiserliche Feldherr

Barbazio mit dreißig tausend Mann durch Rhätzien gegen Basel. Die Allemannen aber brachen zwischen beiden Lagern durch, zogen längst der Rhone hinunter bis gen Lyon, welches sie zu überrumpeln dachten, und verheerten, als sie die Einwohner auf fanden, alles Land rings umher. Sobald Julian dies erfuhr, verlegte er ihnen die Pässe, schlug sie und nahm ihnen die Beute, Barbazio aber ließ auf seiner Seite alle entkommen.

Es hatten sich aber am linken Rheinufer viele Allemannen niedergelassen. Diese sperrten dem Julian alle Zugänge durch ungeheure Verhaue; andere flohen mit ihren Kähnen auf die Inseln im Rhein und heulten Schmähungen gegen die Römer. Da nun Barbazio, welcher den Julian verderben wollte, die Fahrzeuge, um welche dieser ihn gebeten hatte, lieber verbrennen ließ, schwammen die leichten Völker über den Strom, erstiegen die Insel und erschlugen Männer und Weiber. Hierauf ging Julian zurück und stellte die Verschanzungen von Zabern (Tres Tabernae) wieder her, welche die Deutschen eingerissen hatten, weil ihre gewöhnliche Straße nach Gallien dadurch behindert ward. Alsbald schlug Barbazio, der mit Julian keinen Ruhm theilen mochte, eine Schiffbrücke über den Rhein, um den Allemannen selber ins Land zu fallen; diese aber, wie einst die Cimbern an der Etsch, warfen oberhalb der Brücke große Bäume in den Fluß, von welchen die Schiffe zertrümmert wurden. Darauf überfielen sie den Barbazio in seinen Schanzen, verfolgten ihn bis zu den Raurachen (gen Basel,) und nahmen große Beute. Barbazio aber legte sein Heer in die Quartiere und ging nach Italien zurück.

Nach dieser That sammelten sieben Anführer der Allemannen ihre Schaaren und lagerten sich um Straßburg. Ihre Namen waren nach römischer Verderbung Westralpus, Urius, Ursicinus, Serapio, Suomar, Hortar und Chnodomar, derselbe, welcher den Magenzius hatte überwinden helfen, und seitdem unter seinen Landsleuten der furchtbarste in Gallien geworden war. Auch die Gauen Gundomads und Vadomars traten zu dem vereinigten Heer, nachdem der erstere, welcher den mit Constanzius beschwornen Frieden nicht brechen wollte, ermordet und der andere verlassen worden war. Drei Tage und drei Nächte währte der Zug über den Rhein. Ein römischer Ueberläufer erhob ihren Muth durch die Nachricht, daß Julian nach Barbazios Abzug kaum noch dreizehn tausend Mann stark sey. Darum schickten sie Abgesandte zu ihm nach Zabern und ließen ihm sagen: er solle dies Land räumen, das sie durch ihre Tapferkeit gewonnen; entweder müsse es bei den Verträgen bleiben, die Constanzius mit ihnen abgeschlossen, oder eine Schlacht entscheiden.

Julian aber kehrte sich an nichts, sondern behielt die Abgesandten, bis die Verschanzungen vollendet waren. Dann zog er mit anbrechendem Tage gegen den Feind, der nicht weiter als vierzehn gallische Meilen oder Leugas, so ohngefähr acht deutsche Meilen ausmachen, von ihm stand. Um die Mittagszeit ließ er Halt machen, und sprach nach Weise der alten Feldherrn, denen er in allen Stücken nacheiferte,

zu seinen Kriegern in einer zierlichen Rede, welche Ammianus Marzellinus, einer seiner Offiziere, der diese Geschichten als Augenzeuge beschrieben, aufbehalten hat. Der Sinn war, es sey besser, den Angriff auf den andern Morgen zu verschieben. Aber das Heer war anderer Meinung, und ein Fahnenträger rief dem Cäsar mit lauter Stimme zu: er möchte nur alsbald voranziehen, wohin sein Glück ihn führe; sie würden folgen! Man zog also weiter, und gewahrte auf einem, mit reifem Getreide bedeckten Hügel in der Nähe des Rheins drei berittene Feldwachten, welche sogleich zu den ihrigen eilten, die Ankunft der Römer zu verkünden. Diese aber fingen einen Fußgänger, welcher jenen nicht folgen konnte, und befragten ihn um die Stärke seines Volks. Bald jedoch wurden sie derselben ansichtig, denn hinter dem Hügel stand das ganze Heer der Deutschen in völliger Schlachtordnung. Auf die Nachricht des Kundschafters, daß die römische Reiterei den rechten Flügel ausmache, hatten sie die ihrige auf ihren linken Flügel gezogen; unter dieselbe waren, wie bei Heervests Schlacht, leichte Fußvölker gemischt, welche darauf ausgingen, den römischen schwer bewaffneten Reitern in die Zügel zu fallen, oder unter die Pferde zu kriechen und deren Bauch aufzureißen. Ein anderer Theil wurde in tiefe Gräben gestellt, um unversehens aus dem Hinterhalte hervorzubrechen.

Chnodomar und Serapio, an Macht vor den übrigen Fürsten, führten diese streitbaren und schrecklichen Schaaren. Jener, der Urheber des Kriegs, ausgezeichnet durch einen feuerfarbnen Busch auf dem Scheitel und durch strahlende Rüstung, in der rechten Hand einen langen Speer, tummelte an der Spitze des linken Flügels ein schäumendes Roß von furchtbarer Größe; dieser, Chnodomars Neffe, der den linken Flügel führte, war zwar nur noch ein Jüngling mit der ersten Wolle ums Kinn, ersetzte aber durch Tüchtigkeit den Mangel des Alters. Den griechischen Namen Serapio hatte ihm, der zuvor Agenarich hieß, sein Vater Mederich beigelegt, als derselbe während einer Geiselschaft in Gallien in geheime Gebräuche des griechischen Aberglaubens eingeweiht worden war. Diesen folgten die übrigen fünf Fürsten, dann zehn von fürstlichem Stamm mit großem Gefolge von Edlen und fünf und dreißig tausend Mann Bewaffneter, aus verschiedenen Völkerschaften theils durch Sold theils durch gegenseitige Bündnisse vereint. Es war nicht ein allemannischer Heerbann, sondern ein Gefolge, welches unter den Fahnen seines Kriegsfürsten Chnodomar focht.

Da nun schon die Kriegshörner ertönten, führte Severus zuerst die römische Reiterei zum Angriff, machte aber zeitig Halt, indem er die in den Gräben versteckten Feinde gewahr ward, und wagte weder vor- noch rückwärts zu gehen. Julian merkte nicht sobald diesen Stillstand, als er von zweihundert Reitern umgeben heransprengte, durch Bitten und Ermahnungen die Fortsetzung des Angriffs zu fördern. Unter den Allemannen aber entstand großes Murren des Fußvolks, daß die Edlen alle zu Pferde säßen, um, wenn die Sache unglücklich ginge, ihre Schaaren zu verlassen. Alsogleich sprang Chnodomar vom Roß und die übrigen thaten wie er; denn keiner zweifelte am Sieg.

Von neuem erscholl der Klang der Hörner, und im vollen Laufe stürzten die Allemannen, schneller als überlegter, auf die römische Reiterei, mit drohender Geberde die Speere in der Rechten schwingend. Grausig starrte ihr flatterndes Haar, wildes Feuer sprühte aus ihren Augen, und ihr War-Lied ertönte, einem dumpfen Brausen vergleichbar. Die Römer aber, ihre schützenden Schilder über den Scheiteln, wehrten sich mit Geschoßen und Schwerdtern. Die Reiterei stand in dichter Schaar zusammen gedrängt, und das Fußvolk als ein von Schilddächern umpanzerter Haufe. So groß war der Angreifenden Kühnheit und Wuth, daß Einzelne heransprangen und mit den Knien sich stemmend in denselben zu brechen versuchten. Ein dicker Staub wallte gen Himmel und die Luft ward vom Geschrei der Siegenden und Fallenden erfüllt. Während dergestalt der linke Flügel der Römer langsam vorrückte, ergriff die schwere Reiterei auf dem rechten die Flucht. Zwar brachte sie Julians Gegenwart wider zum Stehen, aber unterdeß waren die Allemannen auf das Fußvolk gefallen. Der anfänglich dumpfe Schlachtgesang tönte jetzt stärker und heftiger, wie die Hitze des Kampfgewühls stieg, gleich den tobenden Wellen, die an einem Felsen sich brechen. Schon wurden die Schilddächer der Römer von den nervigen Armen der Deutschen durchhauen, als im entscheidenden Augenblick die batavischen Hülfsvölker, die im römischen Heere fochten, von einem erfahrnen Anführer geleitet herbei eilten und die Schlacht wieder herstellten. Noch einige mal schwankte sie, endlich schienen die Germanen völlig zu weichen, da drang plötzlich ein dichter Haufe ihrer Edlen, in welchem man auch die Fürsten erkannte, mit ihren Gefolgen durch alle Reihen bis in den Mittelpunkt des römischen Heers. Als aber hier mit Festigkeit widerstanden und ein großer Theil der Angreifenden niedergestreckt ward, erstarb der Uebrigen Muth und alle ergriffen die Flucht nach dem Rhein, der viele zur Rettung, viele zum Verderben in seinen Fluthen aufnahm. Die Sieger mußten sich auf Befehl ihrer Feldherrn begnügen, vom Ufer auf die Schwimmenden ihre Geschoße zu werfen.

König Chnodomar, der mit mehrern Begleitern aus dem Schlachtgetümmel entkommen war, eilte mit verhülltem Gesicht einem Orte zu, wo er früher auf den Fall eines Unglücks einige Schiffe hingestellt hatte, die ihn über den Rhein führen sollten. Schon nahe dem Ufer glitt sein Pferd in einer Pfütze und warf ihn herunter; da ihm nun römische Reiter auf den Leib kamen, flüchtete er in ein nahes Gebüsch, welches seine Verfolger so lange umstellten, bis er genöthiget war herauszukommen und sich zu ergeben. Zweihundert seiner Begleiter, und drei seiner vertrautesten Freunde, die es alle für eine Schande geachtet haben würden, nicht mit ihm zu sterben, ergaben sich jetzt nach seinem Beispiel.

Im Unglück ward der im Glück so trotzige Held kleinmüthig nach Weise roher Gemüther: er beugte sich vor Julian, warf sich zur Erde und stammelte Bitten um Vergebung. Welch himmelweiter Abstand von dem Manne, sagt Ammian, der vorher Schrecken und Jammer überall verbreitete, frohlockend über Galliens Aschenhaufen wandelte und mit neuen Verheerungen

drohete! Man hieß ihn gutes Muths seyn und schickte ihn nach wenigen Tagen an den Kaiser, der eben von seinem an die Donau gemachten Zuge zurückkam. Dieser ließ ihm zu Rom auf dem Cölischen Berge im Fremden-Lager Quartier anweisen, wo er nachmals an der Schlafsucht gestorben ist.

Als am Abend der Schlacht die Erschlagenen gezählt und begraben wurden, waren von den Römern zweihundert und drei und vierzig und vier Obersten gefallen, von den Allemannen sechstausend, ohne die, so im Flusse ihren Tod gefunden.

Diese Schlacht bei Straßburg endigte in derselben Gegend, wo vierhundert Jahre vorher Heervest vor dem ersten Cäsar über den Rhein entflohen war.

Vierzehntes Kapitel.

Julian im Lande der Allemannen.

Nach dieser Schlacht entließ Julian die Gesandten, die vor derselben mit stolzen Anträgen zu ihm gekommen waren, und ging nach Zabern zurück. Von hier aus schickte er die Gefangenen und alle Beute nach Metz, er selbst aber zog gen Mainz, um an diesem Orte eine Brücke über den Rhein zu schlagen und, nach Cäsars Beispiel, die Feinde in ihrem eignen Lande heimzusuchen. Anfänglich weigerten sich seine Krieger, bald aber siegte die Beredsamkeit eines Feldherrn, der an allen Gefahren Theil nahm und von sich selbst mehr als von den Seinen zu fordern gewohnt war. Als er nun in das feindliche Land eingerückt, kamen Gesandte der Allemannen, ihn mit friedlichen Worten zu beschwichtigen; während der Unterhandlung aber boten sie ihre Grenznachbarn zum Beistande auf, und die Römer würden einen schweren Stand bekommen haben, wenn sie nicht bei Zeiten die Gefahr gemerkt und sich zurückgezogen hätten.

In derselben Nacht schiffte Julian achthundert Mann auf leichten Fahrzeugen ein, mit dem Befehl, den Strom auf- und abwärts ans Land zu gehen und alles mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten. Als nun mit Anbruch des Tages die Allemannen den Rauch ihrer Wohnungen aufsteigen sahen, verließen sie den Hinterhalt, den sie den Römern gelegt hatten, und stürzten in wilder Eil über den Main, um ihre Brüder zu retten; die Römer aber, die nun keinen Versteck mehr fürchteten, jagten ihnen nach, und machten große Beute an Vieh und Früchten, führten auch aus den Häusern viele Einwohner hinweg und steckten dann alles in Brand. Zehntausend Schritt weit war die Verfolgung gegangen, als man bei einem fürch-

terlich dunklen Walde ankam, der durch Eichen- Eschen- und Tannenstämme überall gut verwahrt schien; zugleich erfuhr man durch einen Ueberläufer, daß sich darin viele Feinde in Gräben und unterirdischen Hölen verborgen hielten, um den günstigsten Zeitpunkt zu einem Ueberfall zu erlauern. Da nun schon dicker Schnee Berge und Fluren bedeckte, (es war um die Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche,) beschloß Julian, die weitern Unternehmungen aufzugeben, und das Schrecken der Feinde zur eiligen Wiederherstellung eines von Trajan angelegten und seitdem zerstörten Kastells zu benutzen. Indem dies geschah, hielten die Deutschen in aller Eil eine Volksversammlung und ließen darauf durch Abgesandte um Frieden bitten. Julian bewilligte denselben auf zehn Monate, weil er erwog, daß das erneuerte Kastell noch mit Geschütz und vielem andern Nöthigen versehen werden müsse. Auf diese Zusage erschienen drei Fürsten, die den Besiegten Hülfsvolk zugeführt hatten, und schwuren nach Landessitte einen Eid, der ihnen vorgesprochen ward, daß sie keine Unruhen anfangen, vielmehr Bund und Treue bis auf den festgesetzten Tag halten, auch das Kastell nicht nur nicht beschädigen, sondern sogar mit Lebensmitteln versorgen wollten. Solches hielten sie redlich, aber wie die Römer meinten, mehr aus Furcht denn aus Treue.

Auf dem Rückwege nach den Winterquartieren vernahm Julian, daß während er mit den Allemannen gefochten, einzelne Haufen Franken den Niederrhein bis nach Rheims hin geplündert und sich jetzt auf die Nachricht von seiner Annäherung in Verschanzungen zurückgezogen hätten, die sie an der Maas besäßen. Sogleich ließ er diese Verschanzungen umzingeln; aber erst nach vier und funfzig Tagen ergaben sich die Franken, durch Hunger, Noth und Nachtwachen entkräftet. Als sie schon abgeführt waren, um an des Constanzius Hofe Leibwächter zu werden, kamen ihnen zu spät ihre Brüder zu Hülfe.

In dem Winterlager zu Paris nun sann Julian darauf, die Franken eben so vom Niederrhein zu vertreiben, wie es ihm am Oberrhein mit den Allemannen gelungen. Obwohl eigentlich erst der Monat Julius für die Zeit gehalten ward, in welcher man des späten Sommers wegen von Gallien aus etwas unternehmen könne, setzte er sich doch über die Jahreszeit hinweg, hieß seine Soldaten sich auf zwanzig Tage mit Zwieback versorgen, und trat voll Zuversicht seinen Marsch an *). Die ersten die er angriff, waren die Franken, und zwar die Salier, die sich in Toxandria auf römischem Grund und Boden niedergelassen hatten **). Bei seiner Ankunft in Tongern fand er eine Gesandschaft derselben, welche bat, man möchte

*) 358. **) Der Name Salier, den man gewöhnlich von einem der beiden Flüsse Sale, oder auch von der Yssel oder Ysala herleitet, ist (nach Hr. Mannert's richtiger Bemerkung,) römischen Ursprungs, und bezieht sich entweder auf ihre hüpfende und springende Art zu gehen (a Saliendo Salii) oder auf irgend eine in der Kleidung bemerkte Aehnlichkeit mit den salischen Priestern, welche halbnackend und mit Schildern besonderer Form die Straßen Roms durchirrten. Mehrere fremde Kriegsvölker hatten unter den Legionen dergleichen Beinahmen, z. B. die Láti, welche auch Franken genannt werden.

sie in ihren rechtmäßig erworbenen Sitzen ruhig wohnen lassen. Julian versprach dies und entließ sie, um sie ganz sicher zu machen, mit Geschenken, fiel aber darauf unversehens über das arglose Volk her, und zwang es durch Mord und Brand zur Unterwerfung. Gleiches wiederfuhr den Chamavern. Da aber die Feldfrüchte noch nicht reif waren, auf die er seine Soldaten vertröstet hatte, und von dem Zwieback noch überdies ein Theil abgegeben worden war, um einige an der Maas eingenommene Schanzen mit Lebensmitteln zu versorgen, murrte das Heer und schalt den Feldherrn einen Betrüger, der es über Schnee und Eis geführt, um dem Feinde den letzten Rest zu geben, und es jetzt selbst dem Hungertode überließe. Zwar gelang es ihm, den Geist des Aufruhrs durch Vorstellungen zu dämpfen und sein Kriegsvolk wider die Allemannen ins Feld zu führen, mit denen der Stillstand nun bald abgelaufen war; aber ein Glück für ihn war, daß der Allemannenfürst Suomar mit seinem Gefolge ganz demüthig entgegen kam, und um Erhaltung des Friedens als um eine Gnade bat. Er ward ihm unter der Bedingung gewährt, daß er alle Gefangenen zurückgäbe und das römische Heer, wenn es verlangt würde, gegen Lieferungsscheine mit Lebensmitteln versorgte.

Hierauf überzog Julian den Gau Hortars, und zwang diesen Fürsten durch Anzündung aller Dörfer, ebenfalls um Frieden zu bitten, und außer der Zurückgabe der Gefangenen noch die harte Bedingung einzugehen, Wagen und Baumaterialien zum Aufbau der verbrannten Rheinstädte herbeizuschaffen. Indeß fand man es unthunlich, ihm, wie dem vorigen, Getreidelieferungen zuzumuthen, weil sein gänzlich verwüstetes Land dergleichen aufzubringen nicht im Stande gewesen seyn würde.

Im folgenden Jahr *) erhielt Julian zeitig Kunde, daß die übrigen Gauen der Allemannen noch immer feindselig gesinnt wären und auf neue Einfälle dächten. Da ihm die Jahreszeit noch nicht erlaubte, selbst gegen sie zu ziehen, und er die Unzufriedenheit seines Heers nicht zum zweitenmal reitzen wollte, schickte er vorläufig einen überzähligen Obersten, Namens Hariobaudes (Heerbote,) einen Deutschen von bewährter Treue und Tapferkeit, unter dem Titel eines Gesandten zu dem jetzt verbündeten Hortar, um von da aus die Grenze derjenigen Allemannen, denen er einen Ueberfall zugedacht hatte, zu bereisen, und auszuforschen, was sie etwa im Sinne hätten. Dieser war muthig genug, einen so gefährlichen Auftrag zu übernehmen, und Julian selbst brach, sobald die Jahreszeit es zuließ, auf, um vorläufig einen Theil der zerstörten Städte wieder in Besitz zu nehmen. Sieben derselben, Castra Herculis, (die heut nicht mehr vorhanden,) Quadriburgium (Schenkenschanz,) Triciſimä (Kellen,) Novesium (Nuys,) Bonna, Autunnacum (Andernach) und Bingen wurden vermittelst der von Hortar herbeigeschafften Materialien wieder in Vertheidigungsstand gesetzt.

Noch war man mit diesen Bauten beschäftigt, als Hariobaudes zurückkam und Nachricht brachte, daß die Allemannen auf wären, ungewiß ob zum Angriff oder zur Vertheidigung. Das römische Heer rückte hierauf nach Mainz,

*) 359.

Julian aber widersetzte sich dem Rathe seiner Feldherrn, die sogleich eine Brücke schlagen und in Feindes Land einbrechen wollten, weil er meinte, daß das Schlagen der Brücke den Feind herbeizichen, und Fürst Suomar, dessen Gebiet gegen über von Mainz lag, durch die bei einem solchem Durchmarsch gewöhnlichen Plünderungen von der römischen Bundesgenossenschaft leicht abwendig gemacht werden könnte. Auch ward der offne Uebergang gar bald für unausführbar erkannt, als man ein starkes allemannisches Heer in derselben Gegend gewahrte, um die Vertheidigung, deren Fürst Suomar sich als römischer Bundesfreund weigerte, selber zu führen. Dagegen ließ Julian in der Nacht dreihundert Leichtbewaffnete einschiffen, in größter Stille den Fluß hinunter fahren, und während die Deutschen nur nach den römischen Wachtfeuern hinblickten, am jenseitigen Ufer ans Land gehen.

Grade in derselben Nacht hatte König Hortar, der zwar der Römer aber auch seiner Nachbarn Freund war, alle Fürsten und Edlen zu einem Schmause zusammen gebeten, der nach deutscher Sitte bis nach Mitternacht dauerte. Die Römer stießen unvermuthet auf diese Gesellschaft, als sie eben aus einander ging, konnten aber keinen davon erlegen oder gefangen nehmen, weil jeder mit Hülfe der Nacht und seines Pferdes entkam; doch wurde der Troß und die Knechte, die ihnen zu Fuß folgten, mit Ausnahme weniger, niedergemacht. Dieser Ueberfall verbreitete großes Schrecken, weil die Deutschen meinten, das ganze Heer der Römer sey, während sie die Brücke bewacht, an einem andern Orte übergegangen. Darum verließen sie ihren Standort, und schafften eilig ihre Weiber und Kinder tiefer ins Land. Jetzt ward die Brücke ohne Gefahr vollendet, so daß die Römer hinüber ziehen konnten. Hortars Gebiet ward verschont, aber sobald sie die Länder noch feindseliger Könige betraten, breiteten sie sich, Brand und Raub vor sich her, furchtlos über alle Gegenden aus. Die Hütten wurden niedergebrannt, und eine Menge Menschen ermordet, bis man in eine Gegend kam, welche Capellatium oder Palas hieß, wo die Grenze zwischen den Allemannen und Burgundionen durch Steine bezeichnet war. Hier bezog Julian ein Lager, um die Ankunft zweier fürstlichen Brüder Makrian und Hariobaudes welche um Frieden bitten wollten, abzuwarten. Bald nach diesen kam auch Vadomar aus seinem Gau, der den Raurachen gegenüber lag, und hielt eine Schrift vom Kaiser Constanzius in der Hand, womit er bewies, daß er schon längst der Römer Bundesfreund sey. Da er aber nicht sowohl für sich als für die Könige Urius, Ursicin und Westralpus bat, ward ihm nicht gewährt, sondern deren Gebiet so lange verwüstet, bis sie selbst Gesandte schickten und um Frieden baten. Dies die Thaten, durch welche Julian die Einbrüche der Allemannen hemmte und den Untergang des abendländischen Römerreichs auf das folgende Jahrhundert hinausschob. Mit zwanzigtausend aus der Knechtschaft befreieten Gefangenen ging er über den Rhein zurück, und machte sich nun nach Beendigung eines Kriegs, dessen Wichtigkeit sein Geschichtschreiber etwas freigebig mit dem punischen und cimbrischen vergleicht, die Wiederher-

stellung der verwüsteten Städte und des zerstörten Wohlstandes in Gallien zum eifrigsten Geschäft. Er verwarf die räuberischen Plane der kaiserlichen Finanzbedienten, die ausgeleerten Kassen durch Erfindung neuer und Verdoppelung der alten Auflagen zu füllen, und fand in der Wiederbelebung des Landbaus, der Gewerbe und des Handels das zweckmäßigere Mittel, die gallischen Provinzen zu einem einträglichen Besitzthum zu machen. Mit besonderer Zufriedenheit und Freude betrachtete er die Stadt Paris, Sitz seines Winteraufenthalts und selbst Gegenstand seiner Vorliebe. Diese glänzende Hauptstadt, die jetzt ein weites Gebiet auf beiden Seiten der Seine umfaßt, war damals unter dem Namen Lutetia auf die kleine Insel in der Mitte des Flusses beschränkt, wo die Einwohner reines und gesundes Wasser fanden. Der Fluß bespülte den Fuß der Mauer, und nur zwei hölzerne Brücken machten die Zugänge zur Stadt. Ein Wald überschattete die Nordseite der Seine; im Süden aber bedeckte sich der Bezirk, der jetzt die Universität heißt, allmählig mit Häusern, und schmückte sich mit einem Pallast und Amphitheater, mit Bädern, einer Wasserleitung und einem Marsfeld zur Uebung der römischen Truppen. Des Himmels Strenge milderte der nahe Ozean, und durch einige Vorsichtsmittel, welche die Erfahrung gelehrt hatte, wurden Wein und Feigen glücklich forgebracht. Allein in außerordentchen Wintern fror die Seine tief, und der Asiat mochte die stromabwärts treibenden Eismassen mit den weißen Marmorblöcken vergleichen, die aus Phrygiens Brüchen gezogen wurden. Als Julian einige Jahre nachher über die Ausschweifungen und die Verderbniß der syrischen Hauptstadt Antiochien erzürnt ward, erneuerte sich ihm das Andenken der strengen und einfältigen Sitten seiner geliebten Lutetia, wo man Theaterergötzlichkeiten nicht kannte oder verachtete. Unwillig stellte er dem weibischen Syrer die ehrliche Einfalt der Pariser entgegen, und verzieh fast ihre Unmäßigkeit, den hervorstechendsten Flecken des gallischen Characters.

Funfzehntes Kapitel.

Verfolg der Allemannischen Kriege *).

Als Julians Glück und Ruhm am Hofe des Constanzius erscholl, erregte es solchen Neid, daß man dem Cäsar erst die Legionen, dann die Macht zu nehmen beschloß. Darüber ward er von seinem Kriegsvolk, welches ihn nicht verlassen wollte, zum Augustus oder selbständigen Kaiser ausgerufen. Umsonst bewog Constanzius während der langwierigen Unterhandlung, die sich jetzt zwischen Paris und Antiochien über die begehrte und verweigerte Anerkennung entspann, den allemannischen Fürsten Vadomar zur Fehde gegen den aufrührerischen Cäsar; Vadomar, der in Helvezien einfiel, schlug zwar die Gallier, welche Julian ihm entgegen schickte, bei Sanktio oder Sekingen, ward aber, da er im Vertrauen auf des Constanzius Freundschaft mit den römischen Grenzwachen in gutem Vernehmen blieb und sich von einem Anführer derselben zu Gaste laden ließ, gefangen genommen und nach Spanien geschickt. Hierauf machte Julian bei Nacht noch einen Ueberfall über den Rhein, um auch an diesem Gau Rache zu nehmen, verließ aber bald nachher diese Gegenden gänzlich, um mit Constanzius, der ihm Absetzung drohte, im Morgenlande um die Herrschaft zu kämpfen. In der Nähe von Basel versammelte er sein Heer, schickte einen Theil desselben durch Rhäzien, den andern durch Italien voraus, um mehrere Gegenden mit Soldaten zu schrecken, und stürzte sich selbst an der Spitze von dreitausend Freiwilligen in die Schlüfte des Marcianischen oder Schwarzwaldes, der die Quellen der Donau verbirgt. Nach einem kühnen und mühseeligen Marsche durch unwegsame Gegenden kam er zwischen Regensburg und Wien an dem Orte heraus, wo er sein Heer auf eine vorgefundene Flotte einschiffen und weiter hinunter bis Sirmium führen konnte.

Indeß ersparte des Constanzius rechtzeitiger Tod **) der Welt einen Bürgerkrieg. Julian, der erste Kaiser, der Rom nie gesehen, zog nach Constantinopel, seiner Geburtsstadt, daselbst die Wiederherstellung des Heidenthums zu beginnen; denn gleich nach seinem Bruche mit Constanzius hatte er dem christlichen Glauben öffentlich entsagt. Wie er nun diesen Glauben erst durch Spott und durch Bücher, dann mit steigenden Maaßregeln der Gewalt verfolgt, viele der verfallenen Tempel wiederhergestellt, auch der Weissagung des Erlösers zum Hohn vergeblichen Befehl zum Aufbau des jüdischen Tempels in Jerusalem gegeben, wie er seine Soldaten durch Opferspenden, andere durch Ueberredung und Beispiel zum Götzendienst gelockt, wie er, den Heiden selbst zum Gelächter, in alle Gaukeleien und Greuel des Aberglaubens versunken, ehe er aber seine Plane vollenden können, in einer Schlacht gegen die Perser den Tod gefunden ***), das alles kann hier nur

*) 361—377. **) 361. ***) 363.

erwähnt, und auch nur darum erwähnt werden, weil dieser verunglückte Versuch, in das Rad der Weltregierung einzugreifen, durch recht deutliche Zeichen kund thut, daß das Reich des alterthümlichen Weltgeistes verworfen war und nicht mehr gerettet werden konnte. Wie der in vieler Hinsicht nur mittelmäßige Constantinus dadurch groß und herrlich geworden, daß er das Bedürfniß der Zeit und den Willen Gottes erkannte, so ward der in vieler Hinsicht große Julian dadurch unglücklich und beklagenswerth, daß er das, was schon außer der Zeit lag, mit Gewalt wieder in sie hineinziehen und mit dem Beschluß der Vorsehung den ungleichen Kampf beginnen wollte. Zweierlei großes Unglück kann in Beurtheilung großer Dinge begegnen: entweder Menschengespinnst für Gotteswerk, Lügen für Wahrheit, Wolken für den Himmel zu halten, und den Beginn einer neuen Weltordnung zu sehen, weil Gaukler oder Bösewichter denselben vorspiegeln; oder umgekehrt, Gotteswerk für Menschengespinst, Wahrheit für Trug, den Himmel selbst für einen Nebel zu halten, den man zerstreuen müsse. Das letztere ist dem Julian, das erstere in unsern Zeiten vielen wohlmeinenden Menschen begegnet: beides verdient mehr unser Mitleiden als unsern Haß.

Nach Julians unbeerbtem Tode stellte sein vom Heer gewählter Nachfolger Jovian die Ehre des Kreutzes wieder her, und bestätigte das Christenthum als Religion des Reichs *). Als dieser frühzeitig verstorben, erhob das Heer den Valentinian **), einen tüchtigen Kriegsmann aus Pannonien, welcher alsbald seinen Bruder Valens zum Mitregenten erklärte, und ihm die Verwaltung des Morgenlands übertrug; denn sobald Julians Tod zu den Völkern des Ostens und Nordens erschollen war, hatte sich in allen die Hoffnung der Beute und Eroberung wieder geregt, und der neue Kaiser sich bald überzeugt, daß die Fähigkeiten des thätigsten Geistes die entlegenen Grenzen des Reichs zu vertheidigen außer Stande wären.

Ehe indeß Valentinian noch über die Alpen kommen konnte, waren die Allemannen schon wieder auf ihren alten Tummelplätzen in Gallien und Rhäzien erschienen. Durch Abgeordnete hatten sie die Geschenke begehrt, die sie, sey es aus Herkommen oder Vergleich, beim Regierungsantritt eines neuen Kaisers rechtmäßig fordern zu können glaubten, und als ihnen dieselben von dem römischen Statthalter Ursacius verweigert oder verkürzt worden waren, die Beschimpfung durch Verheerung des Landes und Wegführung vieler Gefangenen gerächt. Nach diesem ersten und glücklichen Einfall brach ein großes Kriegsgefolge während der Strenge des Winters über den Rhein, erschlug zwei Comites und erbeutete die Fahne der tapfersten Bundesvölker, welche die Römer hatten, der Bataver und Heruler. Zwar wurde die Fahne wieder erobert, aber der Kaiser über den Schimpf so erzürnt, daß er in feierlicher Lagerversammlung die Bataver ihrer Waffen unfähig und des Verkaufs in die Sklaverei würdig erklärte; erst auf heftiges Bitten und Wehklagen erhielten sie ihre Waffen zurück, um ihren verlorenen Ruhm von den Allemannen wieder zu gewinnen. Diese sahen sich nach ihrem Siege als Herren Galliens an; aber Jo-

*) 363. **) 364.

vinus, Valentinians Feldherr, benutzte ihre Zuversicht und überfiel einen ihrer Haufen bei Scarponna, im Gebiet von Metz. Eine andere ihrer Abtheilungen hatte gleiches Schicksal an den schattigen Ufern der Mosel, an denen sie ausruhte. Jovinus nahte in der Stille durch ein tiefes und waldiges Thal, bis er die träge Sicherheit der Barbaren deutlich entdeckte. Einige badeten ihre starken Gliedmaaßen im Flusse, andere kämmten ihr langes blondes Haar, andere verschluckten in großen Zügen den erbeuteten Wein. Plötzlich hörten sie den Schall der römischen Trompeten und sahen den Feind in ihrem Lager. Da ward die Niederlage der Allemannen sehr groß, und nur wenige retteten sich durch die Flucht auf engen Fußpfaden in das Gebürge. Der dritte und stärkste Haufen ward bei Chalons an der Marne in Schlachtordnung angetroffen, und in einem blutigen und hartnäckigen Treffen, welches einen ganzen Sommertag hindurch dauerte, überwunden. Die Allemannen ließen viertausend Verwundete und sechstausend Todte auf dem Platze, die Römer gaben ihren Verlust auf vierzehnhundert Mann an, befleckten aber ihren Sieg dadurch, daß sie einen gefangenen allemannischen Fürsten an einem Baume aufhingen, worüber Jovin, der es zu spät erfuhr, vergeblich den heftigsten Unwillen äußerte. Noch wurde hin und wieder in Gallien gegen kleinere Horden gestritten, bis das Land gänzlich gereinigt war.

Als aber einige Zeit darauf Valentinian wider die Pikten und Scoten in Britannien stritt, und die Räubereien der Sachsen und Franken den Niederrhein beunruhigten, vollführte Rando, ein Anführer der Allemannen, einen Anschlag auf das unvertheidigte Mainz, da eben die Christen einen feierlichen Tag beginnen. Er überfiel das wehrlose Volk dieser Stadt, und führte Männer und Weiber und viele Beute mit sich fort.

Einen andern Anführer der Allemannen, Namens Vithikab, ließ Valentinian durch Meuchelmörder aus dem Wege schaffen, und ging dann selbst über den Rhein. Die Allemannen wichen wie gewöhnlich zurück; er aber ließ ihre Saaten und Hütten in Brand stecken und zog vorwärts, bis er die Feinde auf einem steilen unzugänglichen Berge bei Solicinum gelagert fand, welches man für das heutige Sulz am Neckar hält. Bei Besichtigung dieser Stellung stieß der Kaiser selbst auf eine im Hinterhalte liegende Parthei, die so schnell auf ihn einstürzte, daß er nur mit Zurücklassung seines kostbaren Helmes entkam. Darauf ward der Berg mit großer Tapferkeit, wie mit großem Verluste von den Römern erstürmt, trotz dieses Erfolgs aber nach einigem Verweilen der Rückzug über den Rhein angetreten. Der Kaiser suchte jetzt die Flußgrenze von Rhätien aus bis zur Meerenge am Ozean durch starke Dämme zu sichern, und ließ überall Schlösser und Schanzen und Thürme in geringen Entfernungen von einander auf der gallischen Seite, so wie an einigen schicklichen Orten auch auf der germanischen anlegen. Um eine von diesen Schanzen gegen den daran hinströmenden Neckar zu schützen, führte er den kühnen Plan aus, den Neckar selbst in ein anderes mit Eichenholz ausgeschlagenes Bett zu leiten. Als er nun auch Anstalten traf, den Berg Pirus, (den man für den heiligen Berg bei Heidelberg hält,) zu befe-

stigen, kamen Gesandte von den Allemannen und baten, den Frieden, den die Römer vor kurzen mit ihnen gemacht, nicht auf solche Weise zu verletzen. Statt der Antwort hielt man ihnen ihre Söhne zurück, die sie kurz zuvor als Geiseln des Friedens gestellt. Traurig zogen sie ab; aber kaum mochten sie den Bescheid verkündigt haben, als ein Haufe mit Ungestüm hinter dem Berge hervordrang, und von den Römern alles niedermachte, was in der Arbeit begriffen war, so daß nur Einer entkam, es dem Kaiser anzusagen.

Damals gedachte Valentinian der Staatskunst seiner Vorfahren, die so oft Deutsche durch Deutsche bezwungen. Darum schickte er geheime Boten an die Burgunder, die Nachbarn der Allemannen, daß sie zugleich mit ihm die Allemannen bekriegen möchten, mit denen sie schon früher in Streit wegen Salzquellen gewesen waren. Auf diesen Anreitz erschienen achtzigtausend Burgunder an den Ufern des Rheins, und erschreckten durch diese große Anzahl den Kaiser fast eben so sehr als die Allemannen; daher suchte er Ausflüchte und hätte es gern gesehen, wenn die beiden Völker einander aufgerieben. Aber die Burgunder, der Zögerung überdrüssig, beschlossen die Heimkehr, und verlangten, die Römer möchten ihnen den Rücken decken. Als auch darüber keine Antwort erfolgte, ermordeten sie die römischen Gesandten und kehrten in ihr Vaterland zurück. Da um diese Zeit viele Allemannen vor den Burgundern gegen Rhäzien geflüchtet waren, überfiel der römische Feldherr Theodosius dieselben und führte sie gefangen nach Italien, wo man ihnen fruchtbare Landstriche am Po anwies, die sie als Zinspflichtige bauten. Von diesen Allemannen stammen vielleicht diejenigen her, die für Nachkommen der Cimbern gehalten werden.

Der mächtigste unter den Fürsten der Allemannen war Makrian; darum suchte ihn der Kaiser, wie einst Julian den Vadomar, mit Gewalt oder List zu fangen. In einer Nacht setzte er über den Rhein in der Gegend, wo die warmen Bäder der Mattiaker (Wisbaden) waren; aber die Leute Makrians gewahrten durch den Lärm der römischen Soldaten noch zur rechten Zeit die Nachstellung, und brachten ihren Anführer auf einem Wagen in den abgelegenen Wald. Wüthend über den verfehlten Streich ließ Valentinian das Land auf funfzigtausend Schritt in die Runde verheeren; dann bestellte er über die Allemannen, die Mainz gegenüber wohnten, den Fraomar zum Könige, um sie Makrians Führung zu entziehn. Aber bald darauf wollte Fraomar lieber Befehlshaber der Allemannen seyn, die in Britannien im römischen Solde standen. Desgleichen gab der Kaiser dem Bitherich und Hortar, allemannischen Häuptlingen, Stellen im römischen Heer, wodurch der letztere nachmals sehr unglücklich ward: denn als man ihn eines geheimen Briefwechsels mit dem Makrian und andern Großen seines Volks beschuldigte und die Folter ihn zum Geständniß zwang, ward er lebendig verbrannt.

Unterdeß machten die Quaden, durch die auf Befehl eines römischen Statthalters vollzogne Ermordung ihres König Gabinius zum Kriege gereitzt, in Illyrien solche Fortschritte, daß der Kaiser nun doch den Rhein verlassen mußte. Er war eben wieder in der Gegend von Basel,

um daselbst die Festung Robur (das heutige Hüningen) anlegen zu lassen, als er Briefe über die Gefahr der Donauländer empfing. Nun sahe er sich zum Unterhandeln mit Makrian genöthigt, und ließ ihn zu sich nach Mainz einladen. Mit großem Stolz, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden nun in seine Hand gelegt sey, erschien der Barbar am Ufer des Rheins, umgeben von den Kriegern seines Volks, die ihre Schilder fürchterlich an einander schüttelten. Aber nicht Makrian kam zum Kaiser, sondern dieser bestieg mit einer Schaar bewaffneter Begleiter einige Fahrzeuge, und ging, seine glänzenden Fahnen vor sich her, sicher ans Land, wo ein gegenseitiger Friede abgeschlossen und beschworen ward. Seitdem war Makrian treuer Freund der Römer, bis er im Frankenlande, wo er als Verwüster eingefallen, von dem kriegerischen Mellobaudes in einen Hinterhalt gelockt und erschlagen ward.

Mit Anfang des folgenden Frühlings *) brach Valentinian von Trier auf, durchzog in schnellen Märschen die gewöhnliche Heerstraße längst der Donau, an deren Ufern zu Bregetio (ohnweit dem heutigen Presburg,) sich ihm eine Gesandschaft der Quaden näherte, um die in das römische Gebiet gemachten Einfälle durch Darstellung der erlittenen Beleidigung zu entschuldigen. Im Feuer dieser Unterredung entbrannte der Kaiser zu so heftigen Zorn, daß er plötzlich todt nieder sank.

Ihm folgte in der Herrschaft über das Abendland sein Sohn Grazian. Dieser junge Fürst hoflagerte zu Trier und umgab sich mit Franken; vorzüglich diente ihm als Oberster seiner Leibwache Mellobaudes, ein König der Franken. Nach zwei Jahren zogen die Allemannen, die im Lenzgau am Bodensee wohnten, herauf, und stritten mit ihm bei Argentaria, (so einige für Colmar, andere für Horburg halten.) Die Franken brannten vor Begier, die Allemannen zu demüthigen, und schlugen sie, nachdem die Schlacht lange geschwankt hatte. Hierauf folgte ihnen Grazian über den Rhein, um sie gänzlich zu unterdrücken; aber nachdem er vergeblich bemüht gewesen, sich des Waldgebürgs zu bemächtigen, begehrte er von diesem großen und starken Volk eine Anzahl junger Mannschaft in Kriegsdienste zu nehmen. Die übrigen zogen unverfolgt in ihre Wälder.

*) 375.

Sechzehntes Kapitel.

Das Reich der Gothen unter Hermanrich. Uphilas, Bischof der Gothen und Bibelübersetzer.

Jene Gothen, die vor Jahrhunderten an der Ostsee, dann an der Weichsel gewohnt, hierauf in großen Kriegen mit den Römern einen Kaiser mit seinem Heer erschlagen und endlich das jenseits der Donau liegende Land Dazien zum Wohnsitz erhalten hatten, waren nun seit einer langen Reihe von Jahren Freunde des Reichs. Die innere Geschichte des Volks ist bis auf wenige Bruchstücke unbekannt; so viel erhellt aus dem Laufe der Begebenheiten, daß die Abnahme und Erschlaffung der alten Kraft durch den Eroberer, den die Nazion erhielt, nicht aufgehalten ward.

Nach dem Verhältniß ihrer Sitze werden die Gothen in zwei große Hauptvölker, die Ostgothen und die Westgothen, geschieden. Jene wohnten längst den Nordufern des schwarzen Meers, hießen von den vornehmsten ihrer Stämme auch Gruthunger, und wurden von Fürsten aus dem Hause der Amaler beherrscht; diese, die Westgothen, von ihrem Hauptstamm auch Thervinger genannt, wohnten unter Fürsten aus dem Hause der Balten in Dazien, an den Ufern der Donau. Mit den Westgothen verschmolzen sich die Ueberbleibsel der alten Bewohner Daziens, die Geten, nebst den zurückgelaßnen Römern allmählig zu Einem Volk. Da nun die meisten der letztern schon Christen waren, so mag diese Verbindung Ursache gewesen seyn, daß auch ein großer Theil der westlichen Gothen das Christenthum annahm, und dadurch mildere Sitten und die Anfänge wissenschaftlicher Bildung gewann. Schon auf der nizänischen Kirchenversammlung befand sich ein gothischer Bischof, Namens Theophilus, und ein von Constantin verbannter Priester, Audius, stiftete sogar Mönchs- und Nonnenklöster jenseits der Donau.

Im Gegensatz gegen die mildern Westgothen blieben ihre östlichen Brüder am schwarzen Meer der kriegerischen Rohheit wie der Religion der Väter getreu. Je weiter die Stämme der Völker im Osten saßen, desto mehr erschienen sie der Bildung abhold. Nun geschah es, daß ein Eroberer, den seine Landsleute mit Alexander dem Großen verglichen haben, Hermanrich genannt, den Thron der Ostgothen bestieg. Dieser gothische Held ward nicht wie der mazedonische vom Glück und von der Kraft der Jugend unterstützt, sondern erst auf der höchsten Stufe des menschlichen Alters, zwischen achtzig und hundertzehn Jahren, siegreich und mächtig. Erst wurden ihm die bisher unabhängigen Stämme der Westgothen unter ihren baltischen Fürsten gehorsam; (seitdem das Aufgebot und die Heeresfolge dem Hermanrich gehörte, werden die Balten nur Richter genannt); dann fiel er auf die anliegenden Länder des Nordens, und zwölf ansehnliche Völker wichen nach einander der Ueberlegenheit seiner Waffen, unter

ihnen jene Heruler, deren ausgewanderte Kriegsschaaren schon seit langer Zeit mit großem Ruhme unter den römischen Fahnen fochten. Nachdem der König der Heruler in einer blutigen Schlacht gefallen war und sein Volk sich unterworfen hatte, zog Hermanrich gegen die Wenden, die in drei Stämme, Wenden, Anten und Slaven vertheilt ohne gemeinsamen Beherrscher die weitläuftigen Ebenen des heutigen Polens bewohnten, und den Waffen der Gothen nur schwachen Widerstand entgegen setzten. Hierauf rückte der Sieger bis an die Grenzen der Aestyer vor, die an den Ufern des baltischen Meers den Bernstein sammelten, und beherrschen nach deren Bezwingung ein Reich, welches fast wie das heutige Rußland im Süden durch den Pontus und die Donau, im Norden durch die Ostsee, im Osten und Westen aber durch den Don und den Theiß begrenzt war. Hermanrich wird vom Jornandes als Beherrscher Germaniens und Scythiens gepriesen, aber die Geschichte seiner Thaten ist nur unvollkommen bekannt; denn die Römer, von nahen, innern und äußern Gefahren bedrängt, scheinen von einer aufstrebenden Macht, mit der sie gegenwärtig in Frieden lebten, wenig Kenntniß genommen zu haben. Als aber das Haus Constantins erloschen und das Kaiserthum an zwei neue und unbekannte Fürsten gekommen war, wurden die Gothen in einen Empörungsversuch verwickelt, welchen Prokopius, ein Anverwandter Julians, gegen Valens, den Kaiser des Ostens, mehr kühn als glücklich unternahm. Ein gothisches Heer, welches dem Prokopius zu Hülfe gezogen war, ward nach dem Untergange desselben durch Einschließung und Hunger sich zu ergeben genöthigt, und die Gefangenen in einzelnen Haufen in die Städte des Orients vertheilt. Durch diese Beleidigung gereizt, beschloß Hermanrich Krieg gegen die Römer, und übertrug dessen Führung dem Athanarich, dem Fürsten des westgothischen Stamms der Thervinger *). Aber das Glück zeigte sich hier den Gothen nicht günstig, und nach einer an der Donau verlorenen Schlacht mußten sie in dem Frieden, welchen die Römer ihnen anboten, sich einige Beschränkungen der Handelsfreiheiten und Hülfsgelder, welche sie genossen, gefallen lassen. Doch behauptete Athanarich, in der von den kaiserlichen Staatsbedienten vorgeschlagenen Unterredung die Ehre seines Stamms, und weigerte sich hartnäckig, einen Fuß auf das römische Gebiet zu setzen, weil er dies seit den traurigen Beispielen römischer Treulosigkeit gegen germanische Fürsten verschworen habe. Darum wurde die Donau selbst zum Orte der Unterhandlung gewählt; der Kaiser des Orients und der Richter der Westgothen begaben sich in Barken, unter gleich starker Bedeckung, auf die Mitte des Flusses, und schlossen daselbst ihren Frieden. Von dieser Zeit an verhielten sich die Gothen über sechs Jahre lang ruhig gegen die Römer, aber nicht ruhig unter sich.

Athanarich, Fürst der Thervinger, hatte in dem Frieden mit den Römern sich und seinem Stamme in Hinsicht der Jahrgelder Vortheile vor den übrigen Stämmen ausbedungen, welche die Eifersucht derselben rege machten; darum wurden ihm Fritigern und Alavivus, zwei

*) 367.

andere westgothische Häupter, feind. Dazu mag beigetragen haben, daß Fritigern und Alavivus mit ihren Stämmen das Christenthum angenommen hatten, Athanarich aber, sey es aus Unwillen gegen jenen oder gegen die Sache, an den alten Göttern hing, und die, so von denselben abfielen, verfolgte; denn die Fürsten der Gothen waren zugleich Priester und hatten größere Macht als die anderer deutscher Völker. Als nun zwischen Fritigern und Athanarich offne Fehde ausbrach, wandte sich jener an den Kaiser Valens, und behauptete sich mit dessen Hülfe gegen des Nebenbuhlers Uebermacht, so daß das Christenthum unter den Gothen fortwährend zunahm.

Es verkannten aber damals die Christen im römischen Reich die Schranken, welche der menschlichen Einsicht in göttlichen Dingen gesteckt sind, und begehrten Erkenntnisse und gewisse Bestimmungen über das Wesen des dreieinigen Gottes und das Verhältniß des ewigen Sohnes zum Vater zu finden, welche nach dem Zeugnisse des Sohnes Niemand weiß denn er selber. Statt den Weg der Liebe und der Hoffnung zu wandeln, welchen Jesus gewiesen hat, statt einfältiglich zu glauben, daß der, welcher eine göttliche Lehre verkündigt und dieselbe durch sein Leben und seinen Tod versiegelt hatte, von und aus Gott gekommen, und zu ihm und in ihn zurückgekehrt sey, forschten sie über seine Person mit den Grübeleien griechischer Schulweisheit, und meinten, der Gottheit unendliches und unbegreifliches Wesen sey den Gesetzen des endlichen Verstandes, die Ewigkeit den Gesetzen der Zeit unterworfen. In diesem Irrthum befangen lehrte Arius, ein Presbyter zu Alexandrien, das im Messias sichtbar gewordene Wort sey ein abhängiges und willkührliches Erzeugniß, geschaffen durch den Willen des Vaters. Der Sohn, durch den alle Dinge gemacht wären, sey vor allen Welten erzeugt worden, gleichwohl aber sey den nothwendigen Gesetzen des Verstandes zu Folge eine Zeit gewesen, die seiner Erzeugung vorhergegangen. Auf diesen Sohn habe der Vater die Fülle seiner Macht ausgegossen und den Glanz seiner Herrlichkeit geprägt. Als sichtbares Bild unsichtbarer Vollkommenheit erblicke er unter seinen Füßen in unermeßlicher Ferne die Thronen der glänzenden Erzengel; dennoch leuchte er blos durch zurückgeworfenes Licht, und regiere gleich den Söhnen der Kaiser das Weltall nach dem Willen seines Vaters und Herrn. Standhaft wurde diese Lehre von einer zahlreichen Gegenparthei als unchristlich und ketzerisch verworfen, und unter des großen Constantins Begünstigung auf der Kirchenversammlung zu Nizäa festgesetzt, der Sohn sey vor allen Ewigkeiten gezeugt, und als gleiches Wesen mit dem Vater wahrhaftiger Gott. Nachmals schwankte Constantin selbst auf der Arius Parthei, für die seine Söhne sich laut und Kaiser Valens sogar leidenschaftlich erklärte. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß das im Reiche herrschende, und sogar durch eine zu Rimini von der Mehrzahl christlicher Bischöfe gehaltene Kirchenversammlung, geheiligte Bekenntniß des Arius auch dasjenige der Barbaren wird, welche die christliche Lehre aus den Händen der Römer empfingen. Indeß waren die Gothen schon Christen, ehe der Arianismus seinen vorübergehenden Sieg davon trug; sie

blieben Söhne der rechtgläubigen Kirche, bis äußere Umstände sie zur Ergreifung der arianischen Meinung nöthigten.

Es war aber zu dieser Zeit nicht mehr Theophilus, sondern Ulphilas, (das heißt Wölflein,) Bischof der christlichen Gothen. Dieser fromme Mann stammte aus dem Geschlecht kappadozischer Gefangenen, welche die Gothen bei ihren Seezügen aus Kleinasien nach ihrem Lande geschleppt hatten, und ward mehreremal in Angelegenheiten seines Volks von Fritigern zum Kaiser gesandt. Um die Ausbreitung des Christenthums unter seinen Landsleuten zu befördern, übersetzte er die Bibel in die gothische Sprache, und vervollkommte bei dieser Gelegenheit der letztern Schreibung dadurch, daß er mehrere ihr noch fehlende Schriftzeichen erfand. Daß er das ganze gothische Alphabet erfunden habe, wie gewöhnlich versichert wird, ist Mißverstand: die Gothen dieser Zeit waren, wie aus der Ausbildung ihrer Sprache erhellt, gewiß schon mit Schriftzügen bekannt, die sie, wie alle europäischen Völker, von den Griechen entlehnt hatten, und diese bereits vorhandenen, freilich etwas entstellten und veränderten Schriftzüge waren es, welche Uphilas gebrauchte und verbesserte. Mit ganz neuen Zeichen würde er seinen Zweck, die Bibel bekannt zu machen, gänzlich verfehlt haben.

Diese Uebersetzung ist es, welche als das älteste Denkmal der deutschen Sprache für den Namen Ulphilas das Gemüth jedes Deutschen in Anspruch nimmt. Sie umfaßte ursprünglich die ganze Bibel: nur die Bücher der Könige, wozu damals auch die Bücher Samuels gerechnet wurden, hatte Uphilas ausgelassen, um seinem ohnehin fehdesüchtigen Volke nicht noch mehr Anreitz zur Kriegslust zu geben; aber nur die vier Evangelien und ein Theil des Briefs an die Römer haben sich erhalten *).

*) Die beiden Urkunden, denen wir diese Erhaltung verdanken, sind die silberne Handschrift zu Upsala, (nicht von ihrem Einbande, sondern von der Beschaffenheit ihrer Buchstaben also genannt,) und die Carolinische zu Wolfenbüttel. Die Geschichte und Beschreibung beider Handschriften findet sich nebst gehaltreichen Einleitungen, und allen zum Verständniß nöthigen Erläuterungen, in der vortrefflichen Ausgabe des Ulphilas von Zahn. (Leipzig bei Ambrosius Barth, 1805.) Das Vater unser lautet in dieser Uebersetzung wie folgt:

Vater unser du in Himmel
Atta unsar thu in himinam.

Geweiht Name dein
1) Weihnai namo thein.

Komme Reich dein
2) Quimai thiudinassus theins.

Werde Wille dein wie in Himmel auch auf Erden
3) Wairthai wilja theins swe in himina jah ana airthai.

Laib unsern den beständig gieb alle Tage
4) Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga.

Auch ablöse das schuldig sind so wie auch wir ablösen dem Schuldigen unserm
5) Jah aflet uns thatei skulans sijaima swa swe jah weis afletam thaim skulam unsaraim.

Siebzehntes Kapitel.

Anfang der großen Völkerwanderung durch die Ankunft der Hunnen *).

Als Kaiser Grazian über das Abendland, sein Oheim Valens über das Morgenland herrschte, ward im Norden der Donau und des schwarzen Meers die Macht der Gothen gestürzt, durch welche das Reich seit einem Jahrhundert von der Nordostseite gedeckt gewesen war. Diese Begebenheit machte den Anfang einer neuen Reihe von so schnell hinter einander folgenden Zügen der Völker, daß man mit ihr die Zeiten einer eigentlich so genannten Völkerwanderung zu zählen beginnt. Obwohl nun schon vor unbekannten Jahrtausenden die Völker gewandert seyn müssen, und seit dem Zuge der Cimbern und Teutonen der Norden in fortwährender Bewegung gegen den Süden erblickt wird, so mag doch dieser Name beibehalten werden, weil er einmal zur Bezeichnung des verhängnißvollen Zeitraums gebraucht worden ist, in welchem das von den Römern bezwungene und vereinte Europa wieder in einzelne Staaten zerfiel. Seit vier Jahrhunderten hatte der Norden gedroht, und der Süden widerstanden; die endliche Auflösung ward durch eine Begebenheit beschleunigt, deren im äußersten Morgenlande liegender Anfangspunkt den Augen des Geschlechts, das von ihm betroffen ward, unbekannt blieb, und erst spätern Jahrhunderten offenbar worden ist. „So wie Asien und Griechenland unter die Römer gefallen, welche ihnen kurz vorher kaum dem Namen nach bekannt waren, so wie die Götter der schönsten Jahrhunderte Griechenlands durch jüdische Fischer und Handwerker gestürzt worden, so geschah es, daß ein in China geführter Krieg, von dem in Rom niemand ahnte, schon zur Zeit der ersten Cäsaren Veranlassung des künftigen Untergangs der römischen Dinge ward.“ Aber diese äußere Veranlassung darf über die innern und nothwendigen Ursachen des endlichen Zusammensturzes nicht täuschen: sie glich dem Luftzuge, der ein lang im stillen moderndes Gebälk plötzlich in Trümmer fallen läßt.

Auf den Gebürgen und Steppen des mittelasiatischen Landes, durch welches Siberien von China und Indien getrennt wird, wandern seit uralten Zeiten viele an Ursprung, Gesichtsbildung und Sprache, weniger an Sitte, verschiedene Völker, die von den Alten unter dem allgemeinen Namen Scythen, von den Neuern unter dem der Tartaren zusammen gefaßt worden

---

Auch nicht bringe Versuchung
6) Jah ni briggais uns in fraistubnjaï.
Sondern löse von dem denn dein Reich auch Macht auch Ruhm
7) Ak lausei uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus
Ewigkeit
in aiwins.

*) 375.

sind. In der großen Anzahl derselben werden drei Hauptstämme unterschieden, von denen der eine, die Türken, Vorderasien und einen Theil Europas bezwungen hat, der andere, die Mantschu, China beherrscht, und der dritte, die Kalmücken oder Mogolen, im Mittelalter Europa erschreckte, und Indien eroberte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß zu dem letztern auch jene Hunnen gehörten, von denen zur Zeit des Kaisers Valens den Völkern Europas der Stoß zur großen Wanderung gegeben ward. Die Kalmücken haben fast keinen Bart, kleine sehr tief liegende Augen, abgestumpfte sehr offne Nasen, breite Schultern und untersetzte Körper von großer Muskelkraft, aber unausgebildeten Zügen. Den vornehmen Knaben wird das Gesicht mit vielen Schnitten verunstaltet. Eben so beschreibt Ammian die Hunnen: Augen wie Punkte, das bartlose Gesicht mit frühen Narben durchschnitten; breitschultrig, feisten Nackens, sehr schwarz und so plumper Gestalt, daß sie stehenden zweifüßigen Thieren oder grob zugehauenen Brückenpfählen mehr gleichen als Menschen.

Zur Zeit, als die Römer mit Hannibal in Italien kämpften, herrschte, wie wir aus chinesischen Jahrbüchern wissen, der Tanshu der Hiong-nu oder Hunnen über sechs und zwanzig Völker zwischen Tibet und dem östlichen Weltmeer. Sie lebten, wie die von Herodot beschriebenen Scythen. Auf Wagen, welche ihre Zelte trugen, zogen sie in der Wüste umher, nach Bedürfniß ihrer Heerden, von welchen sie genährt wurden. Lang buhlten die Chinesen durch Geschenke um ihre Freundschaft; endlich, um die Zeit Domizians, ward die Macht der Hunnen erst durch innre Partheiungen geschwächt, dann von den Chinesen, die der Gelegenheit wahrnahmen, in einer großen Schlacht gänzlich zerstört. Darauf unterwarfen sich die, denen die vaterländische Erde lieber als die Freiheit war, die andern zogen mit ihren Heerden gegen Abend. Wo sie schöne Weiden, wo sie viele Jagd antrafen, machten sie Rast. Ohngefähr nach zwei Jahrhunderten verschwanden sie den Chinesen in der dunklen Abendwelt, während sie den Europäern allgemach im Nebel des Morgens sichtbar zu werden begannen.

Am Rande Europas, dicht an den Gothen, saßen die Alanen, ein mächtiges Hirtenvolk, wahrscheinlich vom Stamme der Türken, welches die Ebenen zwischen der Wolga und dem Don mit seinen Wagen bedeckte und viele benachbarte Stämme zur Unterwürfigkeit gebracht hatte. Seine körperliche Bildung eignete den Alanen einem andern und edlern Menschenstamme als dem kalmückischen zu, aber in Sitte und Lebensart fand sich wenig Unterschied. Fremd war ihm der Feldbau, Fleisch und Milch seine Nahrung, ein mit Flechten überzogener Wagen seine Wohnung, und jede grasreiche Gegend sein Vaterland. „Vor ihnen her, sagt Ammian, treiben immer ganze Heerden von großem und kleinem Vieh, besonders aber ziehen sie Pferde. Alles, was wegen seines Alters oder Geschlechts die Waffen zu führen unfähig ist, hält sich um die Wagen und versieht die leichtern Geschäfte. Das junge Volk wächst unter beständiger Uebung im Reiten heran, und hält es für Schande zu Fuße zu gehen. Fast alle Alanen sind von langem Wuchs und schön gebildet; ihr Haar

fällt ins Blonde, ihr Blick behält bei gemäßigter Wildheit doch immer etwas Furchtbares. Als Räuber und Jäger streifen sie oft bis an den Mäotischen See und den Cimmerischen Bosporus, oder auch nach Armenien und Medien hin. Für friedliche und sanfte Völker ist Ruhe der höchste Wunsch, aber die Alanen finden nur Vergnügen an Gefahren und Krieg. Glücklich preiset man bei ihnen nur den, der in der Schlacht sein Leben verlor; denn wer vor Alter oder eines natürlichen Todes stirbt, den schmäht man als entarteten Weichling. Ihr höchster Stolz ist die Erlegung eines Feindes, und ihre rühmlichstes Siegeszeichen sind abgezogene Kopfhäute, mit denen sie ihre Streitrosse schmücken. Nirgends sieht man bei ihnen einen Tempel oder eine Kapelle, nicht einmal eine mit Schilf belegte Hütte; das einzige, was bei ihnen auf Religion deutet, besteht darin, daß sie ein bloßes Schwerdt in die Erde stecken, und in Gestalt desselben den Kriegsgott als Beschützer ihrer weiten Länder verehren. Ihre Art die Zukunft zu erforschen, ist nicht weniger sonderbar: sie binden schlanke Weidengerten zusammen, und lösen sie nach einiger Zeit unter geheimen Zauberspruchen wieder auf, um darin die untrüglichen Vorzeichen der Zukunft zu finden. Sklaverei war ihnen von jeher unbekannt; jeder ist edler Abkunft, und noch jetzt wählen sie keinen zu ihrem Fürsten, als wer sich in mehrern Kriegen als Held ausgezeichnet hat."

Es sind die Alanen schon im Markmannischen Krieg als Bundesgenossen der Deutschen vorgekommen, mit denen sie, der obigen Beschreibung zu Folge, in vielen Stücken so nahe verwandt scheinen, daß einige sie für den alten Germanenstamm halten, welcher auf Asiens Ebenen die Sitten der Urzeit bewahrt habe, während die Deutschen des Cäsars und Tacitus, weiter vorwärts gedrungene und dann ansäßig gewordene Stämme, bei ihrem Eintritt in die geschichtliche Welt schon auf einer höhern Stufe der Bildung gestanden. Dem sey wie ihm wolle, so waren die Alanen die ersten, welche von den gegen Westen ziehenden Hunnen angefallen und in einer Schlacht überwunden wurden. Ein Theil der Besiegten floh in das Gebürge des Kaukasus, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, ein andrer gesellte sich zu den germanischen Stämmen, die nachmals in Gallien und Spanien eingefallen sind, der größte Theil aber vereinigte sich mit den Hunnen, und stürzte sich mit ihnen auf die östlichen Gothen, ihre bisherigen Nachbarn.

Auf der höchsten Stufe des menschlichen Lebens, im Alter von hundert und zehn Jahren, ward Hermanrich, der Ostgothe, der die Völker vom schwarzen Meer bis nach Liefland beherrschte, durch die Ankunft der vereinten Hunnen und Alanen erschreckt. So grausenhaft erschien den Gothen die Gestalt der Hunnen, daß eine Sage sich ausbreitete, sie wären Söhne von Hexen, die von einem alten Gothen-Könige in die Wüste getrieben, sich daselbst mit höllischen Geistern begattet hätten. Wie ihre Gestalt Entsetzen und Abscheu, so flößte ihre Anzahl, Stärke und Schnelligkeit gegrün[illegible] Furcht ein. Es war nicht mehr jenes von den Chinesen besiegte, sondern ein anderes in der Wüste erzeugtes Geschlecht, welches die Schmach und die Flucht seiner Väter längst vergessen hatte, wie die heutigen Tartaren nichts von dem

Ruhm ihrer Vorfahren wissen. Häuser schienen ihnen Gräber; auf ihren Pferden saßen oder hingen die Männer, sogar in der Versammlung; auf ihren Wagen gebahren und nährten die Weiber ihre Kinder, bis sie auf großen Hunden reitend, erst Feldmäuse, dann Füchse zu jagen vermochten. Ihre Kriegskunst war dieselbe, mit welcher die Bewohner der Steppen noch in unsern Tagen dem größten und kunstfertigsten Heere Europas furchtbar geworden sind. Auf flüchtigen Rossen sprengten sie in keilförmigen Haufen heran, stoben beim Widerstand aus einander, sammelten sich von Neuem und bereiteten so durch unaufhörliches Fliehen und Angreifen, Zurückeilen und Wiederkommen, selbst den standhaftesten und muthigsten Gegnern endlich Ermattung, dann Untergang. Dabei waren sie treffliche Schützen, und schossen Pfeile, die vorn mit zugespitzten Knochen künstlich beschlagen waren, auf weite Entfernung.

Als sich nun Hermanrich rüstete, diesen Wilden der Wüste zu widerstehen, ward eine alte, vielleicht längst vergeßne Unthat an ihm gerächt. Unter den Völkern, die sich in den Tagen seines Glücks zu seinen Fahnen gehalten, waren auch die Roxolanen, wie viele glauben, die Väter der Russen. Einer der Oberhäupter dieses Volks hatte einst bei einer entscheidenden Gelegenheit den König der Gothen treulos verlassen, und dieser im Augenblick des Zorns die abscheuliche Strafe genommen, die Gattin des Verräthers von Pferden zerreißen zu lassen. Jetzt ergriffen die Brüder der unglücklichen Frau eine Gelegenheit der Rache, und überfielen den König mit Dolchen, gaben ihm aber statt des Todes nur eine schwere Wunde, an welcher er ein mattes und krankes Daseyn zu einer Zeit hinschleppte, wo die Vertheidigung des Reichs das kräftigste Leben bedurft hätte. Zur selben Zeit trennten auch die Westgothen das lockere Bündniß, in welchem sie mit den Ostgothen gestanden hatten. In dieser rathlosen Bedrängniß, in welcher alle sonst bereitwilligen Hülfsmittel fehl schlugen, und eine Botschaft des Unglücks der andern folgte, starb Hermanrich, wie man glaubte, durch eigne Hand; dem bejahrtesten Könige, den die Geschichte nennt, fehlte nichts zu seinem Glück als kürzeres Leben. Nach Hermanrichs Tode unterwarf sich der Theil der Gothen, der seinem Sohne Hunnimund treu blieb, der Oberherrschaft der Hunnen, und behielt seine vorigen Wohnsitze. Aber ein anderer, mehr kriegerisch und frei gesinnter Theil des Volks, erhob den Winithar *), der gleichfalls aus dem Geschlecht der Amaler stammte, zum Könige, und widerstand unter dessen Führung noch ein Jahr hindurch dem Andrange der Hunnen. In zwei Schlachten siegte er über Balamer, den König der Hunnen, der mit Siegismund, dem Ostgothen, dem Sohne Hunnimunds, heraufzog, gegen ihn zu streiten; in der dritten Schlacht, am Flusse Erac, ward Winithar durch einen Pfeilschuß von Balamers Bogen getödtet. Als

*) Ammian, der ihn Withimer nennt, und Jornandes weichen hier etwas ab. Die Erzählung des letztern liegt zum Grunde.

nun der Sieger die Nichte Winithars, Waldamara, zur Ehe nahm, wurden ihm die meisten der Ostgothen gehorsam, doch so, daß sie eigne Könige unter hunnischem Schutze behielten. Diejenigen aber, die solch schimpflicher Abhängigkeit sich schämten, zogen mit dem jungen Könige Widerich, Winithars Sohn, dessen sich zwei Helden, Alatheus und Saphrach, angenommen hatten, an die Ufer des Dniesters, der zwischen der Donau und dem Borysthenes in einer weiten Ebene hinfließt.

Als dies Athanarich, der Westgothenfürst, hörte, beschloß er seine ganze Macht aufzubieten, um nicht gleiches Schicksal zu leiden, und bezog an den Ufern des Dniesters bei den Thälern der Gruthunger ein weites Lager. Es wird nicht gemeldet, daß ihm die Gruthunger geholfen: wie sie verlassen worden waren, verließen sie wieder. Während Athanarich Anstalten zum muthigen Empfange der Feinde traf, schickte er zur Beobachtung derselben einen Haufen über den Fluß und glaubte sich sicher, so lange dieser nicht zurückgeworfen werde. Aber die Hunnen umgingen denselben, zogen unter Begünstigung des Mondes an einem seichten Orte über das Wasser, und fielen plötzlich auf das sorglose Hauptheer der Gothen. Da floh Athanarich, der Thervinger, mit den übrigen Stämmen in das Land zwischen dem Pruth und der Donau, und ließ an den Grenzen eine hohe Mauer aufführen, sich hinter deren Brustwehr zu schützen. In der That mißglückte ein Versuch, den die Hunnen machten, diese Verschanzung zu erstürmen; aber theils das Schrecken vor der unbekannten Menschengattung, die wie ein Sturmwind, der von Bergen weht, alles vor sich niederstürzte, theils ihre innre Uneinigkeit bestimmte einen Theil der Gothen, Wohnsitze jenseits der Donau aufzusuchen, in welchen sie vor den Anfällen der unbezwinglichen Barbaren durch die Breite des Stroms gesichert wären. Daher brachen die Stämme des Alavivus und Fritigern auf, und zogen nach den Ufern der Donau, um vom Kaiser des Morgenlands Uebergang und Aufnahme auf römisches Gebiet zu erflehen; Athanarich aber, der von den Römern sich keiner Huld gewärtigte, zog mit denen, welche ihm treu blieben, in die Berge des Kaukalandes, vermuthlich Transylvaniens, welches heut Siebenbürgen heißt.

Achtzehntes Kapitel.

Aufnahme und Empörung der Gothen.

Kaiser Valens befand sich zu Antiochien, als ihm die bittende Annäherung der Gothen gemeldet wurde. Da die Abgesandten derselben, unter denen sich auch Bischof Ulphilas befand, nicht nur für das friedliche Verhalten ihres unglücklichen Volks einstehen wollten, sondern auch auf die Hülfsvölker aufmerksam machten, welche von ihm gefordert werden könnten, gewann im Rathe des Kaisers die Meinung, welche für die Aufnahme stimmte, gar bald die Oberhand. Die Wiederbevölkerung verödeter Provinzen war seit langer Zeit durch Barbaren bewerkstelligt worden, und nur der unglückliche, außer der Berechnung liegende Ausgang der Sache hat dem Valens allein den Vorwurf der Unbedachtsamkeit zugezogen, der mit eben dem Recht mehreren seiner Vorgänger gemacht werden würde. Indeß war des Kaisers Großmuth von harten Bedingungen begleitet: die Gothen sollten ihre Waffen ablegen, ihre Kinder als Geiseln nach den kleinasiatischen Provinzen ausliefern, und das arianische Glaubensbekenntniß, dessen Verbreitung Valens sich zum Geschäft gemacht hatte, für das ihrige erklären.

In Hinsicht der letztern Bedingung überließen die Gothen dem Ulphilas die Entscheidung, und fügten sich in den Willen des Kaisers, als ihr Bischof versicherte, der ganze Unterschied zwischen katholischer und arianischer Lehre betreffe nur Worte. Auch die zweite Bedingung wurde erfüllt und die gothische Jugend, wenigstens die vornehmere, von der übrigen Menge abgesondert und nach den entfernten Ortschaften geführt, die zu ihrer Aufbewahrung und Erziehung bestimmt waren. Aber grade der wichtigste Punkt wurde beseitigt. Indem die gothischen Männer alles aufboten, um ihre Waffen zu behalten, gelang es ihnen, die kaiserlichen Aufseher durch Geschenke von Heerden, Sklaven, schönen Knaben und Mädchen, endlich durch die Preisgebung ihrer Weiber und Töchter, nachsichtig zu machen. So geschah es, daß die meisten der Gothen bewaffnet in die Boote traten, welche man zu ihrer Ueberschiffung zusammen gebracht hatte. Diese Ueberschiffung war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Der Fluß, der in diesen Gegenden über eine Viertelmeile breit ist, war damals noch durch heftige Regengüsse angeschwollen; die Zahl der Ueberzusetzenden aber so ungeheuer, daß die zu deren Berechnung bestimmten Personen gar bald von ihrem Geschäft, als von einem unausführbaren Unternehmen abstanden. Wenn ein wahrscheinliches Zeugniß die Anzahl der gothischen Krieger auf zweimal hundert tausend Mann angiebt, so mag die ganze Volksmasse mit Weibern, Kindern und Sklaven, beinahe eine Million betragen haben. Als die Ueberfahrt vollendet war, gewährte das unermeßliche Lager, welches sich über Niedermösiens Hügel und Ebenen ausdehnte, einen so drohenden und selbst feindlichen Anblick, daß

den Römern bange ward, und die Anführer der Ostgothen, welche um diese Zeit ebenfalls über die Donau gesetzt zu werden begehrten, abschlägliche Antwort erhielten.

Nachdem der erste unvorsichtige Schritt gethan war, ein zahlreiches Hirtenvolk bewaffnet auf den römischen Boden zu führen, hätte man zweckmäßige Maaßregeln für das Unterkommen und die Vertheilung, und wenn diese so schnell nicht ausgeführt werden konnten, für die Ernährung desselben erwarten sollen: aber statt dem Befehl ihres Herrn Genüge zu leisten, und den Bedürfnissen der Gothen mit edler Milde abzuhelfen, glaubten die beiden römischen Befehlshaber in Thrazien, Lupizinus und Maximus, diese Gelegenheit benutzen zu müssen, um sich an der Habe der eingewanderten Fremdlinge zu bereichern. In dieser Absicht ließen sie einen künstlichen Mangel an Lebensmitteln eintreten, und verkauften nun an die Gothen zu den ungeheuersten Preisen. Nicht blos das Fleisch von Schaafen und Rindern, sondern auch von Hunden und andern unreinen, noch dazu gefallenen Thieren, ward ihnen feil geboten, und für ein mäßiges Stück zehn Pfund Silber, für ein Brodt ein Sklave gefordert. Nachdem alle Sklaven und sonstige Besitzthümer fort waren, brachten die geitzigen Verkäufer die Auslieferung der Söhne und Töchter in Vorschlag, und viele unglückliche Eltern fügten sich in diese schreckliche Bedingung, weil es besser sey, daß ihre Kinder den Römern dienten als daß sie verhungerten. Nichts erregt lebhafteres Rachgefühl, als Tyrannei vermeinter Wohlthäter, welche die Schuld der Dankbarkeit einfordern, nachdem sie dieselbe durch Beleidigungen gelöscht haben. Allmählig entstand ein Geist des Mißvergnügens im Lager der Gothen, und laute Klagen erschollen, daß man sie mitten in einer reichen und fruchtbaren Provinz dem Elend Preis gebe, ohne daß sie die versprochene Treue durch den mindesten Ungehorsam verletzt hätten.

Sobald die römischen Befehlshaber diese Stimmung gewahrten, zogen sie ihr Kriegsvolk zusammen, um die Schritte der Westgothen zu beobachten, thaten dies aber mit solcher Uebereilung, daß sie die Schiffe und Festungen entblößten, durch welche die Donau gegen den Uebergang der Ostgothen beschützt ward. Kaum waren Alatheus und Saphrach dies inne geworden, als sie die früher verweigerte Erlaubniß sich selbst nahmen, in der größten Eil Flöße zusammenzimmerten und auf denselben mit ihrem ganzen Heere über den Fluß setzten, ihr Lager aber in einiger Entfernung von dem des Fritigern nahmen. Jetzt befanden sich also beide, Ostgothen und Westgothen, auf römischem Gebiet, und es kann unter diesen Umständen nicht befremdend scheinen, daß die römischen Feldherrn, um diese gefährliche Vereinigung zu trennen, alsbald einen Befehl des Kaisers an Fritigern auswirkten, vom Ufer der Donau weiter vorwärts ins Land zu rücken.

Fritigern, der den kaiserlichen Befehlen gehorsam scheinen und doch auch mit den Ostgothen in Verbindung bleiben wollte, brach also auf, aber in langsamen Märschen, und gelangte nach Marzianopolis, dee Hauptstadt Niedermösiens. Hier wurden die gothischen Oberhäupter von dem Statthalter Lupizin zu einem prächtigen Gastmahl geladen, den übrigen Gothen aber der Eingang in die Stadt gesperrt,

so wiederholt sie auch um die Vergünstigung baten, sich auf dem wohlversehenen Markte als treue Bundesgenossen oder Unterthanen des Kaisers mit Lebensmitteln versorgen zu dürfen. Allmählig entstand aus diesen Bitten von der einen und aus diesen Weigerungen von der andern Seite ein heftiger Zank, endlich ein Gefecht, in welchem mehrere der römischen Soldaten von den erbitterten Gothen erschlagen wurden. Indem der schwelgerische Lupizinus unter der rauschenden Musik der wohlbesetzten Tafel den Gebrauch seiner Sinne halb schon verloren hatte, ward ihm die Nachricht gebracht, seine Soldaten würden am Thore von den Gothen ermordet und geplündert, worauf er, ohne weiter nach den Umständen zu fragen, den unsinnigen Befehl gab, zur Vergeltung das Gefolge der beiden gothischen Heerführer, welches vor dem Pallast hielt, niederzumachen. Aufruhr und Mordgeschrei benachrichtigten Fritigern von seiner äußersten Gefahr, und wie er den gelaßnen Muth eines Helden besaß, sah er, daß er verloren war, wenn er einem Manne, der ihn so stark beleidigt hatte, einen Augenblick Zeit zum Nachdenken ließ. „Es scheint, sprach er mit lauter aber ruhiger Stimme, daß die Krieger meines Volks die Besorgniß gefaßt haben, ich sei hier unter dem Schein der Gastfreundschaft ermordet worden. Das beste Mittel, einen höchst verderblichen Auftritt zu vermeiden, besteht also darin, daß mir und meinen Begleitern erlaubt wird, ungesäumt die Stadt zu verlassen, um mein Volk zu beruhigen und von seinem Irrthum zu überführen.“ Ohne lange auf Antwort zu warten, zogen Fritigern und seine Gefährten ihre Schwerdter, öffneten sich einen Weg durch die Menge, welche den Pallast und die Straßen füllte, retteten durch ihren plötzlichen Dazwischentritt das überfallne Gefolge, schwangen sich auf ihre Rosse und entkamen. Im Lager, wohin ihnen das Gerücht ihres Todes vorausgeeilt war, wurden sie mit dem größten Frohlocken empfangen. Mit lauten Ermahnungen zum Kriege durchritten die Heerführer die Reihen, denen offner Krieg ohnehin weit einladender als ein so ungewisses und schimpfliches Daseyn scheinen mochte. Die Feldzeichen wurden nach Sitte der Vorfahren erhoben, und die Luft hallte vom dumpfen Ton der Kriegshörner wieder. Der aufsteigende Rauch angezündeter Dörfer und die Ankunft fliehender Landleute verkündeten dem Lupizin die Kriegserklärung der Gothen.

Alsbald raffte er sein Kriegsvolk zusammen und zog mit thörichter Verachtung einem Feinde entgegen, den er unbesonnener und unnützer Weise gereizt hatte. Neun römische Meilen von Marzianopolis kam es zur Schlacht, in welcher der größte Theil des römischen Heers sammt seinen Tribunen, Fahnen und Waffen verloren ging, und nur der elende Anführer entrann. Dieser Tag, sagt Jornandes, endigte die Hungersnoth der Gothen und die Sicherheit der Römer; von diesem Tage an hörten die Gothen auf, Fremde und Flüchtlinge zu seyn, befahlen als Bürger und Herrn, und sahen die nördlichen Provinzen als ihr Eigenthum an.

Die Folgen dieses Siegs der Gothen wurden durch die Verkehrtheit oder das Unglück der römischen Maaßregeln vergrößert. Einige Zeit vor der großen Wanderung war ein zahlreicher Haufe Gothen unter Anführung des Swerid

und Kolias in römischen Dienst oder Schutz genommen worden. Sie hatten ihr Lager unter den Mauern von Adrianopel, und da sie mit ihrer Lage zufrieden waren, sahen sie jenen entfernten Auftritten mit ruhiger Gleichgültigkeit zu. Indeß bedurfte unter den gegenwärtigen Umständen ein Befehl des Kaisers, diesen gothischen Haufen über den Hellespont zu führen, keiner Rechtfertigung, und die Gothen selbst erklärten sich bereitwillig, demselben zu gehorchen, indem sie die bescheidene Bitte um Zehrung und um einen Aufschub von zwei Tagen hinzufügten. Unglücklicher Weise hatte die erste Magistratsperson oder der Duumvir der Stadt einen Groll auf die Gothen, weil sie auf seinen Landgütern vor der Stadt einmal nicht zum Besten gewirthschaftet hatten; er bot daher den zahlreichen Pöbel nebst den Arbeitern der kaiserlichen Waffenfabrik auf, und führte ihn bewaffnet gegen die Gothen, um dieselben zum augenblicklichen Gehorsam zu zwingen. Die erstaunten Gothen faßten sich nach dem ersten Schrecken über das mehr lächerliche als furchtbare Aufbrausen eines feigherzigen Haufens, und blieben unerschüttert; als aber diese Ruhe für Furchtsamkeit ausgelegt, und von Schmähungen zu Pfeilschüssen übergegangen ward, erwiederten sie die Feindseeligkeiten, machten die muthigsten ihrer Gegner nieder, zogen vielen ihre kostbaren Waffen aus, und jagten die übrigen in schimpflicher Flucht nach der Stadt zurück. Hinlänglich gerüstet verbanden sich hierauf die Völker des Swerid und Kolias mit denen des Fritigern zur Belagerung von Adrianopel. Aber der Verlust, den sie durch den Widerstand der Besatzung litten, belehrte sie bald, daß sie vor festen Städten ihre Kräfte verschwenden würden. Fritigern rieth, mit Zurücklassung eines genugsamen Haufens die Belagerung aufzuheben, lieber seinem Grundsatze: Friede mit den Mauern! zu folgen, und dagegen die fruchtbaren und wehrlosen Gefilde Thraziens in Besitz zu nehmen. Dieser Rath ward mit Beifall aufgenommen, und bald war das ganze Land von gothischen Haufen besetzt. Mit jedem Tage fanden sich Schaaren ihrer Landsleute zu ihnen, die bei der ersten Einwanderung, vom äußersten Hunger gedrückt, sich um einen Trunk schlechten Weins oder ein ärmliches Stück Brodt in die Sklaverei hatten ergeben müssen. Dazu kamen noch eine Menge Bergleute aus den Goldminen, die sich nicht mehr im Stande sahen, die ihnen zugemutheten drückenden Auflagen zu bezahlen, und welche besonders dadurch sehr nützlich wurden, daß sie die versteckten Fruchtbehältnisse und unterirdischen Schlupfwinkel der Einwohner entdeckten. Mit Hülfe solcher Führer konnte nichts unwegsam und unzugänglich bleiben, und bald mochten durch die allgemeine Ausplünderung Thraziens die ersten Mißhandlungen der Gothen übermäßig vergolten seyn. Der Geschichtschreiber des gothischen Kriegs verliert sich in Schilderungen des durch diesen Krieg verbreiteten Elends, die wir ihm nicht nachschreiben wollen, weil dieselben leider nichts anders als Wiederholungen oft da gewesener und immer wiederkehrender Begebenheiten sind.

Als dem Kaiser Valens diese traurigen Folgen der den Gothen gewährten Aufnahme berichtet wurden, beschloß er, Antiochien zu verlassen und sich selbst nach Constantinopel in die

Nähe des Kriegsschauplatzes zu begeben. Da aber mit den Persern erst eine gütliche Abkunft wegen Armenien getroffen werden mußte, schickte er unterdeß zwei seiner Feldherrn, Profuturus und Trajan, mit den besten Truppen voraus. Diese wurden bei ihrer Ankunft in Europa durch die Hülfsvölker des Abendlands verstärkt, welche Kaiser Grazian seinem bedrängten Oheim zu Hülfe gesandt hatte, daher die römischen Feldherrn den Entschluß faßten, die Barbaren zu einer Schlacht zu zwingen. Nicht weit von der südlichsten Donaumündung bei der Stadt Salices, standen das gothische und römische Lager gegen einander, dieses durch künstliche Verschanzungen, jenes durch eine große Menge Wagen befestigt, hinter denen wie hinter Mauern die Gothen ihre reiche Beute in Ruhe genossen. Sobald die letztern der Annäherung ihrer Feinde gewahr wurden, zogen sie die auf Plünderung ausgesandten Haufen durch aufgerichtete Lärmstangen an sich; das wilde Kriegsgeschrei, von welchem die ganze Nacht hindurch ihr Lager wiederscholl, erhöhte ihren wilden Muth bis zur Berauschung, wie es die Gemüther der Legionen mit bangem Zagen erfüllte.

Mit Tages Anbruch begann die Schlacht, indem die Gothen sich gegen eine Anhöhe zogen, deren Besetzung die Römer zu hindern suchten. Beide Heere rückten einander mit bedachtsamen Schritten näher, und standen, sich mit stierem Blick ins Auge fassend, einige Minuten unbeweglich. Dann erhoben die Römer ihr Feldgeschrei, und die Gothen ihren Schlachtgesang von den Heldenthaten der Väter. Wir übergehen Ammians wortreiche und schwülstige Mahlerei der hierauf gehaltenen Schlacht, und berichten nur, daß den ganzen Tag hindurch sehr mörderisch gefochten ward, und daß am Abend die Römer sich nach Marzianopolis, die Gothen in ihre Wagenburg zurückzogen.

Nach dieser blutigen Schlacht gaben die kaiserlichen Feldherrn den Plan, die Gothen im offnen Felde zu bekämpfen, auf, und trafen Anstalten, sie in dem engen Landwinkel an der Donau so einzuzwängen, daß sie durch Hunger zu Grunde gehen müßten. Aber während die Römer auf der einen Seite ihre Linie verstärkten und näher an einander zogen, brachen neue, aus Gothen, Hunnen und Alanen gemischte Schwärme über die Donau, um entweder Fritigern zu unterstützen oder seinem Beispiel nachzuahmen. Sobald dadurch die Römer genöthigt wurden, die Einschließung des gothischen Lagers aufzuheben, stürzten nach langer Einsperrung die Barbaren, wilden und hungrigen Thieren gleich, aus den Bergpässen des Hämus hervor, und erfüllten von den Ufern der Donau bis zum Rhodope und zur Meerenge alles mit den Greueln des Raubes und Mordes. Die westgothische Macht ward durch dieselben Feinde verstärkt, von denen sie einst aus ihren Sitzen vertrieben worden war, und die leichte Reiterei der Hunnen und Alanen machte die schweren Massen des gothischen Fußvolks erst furchtbar. Unter diesen scythischen Hülfsvölkern befanden sich auch die Taifalen, von deren Sittenverderbniß Ammian ein merkwürdiges Gemälde giebt. Jeder Jüngling ward durch die Bande widernatürlicher Liebe an einen Krieger geknüpft und nicht eher aus dieser schändlichen Knechtschaft frei, als bis er durch Erle-

gung eines Bären oder Ebers seine Mannheit bewährt hatte. Dieses unzüchtige Volk war es, welches in Gesellschaft eines gothischen Haufens in der Nähe der Donau von dem römischen Feldherrn Frigerid eingeschlossen und zur Ergebung genöthigt ward; man verpflanzte diese Gefangenen als Landbauer in die Gegenden von Modena, Reggio und Parma, und Italiens Volkssitten konnten durch so eine Beimischung nicht gewinnen.

Endlich war Kaiser Valens nach langer Zögerung aus Antiochien in Constantinopel angelangt, wo er, als erster Urheber des allgemeinen Unglücks, vom Volk mit deutlichen Zeichen des Unwillens empfangen ward. Er begab sich, nachdem er den Aufstand gestillt hatte, auf ein Landhaus in der Nähe der Stadt, musterte und ermunterte daselbst seine Truppen, und übertrug den Befehl über das Fußvolk, welchen bisher Trajan gehabt, dem Sebastian, einem Feldherrn von anerkannter Thätigkeit, der bald darauf die Wahl des Kaisers durch die glückliche Ueberrumpelung eines gothischen Lagers glänzend rechtfertigte. Allmählig ward Valens ungeduldig, die Lorbeern seines Dieners zu theilen und durch einen triumphirenden Einzug in Constantinopel das Unglück seines Rathschlusses in Vergessenheit zu bringen. Er setzte sich daher gen Adrianopel in Marsch, bezog unter den Mauern dieser Stadt ein Lager, und da ihm Nachricht gebracht ward, daß sein Neffe Grazian nach Besiegung der Allemannen mit den Legionen des Abendlands ihm zu Hülfe ziehe, eilte er eine Schlacht zu liefern, um seinem Reichsgenossen am Triumph des Tages keinen Antheil zu gönnen. Aber wie oft, so ward auch hier das mit zu großer Gewißheit Erwartete zum traurigen Gegentheil, und die Schlacht bei Adrianopel in den Jahrbüchern des Reichs zu einem Tage wie der von Allia und Canná. Die römische Reiterei floh, das Fußvolk wurde verlassen, umringt und niedergehauen. Der Kaiser selbst ward gegen die Nacht von einem Pfeilschuß getödtet und von den Plünderern, welche sich des Schlachtfelds bemächtigten, bis zur Unkenntlichkeit entstellt; wenigstens ist nie etwas von ihm wieder zum Vorschein gekommen. Andre erzählten, er sei schwer verwundet von seinem Gefolge in ein Haus gebracht worden, welches die Gothen alsbald umringt und angezündet hätten, weil man ihnen nicht öffnen gewollt; der Kaiser nebst dem Gefolge sei verbrannt, und einzig ein junger Offizier habe sich durch ein Fenster gerettet, um die traurige Nachricht zu bezeugen und den Gothen zu melden, welchen Preis sie verloren. Unter der großen Zahl getödteter Befehlshaber befanden sich auch Sebastian und Trajan; überhaupt lagen zwei Drittheil des römischen Heers nebst fünf und dreißig Tribunen auf dem Schlachtfelde; der Einbruch einer sehr finstern Nacht rettete das übrige Drittheil. Am folgenden Tage erschienen die Gothen vor Adrianopel, und versuchten, die Stadt im ersten Schrecken mit Sturm zu nehmen; sie wurden aber zurückgewiesen, und wiewohl ihre Verheerungen sich bis auf die Vorstädte Constantinopels erstreckten, blieben doch die Mauern der Städte unbezwungen.

Die Römer, deren Schriftsteller den Greuel der gothischen Verwüstung mit allen Blumen der Redekunst bejammern, ohne sich des Elends

zu erinnern, welches vormals durch römische Heere über die Welt gebracht worden war, rächten ihren Unfall durch die Ermordung der gesammten gothischen Jugend, die sich als Geisel für die Treue ihres Volks in Kleinasien befand. Julius, der Statthalter Kleinasiens, versammelte dieselbe auf Befehl des Senats von Constantinopel in den Hauptstädten der Provinzen, unter dem Vorwande eines auszutheilenden Geschenks; an einem bestimmten Tage wurden die Arglosen auf die Marktplätze gerufen und daselbst von dem Kriegsvolke, welches alle Ausgänge besetzt hatte, niedergehauen; eine grausame Handlung, durch welche diejenigen, die den Fluch auf sich zu laden kein Bedenken trugen, allerdings das Verdienst erwarben, Kleinasien von einem innern und gefährlichen Feinde befreit zu haben.

Neunzehntes Kapitel.

Beendigung des gothischen Kriegs durch Theodosius. Endlicher Triumph des Christenthums und der rechtgläubigen Kirche.

Kaiser Grazian empfing die traurige Botschaft von dem Untergange seines Oheims, als er sich bereits Thraziens Grenzen genähert hatte. Wenn es in neuern Zeiten schwer geworden ist, für Fürsten Länder zu finden, so ward der neunzehnjährige Kaiser von der Sorge geängstigt, für die verwaisten Provinzen des Morgenlands, an deren Wiederherstellung und Verwaltung er selber verzweifelte, einen tüchtigen Reichsgenossen zu finden. Nachdem er der Führung des gothischen Kriegs alsobald entsagt, und sich aus der Nähe desselben nach Sirmium zurück gezogen hatte, rathschlagte er mehrere Monate über die bedenkliche Wahl, und blieb endlich bei einem Verbannten stehen, dessen Vater erst vor drei Jahren ungerechter Weise auf Befehl seines Vaters und Oheims hingerichtet worden war. Theodosius, der während der Glückszeit seines gleichnamigen Vaters, des Befreiers von Britannien und Afrika, schon als Jüngling große Fähigkeit und Tugend gezeigt, und nach dem Fall seines Hauses sich in seinem Vaterlande Spanien zu den Geschäften des Landbaus zurück gezogen hatte, ward plötzlich an den Hof berufen, und daselbst fünf Monate nach des Valens Tode mit Diadem, Purpur und Augustustitel bekleidet. Nach dieser Versorgung des Orients kehrte Grazian nach Gallien zurück.

In wie hohem Grade indeß Theodosius die Eigenschaften des Helden und Feldherrn besaß, so ist doch die Niederlage von Adrianopel durch keine Schlacht gerächt worden. Bei dem gebeugten Muthe der Legionen von der Unthunlichkeit eines Wagstückes überzeugt, nahm er seinen Standort zu Thessalonich, führte aus dieser und den andern Festungen einen kleinen, aber

erfolgreichen Krieg gegen die einzelnen Schwärme der Barbaren, und brachte allmählig wieder Ordnung und Selbstvertrauen unter das römische Kriegsvolk. Mit noch größerm Glück benutzte er die Uneinigkeiten, welche unter den Barbaren selbst auszubrechen begannen. Der Tod Fritigerns, welcher um diese Zeit erfolgte, löste die Bande der Zucht mit dem freiwilligen Bündniß so vieler unabhängiger Völkerschaften, welche das Ansehen dieses Helden zusammen gehalten hatte. Die Hunnen und Alanen trennten sich von den Gothen; die alte Eifersucht zwischen Ost- und Westgothen erwachte, und Modar, ein Fürst der erstern, ward sogar für Roms Sache gewonnen, zum Uebergang erkauft, und mit einem wichtigen Kriegsbefehl beauftragt, ein Zutrauen, welches er durch einen glücklichen und beutereichen Ueberfall eines gothischen Heerlagers rechtfertigte. Indeß trennten sich bald die Ostgothen von den Westgothen völlig. Jene zogen unter Anführung des Alatheus und Saphrach gegen Westen, ohne daß die Geschichte ihre dunkle Wanderung in Germaniens Wälder zu verfolgen vermag; diese erhielten damals an jenem Athanarich, der anstatt mit seinen Brüdern über die Donau zu gehen, nach Transylvanien gezogen war, jetzt aber durch das Gerücht von dem Waffenglücke seines Volks gelockt, ohne weiteres Bedenken am rechten Ufer des Flusses erschien, ein altes Oberhaupt wieder. Diesen durch Alter erkalteten Helden suchte Theodosius zu gewinnen. Er knüpfte mit ihm Unterhandlungen an, lud ihn nach Constantinopel, ging ihm selbst einige Meilen weit entgegen, und bewirthete ihn in dieser Hauptstadt eben so prächtig als freundlich. Als Athanarich, erzählt der gothische Geschichtschreiber Jornandes, in die Königsstadt trat, sprach er voll Verwunderung: „Nun sehe ich endlich das, wovon ich immer nur ungläubig gehört habe, nehmlich die Herrlichkeit einer so gewaltigen Stadt.“ Und indem er seine Augen umher warf, und bald die Lage der Stadt, bald das Gehen und Kommen der Schiffe, bald die erhabnen Mauern, bald das Hin- und Herwogen der verschiedensten Nazionen, bald die Waffenreihen der regelmäßigen Kriegsmacht bewunderte, rief er, der noch Heide war, plötzlich aus: „Wahrlich, der Kaiser ist der Gott dieser Erde, und wer gegen ihn die Waffen erhebt, macht sich des Todes schuldig!“ Als er bald nachher, wahrscheinlich an den Vergnügungen der Hauptstadt, starb, ward ihm ein prächtiges Leichenbegängniß gehalten, ein stattliches Denkmal errichtet, und sein ganzes Gefolge für den Dienst des Kaisers gewonnen. Diesem Beispiele folgten nach und nach die übrigen Stämme der Westgothen; ein Friedensvertrag, dessen Inhalt aus seinen Wirkungen erhellt, räumte ihnen große, durch den Krieg verödete Landstriche in Thrazien zu Wohnsitzen ein, zu deren erstem Anbau ihnen Getreide und Vieh angewiesen ward; sie behaupteten sich im Besitz und in der Freiheit ihrer Verfassung unter erblichen Stammhäuptern, und erkannten die Oberherrlichkeit des Kaisers, ohne sich Roms Gesetzen und Obrigkeiten zu unterwerfen. Die Königswürde ward abgeschafft, und die obersten Feldherrn der Gothen vom Kaiser ernannt; ein regelmäßiges Heer von vierzigtausend dieser Bundesgenossen, welches durch höhern Sold und größern Waffenschmuck ausgezeichnet war,

half nachmals dem Theodosius seine Siege erfechten.

Einige Jahre nach dieser Ansiedelung der Westgothen in Thrazien, kehrten die Ostgothen von ihrem Zuge nach den westlichen Ländern an die Ufer der Niederdonau zurück. Indem sie, durch verstellte Kundschafter verleitet, bei nächtlicher Stille den Uebergang über den Fluß, den sie unbewacht glaubten, bewerkstelligten, stießen sie unerwartet auf ein in Bereitschaft stehendes Heer, und sahen sich nach der Niederlage, in die sie durch diese Ueberraschung verwickelt worden waren, und nach dem Verlust ihres Anführers Alatheus genöthigt, die Gnade des Siegers anzuflehen. Sei es nun, daß die Umstände von den Dichtern und Rednern, aus denen diese letztern Thatsachen hervorgesucht werden müssen, entstellt worden sind, oder daß dem Theodosius die Vermehrung seiner Kriegsmacht durch neue Barbaren willkommen war: den Ostgothen wurden Wohnsitze in der kleinasiatischen Provinz Phrygien, wie es scheint, mit denselben oder ähnlichen Bedingungen wie den Westgothen, zugestanden.

Während im Abendlande Kaiser Grazian sich mit Franken und Alanen, im Morgenlande Kaiser Theodosius mit Gothen umgab, sank der einheimische Soldat in Muthlosigkeit und Erschlaffung. Er klagte über die Schwere der Rüstung, und erhielt nach und nach Erlaubniß, sowohl Harnisch als Helm abzulegen. Das kurze Schwerdt und das furchtbare Pilum, welche die Welt unterjocht hatten, entfielen seinen kraftlosen Händen, und wurden mit langen Stoßwaffen oder mit dem leichten Bogen vertauscht; da mit demselben das Schild unverträglich war, blieb seitdem auch diese Schutzwaffe zu Hause. Sowohl diese Wehrlosigkeit als auch zunehmende Bequemlichkeit machte, daß der Fußdienst verfiel, ohne daß darum die Reiterei, zu welcher sich diejenigen, welche dienen mußten, herbei drängten, besonders gedieh. Die Barbaren aber legten die von den Römern verworfene Schutzrüstung an, und gelangten so in den Besitz desjenigen Uebergewichts, welches die Legionen seit Cäsars Zeiten über sie behauptet hatten.

Noch vor der völligen Beilegung der gothischen Händel ward Kaiser Grazian nebst seinem getreuen Mellobaudes von einem Anmaaßer, Namens Maximus, ermordet *). Theodosius vertrug sich anfänglich nothgedrungen mit dem Mörder seines Wohlthäters, unter der Bedingung, daß er sich mit den Ländern jenseits der Alpen begnüge, und dem Bruder Grazians, Valentinian II., die Herrschaft über Italien, Afrika und Illyrien lasse. Als aber nach fünf Jahren Maximus Italien anfiel, zog Theodosius gegen den Treubrüchigen, besiegte und fing ihn bei Aquileja und ließ ihn enthaupten. Großmüthig überließ er das Abendland dem kaiserlichen Jünglinge, zu dessen Rettung er ausgezogen war, erfuhr aber bald darauf mit Kummer, daß derselbe durch die Hand eines häuslichen Verräthers, des Franken Arbogast, seines obersten Kriegsbedienten, gefallen, daß Arbogast den Sophisten Eugenius auf den Thron erhoben habe, und dieser durch Herstellung der alten Götter die Heiden für sich zu waffnen versuche. Da zog Theodosius zum zweitenmal zum Rachkriege

*) 383.

aus, mit der Kreutzesfahne gegen Jupiters und Herkules Zeichen. Er siegte in einer fürchterlichen Schlacht, in welcher der letzte Kern der römischen Kriegsmacht fiel, durch unerwartete Hülfe eines Sturms, und gewann durch diesen zweiten Sieg bei Aquileja *) das Abendland, so daß das von Valentinian I. getheilte Reich wieder Einem Kaiser gehorchte.

Dieser letzte Schimmer der römischen Macht beleuchtete den gänzlichen Untergang der alten Religion, auf deren Grundlage der Römerstaat eilfhundert Jahre hindurch geruht hatte. Wie eine Trümmer der Vorzeit, hatte das Heidenthum zu Rom auch nach Constantins Bekehrung fortgedauert als Religion des Senats, der selbst eine Trümmer der Vorzeit war, und der vornehmen oder patriotischen Bürger, die durch Vortheil, Gewohnheit oder durch das wehmüthige Andenken vergangener Herrlichkeit an dasselbe gefesselt waren. Die heiligen Gesellschaften der Priester, Wahrsager und Vestalinnen hatten bis auf Kaiser Grazian den vollen Besitz ihrer Einkünfte behalten, und die christlichen Kaiser selbst den Titel Oberpriester nicht verschmäht, durch dessen Beigesellung Augustus die Kaiserwürde zu heiligen gesucht hatte. Grazian verwarf zuerst diesen Titel, dessen Beibehaltung und Uebertragung auf die christliche Verfassung den Kaiser zum Herrn der Kirche gemacht haben würde; zugleich schlug er die Einkünfte der Priester dem Staats- und Kirchengute zu, vernichtete die Ehren und Freiheiten, deren sie genossen, und ließ aus dem Versammlungssaal des Senats den Altar der Siegsgöttin hinwegnehmen, welchen schon Constanzius verbannt, Julian aber wieder hergestellt hatte. Vergeblich waren die Gesandschaften und Vorstellungen, die an ihn und seine Nachfolger ergingen, um dies Denkmal des glorreichen Alterthums zu erhalten: die Siegesgöttin, eine majestätische Frauengestalt mit ausgebreiteten Flügeln, eine Lorbeerkrone in der ausgestreckten Hand dahin schwebend, stieg von ihrem durch vieljährige Trankopfer geweihten Altar. Indeß blieben damals die Bildsäulen der Götter verschont, und vierhundert und vier und zwanzig Tempel der Andacht der Heiden geöffnet.

Als nun Theodosius, von großem Eifer für das Christenthum beseelt, nach Bezwingung seiner Feinde gen Rom kam, ward er durch den Geruch abgöttischer Opfer gekränkt, und die ernste Frage dem Senat vorzulegen bewogen: ob Christus oder Jupiter von den Römern verehrt werden solle? Da verstummten vor der Gegenwart des Herrschers die Feinde des siegenden Kreutzes; in voller Rathsversammlung ward das Christenthum für die Religion des Reichs erklärt, und der Götterdienst durch förmliche Senatsschlüsse abgestellt. Der Glanz des Capitols erlosch, die öden Tempel verfielen oder wurden in christliche Kirchen verwandelt; Rom beugte sich unter das Joch des Evangeliums, ohne zu ahnen, daß es durch dasselbe zum zweitenmal herrschen sollte. Dem Beispiel der Hauptstadt folgte allmählig alles, was auf dem Lande und in den Provinzen dem Götzenthume noch anhing, und nach wenigen Jahrzehnden waren dessen Ueberreste verschwunden, und nur

*) 394.

einige Gebräuche desselben erhielten sich unter christlicher Hülle.

Zur selben Zeit ward durch den rechtgläubigen Kaiser die Herrschaft derer gestürzt, welche lehrten, der Sohn Gottes sey nicht gleich ewig dem Vater. Seit dreißig Jahren hatten die Arianer den Besitz Constantinopels, seiner Kirchen und seines bischöflichen Stuhls behauptet; Theodosius entriß ihnen den schon gewonnenen Sieg, und erhob ihre Gegner zur katholischen Kirche. Sein Gemüth war durch einen sinnlichen Beweisgrund für die Sache des nizäischen Bekenntnisses gewonnen worden. Er hatte eben seinem ältesten Sohne Arkadius den Augustustitel verliehen, und beide Fürsten saßen auf einem Throne, um die Huldigung ihrer Unterthanen zu empfangen. Da nahete sich der Bischof Amphilochius von Ikonium, und nachdem er die Person seines Oberherrn mit großer Ehrfurcht begrüßt hatte, redete er den kaiserlichen Prinzen mit einer vertraulichen Zärtlichkeit an, wie sie etwa bei einem gemeinen Kinde anwendbar gewesen wäre. Gereizt durch dies freche Betragen gab der Kaiser Befehl, den bäurischen Priester sogleich zu entfernen. Während ihn aber die Leibwache gegen die Thür drückte, rief der Bischof mit vernehmlicher Stimme: „So, o Kaiser, ist die Behandlung, welche der König des Himmels denen zugedacht hat, die sich stellen, den Vater anzubeten, aber die gleiche Majestät seines göttlichen Sohns nicht anerkennen wollen.“ Sogleich umarmte Theodosius den Bischof, und nie vergaß er die Lehre, welche er auf eine so anschauliche Weise erhalten hatte.

Nach ihrem vollkommnen Triumphe über die Heiden und über die Arianer, entwickelte sich in der christlichen Kirche allmählig der Gedanke, als selbständiger Körper der weltlichen Macht gegenüber zu treten, und die Gewalt des Schwerdtes durch die höhere Kraft des Worts zu bezwingen. Seitdem die Völker ihre Freiheit verloren hatten, gab es, da die Altäre des Heidenthums dem Kaiser dienten, keine Schranke der Willkühr, bis sich dem Thron gegenüber die Kirche erhob. Lang vorher, ehe es dem römischen Bischof gelang, Vertreter der Kirche zu werden, gab ein anderer den ersten Fingerzeig von der veränderten Herrschaft der Welt, und erinnerte den Herrn des Reichs, den Beschützer des Christenthums, den rechtgläubigen Theodosius, daß der Kaiser nicht mehr der höchste Richter auf Erden sey, und daß die Kirche Gottes sein Verbrechen wie das des Geringsten der Gläubigen ahnden können. Mit dieser merkwürdigen Begebenheit verhielt es sich also.

Zu Thessalonich waren durch eine gereizte Pöbelparthei einige kaiserliche Kriegsbedienten in einem Aufruhr erschlagen worden, und Theodosius, der eben in Italien war, gab dafür in der ersten Augenblicken des Zorns die schuldige Stadt mit allen Einwohnern einem dreistündigen Blutbade Preis; ohne Rücksicht auf Fremde und Eingebohrne, auf Alter und Geschlecht, auf Schuldige und Unschuldige, wurden gegen zehntausend Menschen ermordet. Der blutbefleckte Fürst ward wenige Tage nachher von den Vorwürfen seines Gewissens in die Kirche zu Mailand getrieben, um von dem Gott der Gnade Vergebung zu erflehen; aber an der Halle wurde er vom Erzbischof Ambrosius angehalten,

der ihm mit Ton und Sprache eines Himmelsboten erklärte, daß Privatbuße nicht hinlänglich sey, ein öffentliches Verbrechen zu sühnen, oder die Gerechtigkeit des beleidigten Gottes zu befriedigen. Theodosius stellte demüthig vor, wenn er das Verbrechen des Todschlags begangen, so sey David, der Mann nach dem Herzen Gottes, nicht allein des Mordes, sondern auch des Ehebruchs schuldig gewesen; aber die Antwort des unerschrocknen Bischofs war, er solle lieber die Reue als das Verbrechen Davids nachahmen. Darauf entschloß sich Theodosius zur öffentlichen Buße, that die Zeichen seiner Kaiserwürde von sich, und flehte mitten in der Kirche in trauriger und demüthiger Stellung mit Seufzern und Thränen um Erlaß seiner Sünde, der ihm aber nicht eher als nach einer Frist von acht Monaten gewährt ward.

Indeß darf diese glänzende Bewährung des Gedankens, welcher dem christlichen Kirchenthum zum Grunde liegt, nicht vergessen machen, daß die Verwirklichung desselben den Händen sterblicher Menschen anvertraut war, und daß daher die Wirklichkeit niemals der reinen Hoheit des Gedankens entsprochen hat. Grade zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, hatte die allgemeine Verderbniß der Welt längst die Kirche angesteckt, und ein großer Theil des Lehrstandes bereits angefangen, in irdischen Bestrebungen seine himmlische Bestimmung zu vergessen. Dem Hange zur Ueppigkeit und Trägheit gab Theodosius selbst, in den Jahren des Friedens, ein verführerisches Beispiel. Aber noch mehr als die Strenge der sittlichen Gesetze ward die christliche Liebe durch die harten Edikte gegen die Ketzer und durch deren blutige Vollziehung verletzt. Damals sind zuerst Christen von Christen, wegen abweichenden Lehrmeinungen, nach richterlichem Urtheil hingerichtet worden. Solches geschah zu Trier, im Gebiet des gallischen Kaisers Maximus *), an Priscillian, einem spanischen Bischofe und seinen Anhängern, welche gelehrt hatten, daß Christus der wahrhaftige Gott, nicht in einen wirklichen sondern nur in einen scheinbaren Menschenkörper gehüllt, auf Erden gelebt und gelitten habe. Die Heiligen und Bischöfe des Zeitalters, obwohl sie diese und andere Lehren Priscillians verdammten, erhoben laut ihre Stimme gegen die blutige Einmischung weltlicher Obrigkeit in kirchliche Lehren, aber der erste Schritt blieb gethan. Zu derselben Zeit kam, als Gegengewicht der zunehmenden Verderbniß der Geistlichkeit, das in Aegypten entstandene Mönchthum nach dem Abendlande. Viel des Guten ist durch dasselbe für die Menschheit gestiftet, aber auch viel beigetragen worden, daß das Christenthum immer mehr zu sinnlichen Vorstellungen und heidnischen Gebräuchen zurückkehrte, und mit einer Menge dichterischer Wundergeschichten ausgeschmückt ward, welche seine ursprüngliche Reinheit entstellten. Indeß blieb der neue Gottesdienst auch in seiner Ueberfüllung weit andern Characters, als die alte Religion der Freude. Wenn die alterthümliche Menschheit die erhaltenden Naturkräfte in Göttern und Helden dargestellt, und ein fröhlicher Dienst die Altäre freundlicher Gestalten mit Blumen umwunden hatte, so wurden jetzt die Tugenden der Geduld und Ent-

*) 385.

sagung verherrlicht, und der Himmel nicht mehr mit siegbekränzten Helden sondern mit gemarterten Heiligen gefüllt. Die Gebete der Frommen wurden ferner nicht an die Werke der Maler- und Bildhauerkunst, sondern an Gebeine, an Blut, an Asche, an verstümmelte Gliedmaßen oder an rohe Werke begeisterter Handarbeit gerichtet. Wie sonst in lustige Haine, wallte man jetzt zu schauervollen Gräbern der Martyrer, um von ihrer Gunst und Fürsprache die Güter des Lebens zu erflehen; die Heiterkeit der alten Götzentempel wich der düstern Majestät christlicher Kirchen; die Töne der Leier und Flöte verstummten vor den gewaltigen Lobgesängen, die dem Herrscher des Himmels, und vor den Klageliedern, die den Leiden seiner Auserwählten erschollen; die anmuthigen Tänze blühender Jünglinge und Mädchen machten den ernsten Aufzügen der Geistlichen und Mönche Platz, und das Bild der Gekreutzigten blickte schmachbelastet herunter, wo sonst der Vater der Götter und Menschen mit drohender Geberde gethront hatte.

Es ist leicht, dem gemeinen Geiste darzuthun, daß durch diese Wendung nur ein Aberglaube mit dem andern vertauscht worden sey; leichter noch, der gewaltigen Veränderung leichtfertig zu spotten oder sie mit Bitterkeit zu höhnen. Aber eine höhere Ansicht der Geschichte erkennt auch in dieser sinnlichen Verderbniß des Christenthums das Mittel, dasselbe unter Geschlechtern zu erhalten und zu verbreiten, die für seine reine Gestalt nicht empfänglich, entweder zu roh oder zu verderbt waren. Durch alle diese Formen des christlichen Cultus ward die Hoheit der Idee über die Erscheinung, der Vorrang des Sittlichen vor dem Sinnlichen bezeichnet, durchgehends das Irdische erniedrigt oder vernichtet, damit das Ewige triumphire, und durch die Verehrung der gequälten Heiligen, durch die Anbetung des Sohnes Gottes am Kreutz, nur die unbegreifliche, aber von der Vernunft unabläßig uns verkündigte Lehre versinnlicht, daß Schmach und Tod gelten für Herrlichkeit und Leben in den Augen dessen, der das Gebot der Tugend, das Bewußtseyn, für Recht und Pflicht sterben zu müssen, in die Brust des sinnlichen Menschen gepflanzt hat. Unaufhörlich ist dieser Widerspruch zwischen unserm Sollen und Vermögen, aber der Schatten des Kreutzes füllt die schauervolle Kluft, und das zweifelnde Gemüth schwebt beruhigt hinüber auf den Flügeln des Glaubens und der Hoffnung.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Züge der Westgothen unter Alarich durch Italien und Rom *).

Als der große Theodosius einige Monate nach dem Siege über Eugenius starb **), hinterließ er als Erben zwei Söhne, die nur seine Schwächen, keine seine Tugenden besaßen. Nach frühern Beispielen ward der unförmliche Körper des Reichs in zwei Hälften geschieden, die sich jedoch zusammen als einen gemeinsamen Römerstaat ansehen sollten; Arkadius, der ältere Sohn, schlug zu Constantinopel, Honorius zu Mailand seinen Kaisersitz auf. Beide Fürsten, der Selbstregierung unfähig, überließen alle Gewalt ihren Staatsbedienten; Arkadius dem Gallier Rufin, der durch Finanz- und Hofkünste groß geworden, Honorius dem Wandalen Stiliko, der als Kriegsmann durch Tugenden und Verdienste zum Oberfeldherrn der Reiterei und des Fußvolks emporgestiegen und dem Kaiserhause selbst verschwägert war. Aber sein Anspruch auf die oberste Vormundschaft über das Ganze reizte Rufins Eifersucht, und diese Zwistigkeit blieb nicht ohne verderbliche Folgen.

Während Stiliko das Rheinland bereisete, und mit den Völkerschaften desselben die Verträge erneuerte, die sie bei jeder Regierungsveränderung für aufgelöst gehalten zu haben scheinen, erhoben sich die Westgothen aus ihren bisherigen Wohnsitzen in Thrazien gegen Constantinopel. Was ihren Feldherrn Alarich, aus dem Geschlechte der Balten, der dem Theodosius die Schlacht bei Aquileja hatte gewinnen helfen, gereizt hat, ob der unruhige Geist seines Volks, ob die Schwäche des Hofes, ob die ausgebliebenen Jahrgelder, ob Rufins heimliche Einflüsterung, ist unbekannt; so viel aber gewiß, daß Rufin selber ins Lager der Gothen kam, und dieser bald darauf die Mauern der Hauptstadt verließ, um sich nach dem Abendland zu wenden. Vermuthlich war ihm der Weg nach Italien gewiesen worden; bald aber zog er seitwärts nach dem wehrlosen Griechenlande. Das Land, welches zur Zeit der Freiheit einer Million asiatischer Krieger siegreich widerstanden, und nachmals in innern Kämpfen die europäische Kriegskunst erfunden hatte, besaß nun keine Vertheidiger mehr; die wenigen Söldner, die es bewacht hatten, zogen sich zurück, und ohne Aufhalt rückte Alarich durch den Paß von Thermopylä, über die weltberühmten Ebenen Böoziens nach Athen, welches durch den größten Theil seines Reichthums die Eroberung abkaufte, und den gothischen Fürsten mit seinem Gefolge in seine Mauern aufnahm, dann über die korinthische Landenge nach der peloponnesischen Halbinsel, wo Korinth, Argos und Sparta sich ohne Widerstand seinen Waffen ergaben. Damals wurden die Schätze Griechenlands geplündert, die Denkmäler der Kunst und alten Herrlichkeit vernichtet, der letzte Ueberrest des Heidenthums, das längst verödete Heiligthum zu Eleusis, zerstört, und viele

*) 400—410. **) 395.

der Einwohner zu Knechten der Gothen gemacht.

Ohngefähr ein Jahr hatte Alarich in Griechenland gehaust, als Stiliko, nachdem der von ihm abgesandte Gothe Gainas den Rufin bei einer Musterung unter den Augen des Kaisers Arkadius getödtet, mit einem abendländischen Heere auf der Halbinsel landete, und die Gothen in die Gebürge Arkadiens trieb. Aber statt sie hier zu vernichten, ließ er sie über die Landenge entkommen, vermuthlich mit Vorsatz, um dem Hofe zu Constantinopel, der auch nach Rufins Tode die einmal erhaltene feindliche Richtung gegen das Abendland beibehielt, den drückenden Feind zu bewahren. Umsonst ward dieser Hof von wohlmeinenden Vaterlandsfreunden ermahnt, das Volk zur Vertheidigung seines Bodens aufzubieten, und statt der barbarischen Lohnknechte Landleute und Bürger zu einem wahrhaft römischen Heer zu versammeln: da es in Thrazien kein römisches Volk gab, mußten die schönen Redensarten verhallen. Eutropius, der verschnittene Minister des Arkadius, wählte eine minder ungewisse Auskunft, indem er den gothischen Sieger gewann, und ihn als Oberfeldherrn (Präses) des östlichen Illyricums mit seinem ganzen Heere in die Dienste des Kaisers nahm.

Unleugbar ist durch diese Maaßregel, die mehr augenblickliche Verlegenheit und Haß gegen Stiliko als tiefe Ueberlegung eingegeben hatte, das östliche Reich gerettet, aber auch das westliche dem Untergang Preis gegeben worden. Indem Constantinopel die Gothen dem Westen zusandte, riß es sich von Europa und den bisherigen Verhältnissen los, und wurde seiner ganzen Anlage gemäß ein morgenländischer Staat, der mit dem Schicksale der Abendwelt nur noch in entferntem Zusammenhang stand. Die griechische Sprache, welche im östlichen Theil des Reichs von jeher die vorherrschende gewesen war, und jetzt allmählich auch den öffentlichen und amtlichen Gebrauch der lateinischen zu verdrängen anfing, verbunden mit der unumschränkten Regierungsform des Morgenlands, verstärkte nach und nach die Scheidewand, welche Eifersucht und Verschiedenheit der Staatsrücksichten zwischen beiden Reichen aufgerichtet hatten. Im römischen Abendlande erhielten sich in der Staatsform Trümmer der alten Republik, und manches, was sonst nur Erinnerung gewesen war, schien durch die Schwäche der Fürsten wieder ins Leben zurückzutreten; im römischen Morgenlande aber war kaum der Name noch römisch: die Griechlein von Constantinopel, wie sie von den Abendländern genannt wurden, spotteten über die Barbaren von Rom, und nannten die Sprache des Cicero und Cäsar eine bäurische Mundart. Indeß wäre das griechische Reich trotz der festen Lage seiner Hauptstadt, durch die es nachher über tausend Jahre geschützt worden ist, beinahe noch früher unter die Herrschaft der Gothen gefallen, als das abendländische Rom.

Jener Gothe Gainas, der in Stilikos Auftrage den Rufin erschlagen hatte, behielt die Gewalt, die er für Stiliko erwerben sollen, für sich, und ward Oberbefehlshaber der griechisch-römischen Kriegsmacht. Darauf entwarf er den Plan, sich zum Herrn des Reichs durch Eroberung der Hauptstadt zu machen. Tribigild, sein Verwandter, Heerführer der Ostgothen,

die Theodosius in Kleinasien angesiedelt hatte, mußte sich empören; Gainas, der gegen ihn geschickt ward, ließ sich schlagen, und erklärte: nur der Tod des Verschnittenen Eutropius, gegen den jener aufgestanden, könne den unüberwindlichen Tribigild versöhnen und den Staat retten. Als nun Arkadius den Günstling aufgeopfert hatte, führten Tribigild und Gainas ihre Gothen über die Meerenge nach Europa und füllten mit ihnen die Hauptstadt. Ehe sie aber ihren Anschlag, sich der Thore und des Pallastes zu bemächtigen, ausführen konnten, wurde das Volk in Constantinopel durch die Plünderungen ihres Kriegsvolks zu einem Aufstande gereizt, in welchem der Kern der gothischen Macht aufgerieben ward. Der ganze Anschlag war mißlungen. Der geächtete Gainas versuchte es, in schnell gezimmerten Schiffen nach Asien zurückzukehren, ward aber vor dem Gothen Fravitta, der nach ihm den Befehl über das römische Heer übernommen hatte, geschlagen und seiner Flotte beraubt. Darauf zog er durch Thrazien gegen die Donau, stieß auf die Hunnen und fiel in der Schlacht.

Alarich war glücklicher als sein Kriegsgefährte. Als Oberfeldherr Illyriens konnte er die Waffenmängel seines Heers aus den römischen Rüsthäusern ergänzen, und nachdem die Dankbarkeit seines Volks ihn als König der Westgothen begrüßt und nach germanischer Weise auf einem glänzenden Schilde in die Höhe gehoben hatte, drang er mit dem Anfange des vierten Jahrhunderts christlicher Rechnung durch Pannonien gegen Italien vor. Der Zug bewegte sich langsam — es war ein ganzes Volk; erst im dritten Jahr wurden die julischen Alpen überstiegen *), und Honorius zur Flucht aus Mailand bewogen. Damals rief Stiliko alles Kriegsvolk aus den entfernten Provinzen des Abendlands zur Rettung Italiens herbei. Die Befestigungen am Rhein wurden verlassen, und selbst die Legion, welche die brittische Mauer gegen die nördlichen Caledonier schützte, zurückgerufen; dabei trat ein Haufe Alanen in die Dienste des Reichs, welches schon lang keine Bürger hatte, und dem seit den gothischen und letzten Bürgerkriegen nun auch die Soldaten zu fehlen begannen. Durch dieses Aufgebot aller Kräfte gelang es dem Stiliko, die Fortschritte der Gothen in der Schlacht bei Pollenzia zu hemmen, welche der Dichter Claudian dem Siege des Marius über die Cimbern verglichen hat. Aber Alarich war noch nach dieser Niederlage so furchtbar, daß Stiliko keine zweite Schlacht wagen wollte, und auf eine drohende Bewegung der Gothen durch die unbesetzten Pässe der Apeninnen verzweiflungsvoll gegen Rom vorzudringen, eine Unterhandlung anknüpfte, in welcher dem Alarich freier Rückzug über den Po zugestanden ward. Als aber der gothische König auf diesem Rückzuge sich der Stadt Verona zu bemächtigen suchte, um Herr des Eingangs nach Italien zu bleiben, ward der Vertrag für gebrochen geachtet und die verletzte Treue durch eine zweite Niederlage gerächt, die, wie die Römer behaupteten, die gänzliche Vernichtung Alarichs zur Folge gehabt haben würde, wenn es nicht Stiliko seinen Absichten gemäßer gehal-

*) 403.

ten hätte, ihn ungefährdet aus Italien nach Illyrien ziehen zu lassen.

Stiliko wollte sich unentbehrlich erhalten, und zugleich den Hof zu Constantinopel durch eben das Mittel züchtigen, welches derselbe zuerst zum Verderben des Abendlands ausgesonnen hatte. In dieser Absicht schloß er mit dem Könige der Westgothen einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, wodurch derselbe in die Dienste des abendländischen Reichs aufgenommen und zum Oberfeldherrn des ganzen Illyriens ernannt ward, welches, wie Stiliko behauptete, dem Abendlande gehöre, und dessen wahre und alte Grenze der morgenländische Hof überschritten habe. Es ist wahrscheinlich, daß Alarich trotz dieser neuen Verbindung die vorige mit dem Hofe des Arkadius nicht aufgab, um nach Willkühr diese oder jene Schaale steigen zu lassen.

Ehe indeß Stiliko seine Wahrhaftigkeit erproben und die vereinten Waffen der Römer und Gothen gegen Constantinopel führen konnte, zog ein neues Ungewitter über das wankende Reich auf. Im unbekannten Nordost, an der Küste des baltischen Meers, erhob sich, wie zur Zeit der Cimbern und Teutonen, eine abermalige Wanderung der Völker, aus Ursachen, welche die Geschichte, wie dort, nur im Allgemeinen aus dem Druck der hintern Nordostwelt gegen den Süden zu erklären vermag. Die überelbischen Völkerschaften, die vielleicht einst dem großen gothischen Reiche angehört hatten und nach dessen Auflösung zurückgeblieben waren, konnten oder wollten dem Andrange der Wenden oder der Hunnen nicht länger widerstehen, und Wandalen, Sweven, Burgunder vereinigten sich zu einer neuen Unternehmung unter den Fahnen eines Heerführers, Namens Radegast (Rhadagaisus.) Ueberhaupt scheinen die östlichen Waffenvereine, wie schon bei den Cimbern bemerkt wird, aus einer Mischung verschiedener Völkerstämme bestanden zu haben; Radegast wird, da auch viele Gothen sich angeschlossen haben mochten, von den Schriftstellern, welche diese Begebenheit beschrieben oder erwähnt haben, (Orosius und Augustinus,) ein König der Gothen genannt. Der Heereszug wird wie der der Cimbern geschildert. Zwölftausend Krieger glänzten im Vortrab, und die Anzahl der streitbaren Mannschaft, die auf zweimalhunderttausend Mann angegeben wird, läßt für die ganze Volksmasse auf das doppelte schließen. Unvertheidigt waren die Donau und die Alpen; der Kaiser verbarg sich zwischen den Sümpfen von Ravenna, Stiliko aber konnte nicht mehr als dreißigtausend Mann zur Vertheidigung Italiens aufbringen, mit denen er bei Pavia in einer festen Stellung die Ankunft alanischer, gothischer und hunnischer Hülfsvölker erwartete. Unterdeß drang Radegast vorwärts gegen Rom, dessen wehrloses Volk von den heimlichen Anhängern des Heidenthums mit dem Gerücht geschreckt ward, der König der Barbaren komme, um die Schmach der verlaßnen Götter zu rächen und auf ihren Altären das Blut aller Römer zu vergießen; nimmer könne er überwunden werden, da Roms zürnende Götter ihn führten. Aber bald wurden diese schadenfrohen Verkündigungen Lügen gestraft. Indem Radegast sich mit der Belagerung von Florenz aufhielt, rückte ihm Stiliko, mit dem der gothische Heerführer Sarus und

der hunnische Uldin sich vereinigt hatte, so geschickt auf den Leib, daß die Belagerer allmählig auf den Bergrücken von Fäsulä gedrängt, eingeschlossen und durch Hunger zur Ergebung genöthigt wurden. Dies, und die Hinrichtung des Radegast, der sich mit der Flucht retten wollen, erzählt Orosius; der Dichter Claudian, der alle Thaten Stilikos besungen, schweigt, und der Grieche Olympiodor berichtet, Stiliko habe mit dem Radegast einen Friedensvertrag abgeschlossen; die Hauptbedingung mag die Räumung Italiens gewesen seyn. Schon an sich ist es nicht wahrscheinlich, daß das ganze barbarische Heer bei Florenz vernichtet ward; und die bald eintretenden Schicksale Galliens und Spaniens erhalten durch die vereinzelte Nachricht des Prosper einiges Licht, daß dieses Heer in drei Haufen unter verschiedenen Anführern gezogen sey. Wenn demnach auch Radegast umkam, so sind doch die zwei übrigen Drittheile entweder diesseits der Alpen zurückgeblieben, oder sie haben den Rückweg über dieselben leichtlich gefunden.

Denn zu derselben Zeit, als Stiliko zum zweitenmal Befreier Italiens begrüßt ward *), zogen drei große Völkerschwärme, die mit dem Namen Alanen, Wandalen und Sweven bezeichnet werden, gegen den entblößten Rhein, mit dessen Besatzungen Stiliko Italien vertheidigt hatte. Da entschlossen sich die Rheinvölker, welche nun Franken genannt wurden, die östlichen Eroberer zurückzutreiben, und stritten gegen die Wandalen, die von den andern abgesondert zogen, in einer großen Schlacht, und erschlugen deren zwanzigtausend nebst ihrem Könige Godegisel. Aber die Alanen, unter ihrem Heerführer Respendial, kamen den Besiegten zu Hülfe, und schlugen die Ueberwinder. Seitdem ward das geöffnete Gallien der Tummelplatz der verschiedensten Völker. Hinter den drei ersten Schwärmen zogen nach und nach Quaden, Sarmaten, Gepiden, Heruler, Burgunder und Allemannen; die Franken selbst hielten in der allgemeinen Verwirrung ihr Bündniß mit Stiliko gelöst, und zogen als Feinde über den Rhein. Gallien, welches der erste Cäsar in zehn Jahren nur unvollkommen hatte unterjochen können, unterlag ohne Schlacht, denn das Volk war wehrlos, und das Reich stützte sich auf geworbene Krieger. Damals sind die alten Städte des Rheinlandes und des belgischen Galliens sehr verwüstet worden. Trier, welches schon aufgehört hatte die Hauptstadt Galliens zu seyn, ward viermal geplündert, Mainz überrumpelt und zerstört, Worms ging nach einer langen Belagerung zu Grunde, die Einwohner von Straßburg, Speier, Rheims, Amiens, Dornick, Arras, wurden als Knechte fortgeschleppt.

*) 406.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Erklärung des Kupfers.

Die Gothen in Athen.

297 nach Christi Geburt.

(Zonaras XII.)

Auf einem ihrer Seezüge schifften die am schwarzen Meer wohnenden Gothen mit fünfhundert Seegeln durch den Hellespont und Archipelagus, zerstörten die alte berühmte Stadt Cyzikus, und ankerten im Hafen Piräus eine Meile von Athen. Kleodamas, einer von den Kriegsbaumeistern, die auf kaiserlichen Befehl die Seestädte gegen die Gothen befestigen sollten, hatte bereits den Anfang gemacht, die seit Sullas Zeiten in Trümmern liegende Mauer von Athen wieder herzustellen; aber die Anstrengung seiner Kunst war unnütz. Die Gothen wurden Meister einer Stadt, deren prächtige Gebäude, Tempel und Säulengänge von keinen Helden mehr vertheidiget, nur noch dürftig von einem verarmten Volke und von wortreichen Philosophen bewohnt waren. Als nun dieser uralte Sitz der Künste und Wissenschaften der Plünderung Preis gegeben ward, sollen die Gothen alle erbeuteten Bücher auf einen großen Stoß zusammen gelegt haben, und im Begriff gewesen seyn, dies Trauergerüst griechischer Gelehrsamkeit in Brand zu stecken, als einer ihrer Führer, der freilich von Cäsars, Mark Aurels, Julians und Friedrichs doppeltem Lorbeer nichts wissen konnte, dasselbe durch die Bemerkung rettete: diesen Büchern verdanken wir Gothen die Leichtigkeit unsrer Eroberungen; so lange die Griechen sich den Wissenschaften widmen, werden sie die Waffen nicht zu führen verstehen.



Groepietzsch del. G. Boettger Senior Sc. 1810.

Die Gothen in Athen, im Jahr 267 n. Chr.

Die Züge der Westgothen unter Alarich durch Italien und Rom.

Fortsetzung des zwanzigsten Kapitels.

Nach diesem Einbruch der germanischen Völker bot das Land, das zwischen den Alpen und dem Weltmeer, den Pyrenäen und dem Rhein liegt, ein Bild grauenvoller Verheerung. „Wenn das ganze Weltmeer Gallien überschwemmt hätte, sagt ein Dichter, der das damalige Elend der Welt gesehen *), würde es keine größere Verwüstung zurückgelassen haben. Die Heerden sind hinweggetrieben, die Vorräthe geraubt, die Erndten verzehrt, die Weinstöcke und Oelbäume niedergehauen, die Dörfer verbrannt; doch ist dies nur die Hälfte der Trübsal, die wir erlitten. Zehn Jahre hindurch haben wir ansehen müssen, wie die Menschen jämmerlich erwürgt wurden, und weder die höchsten Felsenschlösser noch die festesten Städte vor dem Schwerdte der Barbaren Sicherheit darboten. Doch der Untergang ganzer Geschlechter und das klägliche Ende vieler Mächtigen und Reichen ist nicht allzu sehr zu bedauern, weil sie durch ihre Sünden die göttliche Gerechtigkeit gereitzt hatten; aber warum ist dasselbe Schicksal über die unschuldigen Kinder verhängt worden, die in ihrer Kindheit Gott noch nicht durch Sünden gereitzt haben konnten? Warum liegen die Tempel des Herrn verwüstet und die Gefäße des Gottesdienstes entheiligt? Warum sind die Jungfrauen und Wittwen, die sich dem Höchsten geweiht hatten, entehrt, die frommen Einsiedler aus ihren Zellen gerissen, die Priester in Banden gelegt, und die Frommen so wenig als die Gottlosen geschont worden?" Aber statt die Wege der Vorsehung anzuklagen, hätte das entartete Geschlecht besser gethan, das Rettungsmittel des Muths und der Selbstvertheidigung zu ergreifen. Viele Einzelne sind untergegangen im Kampf mit des überlegenen Schicksals geheimnißvoller Macht, ganze Völker meist nur durch eigne Schuld. Dies Geschlecht, anstatt die an Zahl weit geringern Barbaren über die Grenze zu treiben oder im rechtlichen Kampfe zu sterben, legte die Hände in den Schooß, erwartete Hülfe von dem wehrlosen Rom oder vom Himmel, der nur den Tapfern beisteht, und ließ sich schmählich erwürgen, weil das Kriegsvolk es nicht zu beschützen vermochte. Dieses Kriegsvolk that endlich, was unter diesen Umständen Honorius selbst hätte thun sollen, es ernannte Kaiser, die überalpischen Länder zu beschützen. Da diese Ernennung aber auf ungesetzlichem Wege geschah, die beiden ersten dieser Kaiser ermordet, und der dritte, Constantin, (wegen seines Namens erwählt,) vom Hofe zu Ravenna nicht anerkannt ward, so gesellte sich bald Bürgerkrieg zu den Verwüstungen der Barbaren, und derselbe Honorius, der den letztern Gallien Preis gegeben hatte, schickte Truppen zur Bekämpfung des Nebenbuhlers aus, welcher einen Versuch machte, das Land von den Fremden zu befreien.

Während die überalpischen Provinzen verloren gingen, war der Hof zu Ravenna der Schauplatz dunkler Ränke, deren heimliche Fäden zu enthüllen die Nachwelt freilich nicht

*) Der ungenannte Verfasser des Gedichts de providentia divina in der Bibliotheca veterum patrum II.

mehr im Stande ist; sie durchschaut nur die vollendete Nichtigkeit des Kaisers. Stiliko ward beschuldigt, die Barbaren nach Gallien gewiesen zu haben, weil dieselben seine Landsleute waren, und er in der allgemeinen Verwirrung sich des Throns oder wenigstens für seinen Sohn der Nachfolge bemächtigen wolle; er ward beschuldigt, zur Erreichung dieser Absichten mit Alarich im verrätherischen Bündniß zu stehen. So viel scheint gewiß, daß Stiliko die Länder jenseits der Alpen vor der Hand wenigstens aufgegeben hatte und nur Italien zu behaupten suchte, für diesen Zweck aber, wie für die beabsichtigte Rache an Constantinopel, die Freundschaft mit Alarich als das sicherste Mittel erkannte. Er erkaufte dieselbe nach dem Beispiel früherer und glorreicherer Zeiten durch Jahrgelder, wobei er sich damit rechtfertigen konnte, daß Alarich, der Illyrien und die südöstlichen Eingänge Italiens gegen die nördlichen Wanderungshorden und gegen die griechischen Römer beschützte, als römischer Feldherr gegründeten Anspruch auf Bezahlung habe.

Wie es indeß mit der Schuld oder Unschuld Stilikos beschaffen gewesen seyn mag, er ward erst dann gestürzt, als er die Herrschaft über den schwachen Geist seines Herrn in die Hände des Kämmerlings Olympius gerathen ließ, den er selbst an den Hof gebracht hatte, und der ihn verrieth. Honorius, übertäubt durch den Haß der römischen Großen gegen den Ausländer und von Argwohn über die geheimen Absichten desselben erfüllt, gab Befehl, den Beschützer seiner Jugend, der zugleich sein naher Verwandter und Schwiegervater war, sammt seinen Anhängern unter den vornehmsten Kriegsbedienten zu ermorden. Als dieser Befehl vollzogen und der zweimalige Befreier Italiens zu Ravenna getödtet war *), hatte das Reich seine letzte Stütze verloren. Um Thorheit und Abscheulichkeit auf den höchsten Gipfel zu treiben, wurden die in den Städten Italiens zerstreuten Weiber und Kinder aller barbarischen Hülfsvölker auf Befehl des kaiserlichen Staatsraths ermordet, weil derselbe in Erfahrung gebracht hatte, daß ihre Männer und Väter den Tod des Helden beklagten, unter dessen Führung sie für Rom gesiegt hatten.

Als Alarich, der Balte, diese Geschichten erfuhr, und wie ihm die Römer die Summe von viertausend Pfund Goldes, auf deren Bezahlung Stiliko gedrungen hatte, nun nicht abtragen wollten, rückte er, des glücklichen Erfolgs gewiß, in Italien ein: der, welcher ihm in zwei Schlachten den Rückweg gewiesen, lag ermordet. Dreißigtausend Hülfsvölker, der Kern des Heers, mit welchem Stiliko gesiegt hatte, kamen ihm entgegen, nicht als Feinde, sondern um unter seinen Fahnen den schmachvollen Tod ihrer Familien zu rächen. Aber die Staatsräthe fühlten zwischen den Morästen von Ravenna sich sicher, und Alarich, der sich mit einer hoffnungslosen Belagerung nicht aufhalten wollte, eilte gen Rom, nachdem er Adolf, den Bruder seiner Gemahlin, der mit einem Heer Gothen und Hunnen in Ober-Pannonien stand, ihm zu folgen beschieden hatte.

Eilfhundert und zwei und sechzig Jahre nach Roms Erbauung **), sechshundert und neunzehn Jahre, nachdem Hannibal die Mauern

*) 403. **) 408.

geschaut, deren Vertheidiger er in drei großen Schlachten erschlagen hatte, erschien das Lager des gothischen Königs vor der ewigen Stadt, welcher sich seit der Tarquinier Vertreibung nur bittende oder gefesselte Könige genähert hatten. Aber die Nachkommen des alten Heldenvolks waren feigherzige Bettler oder bepurpurte Schwelger, und der Senat, der vor Zeiten einer Versammlung von Königen geglichen, wußte das Ansehen, welches er unter der schwachen Regierung des Honorius, wie es scheint mit Stilikos Vorschub, wieder gewonnen hatte, nicht würdiger zu benutzen, als daß er die Wittwe seines Wohlthäters, Serena, des großen Theodosius Nichte und angenommene Tochter, die sich nach Rom geflüchtet, schimpflich erwürgen ließ. Ihr Verbrechen war, daß Alarich sich Stilikos Freund genannt hatte. Als nun diese That die Gothen nicht schlug, und Pest mit Hungersnoth in der eng eingeschloßnen Stadt überhand nahm, machte der Stadtpräfekt Pompejanus den Vorschlag, von toskanischen Schwarzkünstlern ein Gewitter erregen und dadurch die Feinde verjagen zu lassen. Die Sache ward (wie Zosimus erzählt,) sogar von dem römischen Bischof Innocenz genehmigt; aber als die Künstler, von der heidnischen Parthei angestiftet, nur unter der Bedingung glücklichen Ausfall versprachen, wenn der Senat auf dem Kapitol und dem Forum feierlich den Göttern opferte, aus Religion oder Furcht vor dem Kaiser verworfen. Darauf wurden zwei vornehme Männer, Basilius und Johannes, hinausgeschickt, um mit dem gothischen Könige um den Abzug zu handeln. Sie sprachen von Roms unzählbarem Volke, dessen Verzweifelung er scheuen möge; aber Alarich antwortete hohnlachend: Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen! Alles in der Stadt vorhandene Gold und Silber, alle kostbaren Geräthe, und alle Knechte barbarischer Herkunft waren der Preis, für welchen er von Rom lassen wollte. Was bliebe uns dann? fragten die Boten, und der Sieger sprach: Euer Leben! Es kam indeß zu einem Vergleich, und Alarich versprach, gegen augenblickliche Erlegung von fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber, viertausend seidnen Gewändern, dreitausend Pfund scharlachener Wolle und dreitausend Pfund Pfeffer die Belagerung aufzuheben, bis der Kaiser seine anderweiten Forderungen bestätigen würde. Da die öffentlichen Kassen erschöpft waren, und die Reichen ihre Schätze verbargen, so wurden die noch übrigen Zierrathen der heidnischen Tempel, und die goldnen und silbernen Bilder der Götter zur öffentlichen Rettung verwendet. Auch die Bildsäule der Göttin der Tapferkeit ward eingeschmolzen, und viele Römer seufzten, daß hiemit der letzte Ueberrest römischer Tugend dem Feinde überliefert werde.

Alarich verließ hierauf die Mauern von Rom und zog sich nach Toskana. Durch das Heer seines Schwagers Adolf und dreißigtausend Knechte verstärkt, welche den Dienst ihrer Herren verließen, um das Glück der Eroberer Italiens zu theilen, hoffte er dem Hofe zu Ravenna die Bestätigung der römischen Feldherrnwürde, die er seit Stilikos Zeiten besaß, und die völlige Abtretung der Provinzen Norikum, Dalmazien und Venezien, nebst einer jährlichen Geld- und Getreidehülfe, abzunöthigen. Aber

Honorius und sein Rath, durch die damals erfolgte Aussöhnung mit dem gallischen Anmaßer Constantin ermuthigt, wiesen jede Abtretung zurück, als ob sie Römer der Vergangenheit wären, und kannten doch zur Rettung des Reichs kein anderes Hülfsmittel als Schmähungen gegen Alarich und Eidschwüre, daß mit diesem Feinde nimmer ein Friede abgeschlossen werden solle.

Darauf zog Alarich zum zweitenmal vor Rom *), und zwang Senat und Volk durch Besetzung des Seehafens Ostia und Abschneidung der Zufuhr aus Afrika, seinen Willen zu thun; diesem gemäß erhoben sie den Stadtpräfekten Attalus zum Kaiser, welcher alsobald die ersten Kriegs- und Staatswürden an Alarich und seine Gothen vertheilte, und unter gothischem Schutze des Honorius Absetzung und die Wiederherstellung des Römerreichs verkündigen ließ. Als nun Honorius schon Anstalten zur Flucht traf, ward Attalus übermüthig, und zeigte, daß er ohne die Gothen zu herrschen gedenke. Rom und Italien litten Hunger, und das Volk rief dem neuen Kaiser bei den Schauspielen zu, er sollte dem Menschenfleisch einen Preis setzen: denn Afrika, die Kornkammer des Landes, hatte einen Statthalter, der dem Honorius treu war. Als nun Alarich darauf drang, Afrika durch gothische Krieger erobern zu lassen, Attalus aber sich weigerte, weil er diese Provinz nicht an die Barbaren bringen wollte, versammelte Alarich auf einer großen Ebene, ohnweit Rimini, das gothische und römische Heer, ließ dem, den er Kaiser genannt hatte, Diadem und Purpur abnehmen, und beides als Unterpfand der Versöhnung dem Honorius zusenden; doch schützte er edelmüthig des Attalus Leib gegen Rache. Aber der Hof zu Ravenna blieb unversöhnlich, und selbst die Unterhandlungen, auf die er sich einließ, dienten nur einem verrätherischen Ausfall aus der Festung zur Hülle, durch welchen der Gothe Sarus seinen persönlichen Haß gegen Adolf zu kühlen versuchte. Aufgebracht über den Verlust, den er erlitten, verließ Alarich die Gegend von Ravenna, und zog zum drittenmal gegen Rom, welches nach Attalus Absetzung die Parthei des Kaisers, dessen Statthalter über Afrikas Erndten gebot, mit Freuden wieder ergriffen hatte.

Im vierhundert und zehnten Jahr christlicher Rechnung, in der Nacht zum vier und zwanzigsten des Augustmonats, ging die Ahnung des Zerstörers von Karthago in Erfüllung, daß auch für Rom ein Tag der Vergeltung bereit sey **). Die Hauptstadt der Welt ward erstiegen und geplündert. Aber der Greuel der alten Zeit erscheint hier schon durch die stille Einwirkung des Christenthums gemildert, und nach dem Zeugniß unverdächtiger Zeitgenossen beschämten die barbarischen Eroberer Roms durch ihre Menschlichkeit die gerühmten Helden der klassischen Zeit. Alarich hatte durch öffentlichen Ausruf seine Gothen ermahnen lassen, das Leben der wehrlosen Einwohner, vorzüglich derer zu schonen, welche in den christlichen Kirchen Zufluchtsörter aufsuchen würden, und dieser Ermahnung ward durch mehrere außerordentliche Beispiele von Tugend und Großmuth Genüge

*) 409. **) Das meiste von dieser Eroberung Roms ist in Dunkel gehüllt, weil der Schluß von dem Geschichtswerke des Zosimus, der diese Begebenheit enthielt, verloren gegangen.

geleistet. Das Werk des heiligen Augustinus von der Stadt Gottes zum Theil in der Absicht verfaßt, die Wege der Vorsehung im Niedersturz der römischen Größe zu zeigen, macht gleich zu Anfange einen Vergleich, wie viel menschlicher die Gothen in Rom, als die Römer in eroberten Städten und zur Zeit der Bürgerkriege in Rom selber gehandelt. „Einige, sagt er, die annoch Christi Namen anfeinden, sind doch um dieses Namens Willen von den Barbaren verschont worden. An den Plätzen der Märtyrer und den Tempeln der Apostel, welche die Fliehenden aufgenommen hatten, brach sich die Wuth der Eroberer, und viele wurden von den mitleidigen Feinden selbst in dieselben geführt, um nicht außer denselben von andern weniger mitleidigen gemißhandelt zu werden. Was von Verheerung, Raub und Brand in diesen Unglückstagen verübt worden ist, war Gewohnheit des Kriegs; was aber auf neue unerhörte Weise geschehen, daß die barbarische Roheit zur Milde, und die geräumigsten Kirchen zu Freistätten gegen Mißhandlung und Beraubung ausgesucht worden, die selbst der Grausamste nicht zu verletzen wagte, das gehört dem Namen Christi; dies nicht zu sehen ist Blindheit, dies zu sehen und nicht zu preisen, Undank, dies zu preisen und dennoch zu widerstreben Wahnsinn!"

Aber nicht alle Krieger, welche Alarichs Fahnen folgten, waren gothische Christen, und nicht alle gothische Christen den Vorschriften der Religion und ihres Königs gehorsam. Hunnen und andere Völker des Ostens, die noch kein Ulphilas bekehrt hatte, theilten die Beute des eroberten Roms, und die dreißigtausend entlaufenen Sklaven, die im gothischen Lager aufgenommen worden waren, mochten wenig geneigt seyn, gegen ihre ehemaligen Herren großen Edelmuth zu üben. Wie gerecht daher das den Gothen ertheilte Lob seyn mag, so erhellt doch selbst aus diesem Lobe, daß Rom der Schauplatz des Raubes, und seine Bewohner der Gegenstand derjenigen Mißhandlungen waren, die bei einer so verschiedenartigen Zusammensetzung des siegenden Heers leicht erwartet werden mögen. Während der Plünderung gerieth ein Theil der Stadt in Brand, und wiewohl dem Feuer durch die steinernen Gebäude bald Einhalt geschehen mochte, verbreiteten doch die zahlreichen Flüchtlinge, die hinter ihrem Rücken den Rauch hatten aufsteigen sehen, über alle Länder die Kunde, die Hauptstadt der Welt liege völlig in Asche, und veranlaßten so die übertriebenen, von spätern Schriftstellern noch vergrößerten Aeußerungen einiger Kirchenväter, besonders des heiligen Hieronymus, als ob Rom von den Gothen gänzlich zerstört worden sey.

Aber schwerlich wäre ein Zeitraum von drei, höchstens von sechs Tagen hinreichend gewesen, eine solche Zerstörung zu vollenden. In so kurzer Frist verließ Alarich eine Stadt, an deren Besitz einst die Herrschaft der Welt geknüpft geschienen, und warf auf eine der Nachwelt unbegreifliche Weise eine Eroberung hin, nach welcher Hannibal und Mithridates vergeblich getrachtet hatten. Indeß scheint weder leichtsinnige Wanderungslust noch lächerliche Furcht vor einem griechischen Kriegsheer, welches die Kirchenschriftsteller dem Honorius zu Hülfe ziehen lassen, sondern reife Ueberlegung den Abzug des gothischen Königs bestimmt zu

haben; sein Plan war unstreitig, Sizilien und Afrika zu erobern, um im Besitz Italiens, den ihm Niemand mehr streitig machen konnte, nicht zu verhungern: denn Italien, einst die Mutter vieler und zahlreicher freier Völker, war unter römischer Herrschaft allmählig unfähig geworden, seine abnehmende Bevölkerung zu ernähren. Der Ackerbau war auf den von Sklavenhorden bearbeiteten unermeßlichen Landgütern der Großen verfallen, und die prächtigen Landhäuser lagen theils in natürlichen theils in künstlichen Wüsten: wenn die Zufuhr aus Afrika oder Sizilien fehlte, hatten die Herren des fruchtbarsten Landes in Europa kein Brodt. Aber diese wohl durchdachte Unternehmung wurde erst durch einen Sturm unterbrachen, der die zur Ueberfahrt nach Sizilien bereitete Flotte zerstörte, und bald durch den Tod vereitelt, der den gothischen Helden in der Stadt Cosenza ohnweit der sizilischen Meerenge überraschte. Der kleine Fluß Busento (welchen Jornandes Arentin nennt,) ward die Grabstätte Alarichs und seiner Entwürfe. Mitten im Flußbette begruben ihn die Gothen, nachdem sie das Wasser von Gefangenen hatten ableiten lassen; zu ihm legten sie vieles Gut des geplünderten Roms. Darauf gaben sie dem Wasser seinen alten Lauf, und tödteten die Arbeiter, damit keiner die Stätte verriethe, wo Alarich mit seinen Schätzen begraben worden. Dies geschah in demselben Jahr, in welchem er als Sieger in Rom eingezogen war.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Zug der Westgothen unter Adolf nach Gallien und Spanien. Vertheilung Galliens.

Als Alarich begraben war, erhob das Volk der Westgothen dessen Schwager Adolf, einen Jüngling schöner Gestalt und hohen Geistes, zum Könige. Dieser gedachte anfangs die Plane seines Vorgängers fortzusetzen, schlug aber bald einen entgegen gesetzten Weg ein, und wurde aus einem Feinde ein Bundesgenosse der Römer. Der Geschichtschreiber Orosius hat uns eine merkwürdige Erklärung aufbewahrt, welche Adolf selbst einem vornehmen Bürger von Narbonne über seine Sinnesänderung gegeben, und welche dieser auf einer Pilgerreise zu Bethlehem dem heiligen Hieronymus in Beiseyn des Geschichtschreibers mitgetheilt hat. „Im vollen Vertrauen auf Kraft und Glück, habe Adolf gesagt, strebte ich einst darnach, den römischen Namen von der Erde zu vertilgen, auf dem Boden des römischen ein gothisches Reich zu errichten, und den Namen Adolf werden zu lassen, was der des Cäsar Augustus gewesen. Aber als die Erfahrung mich belehrt hatte, daß ein Staat ohne Gesetze nicht zu bestehen, und die Wildheit der Gothen keinen Gesetzen zu gehorchen vermöge, entschloß ich

mich, meinen Ruhm in dem Wiederaufbau und der Erweiterung der römischen Herrlichkeit durch die Kräfte der Gothen zu suchen, damit die Nachwelt den als einen Wiederhersteller preise, welcher keiner neuen Schöpfung oder Weltveränderung Begründer werden konnte." An diesem Entschluß scheint Weiberliebe einen bedeutenden Antheil gehabt zu haben. Plazidia, des Honorius Schwester, war bei einem der drei Besuche, welche die Gothen in Rom gemacht hatten, als Geisel oder Gefangene mit fortgeführt, jedoch stets mit Anstand behandelt worden. Ihre Schönheit, Geistesbildung, Tugend und hohes Geschlecht bewogen den gothischen König, sich mit ihr zu Forli zu vermählen, oder wie andre vermuthen, nur zu verloben, bis der Widerwille, den die Minister des Honorius gegen diese Verbindung der Kaisertochter mit einem barbarischen Fürsten bezeigten, überwunden seyn würde. Es war vorzüglich dieser Punkt, welcher den Abschluß der zwischen Honorius und Adolf angeknüpften Unterhandlungen erschwerte. Adolf bot die Räumung Italiens und seine Dienste gegen die Barbaren und Gegenkaiser an, welche die überalpischen Länder verheerten, Honorius aber wünschte, durch die Hand seiner Schwester den römischen Feldherrn Constanzius zu belohnen, der um diese Zeit den ersten und bedeutendsten seiner Feinde, den gallischen Gegenkaiser Constantin, überwunden und gefangen hatte.

Zwei Jahre nach Alarichs Tode, nachdem Adolf noch einmal in Rom gewesen, zog das gothische Heer, wie es scheint, in Folge eines vorläufigen Vertrags mit Honorius, aus dem verödeten Italien über die Alpen *). Mit den dortigen Ländern war es also beschaffen. Ein Theil des Völkerstroms, der vor sechs Jahren über den Rhein sich ergossen, war während des Kampfs der Anhänger des Honorius und Constantins durch die Pässe der Pyrenäen nach Spanien geleitet worden; Sweven, Wandalen und Alanen verlooften das Land, welches den Trajan und Theodosius hervorgebracht hatte. Die Römer waren uneinig und schwach, und die alten Einwohner wenig geneigt, Völkern zu widerstehen, deren Sitten mit den ihrigen viele Aehnlichkeit hatten. Also wohnten seitdem die Sweven unter ihrem Könige Hermanrich mit den Wandalen in dem nordwestlichen Lande Gallizien, welches das heutige Altcastilien in sich begriff; die Alanen unter Respendial in Lusitanien und Carthagena; der wandalische Stamm der Silinger aber in Bätica, welches von ihnen Wandalicien oder Andalusien genannt worden. Der König dieser Wandalen hieß Gunderich, der Sohn Godegisels, der am Rhein von den Franken erschlagen worden. Alle diese Fürsten scheinen sich mit dem Kaiser in Ravenna verglichen, und dem Schatten des Reichs einige Verehrung bezeigt zu haben. Die Menschen aber, die vor dem gewaltigen Einbruch in die Gebürge und Wälder geflohen waren, sammelten sich wieder zu ihren Hütten, und viele lernten es vorziehen, unter den Barbaren einer dürftigen Freiheit genießen, als unter dem Joche der Römer ein mit Abgaben belastetes Leben zu führen.

In Gallien aber erhob sich nach Constantins Fall als Gegenkaiser Jovinus. Dieser verband sich mit Goar, dem Könige der Alanen,

*) 412.

die nicht mit über die Pyrenäen gezogen waren; mit Gunthakar, dem Könige der Burgunder, der in der Gegend von Worms seinen Wohnsitz genommen; mit den Fürsten der Allemannen, die in dem Lande zwischen dem Rhein, dem Jura und den Vogesen herumzogen, und mit den Franken im rheinischen und belgischen Niederland. Constanzius aber wich zurück, als der solcher Macht nicht gewachsen war.

Unter diesen Umständen rückte Adolf im südlichen Gallien ein. Die fortdauernde Unentschiedenheit seiner Verhältnisse mit dem Hofe zu Ravenna bewog ihn anfangs, mit Jovin zu unterhandeln; als aber dieser sich zweideutig betrug, seinen Bruder Sebastian zum Nebenkaiser ernannte, und zuletzt den Todfeind des Baltischen Hauses, den Gothen Sarus, der von Honorius beleidigt aus Ravenna gegangen war, in seine Dienste nahm, ließ Adolf dem Honorius die Köpfe seiner Gegner als Preis des Friedens und Bündnisses anbieten. Als dies angenommen ward, überwand und fing er den Jovin, und schickte ihn lebendig, von Sebastian aber das Haupt an den Kaiser. Den Sarus, der von achtzehn oder zwanzig seiner Gefährten begleitet dem Jovin zu Hülfe eilen wollte, umringte er mit zehntausend Mann, und erschlug ihn und die Seinen unedelmüthig im harten Verzweifelungskampfe. Aber der treulose Hof hielt auch diesmal nicht Wort, sondern verlangte von Neuem die Auslieferung der Plazidia. Da ward Adolf zornig, und griff viele Städte an, so dem Kaiser treu geblieben waren. Narbo und Tolosa wurden mit Gewalt genommen, Burdigala öffnete gutwillig die Thore, nur Massilia ward durch den tapfern Bonifaz glücklich vertheidigt. Darauf feierte Adolf mit großer Pracht seine Vermählung zu Narbonne. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er mit seiner Heirath auf die Genehmigung des Hofes zu Ravenna gewartet, oder daß Plazidia ihre Neigung zu dem heldenhaften Jüngling an die Laune ihres Bruders geknüpft hatte; aber die feierliche Kundmachung geschah erst, als die Hoffnung des Friedens gänzlich verschwunden war. Wir kennen die Feierlichkeiten dieser Vermählung, bei welcher gothische und römische Sitten vermischt erschienen, aus der Schilderung Olympiodors. Das Fest ward im Hause des Ingenuus, eines vornehmen Bürgers, begangen. Plazidia saß im Gewand und Schmuck einer Kaisertochter in einem prächtig gezierten Saale auf einem Thron, ihr zur linken Adolf in römischer Kleidung. Zum Hochzeitgeschenk gab er seiner Gemahlin funfzig schöne Knaben in seidnen Gewändern; jeder derselben trug zwei Becken, eins mit Goldstücken, das andere mit Edelsteinen, die Beute des eroberten Roms, in der Hand. Der abgesetzte Kaiser Attalus stimmte den Hochzeitsgesang an, und beide Völker, Gothen und Römer, überließen sich mit Fröhlichkeit den schönen Aussichten, zu welchen diese glückliche Verbindung berechtigte: denn Honorius hatte keine Kinder, und Adolf war ganz der Mann, das Erbrecht seiner Gemahlin zu vertreten und den verdunkelten Glanz des römischen Diadems zu erneuern.

Heraklea, ein Ort im heutigen Languedoc, der vom heiligen Aegidius den Namen St. Gilles erhalten, wurde eine Zeitlang Sitz dieses Hofes. Eine Inschrift des gothischen Pallastes, die sich daselbst bis auf neuere Zeiten erhalten,

bezeugt die Dankbarkeit des gallischen Volks für den Schutz, welchen die Gothen gegen die Wandalen gewährten, und der Beiname Flavius, welcher darin dem gothischen Fürsten gegeben wird, daß derselbe sich mehr und mehr römischen Sitten anschmiegte *).

Aber so sehr Plazidia bemüht seyn mochte, zwischen ihrem Bruder und Gatten einen beständigen Frieden zu Stande zu bringen, so hinderte doch Constanzius, unversöhnlich über den Verlust Plazidiens und der mit ihrem Besitz verknüpften Ansprüche, den Abschluß desselben. Er führte neues Kriegsvolk nach Gallien, und drängte die Gothen von der Küste allmählig gegen die Pyrenäen. Damals machte Adolf einen Versuch, den Attalus, der beständig seinem Lager gefolgt war, noch einmal als Gegenkaiser aufzustellen; aber der Versuch fand keinen Beifall, und der gothische König zog endlich nach Spanien, vielleicht in Folge eines Vergleiches mit dem Honorius, da Constanzius plötzlich nach Afrika geschickt worden war, um eine Empörung zu dämpfen. Barzellona, welches die Gothen überrumpelten, ward zu Adolfs Residenz und zur Hauptstadt seines neuen Reichs bestimmt; ein Sohn, welchen ihm Plazidia gebahr, erhielt bedeutungsvoll den Namen ihres Vaters Theodosius, und schien die Ansprüche der Gothen auf die Herrschaft über Spanien zu bekräftigen.

Aber der frühe Tod dieses Kindes, dessen Ueberreste in einem silbernen Sarge, in einer Kirche ohnweit Barzellona, beigesetzt wurden, war nur der Vorbote eines größern Unfalls. Adolf hatte unvorsichtiger Weise einen von den Anhängern des Sarus, Namens Dobbius, in seine Dienste genommen, einen Gothen verwegenen Muths, dessen Rachgefühl Adolf noch durch Spöttereien über seine kleine Gestalt reitzte. Dieser war es, der den Helden im Marstall seines Pallastes durch Meuchelmord tödtete; der sterbende Adolf hatte nur noch Zeit, seinem Bruder die Rückgabe Plazidiens und Frieden mit den Römern zu empfehlen. Indeß bemächtigte sich ein Fremdling und Todfeind des Hauses der Balten, Siegerich, ein Bruder des Sarus, des westgothischen Throns, und ließ sogleich an der Familie Adolfs seine wilde Rache aus. Die Kinder aus der ersten Ehe des Königs wurden dem Schutze des Bischofs Sigesar entrissen und umgebracht, und die Königin Plazidia gezwungen, unter einem Haufen gemeiner Gefangenen über zwölf römische Meilen zu Fuße vor dem Pferde des Barbaren einher zu gehen, der allem Anschein nach den Mord ihres Gemahls veranstaltet hatte.

*) Ataulpho. Flavio.
Potentissimo. Regi. Regum. Rectissimo.
Victori. Victorum. Invictissimo. Vandalicae.
Barbariei. Depulsori. Et. Caesareae. Placidiae.
Animae. Suae. Dominis. Suis. Clementissimis.
Anatilii. Narbonenses. Arecomici.
Optimis. Principibus. In. Palatio. Posuerunt.
Ob. Electam. A. Se. Heracleam. In. Regiae.
Majestatis. Sedem.

Am siebenten Tage seiner Herrschaft ward der Tyrann erschlagen, und Wallia, (wahrscheinlich Adolfs Bruder,) zum König gemacht. Dieser bezeigte sich anfänglich feindseelig gegen die Römer, zog längst der Seeküste hin, und traf in der Nähe der Meerenge von Cadix Anstalten, nach Afrika überzuschiffen, und diese getreidereiche Provinz zu erobern: denn Getreide war dasjenige, was den Gothen fehlte, was sie in allen Unterhandlungen von den Römern verlangten, und was diese trotz des besten Willens nur mit großen Schwierigkeiten verschaffen konnten, Umstände, durch welche die Schilderungen der Zeitgenossen von der gänzlichen Verheerung der ehemals fruchtbarsten Länder die größte Bestätigung erhalten. Aber die Unternehmung nach Afrika ward, wie die des Alarich nach Sizilien, durch einen Sturm, der die Flotte zerstörte, vereitelt, und das Meer seitdem von den Gothen als ein ihnen feindseeliges Element verabscheut. König Wallia sahe sich daher endlich genöthigt, den Anträgen des römischen Feldherrn Gehör zu geben, und Frieden zu schließen. Plazidia ward ihrem Bruder zurückgeschickt, und bald darauf mit Constanzius vermählt; die Gothen erhielten sechshundert tausend Maaß Weitzen, und Wallia machte sich anheischig, gegen Entschädigung in Gallien den eingewanderten Deutschen Spanien zu entreißen und unter römische Herrschaft zurückzustellen. Nachdem er dieses Versprechen wenigstens theilweise erfüllt, und in einem dreijährigen Kriege die Silinger ausgerottet, den König der Alanen erschlagen, und die Wandalen an die Seeküste, die Sweven in die Gebürge Galiziens gedrängt hatte, wurde ihm dem Versprechen gemäß die gallische Provinz Aquitanien übergeben. So geschah es, daß die Gothen, welche vor siebenhundert und neun und dreißig Jahren Pytheas an der Ostsee gesehen, und welche seitdem an der Weichsel und am schwarzen Meere gewohnt hatten, drei und vierzig Jahr nach ihrem Uebergange über die Donau, in dem schönen Lande zwischen der Garonne und Loire rechtmäßige Herren wurden *). Unter den beiden großen Städten Burdigala (Bordeaur) und Tolosa wählte sich Wallia die letztere zum Wohnsitz. Das Land Gothien, nachmals auch Septimanien und Languedoc genannt, wurde durch einen Theil des zunächst an den Pyrenäen liegenden Spaniens vergrößert, welcher von den darin vermischt wohnenden Gothen und Alanen, den Namen Gothalanien erhielt, woraus endlich Catalonien geworden. Diesen Anfang nahm das westgothische Königreich in Gallien und Spanien, unter den deutschen Staaten, die sich auf den Trümmern der Römerwelt erhoben haben, der älteste: die noch ältern Sweven- und Wandalenstaaten sind untergegangen. Es würden aber die Spanier auf dieses hohe Alter ihrer Monarchie ungleich hochmüthiger seyn, wenn die Jugendzeit derselben nicht durch die arianische Ketzerei befleckt gewesen wäre; die westgothischen Könige mit ihrem Volke glaubten nicht an die Gottheit des Sohns, und verloren darüber den Ruhm an die Franken, die erstgebohrnen Söhne der Christenheit begrüßt zu werden; erst Jahrhunderte nachher ist die in den

*) 419.

Augen ihrer rechtgläubigen Nachkommen unermeßliche Schmach der Ketzerei von ihnen genommen worden.

Kaiser Attalus, der bei Adolfs Tode seine letzte Stütze verloren hatte, schiffte sich ein, um nach irgend einem fernen Lande zu entfliehen, fiel aber den Römern in die Hände, und ward nach Ravenna gebracht. Hier wiederfuhr ihm dasselbe Schicksal, das er in den Tagen seines Glücks dem Honorius angedroht hatte: er wurde mit verstümmelter Hand nach einer der lipparischen Inseln verbannt, wo er sein unrühmliches Leben beschlossen hat.

Den Burgundern, die unter ihrem Könige Gunthakar am Rhein wohnten, räumte Constanzius, der statt des Honorius das Reich verwaltete, einen Theil Galliens bis an die Rhone ein, auf daß das alte Helvezien, welches nun lang schon wüste lag, wieder wie vor Alters eine Vormauer gegen wandernde Völker würde. Die weitere Ausbreitung der Franken über die Grenzen des Niederlands, ward wohl durch die innre Uneinigkeit ihrer verschiedenen Stämme mehr als durch die Waffen des römischen Feldherrn Castinus verhindert, der um diese Zeit siegreich mit ihnen gestritten haben soll.

Zu den Zeiten des westgothischen Einbruchs in Italien war Britannien von den Römern verlassen worden, weil in der Noth des Mutterlands die Legionen nicht länger zur Bewachung und Vertheidigung entfernter Provinzen entbehrt werden konnten. Das Beispiel des brittischen Freistaats, der sich nun durch eigene Kraft gegen die wilden Pikten und Caledonier, wie gegen die Anfälle der sächsischen Seeräuber vertheidigte, forderte wahrscheinlich die nordwestlichen Seeprovinzen Galliens zur Nachahmung auf. Armorika, welches heut Bretagne heißt, verjagte zur Zeit des Anmaaßers Constantin die römischen Obrigkeiten, und der rechtmäßige Kaiser Honorius mochte gern eine Freiheit bestätigen, die durch Losreißung von seinem Gegner entstanden war. Obwohl nun nach dem Fall des letztern die Seeprovinzen zur Rückkehr unter den Gehorsam des Kaisers eingeladen wurden, blieb doch ihr Verhältniß schwankend und ungewiß, bis an den Untergang des römischen und die Aufrichtung des fränkischen Reichs.

Also war Gallien unter Gothen, Burgunder, Franken und einen einheimischen Freistaat vertheilt. Sieben Provinzen im Süden, wo römische Herrschaft und Bildung zuerst und am dauerhaftesten Wurzel gefaßt hatten, wurden wie Trümmer aus dem allgemeinen Schiffbruche gerettet, und noch einige Jahre als unmittelbare Besitzungen dem Reiche erhalten. Honorius erklärte Arles, statt des verödeten und unbequem gelegenen Triers, zur Hauptstadt des übrig gebliebenen Galliens, und machte den merkwürdigen Versuch, das Land durch Wiederherstellung der unter seinen Vorgängern vernichteten Volksfreiheit zu retten. Alle Jahre sollten im August der prätorische Präfekt von Gallien, sieben Statthalter der Provinzen, ein Consular und sechs Präsidenten, die Obrigkeiten und Bischöfe von etwa sechzig Städten, und eine Anzahl Landbesitzer zu einem Landtage zusammen treten, um die kaiserlichen Gesetze zu erklären und bekannt zu machen, die Beschwerden und Wünsche des Volks zur öffentlichen Kunde zu bringen, das übermäßige oder

ungleiche Gewicht der Auflagen zu mindern, und über alles dasjenige zu berathschlagen, was zur Wiederherstellung der Ruhe und des Flors dieser Provinzen beitragen könnte. Aber das Rettungsmittel des römisch gewordenen Europas ward zu spät angewendet. Hätten Trajan oder Hadrian einen ähnlichen Gedanken, und nicht blos für eine sondern für jede Provinz gefaßt, so wäre vielleicht ein Geist des öffentlichen Lebens unter den Völkern wieder erweckt worden; aber in mehrhundertjähriger Knechtschaft war das Gefühl der Freiheit, der Keim des Lebens, verdorrt; das Geschenk der Verfassung wurde mit Gleichgültigkeit oder gar mit Widerwillen aufgenommen, und statt dem Kaiser zu danken fand sich das Volk durch eine Einrichtung beschwert, welche der Trägheit und Bequemlichkeit einige Anstrengungen zur Pflicht machte. So weit war das Geschlecht gesunken, daß es lieber in weichlicher Ruhe sein Unglück beklagen als durch irgend eine Kraftanwendung heilen wollte.

Aber die Fortdauer der römischen Gesetze und Einrichtungen blieb nicht blos auf diese sieben unmittelbaren Provinzen beschränkt. Alle germanischen Könige, besonders die Gothen, betrachteten sich weniger als Eroberer denn als Gäste und Bundesgenossen des Reichs, bewarben sich um den Ehrentitel „römischer Feldherr," und beherrschten ihre Länder gleichsam im Auftrage des Kaisers. So lang war die Macht bei Rom gewesen, daß selbst von denen, die sie zerstörten, dem Namen derselben noch Ehrfurcht bezeigt und gewissermaßen die Fortdauer gesichert ward. Die Römer und Provinzialen fuhren fort, nach ihrer bisherigen Weise zu leben, die Eroberer ehrten, nachdem sie einen Theil der Ländereien genommen *), das Eigenthum der übrigen, und da sie von Auflagen nichts wußten, hätten sich die von den Barbaren Unterjochten bei der Vergleichung mit dem Druck, den sie einst von den römischen Finanzbedienten erlitten hatten, vielleicht glücklich preisen können, wenn der Mensch nicht geneigt wäre, jede Veränderung seines Zustandes für ein Unglück zu halten.

*) Der Burgunder erhielt von Hof und Garten die Hälfte, vom angebauten Lande zwei Drittheile, von Sklaven ein Drittheil. Leg. Burg. §. 54. Wälder blieben gemeinschaftlich. Das Land selbst, das so durch Theilung erworben war, hieß Loos (sors) und das Recht darauf hospitalitas (Gastlichkeit.) Der Burgunder hieß der Hospes oder Gast des Römers, der Römer der des Burgunders.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die Wanderung der Wandalen *).

Als Constanzius und Honorius gestorben waren, und Plazidia im Namen ihres minderjährigen Sohns zweiter Ehe, Valentinians III, das Reich verwaltete, wurden die römischen Heere von zwei Feldherrn, Aetius und Bonifazius, befehligt, welche wegen ihrer Tapferkeit die letzten Römer genannt zu werden verdienen. Aber statt das sinkende Reich zu stützen, verschuldeten sie durch ihre Uneinigkeit den Verlust der wichtigen Provinz Afrika. Aetius, der dem Bonifazius die Statthalterschaft über dieselbe beneidete, machte der Kaiserin seine Treue verdächtig, und überredete sie endlich, die Wahrheit seiner Anklage durch die Abrufung des verrätherischen Comes zu erproben, der gewiß dem Befehl nicht gehorchen würde. Dieses wußte er wohl, denn er selbst hatte heimlich unter dem Scheine der Freundschaft an ihn geschrieben, er möge nicht kommen, wenn er nicht durch einen ungerechten Urtheilsspruch fallen wolle. Auf dieses beschloß Bonifazius, der Kaiserin den Gehorsam aufzukündigen. Da er sich aber zur Behauptung der Selbständigkeit zu schwach fühlte, schickte er an Gunderich und Giserich, die Könige der Wandalen, aus deren Volke seine Gemahlin war, und ließ sie einladen, zu ihm nach Afrika überzuschiffen, die Herrschaft dieses Landes mit ihm zu theilen und gegen den Angriff der Römer mit gemeinschaftlichen Kräften zu vertheidigen.

Die Wandalen, (deren Namen Tacitus unter den ältesten Benennungen der deutschen Völker [1]), Plinius aber unter den fünf germanischen Hauptstämmen anführt, — die Jornandes an den Küsten der Ostsee von den Gothen bezwingen läßt [2]), — nach deren Namen im Dio das schlesische Gebürge genannt ist [3]), — die (bei Capitolin) zur Zeit des markmannischen Kriegs nebst Markmannen, Quaden und Sarmaten aus Pannonien verjagt wurden, darauf von den Gothen am Flusse Maros geschlagen vom Kaiser Constantin Wohnsitze in Pannonien erflehten [4]), die endlich, während ihr Landsmann Stiliko das römische Reich verwaltete, über den Rhein nach Gallien und von da nach Spanien zogen und dessen südliche Gegenden, das von ihnen benannte Wandalicien oder Andalusien, in Besitz nahmen,) hatten eben damals ein vereintes Heer Römer und Gothen unter dem römischen Feldherrn Castinus überwunden, und sich der Städte Sevilla und Karthagena bemächtigt. Der Tod König Gunderichs, durch welchen die Herrschaft an Giserich kam, beförderte die Ausführung des Unternehmens, zu welchem Bonifazius einlud. Giserich oder Genserich ersetzte den Mangel ächter Geburt und körperlicher

*) 428 — 439. [1]) Germania 2. Quidam autem licentia vetustatis plures Deo ortos pluresque gentis appellationes Marsos, Gambrivios, Svevos, Vandalios adfirmant. [2]) Jornandes 14. Gothi Vandalos subjugantes suis applicuere victoriis. [3]) Dio LV. albis Vandalicis montibus profluens, (wofern nicht hier die Wenden gemeint werden.) [4]) Jornandes 43.

Wohlgestalt durch diejenige Eigenschaften, durch welche sich von jeher Völkerstürmer und Staatenbegründer ausgezeichnet haben. Wie der jüngere Welterschütterer Timur war er durch einen Sturz vom Pferde an einem Beine gelähmt; er sprach wenig, und verrieth nie das Geheimniß seiner weitsehenden Entwürfe; ein Verächter der Schwelgerei war er Sklave des Zorns und der Habsucht; er verstand es vortreflich, die Völker aufzureitzen, den Samen der Zwietracht unter sie zu streuen, sie durch gegenseitigen Haß zu verwirren und seinen Planen dienstbar zu machen. Von seiner Entschlossenheit gab er noch im Augenblicke seiner Abfahrt aus Spanien einen unzweifelhaften Beweis. Hermanrich, König der Sweven, gedachte das Land, welches die Wandalen nun verlassen hätten, in Besitz zu nehmen, und rückte mit Heeresmacht vor, ehe Giserich sein Volk eingeschifft hatte. Zwar ergriff er alsbald die Flucht, als er vernahm, daß Giserich umgewandt habe und gegen ihn ziehe; er ward aber bei Merida eingeholt, geschlagen, und fliehend von den Wellen des Guadiana verschlungen.

Jetzt erst bewerkstelligte Giserich die Einschiffung seines Heers auf Fahrzeugen, welche theils Bonifazius geschickt, theils die Spanier, durch den Wunsch angetrieben, ihrer Gäste erledigt zu werden, hergegeben hatten *). Die Zahl aller Köpfe belief sich nicht höher als auf achtzig tausend Mann; das Herbeiströmen gothischer und spanischer Abentheurer erklärt das anscheinende Mißverhältniß, daß dennoch der streitbaren Männer allein gegen funfzigtausend gezählt wurden. Aber die Macht Giserichs ward bald nach seiner Landung durch die alten Einwohner des Landes, die Mauritanier oder Mauren, besonders aber durch die Donatisten verstärkt, eine vom Hofe heftig verfolgte Kirchenparthei, der sich der arianische Giserich staatsklug sogleich als Befreier ankündigte.

Schon hatten die Wandalen von den ihnen versprochenen Landstrichen Besitz genommen, und durch ihre Ankunft und die heimlichen Anstalten ihres Königs das übrige Afrika mit unruhigen Bewegungen erfüllt, als ein treuer, von der Kaiserin an Bonifazius abgesandter Diener das unglückliche Mißverständniß entdeckte. Aber diese Entdeckung kam zu spät. Umsonst war es, daß der römische Feldherr augenblicklich zum Gehorsam seiner Gebieterin zurückkehrte, und den Wandalenkönig erst mit Güte, dann mit Gewalt zur Verlassung Afrikas zu bewegen suchte; er wurde in einer Schlacht besiegt und zum Rückzuge nach dem Hafenplatze Hippo genöthigt, der durch seinen Bischof, den h. Augustinus, mehr als durch die alten Könige Numidiens, die daselbst ihren Wohnsitz gehabt hatten, berühmt ist. Die Belagerung dauerte über vierzehn Monate, und dem großen Kirchenlehrer ward durch seinen rechtzeitigen, während derselben erfolgten Tod der Kummer erspart, den Einzug der ketzerischen Wandalen und den Untergang der von ihm wiederhergestellten afrikanischen Kirche zu sehen. Da die See offen war, setzte Plazidia durch eine ansehnliche, von morgenländischem Kriegsvolk verstärkte Macht den Bonifazius in den Stand, noch eine Schlacht gegen die Wandalen zu wagen; er verlor sie, und entschied durch die gleich

*) 429.

darauf beschloßne Räumung der Festung Afrikas Schicksal.

Denn wiewohl der Thron des wandalischen Eroberers unter innern Unruhen wankte, und Giserich, durch die gerechten Ansprüche der Söhne seines verstorbenen Bruders Gunderichs bedroht, zu einem Scheinfrieden mit Rom genöthigt ward, in welchem er sich mit einem Theile der eroberten Provinz zu begnügen versprach, so ließ er doch acht Jahre nach des Bonifazius Abzug die Hauptstadt Afrikas, das vor Alters handels- und kriegsmächtige, von Scipio zerstörte, von August wieder hergestellte Karthago überrumpeln, und begründete durch ihren Besitz die Sicherheit und Dauer seines wandalischen Reichs. Afrikas fruchtbare Seeküste, heut zu Tage das Eigenthum der frechen Räuber, von denen die mächtigsten Völker der Christenheit sich höhnen lassen, war also in einer Ausdehnung von neunzig Tagereisen der Wohnsitz eines deutschen Volks geworden, welches seit seinem ersten Erscheinen an den Ufern der Ostsee, endlich an Lybiens Grenzen erblickt wird. Aber barbarische Grausamkeit und Treulosigkeit befleckte den Character des Königs, und die Unschuld des wandalischen Volks ward bald durch die Schwelgerei und die einheimischen Laster der höchst verderbten Provinz verführt; zugleich machte die Wuth, womit der arianische Hof die Katholiken verfolgte, dieses blühende Land zu einem Schauplatze mannigfaltiger Greuel.

Indeß breitete Giserich in wenig Jahren seine Herrschaft über das Mittelmeer aus. Die Sandwüsten, die sein lang gestrecktes Gebiet im Süden begrenzten, konnten seine Eroberungslust nicht reitzen, er warf daher seine Blicke auf das Meer, uud schuf eine Seemacht, welche fünfhundert Jahr nach Karthagos Fall erfolglos die Eroberungen machte, an welchen die Königin der Meere gescheitert war, Sizilien, Sardinien und Corsika unterwarf, und zuletzt eine späte und grausame Rache von Afrikas Küsten an die Gestade der Tiber hinüberführte.

Es ist aber nach Prokops Nachrichten *) nicht das ganze Volk der Wandalen gen Westen gezogen, sondern mehrere Stämme sind in ihren östlichen Wohnsitzen zurückgeblieben; jene Wanderer waren, wie es scheint, Gefolge, welche hinter ihren Kriegsfürsten aus dem Geschlechte der Silinger und Asdinger Abentheuer aufsuchten. Als nun diese Zurückgebliebenen von der Macht und dem Reichthum höreten, den jene erworben, schickten sie Gesandte nach Afrika, und ließen die völlige Abtretung des von den Ausgewanderten verlaßnen Grundeigenthums nachsuchen, damit sie dasselbe gegen den Feind mit Leib und Leben vertheidigen möchten. Giserich und die übrigen Wandalen zeigten sich bereit, dieser Forderung zu genügen; da trat ein Greis, durch Weisheit und Geburt ausgezeichnet, auf, und sprach, wie in menschlichen Dingen nichts beständig, das Gegenwärtige unsicher sey, und das Zukünftige keine Möglichkeit ausschließe. Auf dieses wurden die Gesandten unverrichteter Sache entlassen, obwohl

*) Procop. de bello Vandal. I. 22.

die meisten der Wandalen die geäußerte Besorgniß verlachten, die von dem Erfolge so sehr gerechtfertigt ward. Uebrigens sind die im Vaterlande gebliebenen Wandalen bald nachher unter den einwandernden Wenden vergangen, welche daher im Latein des Mittelalters häufig selbst Wandalen genannt werden. Noch jetzt werden die Namen Wenden und Wandalen in den Titeln einiger Könige und Fürsten verwechselt.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Der Völkerzug des Attila.

Zwanzig Jahr nach Afrikas Eroberung entstand auf Veranlassung der Wandalen für ganz Europa Gefahr, eine Beute der Hunnen zu werden, und für die Römer Gelegenheit, noch kurz vor ihrem Untergange das viele Böse, welches sie der Welt gethan, durch einen großen Rettungskampf zu versöhnen.

König Giserich nehmlich, der je älter je grausamer ward, warf Verdacht auf seine Schwiegertochter, daß sie ihn vergiften wollen, um eher Königin zu werden, ließ ihr Nase und Ohren abschneiden, und schickte sie so ihrem Vater, dem westgothischen Könige Theoderich, Wallias Nachfolger, nach Toulouse zurück. Seitdem fürchtete der Tyrann, der tödtlich beleidigte Vater möchte sich mit den Römern zum Rachkriege gegen ihn verbinden. Daher schickte er Boten mit Geschenken an Attila, König der Hunnen, und ließ ihn einladen, die beutereiche Westwelt zu überziehen.

Das Volk der Hunnen, welches den ersten Anstoß des großen Völkersturms gegeben, der über Europa dahin gerauscht war, hatte seitdem mit seinen Heerden ruhmlos an den Ufern der Donau geweidet. Aber in der Trennung der Stämme war das Schrecken, welches sie vor sich her gesendet, verschwunden; ihre Häupter dienten den Römern um Sold, bis Attila, der Sohn Mundzucks, durch den Tod seines Oheims Roas oder Rugilas zur Herrschaft gelangte *).

Dieser große Eroberer, den noch spätere Geschlechter eine Geißel Gottes genannt haben, entledigte sich durch Mord seines Bruders Bleda, der mit ihm gemeinschaftlich herrschen sollte, und unterwarf sich in wenig Jahren alle Stämme der Hunnen, dann die germanischen, slavischen und tartarischen Völkerschaften, die im Verfall der hunnischen Macht allmählig ihre Unabhängigkeit wieder gewonnen hatten. Er wird ein König Germaniens und Scythiens genannt, denn vom kaspischen Meer bis an den Rhein zogen nach und nach zahllose Völker zu seinen Fahnen; aber es würde vergebliche Mühe seyn, die Grenzen dieses

*) 428.

Reichs, die dem Herrscher selbst nicht bekannt seyn konnten, bestimmen zu wollen. Es war eigentlich nicht ein Reich, sondern ein großer Waffenverein kriegerischer Völker, deren eben so viele sein Ruhm und sein Glück angelockt als sein Schwerdt unterjocht haben mochte. Dieses Schwerdt, welches ein Hirt auf einer Steppe Scythiens gefunden, und dem König gebracht hatte, ward für das Schwerdt des Kriegsgotts und für unüberwindlich gehalten: nach der ruhmlosen Bezwingung unbekannter Länder im Osten und Norden bewährte Attila diesen Glauben durch eine Reihe von Siegen, die er gegen die Römer von Constantinopel erfocht, auch für die südliche Welt. Er überschritt die Donau, und verheerte die ganze Breite des ungeheuren Landstrichs, der sich vom schwarzen bis zum adriatischen Meere hindehnt. Die meisten der alten Städte dieser einst herrlich angebauten Erdgegend, unter ihnen Sirmium, Singidunum, Sardica, Naissus ꝛc., sind damals wüste geworden, hunderttausende von Gefangenen in hunnische Knechtschaft geschleppt worden. Kaiser Theodosius II. zitterte hinter den durch ein Erdbeben zertrümmerten Mauern von Constantinopel, und erkaufte durch Abtretung der südlichen Donauländer bis an die Grenzen Thraziens und einen jährlichen Tribut von zweitausend Pfund Goldes einen schimpflichen Frieden.

In einer Ebene des heutigen Oberungarns, zwischen der Donau, der Theiß und den karpathischen Gebürgen, mitten in einem großen Dorfe, zu welchem allmählig sein Lager sich gestaltet hatte, stand der Pallast des Völkerbeherrschers, von Holz wie die übrigen Gebäude, aber ausgezeichnet durch seinen weiten Raum, seine Höfe und Hallen, und von einem mit Thürmen besetzten Pfahlwerk umgeben. Hier empfing Attila die Gesandten des Hofes von Constantinopel, unter denen Priskus diese Geschichten beschrieben. Abend- und Morgenland, deutsches und hunnisches Wesen erschienen an diesem Hofe in wunderbarer Mischung. Neben der hunnischen herrschte die gothische Sprache; Walamir, der Ostgothe, und Ardarich, der Gepide, saßen im Rathe des Königs. Seiner Gemahlinnen waren mehrere, nach asiatischer Weise, aber diese Frauen waren nicht von argwöhnischer Eifersucht zu immerwährendem Gefängniß verdammt, sondern empfingen und bewirtheten die Fremden in ihren mit römischen Kostbarkeiten verzierten Gemächern. Attila selbst gab den Gesandten ein prunkvolles Gastmahl. Die Krieger, die ihn umgaben, hatten schmuckreiche Kleider und Waffen, und speisten, wie die Gesandten, auf goldenen und silbernen Schüsseln künstlich bereitete Gerichte; aber der Gebieter, vor dessen furchtbarem Blick sie zitterten, trug schlechte Kleidung, ward mit hölzernen Gefäßen bedient, aß nichts als Fleisch, und verschmähte nach Weise des Volks sogar die Leckerei des Brodts. Seine Gesichtsbildung war die eines Hunnen, aber sein Geist durchschaute und verspottete die Schwäche wie die Arglist des byzantinischen Roms. Als der Abend kam, traten Sänger herein, und sangen von den Thaten der Helden, daß Greise bei der Erinnerung Thränen vergossen, und Jünglinge von Begier zu kämpfen entbrannten. Wie an den Höfen des spätern Mittelalters ergötzte nach Beendigung des Gesangs und Saitenspiels

ein Narr die Versammlung; aber Attila entfaltete seinen majestätischen Ernst nicht eher zu einem freundlichen Lächeln, als bis sein jüngster Sohn, Irnac, hereingeführt ward, von dem er, wie einer der Anwesenden dem Priskus vertraute, einem Seherspruche zu Folge die Fortdauer seines Stammes erwartete.

Attilas Lager war der Zufluchtsort von Helden und Abentheurern. Aetius, der nachmals Europa vor den Hunnen gerettet, war in frühern Jahren zweimal unter ihnen als Flüchtling, und vielleicht Attilas Waffengefährte; Orestes, dessen Sohn nachmals zu Rom Kaiser geworden, und Eddekon, Vater des ersten barbarischen Königs von Italien, waren Attilas Diener. Wenn er einen der Seinigen belohnen wollte, schickte er ihn nach Constantinopel als Botschafter mit Anweisung auf große Geschenke, die ihm dort gemacht werden mußten. Ein großer Theil des Frevels, den die Gesandten des alten Roms an freien Völkern und Königen verübt haben, ist damals gegen den Schwächling Theodosius II. vergolten worden: als endlich dessen Minister, der Verschnittene Chrysaphius, einen Versuch machte, sich des Uebermüthigen durch bestellten Meuchelmord zu entledigen, der Anschlag aber mißlang, ließ Attila dem Kaiser das Verbrechen, worein er gewilligt, durch eigne Gesandte verweisen, und sich die Begnadigung des Ministers durch reiche Geschenke abkaufen.

Dieser Unwiderstehliche war es, welcher von Giserich angeregt ward, das Abendland zu überziehen. Zu derselben Zeit ward ihm noch anders woher ein unerwarteter Anreiz. Honoria, Plazidiens Tochter, die zur Strafe verbotener Liebeshändel von ihrem Bruder, Kaiser Valentinian III. nach Constantinopel geschickt worden war, wo sie in Gesellschaft der frommen Schwester des Kaisers Theodosius II. Pulcheria, widerwillige Keuschheit üben mußte, gerieth auf den außerordentlichen Gedanken, sich durch eine Vermählung mit dem Könige der Hunnen aus ihrem verdrießlichen Kerker zu befreien. In dieser Absicht schickte sie ihm durch einen treuen Verschnittenen einen Ring, und ließ ihn einladen, um ihre Hand, und mit derselben um die Herrschaft des Abendlands zu werben. Attila nahm diesen Antrag an, und setzte den abendländischen Hof durch die Forderung in Erstaunen, ihm die Prinzessin zur Gemahlin und zugleich die Hälfte des Reichs, als das ihr entzogene väterliche Erbe, zur Mitgift zu geben. Er erhielt aber zur Antwort, daß Honoria keine solche Ansprüche habe, weil das römische Reich nur Männern nicht Weibern gehöre; auch könne ihm ihre Hand nicht gegeben werden, weil dieselbe schon an einen andern gegeben sey. Die unglückliche Fürstentochter scheint nehmlich nach Entdeckung ihres Plans von Constantinopel mit Abscheu angesehen und nach Rom geschickt worden zu seyn, wo man sie, vermuthlich dem Namen nach, mit einem unbekannten Manne vermählt in engem Gewahrsam hielt: denn Attila ließ durch wiederholte Gesandschaften erklären, daß sie nichts unwürdiges begangen habe, sich dem zu verloben, der vom Kaiser Tribut zu fordern berechtigt sey.

Aber auch die Fortzahlung dieses Tributs ward ihm damals von Marzian, der auf Theodosius II gefolgt war, nach altrömischer Weise verweigert. Gold habe der Kaiser, sprach sein

Gesandter, nur für seine Freunde, dagegen Eisen für seine Feinde. Nach dieser Beleidigung hätte man erwarten sollen, daß Attila seine Waffen gegen die so oft verhöhnten griechischen Römer wenden würde; aber sey es, daß die Festigkeit ihrer Hauptstadt ihn bedenklich machte, oder daß das Bündniß mit den Wandalen und die Ansprüche, die er durch Honorias Besitz zu erwerben hoffte, ihn bestimmten: er verschob die an Constantinopel zu nehmende Rache, und führte das Aufgebot seiner zahlreichen Völker gegen Westen. Seiner Krieger sollen über eine halbe Million gewesen seyn. Dies ist der größte Heereszug, der aus Osten über den Rücken des alten Europas gegangen; eine an Zahl vielleicht nicht geringere, an Waffen und Kriegskunst weit überlegene Macht, die dreizehnhundert und ein und sechzig Jahre nachher in entgegengesetzter Richtung gegen Osten gezogen, hat Scythien so wenig als Attila Gallien bezwungen, ist aber schmachvoller untergegangen.

Als Attila mit den Königen der Ostgothen, Gepiden, Heruler, Rugier, Scyrren, Neuren, Bastarnen und anderer Völker des Ostens die Donau hinauf gegen Gallien zog*), fand er die Germanen, die seit Marbods Zeiten den römischen Grenzen gefährlich gewesen waren, zu gleichem Vorrücken bereit: die Markmannen, Quaden und Sweven traten unter seine Fahnen. Darauf ward in der Gegend, wo der Rhein mit dem Neckar zusammen fließt, das hunnische Heer durch fränkische Schaaren verstärkt. Es herrschten nehmlich über das Volk der Franken am Niederrhein zwei uneinige Brüder, die Söhne Chlodios, welcher das Gebiet der Franken bis an die Somme ausgedehnt und Cambrai erobert hatte, von Aetius aber geschlagen worden war. Dieser und sein Vater Pharamund, der ums Jahr 420 aus dem innern Germanien zu den rheinischen Franken eingewandert zu seyn scheint, sind die ersten der langhaarigen Könige der Franken, deren Namen von der Geschichte genannt werden. Von den Brüdern aber, welche zur Hunnenzeit um die Herrschaft stritten, ward der jüngere endlich vertrieben und floh nach Rom zum Kaiser, wo der Geschichtschreiber Priskus ihn gesehen, und sein langes, über die Schultern fallendes Haar bemerkt hat. Dagegen wandte sich der ältere an Attila um Hülfe, und der König der Hunnen ergriff mit Begier ein Bündniß, welches seinen Absichten auf das Abendland so förderlich schien.

Mit diesem aber war es damals also beschaffen. Plazidia lebte nicht mehr; für ihren Sohn Kaiser Valentinian III. verwaltete der tapfere Patrizier Aetius das Reich, und machte den Flecken seiner frühern Jahre durch ruhmvolle Thaten und staatskluge Einrichtungen vergessen. Den Burgundern erweiterte er das Gebiet am Fuße der Alpen, welches ihnen schon Constanzius eingeräumt hatte, damit die Eingänge Galliens und Italiens von ihnen, wie einst von den alten Helveziern, bewacht würden; die hochmüthigen Franken demüthigte er durch eine Niederlage, die ihnen einen Theil des belgischen Niederlands entriß; den Alanen gab er einen Landstrich an der Loire mit Verpflichtung zum Kriegsdienst, und die Gothen in Toulouse, welche auf das ganze südliche Gallien Eroberungsplane machten, ließ er

*) Im Jahre 451.

gewähren, daß wenigstens unter seiner Anführung die Römer noch zu kämpfen verstanden.

Aber durch Attilas Ankunft gewann dieses alles eine andere Gestalt: die Römer und die in ihren Provinzen angesiedelten Deutschen mußten nun ihre Streitigkeiten enden, wenn sie nicht beide untergehen wollten. Diese natürliche Vereinigung suchte der listige Hunne durch Künste zu hindern, für welche glücklicher Weise Aetius zu viel, die Westgothen zu wenig Staatsklugheit besaßen. Ehe er nehmlich in Gallien einbrach, schickte er Botschaft gen Rom, und unterstützte sein früheres Gesuch um Honorias Hand durch das Anerbieten, die Länder, die er als deren Erbtheil begehrt hatte, ihren jetzigen unrechtmäßigen Besitzern zu entreißen. Er komme, schrieb er, als Freund des Reichs, um dasselbe von denen zu befreien, die seinen Boden widerrechtlich eingenommen hätten. Von jeher wären Hunnen und Gothen Feinde gewesen, wie Römer und Gothen; daher hoffe er in Bekämpfung des gemeinsamen Feindes freundlich unterstützt zu werden. Zu derselben Zeit schrieb er an den König Theoderich nach Toulouse: „Hunnen und Gothen könnten nur einen Zweck haben, den nehmlich, die Welt von Rom zu befreien; darum möge er sich, wenn er es wohl meine, mit ihm gegen die Römer vereinigen." Aber eine List, die in Jahrhunderten größerer Weisheit solche getäuscht hat, die sich für die Klügsten achteten, scheiterte an dem gefunden Menschenverstande des gothischen Königs. Darum, als der Kaiser ihm schrieb, „Römer und Gothen müßten jetzt zusammen halten gegen den Feind des menschlichen Geschlechts, der die ganze Welt in Knechtschaft zu stürzen bereit sey, der für recht halte, was ihm gut dünke, und sich nicht einmal die Mühe gebe, Scheingründe seines Verfahrens aufzusuchen; die Gothen sollten sich der alten Beleidigungen erinnern, und wie noth ihnen ein Bündniß mit den Römern sey, aus der Mühe abnehmen, die Attila sich gebe, dasselbe zu hintertreiben" — antwortete Theoderich: „Wie sehr der Hunne seiner Siege sich rühmt, verstehen es doch die Gothen auch, Uebermüthige zu strafen. Nie hat uns ein anderer Krieg schwer geschienen als ein ungerechter; unser Volk aber denket wie wir."

Darauf schickte der Kaiser zu den Burgundern im Lande der alten Helvezier, zu den Alanen an der Loire, zu den romanischen Franken in Belgien, zu den germanischen Franken am Rhein, zu einem Stamme der Sachsen, der an der Mündung der Loire, in der heutigen Vendee, zum Ackerbau angesiedelt war *), und zu den freien Bewohnern von Armorika. Allen diesen ließ er die gemeinsame Gefahr vorstellen, und alle diese versprachen ihm Hülfsvolk. Also vereinigten sich Römer, Gothen, Burgunder, Gallier, Franken und Sachsen mit einander gegen die Hunnen und ihre Bundesgenossen **).

*) Die Zeit dieser Ansiedelung ist unbekannt. Bereits in der Notitia Imperii, die unter der Regierung des Honorius angefertigt worden seyn mag, wird ein Theil der Küste des damaligen Galliens littus saxonicum genannt.

**) Die Namen bei Jornandes sind: Franci, Sarmatae, Armoritiani, Liti (Lacti), Burgundiones, Saxones, Riparioli, Breones (aus Rhätien), quondam milites Romani, tunc vero jam in numero Auxiliariorum exquisiti, aliaeque nonnullae jam celticae et germanicae nationes.

Diese aber gingen ohnweit der Neckarmündung auf einer Schiffbrücke über den Rhein. Gunthakar, König der Burgunder, der an einem der Pässe, die das Land Gallien verwahren, wider sie streiten wollte ward erschlagen, was von den Städten am Rhein, und in den belgischen Provinzen aus den vorigen Verwüstungen noch übrig war, namentlich Metz, Trier und Tongern, sank in Trümmer: die Hunnen glaubten, der Städte entbehren zu können.

Da erschrak Sangipan, der König der Alanen, die an der Loire in und bei Orleans wohnten, und sandte heimlich zu Attila und ließ ihm sagen, er wolle ihm Orleans übergeben, wenn ihm Schonung bewilligt würde. Aber Aetius, der den Anschlag erfuhr, entbot noch zu rechter Zeit den Verräther zu seinem Heer, und stellte ihn so, daß er wider Willen gegen Attila streiten mußte. Orleans ward mit neuen Werken und tapfern Vertheidigern versorgt. Den letztern sprach Bischof Anianus Muth und Ausdauer ein. Als nun die Mauern schon erschüttert, und die Vorstädte erobert waren, alles aber, was die Waffen nicht tragen konnte, auf den Knien lag, schickte Anianus, welcher ängstlich Tage und Stunden zählte, einen Vertrauten auf den Wall, um in die Ferne zu blicken. Zweimal kam er ohne Trost zurück, aber beim drittenmal meldete er, daß er am äußersten Gesichtskreise eine kleine Wolke entdeckt habe. Es ist Gottes Wille, rief der Bischof, und das ganze Volk wiederholte mit andächtigem Vertrauen den Ausruf. Wirklich waren es die Fahnen der Römer, Westgothen, und der mit ihnen vereinigten Völker, die unter des Aetius und Theoderich Anführung zum Entsatz von Orleans anrückten.

Attila aber wartete deren Ankunft nicht ab, sondern zog sich über die Seine nach Gegenden, wo er seine Reiterei besser zu brauchen hoffte. Die Gepiden mußten mit großem Verluste seinen Rückzug gegen die verfolgenden Franken decken. Als er nun die Catalaunischen Gefilde, da wo heut Chalons an der Marne ist, erreicht hatte, machte er Halt, das verbündete Heer zu erwarten.

Die weite von der Marne durchflossene Ebene wird durch mehrere Hügel unterbrochen. An dem bedeutendsten derselben trafen die Heere der Abendwelt auf die hunnische Macht. Den linken Flügel führte Aetius, den rechten Theoderich, in der Mitte zwischen Römern und Gothen war Sangipan, der verdächtige Alane, gestellt. Unermeßlich schien andrer Seits das Hunnenvolk; einen Flügel führte Ardarich, der Gepide; den andern Theodemir, Theoderich, Walamir, die Fürsten der Ostgothen. Attila stellte diese den Westgothen gegenüber, weil er meinte, Brüder stritten besser gegen Brüder. Also befleckten die Amaler die Ehre ihres Stamms durch Dienstbarkeit unter dem Hunnen; nur Walamir genoß, wie Ardarich, einige Gunst. Der übrige Haufe der Könige achtete, gemeinen Kriegern gleich, auf des Attila Wink, und gehorchte, zitternd und ohne Worte, seinem Befehl; er allein, der König der Könige, war um das Ganze bekümmert.

Diesmal aber bestürmten schwarze Ahnungen seine Seele. Die Hunnen hatte der Rückzug entmuthet, und die Wahrsager verkündeten Unglück; doch werde der Anführer der Feinde

ten Sieg mit dem Leben bezahlen. Da gedachte Attila, daß dem Aetius der Untergang bestimmt sey, und wollte um diesen Preis einen Unfall ertragen; denn er erkannte, daß das Reich auf dem einen beruhe.

Der Kampf begann an dem Hügel, dessen beide Heere sich zu bemächtigen strebten, und ward bald zur wüthenden Schlacht. Hundert und zwei und sechzigtausend, (nach andern noch mehr) sollen gefallen seyn; ein Bächlein, welches durch die Ebene rann, schwoll vom Blut zum reißenden Strom. Wohl muß das menschliche Geschlecht für seine Könige gebohren seyn, sagt Jornandes, da die Laune eines Einzigen in einem Augenblick Völker hinwegrafft, zu deren Erzeugung die Natur der Jahrhunderte bedurfte! Aber Römer und Gothen fochten für die Sache der Menschheit. Was wäre Europa unter dem Stecken des Kalmücken geworden?

In dieser Schlacht ward König Theoderich, als er die Seinigen ermunterte, durch eine ostgothische Lanze vom Pferde geworfen und unter den Hufen der Rosse zertreten. Torismund unwissend, daß er gefallen, rächte den Vater durch Sieg. Nach unermeßlichem Verluste zog sich der Bezwinger Scythiens und Germaniens mit einbrechender Nacht in seine Wagenburg, und ließ unzählige Sättel aufhäufen, um, wenn er verfolgt würde, sie anzuzünden und im Feuer zu sterben; zugleich schreckte ein furchtbares Getöse von Waffen, Schlachthörnern und Menschenstimmen die zum Sturm anrückenden Sieger. Diese rathschlagten anfangs, die Hunnen durch Hunger zu zwingen; bald aber zogen die Gothen heim, wie es scheint, durch eignen Mangel genöthigt. Vorher hatten sie ihres Königs Leiche feierlich, vor Attilas Augen, mit Siegesgesang bestattet, und den tapfern Torismund auf einem glänzenden Schild zu seinem Nachfolger erhoben. Aetius selbst, erzählt Jornandes, rieth dem jungen Fürsten, sich zu Hause der Herrschaft zu versichern; der römische Feldherr habe den gänzlichen Untergang der Hunnen verhüten wollen, um sich ihrer im Nothfall gegen die Gothen, vielleicht wie vormals gegen den Kaiser selbst, zu bedienen. Attila aber, als er die Stille im Lager seiner Feinde gewahr ward, brach auf und zog mit der Geberde des Siegers über den Rhein.

Die verderbliche Staatskunst, die aus Mißtrauen gegen den Freund des ärgsten Feindes schonte, ward früh genug gestraft. Im folgenden Jahre erneuerte er seine Anforderungen, und wandte sich, als dieselben wiederum abgewiesen wurden, gegen Italien, welches von keinen Gothen vertheidigt ward. Drei Monate widerstand ihm das reiche und bevölkerte Aquileja; als es im vierten durch Sturm fiel, ward es von Grund aus zerstört; hundert Jahre nachher suchte man die Trümmer. Hierauf plünderte und beschädigte Attila, ohne sie ganz zu zerstören, viele uralte Städte, unter ihnen Verona, Bergamo, Brescia, Mailand, Pavia; in Mailand ließ er auf einem Gemälde, wo der Kaiser von ihm Tribut empfangend dargestellt war, seinen und des Kaisers Platz vertauschen; nach Ravenna zog er durch eine Oeffnung der Mauer, welche die Einwohner ihm zum Zeichen der Unterwürfigkeit hatten machen müssen. Damals, wo vor der Grausamkeit der Hunnen viele Bewohner des festen Landes auf die Inseln im adriatischen Meer entflohen,

ist der Grund des mächtigen Venedigs gelegt worden. Als nun Attila gegen Rom hinabzog, kam ihm, wo der Mincio sich in den See Benacus ergießt, der römische Bischof Leo, ein sehr alter Ehrfurcht gebietender Mann, von vielen Großen begleitet, entgegen. Seine Beredsamkeit und ansehnliches Lösegeld, das Heirathsgut der Honoria, welches geboten ward, befreieten Rom, und bewogen den Hunnenkönig zur Rückkehr. Krankheiten, von Italiens üppigen Genüssen erzeugt, hatten seine Schaaren verdünnt, und die Sage, daß der Apostel die heilige Stadt beschütze, verbunden mit der Erinnerung an Alarich, der kurze Zeit nach ihrer Erstürmung gestorben, mochte auf das abergläubige Gemüth des Hunnen ihre Wirkung nicht verfehlen Eine durch Raphaels Pinsel verherrlichte Legende, läßt des frommen Bischofs Beredsamkeit durch eine himmliche Erscheinung verstärkt werden. Die Apostel Petrus und Paulus schweben ihrem Nachfolger zur Seite und bedrohen den Attila, wenn er seinen Bitten Gehör versagen will. Attila verließ Italien, vom Raube der Städte und des Kaisers Schätzen belastet.

Doch redete er fortwährend von seinen Ansprüchen auf Honorias Hand. Als er aber im folgenden Jahr zu seinen vielen Weibern sich noch eine, die schöne Hildegund, zugelegt hatte, starb er in Hochzeitnacht, durch den Aufsprung einer Blutader getödtet. Im Traume dieser Nacht sahe Kaiser Marzian den Bogen Attilas zerbrochen. Die Hunnen setzten seinen Leichnam mitten in einer weiten Ebene unter ein seidenes Zelt, um welches, seine Thaten singend, die Reiterei umherzog. Das Volk beweinte seinen großen Führer nicht mit Thränen, sondern mit Blut; alle Leidtragenden schoren ihr Haupthaar und zerfetzten ihr Angesicht mit schmerzlichen Wunden. Darauf wurden sie von Ellak, Attilas Sohne, bewirthet. In derselben Nacht ward die Heldenleiche in drei Särge, erst in einen goldnen, darauf in einen silbernen, und zuletzt in einen eisernen gelegt, und mit großen Schätzen begraben, alle Arbeiter aber umgebracht, damit keiner Attilas Stätte verrathe.

Mit ihm verging sein Reich. Als seine zahlreichen Söhne die Macht theilten, deren Einheit er durch Brudermord erkauft hatte, rissen sich die Könige los, die ihr unterworfen waren. Gothen, Gepiden, Sweven, nach und nach alle andern, wurden frei. Zuerst fiel Ellak, der älteste und tapferste von Attilas Söhnen, nachmals die übrigen, auch Irnac, von dem er die Fortdauer seines Stamms gehofft. Welch Schauspiel für Constantinopel, als der Kopf eines der Söhne Attilas in der Rennbahn aufgesteckt ward! Attilas Pallast und das Land Dazien ward der Sitz eines Reichs, welches Ardarich, König der Gepiden, errichtete; die Ostgothen aber herrschten in Pannonien von Wien bis Sirmium; die Hunnen verschwanden.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Wanderung der Sachsen nach Britannien *).

Seit die römischen Kriegsvölker, welche Britannien besetzt gehalten, unter dem Kaiser Honorius zur Beschützung Italiens abgerufen worden waren, sahen sich die Britten des Joches erledigt, welches ihnen vor mehr als dreihundert Jahren aufgelegt worden war. Aber die lange Knechtschaft hatte sie des Genußes der Freiheit unfähig gemacht. Unter der Obhut fremder Söldner waren sie so unkriegerisch und weibisch geworden, daß der Abzug ihrer Unterjocher, den ihre Vorfahren vergeblich durch harten Kampf zu erzwingen versucht hatten, ihnen ein großes Unglück schien, weil daraus die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung für sie hervorging. Es waren nehmlich die nördlichen Theile der Insel nebst Irrland, unerreicht von den Waffen der Römer, der Wohnsitz freier celtischer Stämme geblieben und zugleich der Zufluchtsort derjenigen Britten geworden, welche den Gehorsam unter römischen Statthaltern nicht erlernen konnten. Diese verwilderten und kriegerischen Nachbarstämme der Pikten und Schotten, welche längst das römische Britannien durch ihre Streifzüge beunruhigt hatten, brachen nun in großen Schaaren in das offne Land, seit die große Mauer, die es deckte, keine Vertheidiger mehr hatte. Mehreremal wandten die wehrlosen Britten, deren junge Mannschaft überdies von den Gegenkaisern, die auf ihrer Insel den römischen Purpur angenommen hatten, nach dem festen Lande übergeführt worden war, sich um Hülfe nach Rom, und in in der That wurden ihnen zweimal römische Heerhaufen zugeschickt, die räuberischen Horden in ihre Grenzen zurückzuweisen. Aber als die Römer, in ihrer Heimath auf das äußerste gebracht, die Kosten so entfernter Unternehmungen nicht mehr bestreiten konnten, kündigten sie den Britten an, daß sie sich auf ihren Beistand keine weitere Rechnung zu machen hätten, ermahnten sie, selbst die Waffen zu ihrer Vertheidigung zu ergreifen, und die Freiheit, welche ihre Gebieter ihnen schenkten, durch eigne Tapferkeit zu beschützen. Damit sie aber die Insel mit besserm Anstande verlassen möchten, halfen sie vorher den Einwohnern die Mauer des Severus wieder aufbauen, und nahmen erst nach dieser letzten Dienstleistung Abschied von einem Lande, dessen besten Theil sie ins vierte Jahrhundert besessen hatten.

Aber die Mauer war ohne kräftige Vertheidiger eine schwache Schutzwehr. Daher nahmen die unglücklichen Britten zur Zeit, als der Patrizier Aetius den wankenden Namen des Reichs durch sein Heldenthum aufrecht erhielt, abermals ihre Zuflucht gen Rom. Das Schreiben, welches ihre Abgesandten daselbst überreichten, hatte die Aufschrift: Die Seufzer Britanniens **). „Von der einen Seite, sagten sie, jagen die Barbaren uns ins Meer, von

*) 449 nach Chr. **) Nach Beda libr. I. c. 13 et seq.

der andern wirft das Meer uns zu den Barbaren zurück, wir haben nur noch die unglückliche Wahl, ob wir durchs Schwerdt oder in den Wellen umkommen wollen." Aber Aetius war durch die Waffen des Attila viel zu sehr beschäftigt, als daß er auf die Klagen entfernter Hülfsbedürftigen hätte hören können.

Zu derselben Zeit war Vortigern, Fürst von Dumnonium, der angesehenste unter den Häuptern der brittischen Stämme. Dieser gab in der Noth seiner Landsleute den Rath, eine Gesandschaft nach Deutschland zu schicken, und die kriegerische Jugend des Volkes der Sachsen zum Beistande gegen die nördlichen Feinde der Britten aufzubieten.

Der Bund der Sachsen umfaßte damals die Völker des nördlichen Germaniens, welche in vorigen Zeiten Cimbern, Kauchen, Angrivarier, Cherusker und Fosen geheißen hatten *). Auch die Bewohner der cimbrischen Halbinsel werden theils als Nordalbingier, theils als Nordmänner, theils als Dänen, mehr oder weniger zu den Sachsen gezählt; desgleichen hielten sich zu diesem Bunde die Angeln und vermuthlich auch die Wariner, welche früher unter swevischen Völkern aufgezählt worden sind. Unter den gemeinschaftlichen Namen der Sachsen erwuchsen aber vornehmlich drei Hauptstämme: die Ostphalen durch ganz Niedersachsen und etwas weiter südlich, die Westphalen im heutigen Westphalen, und die Angarier oder Angrivarier, in der Mitte zwischen beiden längst der Weser im Herzogthum Engern und Westphalen. Daß diese Eintheilung schon vor der Wanderung nach Britannien statt fand, wird durch die Stiftung der sächsischen Königreiche Esser, (Ostsachsen) Wesser, (Westsachsen) und Middlesser (Mittelsachsen) bezeugt, deren Namen der vaterländischen Eintheilung getreulich nachgebildet waren. Schon zu den Zeiten römischer Größe waren die Kauchen durch ihre Seezüge das Schrecken der Strandbewohner, und die Sachsen, ihre Nachfolger, setzten im Verfall der römischen Macht diese Unternehmungen noch glücklicher fort. Wie das Kriegsgefolge der allemannischen und fränkischen Könige über den Rhein in Gallien einbrach, so durchschifften die sächsischen Abentheurer in Kähnen die Nordsee, und bereicherten sich durch Ausplünderung der belgischen, gallischen und brittischen Küsten, bis die brittische Gesandschaft ihnen die Aussicht zu einem dauerhafteren Glück eröffnete.

Damals genossen Hengist und Horsa, zwei Brüder aus dem Fürstenhause, welches seinen Ursprung von Odin ableitete, durch ihren Adel

*) Von der ersten Erwähnung der Sachsen beim Ptolemäus (ums Jahr 160 n. Chr.), und wie sie fast mit den Franken gleichzeitig als Feinde der römischen Küstenländer unter der Regierung des Kaisers Maximian aufgetreten, ist oben gehandelt worden. Auch bei den Sachsen gab es wie bei den Franken, uralte, in den Zeitbüchern aufbewahrte Sagen, (Wittichindi Annales I.) daß sie vormals im scythischen Asien gewohnt, mit den Macedoniern in Verbindung gestanden hätten, und in Schiffen am Ausfluß der Elbe gelandet wären. Odins Wanderungen hangen augenscheinlich mit diesen Sagen, welche natürlich nirgends einen Zeitpunkt bestimmten, zusammen. So deutet in der Ursprungsgeschichte der deutschen Völker alles auf wandernde Kriegsschaaren hin, die aus dem unbekannten Osten herangezogen seyn und theils das Land in Besitz genommen, theils die schon vorgefundenen Bewohner unterjocht haben müssen.

und ihre Tapferkeit eines vorzüglichen Ansehens unter den Sachsen. Diese beiden Kriegsfürsten waren es, welche der Einladung der Britten Gehör gaben, und mit einem Gefolge von sechzehnhundert Mann, in drei Schiffen als Freunde und Helfer nach Britannien zogen. Anfangs ward ihnen die kleine Insel Taneth an der Küste von Kent, und bald darauf ein Stück von der Küste selbst eingeräumt: denn da die Pikten und Schotten ihrer Tapferkeit nicht zu widerstehen vermochten, freuten sich die Britten des glücklichen Raths, der ihnen so mächtige Beschützer verschafft hatte, und glaubten ihre Dankbarkeit mit ihrem Vortheil zu verbinden, wenn sie denselben feste Wohnsitze in ihrer Nachbarschaft anwiesen. Diese Abtretung eines beträchtlichen Landstrichs an die Sachsen, welche als die Ursache aller nachmals über die Britten eingebrochenen Unfälle angesehen werden kann, wird von dem Chronisten Nennius ebenfalls als das Werk des Königs Vortigern vorgestellt. „Hengist hatte, erzählt derselbe, in einem der Kähne auch seine Tochter Rovene, eine sehr schöne und anmuthige Jungfrau mitgebracht. Als er nun dem Könige, seinen Kriegern und seinem Dollmetscher ein Gastmahl gab, mußte ihnen die Jungfrau den Wein und den Gerstentrank (sicera) reichen. Während sie also tranken, fuhr der Satan in Vortigerns Herz, daß es in die Jungfrau entbrannte; darum begehrte er sie durch seinen Dollmetscher von ihrem Vater und ließ ihm sagen: „alles was du von mir forderst, sollst du erhalten, wenn es gleich die Hälfte meines Reiches wäre! „Hengist aber, nachdem er mit seinen Aeltesten Rath gehalten, forderte die Landschaft, die in ihrer (der Sachsen) Sprache Kanthgwaraland, in der unsrigen Kent heißt."

Indeß erkannten Hengist und Horsa aus ihrem leichten Siege über die Pikten und Schotten, mit wie geringer Mühe sie die Britten selbst bezwingen würden, denen dergleichen Feinde so fürchterlich gewesen waren. Sie beschlossen daher, für ihren eignen Vortheil zu fechten, und schickten Botschaft an ihre Landsleute nach Sachsen, wie das Land reich und fruchtbar, das Volk aber unkriegerisch und uneinig sey, die Eroberung des ganzen Landes ihnen daher nicht fehlen könne, wenn sie in genugsamer Anzahl dieselbe versuchten. Auf dieses kamen aus Sachsenland fünftausend Mann in siebzehn Schiffen. Als nun die Britten über die Absichten ihrer Bundesgenossen Verdacht schöpften, kam es zwischen beiden Partheien zu blutigen Händeln. Die Sachsen verbanden sich mit den Pikten und Schotten, die Britten aber, durch diese Treulosigkeit ihrer vermeinten Helfer auf das äußerste erbittert, griffen zu den Waffen, und zeigten größern Muth, als ihre vorige Wehrlosigkeit hatte erwarten lassen. Sie setzten den unwürdigen Vortigern ab, und stellten seinen Sohn Vortimer an ihre Spitze. Viele Schlachten wurden geschlagen, über deren Ausgang die brittischen und sächsischen Jahrbücher streiten, aber die Fortschritte der Sachsen erweisen ihre Ueberlegenheit oder ihr Glück. Als in einer dieser Schlachten Horsa erschlagen worden, fiel die Anführung dem Hengist allein zu. Dieser muthige Kriegsfürst, unaufhörlich durch frische Ankömmlinge aus Deutschland verstärkt, trug seine Waffen in die entferntesten Theile der

Insel, siedelte seine Landsleute in Northumberland an, und errichtete selbst das Königreich Kent, in dessen Hauptstadt Kanterbury er seinen Königsstuhl aufschlug. Solcher unabhängigen Throne wurden nach und nach sieben errichtet, deren Inhaber alle ihre Geschlechtsfolge von Odin herleiteten. Der Widerstand der Britten war lang und heftig. Noch nach hundert Jahren behaupteten sie die ganze Westküste von der Mauer Antonins bis zum äußersten Vorgebürge von Cornwall; auch die vornehmsten Städte waren noch in ihren Händen, das Grabmal des Königs Vortimer stand an der Küste als ein furchtbares Denkzeichen für die Sachsen, die er dreimal überwunden, und der Ruhm des Königs Arthus, eines der Fürsten, welche in diesen Zeiten des Untergangs das brittische Volk durch Siege wieder aufrichteten, ist von der Dichtung über den Ruhm vieler großen und glücklichen Könige erhöht worden. Endlich, als die Sachsen von allen Seiten ins Innre der Insel vorgedrungen waren, flüchteten die Britten jenseits der Saverne, in die Gebürge von Wales, und über die Meerenge nach dem westlichen Winkel von Armorika, welcher von ihnen den Namen Kleinbritannien oder Bretagne bekam, den er heute noch führt. Hier erhielt sich altbrittische Sprache und Sitte, während im eigentlichen Angellande, (diesen Namen erhielt Britannien nach und nach von einem der deutschen Stämme, der sich bei der Eroberung vorzüglich thätig bewiesen hatte,) die sächsische zur herrschenden ward. Der heftige Widerstand, den die Britten leisteten, hatte die Folge, daß Britannien durch seine germanischen Eroberer eine größere Umwandelung als irgend eine andere der römischen Provinzen erfuhr. Die von den Römern eingeführte Religion, Sprache und Verfassung wurde verdrängt; die Ueberreste der Britten sanken in die Barbarei des celtischen Heidenthums zurück, und die Sachsen begannen ihre Herrschaft ohne die Beimischung und Nachbarschaft römischer Sitten, welche für die Eroberer Spaniens, Galliens und Italiens so einflußreich gewesen ist. Dergestalt ward aus dem römischen Britannien das deutsche Angelland, wo deutsche Sprache, Sitte und Verfassung so tiefe Wurzeln schlugen, daß anderthalbtausendjährige Absonderung vom Mutterlande und das Joch der französischen Normänner sie nicht haben ausrotten können. Der Stamm der Sprache ist deutsch, mehr noch der der Sitte und Verfassung; und während die germanische Freiheit in ihrem eignen Vaterlande verging, trug sie jenseits des Meers frische Blüthen und Früchte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Der Untergang des abendländischen Reichs *).

Nachdem Britannien und Afrika verloren, und der größte Theil von Spanien und Gallien an germanische Völker vertheilt war, beschränkte sich der Umfang des Reichs auf Italien, das südliche Gallien und einen Theil der illyrischen Länder; auch die armorikischen und einige spanische Provinzen erkannten noch einen Schatten von römischer Herrschaft. Mit weit geringern Besitzungen waren einst die Besieger Hannibals das größte Volk der Erde gewesen; aber seit dem Verlust der Freiheit, Tugend und Ehre, hatte Rom sein Bestehen nur auf Allherrschaft begründet, und war nun wie eine einsame Trümmer vergangener Herrlichkeit, wie ein Baum ohne Zweige.

In diesem Verfall der römischen Dinge geschah es, daß Kaiser Valentinian den Patrizier Aetius, der die Welt von den Hunnen errettet hatte, ihm aber verdächtig gemacht worden war, mit eigner Hand erschlug; eben so gut, nach der Bemerkung eines Römers, wie, wenn er mit dem linken Arm seinen rechten abgehauen hätte. Die Leibwache, deren Präfekt Aetius gewesen, murrte ob dieser That, der Kaiser selbst war durch Aberglauben, Ausschweifungen und Mangel kriegerischer Tugenden verächtlich. So gelang es dem Maximus, einem vornehmen Römer, dessen Gattin Valentinian gemißbraucht hatte, ihn auf dem Marsfelde mitten unter seinem Gefolge ermorden zu lassen, und an seiner Statt Kaiser zu werden **). Indem er aber die Wittwe des Ermordeten, die Kaiserin Eudoxia, zwang, sich mit ihm zu vermählen, reitzte er ihre doppelte Rache. Erbittert über den Tod ihres rechtmäßigen Gatten und die Schande ihrer zweiten Vermählung, schrieb sie nach Karthago an den König der Wandalen, und lud ihn ein, nach Rom zu kommen, und den Mord eines Fürsten zu strafen, welchem er den ruhigen Besitz Afrikas verdanke. Raubsucht hieß den Giserich dieser Einladung folgen, und wenige Wochen darauf erschien er mit einer wandalischen Flotte an der Mündung der Tiber. Auf diese Nachricht warfen die Römer den Maximus, den sie als den Urheber des bevorstehenden Unglücks ansahen, mit Steinen zu Tode, die angesehenen Bürger und Senatoren aber flohen in die sabinischen und tuskischen Gebürge. Am dritten Tage stand Giserich vor den Thoren des wehrlosen Roms. Bischof Leo, der zum zweitenmal einem barbarischen Sieger entgegen ging, erlangte durch seine Beredsamkeit die Zusage, daß das Volk geschont, die Gebäude nicht angezündet, und die Gefangenen nicht gemartert werden sollten. Sechshundert und sieben und funfzig Jahre nach der Schlacht bei Zama, die den Römern Afrika überliefert hatte, erwirkte ihr christlicher Bischof von dem deutschen Beherrscher Karthagos die Gnade, daß die Stadt nichts weiter als

*) 476 n. Chr. **) 455.

ausgeplündert ward. Vierzehn Tage lang hauseten die Wandalen in Rom, und luden unermeßliche Beute auf ihre Schiffe. Unter derselben befanden sich die Ueberreste des heidnischen und jüdischen Gottesdienstes, das von vergoldetem Erze verfertigte Dach des Kapitols und einige der heiligen Werkzeuge des jüdischen Tempels, welche Titus vor dreihundert und vier und achtzig Jahren von den Trümmern Jerusalems im Triumphe nach Rom gebracht hatte; das Schiff mit den erstern ward von den Wellen verschlungen, die jüdischen Heiligthümer aber wurden nachmals von Karthago nach Constantinopel und von da in eine der christlichen Kirchen zu Jerusalem gebracht, weil bemerkt worden war, daß ihre Gegenwart die Städte, in denen sie sich befänden, den Händen der Feinde überliefere *). Nebst vielen tausend Gefangenen beiderlei Geschlechts ward auch die Kaiserin Eudoxia, welche zu spät den Erfolg ihrer thörichten Rachsucht beweinte, mit ihren zwei Töchtern nach Karthago geführt.

Nach dieser Beschimpfung erholte sich das abendländische Reich nicht mehr; der Verlust Afrikas und die Seemacht der Wandalen war die tödliche Wunde, an der es verblutete. Italien, von der Natur zur Herrschaft des Mittelmeers bestimmt, ist nichts ohne Schiffe. Dem Namen nach herrschte eine Reihe Schattenkaiser, die Macht war bei den Anführern des Kriegsvolks, welches unter dem Namen barbarischer Bundesgenossen meist aus Herulern, Rugiern, Alanen, Turcilingern, Scyrren und andern Ausländern bestand. Ricimer, ein Sweve, und nach ihm der Burgunder Gundobald, vergaben den römischen Thron, aber auch die Kaiser in Constantinopel mischten sich unglücklich in dessen Besetzung. Damals ging Spanien und das südliche Gallien meist an die Gothen verloren, im nördlichen Gallien und in Dalmazien behaupteten sich die Römer Aegidius und Marzellinus als unabhängige Kriegsfürsten. So groß war der Verfall, daß in Rom allmählig die Denkmäler der alten konsularischen und kaiserlichen Größe der Bausteine wegen abgebrochen wurden. Endlich als Ricimer gestorben war, und Orestes, ehemals Attilas Diener, jetzt Oberbefehlshaber der barbarischen Bundesgenossen, seinen Sohn Romulus Augustus, einen Knaben, den die Griechen Momyllus und die Römer spottweise Augustulus nannten, zum römischen Kaiser gemacht hatte, verlangte das Kriegsvolk ein Drittheil der Ländereien Italiens. Orestes, der die Gewährung weigerte, ward ermordet, der junge Kaiser abgesetzt, und Odoaker, ein Offizier rugischer Herkunft, welcher bald ein Fürst der Scyrren, bald der Turcilinger genannt wird, von seinen Landsleuten als König begrüßt. Dieser glückliche Kriegsmann hielt es für unnütz, den vermorschten Kaiserstuhl weiter zu besetzen; er bewilligte die Vertheilung der Ländereien und betrug sich als Herr, während der Augustus zu Constantinopel ein scheinbares Anrecht auf Rom dadurch bewahrte, daß er den Odoaker, den die Seinigen König nannten, als Patrizier und Stellvertreter der kaiserlichen Macht anerkannte.

*) Procopius de bello Vandal II. 9.

Also endigte zwölfhundert neun und zwanzig Jahr nach Erbauung der Stadt, fünfhundert und funfzehn nach der Schlacht bei Philippi, welche die Alleinherrschaft begründet hatte, im Jahr der christlichen Zeitrechnung 476 das Kaiserthum Rom auf eine ganz unscheinbare und des hohen Namens unwürdige Weise. Der große, von den Römern durchgeführte Versuch, Europa Asien gleich zu machen, und seine Völker in ein Weltreich zusammen zu schmelzen, hatte im Verfall des europäischen Menschengeschlechts seine Folgen bewährt; durch die Germanen ward die ursprüngliche Verfassung Europas, die Selbständigkeit der Völker und das Daseyn aus verbündeten Stämmen bestehender Staaten wieder hergestellt. Das wohlthätige Erbtheil aber, welches die Römer der Welt hinterließen, war die Vorstellung des Zusammenhangs und der Vereinigung unter einem gemeinsamen Zwecke, in welche die Völker eintraten, als sie auf dem Boden der alten Herrscherin einheimisch wurden. Wenn die Stämme der vorrömischen Zeit einander ganz fremd, wie die Völker der römischen Zeit dienstbare Knechte des Einen gewesen, so erkannten sich die der germanischen Zeit, getrennte Sprößlinge der deutschen Erde, durch die überkommene Erinnerung an Rom, durch die vorgefundene Erbschaft seiner Sprache und Religion in einer geistigen Einheit verbunden. Wenn aber das Reich der Römer die Welt durch sein Joch erdrückt hatte, so erwuchs dieses höhere und geistige Kaiserthum in den Händen der Deutschen zur Beschirmung der Freiheit.

Drittes Buch.

Vom Umsturz des abendländischen Kaiserthums bis zur Stiftung des Königreichs Deutschland.

Inhalt des dritten Buchs.

Erstes Kapitel. Uebersicht der deutschen Völker.

Zweites Kapitel. Die Begründung des fränkischen Reichs.

Drittes Kapitel. Chlodowichs Söhne erobern Thüringen und Burgund.

Viertes Kapitel. Die ostgothischen Geschichten.

Fünftes Kapitel. Die longobardischen Geschichten.

Sechstes Kapitel. Anfänge des Papst- und Mönchthums.

Siebentes Kapitel. Die baierschen Geschichten.

Achtes Kapitel. Die fränkische Verfassung.

Neuntes Kapitel. Die Gesetze der Salier.

Zehntes Kapitel. Die Mervinger.

Eilftes Kapitel. Die ripuarischen, bojoarischen und allemannischen Gesetze.

Zwölftes Kapitel. Verfall der Mervinger und Wachsthum der Pipiniden.

Dreizehntes Kapitel. Verbreitung des Christenthums unter den deutschen Völkern.

Vierzehntes Kapitel. Der heilige Bonifazius.

Funfzehntes Kapitel. Karl Martell und seine Söhne.

Sechzehntes Kapitel. Pipin König der Franken.

Siebzehntes Kapitel. Die europäischen Verhältnisse bei Karls des Großen Thronbesteigung.

Achtzehntes Kapitel. Karls erste Kriege wider die Sachsen.

Neunzehntes Kapitel. Karls Krieg wider die Longobarden.

Zwanzigstes Kapitel. Karls baierscher und avarischer Krieg.

Ein und zwanzigstes Kapitel. Die Wiederaufrichtung des abendländischen Kaiserthrons.

Zwei und zwanzigstes Kapitel. Karls Kriege mit den Slaven und Normännern.

Drei und zwanzigstes Kapitel. Karls Regierungsweise, Charakter und Tod.

Vier und zwanzigstes Kapitel. Kaiser Ludwig der Fromme.

Fünf und zwanzigstes Kapitel. Bruderkrieg der Söhne Ludwigs und Theilung des Reichs.

Erstes Kapitel.

Uebersicht der deutschen Völker.

Odoaker, Fürst der Turcilinger, herrschte zu Rom an der Spitze herulischer, rugischer und scyrrischer Kriegsvölker über Italien. Die Stadt, die so viele Völker bezwungen und ausgerottet hatte, diente nun germanischen Schaaren, deren Ursprung dunkel von den Küsten der Ostsee abgeleitet wird; aber Odoaker ließ Roms Verfassung, Obrigkeiten und Gesetze bestehen, und milderte die unerlaßlichen Drangsale, die mit der Ansiedelung seines Kriegsvolks in ein Drittheil des römischen Grundeigenthums verbunden waren, durch Menschlichkeit gegen die Ueberwundenen und durch Strenge gegen die Sieger. Wie alle germanischen Christen war er in dem Glauben der Arianer erzogen, der den Römern ein Greuel schien; aber er ahmte dem Beispiel der verfolgungssüchtigen Kaiser nicht nach, und das Stillschweigen der Katholiken beweist, daß sie seiner Duldung und seines Schutzes genossen. Indeß lag schon lang ein großer Theil Italiens öde; ehe noch durch Krieg, Hungersnoth und Pest, die Bevölkerung erschöpft worden war, hatten bereits die unermeßlichen Landgüter der römischen Großen, in welche allmählig alles Eigenthum der alten Freien zusammenfloß, den innern Wohlstand vernichtet, auf welchem die Stärke der Völker, und die Möglichkeit, erlittene Verluste zu ersetzen, beruht. In stetem Zuge waren alle großen und wohlhabenden Familien des Landes nach Rom gewandert, und durch dessen verdorbene Sitten zu Grunde gerichtet worden. Der Ackerbau verlor seinen Reitz, je mehr die freien Leute abnahmen, je theurer seit dem Aufhören der siegreichen Kriege der Sklavenankauf ward, und je mehr sich die Hauptstadt mit Getreide aus Sizilien und Afrika versorgte. So war lang vor dem Einbruch der Barbaren Rom selbst der Abgrund, der die Bevölkerung und den Wohlstand Italiens verschlang; auf dem Lande waren Sklaven, in den Städten ein dürftiger Pöbel übrig geblieben; ohne den Dazwischentritt der Barbaren möchte Italien gänzlich in sich selber verödet seyn.

Die Nordküste von Afrika ward von den seemächtigen Wandalen beherrscht, deren König, der gewaltige Giserich, ein Jahr nach des Kaiserthums Erlöschung, seinem Sohne

Hunnerich den Thron hinterließ, den er durch so viele Verbrechen befleckt hatte. Die Westküste Hispaniens gehörte den Sweven. Im übrigen Lande und über das westliche Gallien geboten die Westgothen, deren Könige Theoderich II. und Eurich die verwirrten Zeiten der letzten Kaiser benutzt hatten, den Ueberrest der römischen Herrschaft an sich zu reißen. Da wo heut das hohe und das niedere Burgund, wo Bern, Freiburg und Wallis, wo Savoyen, Delphinat und ein Theil der Provenze liegen, wohnten die Burgunder. Diese, als Attila ihren König Gunthakar erschlagen hatte, schickten zu den Westgothen, und holten von dort Gundioch, den Balten, zu ihrem Könige; dessen vier Söhne herrschten nun über die Burgunder, König Chilperich zu Genf, Godegisel zu Bisanz, Gundobald zu Lyon, Godemar zu Vienne. In Britannien kämpften die Angelsachsen mit den Eingebohrnen um den Besitz des Bodens. Pannonien und das östliche Donauland war unter Ostgothen, Gepiden, Longobarden, unter die zurückgebliebenen Stämme der Heruler, Rugier, Scyrren, Turcilinger, und andere Völkerschaften vertheilt, die einst den Fahnen Attilas gefolgt, und durch den Tod dieses Eroberers frei geworden waren. Besonders ward das Gebiet der Rugier an der Morava durch den Namen Rugiland unterschieden. Diese ausgewanderten germanischen Völker waren (mit Ausnahme der brittischen Sachsen,) schon Christen, aber die nähern Umstände ihrer Bekehrung sind unbekannt. Von den Burgundern allein giebt der Kirchenschriftsteller Sokrates die dunkle Nachricht *), sie hätten sich zur Zeit der hunnischen Bedrängniß zu dem Gott der Römer gewendet, und in einer (ungenannten) Stadt Galliens von einem frommen Bischof nach siebentägigem Fasten und Unterricht die Taufe erhalten. Aber der wohlthätige Einfluß, den diese frühe Bekehrung aller in den römischen Provinzen angesiedelten Germanen auf die Verschmelzung der Sieger und der Besiegten hätte haben können, ward durch den unglücklichen Umstand vereitelt, daß der Glaube, welchem sie anhingen, der arianische war. Sey es nun, daß des Ulphilas Lehre auf alle mit den Gothen in Verbindung stehende Stämme gewirkt hatte, oder daß die arianische Ansicht sich dem rohen Verstande als begreiflicher empfahl: die unglückliche Religionsverschiedenheit zwischen Germanen und Römern bestand und ward zur unversiegbaren Quelle von Eifersucht und Haß. Die ketzerischen Barbaren erschienen den Römern als doppelte Feinde, und die Helden des Nordens mochten nicht wenig erstaunen, wenn die Aeußerungen der rechtgläubigen Geistlichkeit, daß sie trotz ihrer Taufe alle ohne Ausnahme zur Hölle fahren müßten, zu ihren Ohren gelangten. Aber nur die Wandalen in Afrika waren es, welche diese Herausforderungen erwiederten. Wenn Giserich und seine Nachfolger auf katholischen Kanzeln Pharaone und Holoferne gescholten wurden, so bemühten sie sich, diesen Ausdrücken durch die Tyrannei zu entsprechen, mit welcher sie ihren katholischen Unterthanen das arianische Bekenntniß aufzuzwingen versuchten. Dies die

*) Hist. eccl. VII. 30.

ausgewanderten Stämme; in Deutschland selbst aber war es damals also beschaffen.

(Die Allemannen.) An beiden Rheinufern nördlich bis an die Lahn und bis Cöln, südlich am Jura hinauf, zwischen Franken und Burgundern, wohnten im heutigen Schwaben und obern Rheinland die Allemannen, die nachmals am linken Ufer Alsassen genannt worden sind. Auch den größten Theil von Helvezien, den nicht die Burgunder eingenommen, besaßen oder durchzogen Allemannen als Hirten. Die Grenzscheide beider Völker hat sich in der Scheidungslinie der französischen und deutschen Sprache Helveziens erhalten; denn während bei den Burgundern durch den stetigen Feldbau bürgerliches Leben und römische Weise gedieh, blieben die Allemannen bei ihrer alten Aeckerverloosung, ihren Heerden und Sitten. In den Hunnenkriegen dienten deren viele in römischem Solde; auch weiß man, daß Aetius sich mit ihrer Hülfe den Fortschritten der Franken entgegen gestellt hat *). Als aber dieser Feldherr ermordet und Avitus Statthalter in Gallien war, erschienen die Allemannen wieder als Feinde. Er handelte mit ihnen um Frieden **). Auf der andern Seite durchstreiften sie das Land zwischen dem Lech und dem Inn, und längst der Donau bis tief in das heutige Ungarn. Allda werden neben und unter ihnen wiederum die lang verschollenen Sweven genannt; beide vereinigt kriegten mit den Gothen an der Donau und mit den Herulern in Italien ***). Endlich behaupteten die Sweven das Land vom Lech bis zum Rheinthal um die Donauquelle und die ganze südliche Grenze, so weit es heute noch deutsch ist; es bleibt der Name der Sweven, der vor Zeiten so viele Völker umfaßt hat, zuletzt nur dem einzelnen Stamm, und dem Landstrich Sweven- oder Schwabenland, den derselbe bewohnt. Aber Sweven und Allemannen sind einerlei Volk, dessen westliche Kriegsstämme sich nach dem Bundesnamen (Almannen oder Germanen) nannten, während die innern, mit denen die Römer nichts zu thun hatten, die alte Benennung Sweven behielten. Daher kommen Sweven zum Vorschein, als das Volk auf der entgegen gesetzten Seite in Krieg mit den Gothen geräth: was für Verschiedenheit der Völker gehalten wird, ist oft nur Verschiedenheit alter und neuer Benennung.

(Die Bojoarier.) Die Donauländer Norikum, Vindelicien und Rhäzien, seit ihrer Unterjochung durch Silius und Augusts Stiefsöhne, dann nach ihrem durch Hadrian und die Antonine beförderten Anbau die Sitze römischer Verwaltungen, Städte und Sitten, und seit Constantin sogar zu Italien gerechnet, wurden im allmähligen Verfall des Reichs die Heerstraße und der Tummelplatz streitbarer Völkerstämme, welche bald von Pannonien herauf, bald von Mitternacht über die Donau her gegen Italien drängten. Hier zogen Alarichs Westgothen, hier Attilas Hunnen. Als der Tritt dieser Weltstürmer verhallt war, streiften Allemannen vom Rhein plündernd bis an den Inn;

*) Constantius Presbyter apud Vales. L. IV. rer. Franc. p. 161. **) Sidon Apoll. Carm. VII. 171.
***) Jornand. 85. Greg. Tur. II. 19.

Thüringer kamen aus dem innern Deutschland auf behenden Rossen, Heruler, Rugier, Turcilinger und Scyrren aus dem benachbarten Pannonien herbei, um die Ueberreste des römischen Reichthums davon zu führen, oder über die Erndten und Heerden der wehrlosen Bewohner als neue Gebieter zu schalten. Wie Inseln auf dem weiten Meer der Verödung standen noch die römischen Festen; denn die deutschen Schaaren, der Belagerungskünste unkundig, zogen vorüber, und die römischen Besatzungen und Bürger in ihnen fristeten theils durch Zufuhr, die sie je zuweilen aus Italien erhielten, theils durch Anbau der Felder unterhalb der Stadtmauern ein kärgliches Daseyn. In dieser jammervollen Zeit begab es sich, daß ein frommer Mann, vermuthlich römischen Geblüts, aus Afrika, Namens Severinus, von einer Wallfahrt aus Morgenland in das Land Norikum kam *), welches wie alle römische Provinzen schon voll christlicher Einwohner war, aber auch, da hieher die Edicte der Kaiser weniger mächtig gereicht hatten, noch viele Heiden enthielt. Die germanischen Völker, die das Land durchzogen, waren meist Christen, doch nach des Arius Bekenntniß. In diesem Lande beschloß Severin zu bleiben, um den Heiden und Irrenden das Evangelium zu predigen. Ohne eine feste Stätte zu wählen, wohnte er zuweilen in einsamen Waldgegenden, oder er zog von Ort zu Ort, barfuß, in grobes Gewand gehüllt, zu helfen, zu rathen und zu trösten. Oft nahmen die bedrängten Bewohner des Landes zu seiner Vorsprache Zuflucht, denn auch die fremden Kriegsschaaren ehrten die Heiligkeit des Mannes, und gaben, wenn er sie bedräuete oder bat, das Vieh und die Gefangenen zurück, die sie von den Thoren der römischen Städte hinweggeführt hatten. Einst, als Severin in seiner Bethütte im Waldgebürg saß, pochten heruliſche Jünglinge, die zum Kriegsdienst nach Rom zogen, an die Thür, um seinen Segen mitzunehmen. Einer derselben war von so hoher Leibesgestalt, daß er sich nur gebückt in die Zelle drängen konnte. Diesem rief Severin im prophetischen Ton zu: Gehe hin nach Italien! Jetzt bist du in schlechtes Pelzwerk gekleidet, bald aber wirst du reiche Gaben an viele auszutheilen im Stande seyn! Dieser Jüngling war jener Odoaker, der nachmals Roms Kaiserthum über den Haufen warf. Indeß konnte Severin nur hin und wieder einzelnen Jammer stillen, den Untergang der Provinz nicht verhindern. Erstürmt und zerstört fielen endlich die römischen Städte Quintana Castra (Kinzingen), Batavis (Passau), Juvavia (Salzburg), unter den Händen der Allemannen und Thüringer. Als dies Fava, König der Rugier an der Morava, hörete, zog er herauf den Raub zu theilen, und nahm alle Römerstädte an der Donau bis zur Ens. Seinem Bruder Friedrich gab er das Gebiet von Faviana, welches in der Gegend des heutigen Wiens gesucht wird. Obwhl aus Lguriacum,

*) Das Leben dieses Heiligen, von seinem Schüler Eugippius ohngefähr 30 Jahr nach Severins Tode gläubig fromm beschrieben, ist die älteste Quelle der bojoarischen Geschichte. Es steht unter andern in Velseri operibus p. 629. Norimbergae 1689.

(Lorch), wo viele Flüchtlinge sich gesammelt hatten, Severin dem Eroberer bittend entgegen ging, nahm König Fava doch auch diese Stadt, und führte die römischen Einwohner in sein Land, um die menschenarmen Gegenden zu bevölkern. Die Strafe kam nach. Einige Jahre darauf, als Sankt Severinus schon gestorben war *), begab es sich, daß Friedrich, König Favas Sohn, seinen gleichnamigen Oheim zu Faviana ermordete. Auf dieses zog Odoaker, eilf Jahre nach dem Ende des Kaiserthums **), aus Italien herauf, um den Tod seines Freundes zu rächen und die alte Vormauer Italiens wieder zu gewinnen. Er schlug die Rugier, und nahm den König gefangen, der Mörder aber entrann. Als derselbe nach einiger Zeit zurückkehrte, sandte Odoaker zum zweitenmal ein Heer unter seinem Bruder Aonulf gegen ihn, und ließ die rugische Macht für immer vernichten. Friedrich floh zu den Ostgothen, die verpflanzten Römer und viele Rugier wurden nach Italien geführt, auch die Gebeine des Heiligen aufgehoben und über die Berge gebracht, wo sie erst zu Montefeletro, dann in einem Schlosse Campaniens, Castellum Lucullanum genannt, bestatttet worden sind.

Durch diesen Untergang des rugischen Staats ward das südliche Donauland Eigenthum herulischer, scyrrischer und turcilingischer Stämme, welche die Oberherrschaft des Königs von Italien, ihres Landsmanns, anerkannten. Allemannen und Ueberreste der Rugier, vielleicht auch Markmannen und Quaden, die sonst weiter östlich im Norden des Flusses gewohnt hatten, und jetzt von den Longobarden gegen Südwesten gedrängt worden seyn mögen, schlossen sich an. Alle diese Stämme schmolzen zu Einem Volke zusammen, auf welches, da es nicht wohl nach Einem Stammnamen genannt werden konnte, der alte, durch die römische Provinzialbezeichnung wohl niemals ganz verdrängte Landesname Bojoarien oder Bajuwarien übergetragen ward. Diesen Namen nennt nennt Jornandes zuerst in Geschichten, die in das Ende des fünften Jahrhunderts fallen ***). Das königliche Haus unter den Bojoariern war, wohl erst nach dem Ende der Herrschaft Odoakers, das Geschlecht der Agilolfen; außer demselben erscheinen in den Gesetzen des Volks noch fünf andere Familien, (die Huosi, Throzza, Sagana, Hahilingua und Aennion,) durch höheres Wehrgeld ausgezeichnet, als ein eigenthümlicher Adel, vielleicht die Fürstenfamilien fünf einzelner Stämme, aus welchen das Volk erwachsen war. Also beherrschten von nun an Deutsche das Land, das in der Urzeit celtischen Stämmen, dann gegen fünf Jahrhunderte den Römern gehört hatte; die Ueberreste der bezwungenen Einwohner aber, Römer und römisch gewordene Celten, bauten als Dienstleute oder Leibeigne das Feld. Der stolze Römername bezeichnete nun Knechte.

(Die Thüringer.) In der Mitte Deutschlands zwischen der Donau und dem Harz, dem Rhein und der Elbe, wohnte ein von den alten Geschicht- und Erdbeschreibern unge-

*) Er starb 481. **) 487. ***) Jornandes c. 55.

nanntes Volk, die Thüringer, dessen Name, wie der der Bojoarier, zuerst in den Büchern des Sidonius, Eugippius und Jornandes erscheint. Es wohnten die Thüringer, die von den meisten der Namensähnlichkeit wegen für eingewanderte gothische Thervinger gehalten werden, im Lande der alten Hermunduren, deren Nachkommen sie seyn mögen; denn der Name Duren oder Duringer, Bewohner der Berge, dauert fort, als der alte Bundesname Hermion-Duren mit dem Bunde selber erloschen war. Die Thüringer waren tüchtige Reiter; Schaaren derselben zogen unter Attilas Fahnen nach Gallien, und die Sage läßt den Attila selbst sich mit Griemhilden, der Tochter des thüringischen Königs Günther, vermählen.

(Die Sachsen.) Im Norden Deutschlands herrschten nun zwei Völkernamen, Sachsen und Friesen, in denen sich alle Bewohner der Nordküste bis nach dem fränkisch gewordenen Belgien hin verloren hatten. Länger als andere Deutsche blieben die Sachsen und Friesen ruhig bei den Sitten und dem Götterdienste ihrer Väter, während ihre ausgewanderte Jugend Britannien eroberte und jenseits des Meers ein neues Sachsenland stiftete.

(Die Franken.) An beiden Ufern des Niederrheins, von der Lahn bis zu den Ausflüssen des Rheins, der Maas und der Schelde, wohnten Völker des fränkischen Bundes, noch nicht zu Einem Volke zusammengeschmolzen. Unter den einzelnen Stämmen, welche besondere Könige hatten, werden vorzüglich die Salier im Niederland an der Yssel genannt. Die Ripuarier oder Uferfranken, in der Nähe des Rheins, bestanden aus einzelnen altgermanischen Völkerschaften, deren alte Namen sich in den allgemeinen Franken verloren hatten.

(Die Slaven.) Fünf Hauptvölker, Franken (im Rheinland und Belgien), Allemannen (in Schwaben), Bojoarier (in Baiern), Thüringer (in Franken und Thüringen), und Sachsen (in Niedersachsen und Westphalen), besaßen den alten germanischen Boden. Jenseits der Elbe aber, wo die alten swevischen Waffenvereine bestanden hatten, ward nach der Auswanderung der Longobarden, Heruler, Rugier, Wandalen, Burgunder und Gothen das Land von dem großen Volke der Slaven besetzt, welches seit undenklichen Zeiten den Deutschen nachzuziehen, und die Länder einzunehmen pflegte, welche diese verließen. In diesen Geschichten ist alles dunkel, bis das Licht, welches nach Jahrhunderten auf diese Gegenden fällt, das ganze östliche Swevenland von slavischen Völkern besetzt zeigt. Einzelner slavischer Stämme Ansiedelung in diesen Ländern scheint uralt; aber ehe die großen germanischen Waffenvereine nicht Raum gemacht hatten, konnte die Ausbreitung nicht allgemein seyn. So wenig wir daher auch über die Zeit und Umstände derselben wissen, so ist doch das gewiß, daß erst nach dem Aufbruch dieser Waffenvereine gegen Westen die Slaven ihre stille Besitznahme des östlichen Germaniens ausgeführt haben. Während die Herrschaft der Deutschen sich über Italien, Afrika, Gallien, Spanien, und Britannien ausdehnte, ward der Boden, den die Eroberungsvölker verlassen hatten, von einem

andern Volke besetzt, und ein Slavenland aus dem östlichen Deutschland *).

Das große Volk der Slaven, von den Alten Sarmaten genannt, zerfiel wie das der Germanen, in mehrere Stämme, und jeder derselben wieder in kleinere Zweige. Solche Stämme waren die Serben oder Sorben, von den Griechen durch Versetzung in Sporen verderbt; die Jazygen, in dem Lande zwischen der Donau und dem Theiß frühzeitig Theilnehmer an germanischen Geschichten, endlich die Wenden, (Veneti, Winidi,) von Jornandes in Slavinen und Anten unterschieden, zunächst hinter und unter den germanischen Wanderungsvölkern, in einer Linie, die sich vom baltischen bis zum adriatischen Meere erstreckte. Wie sich die Germanen in den östlichen Gegenden durch Wanderungen schwächten, stärkten sich diese Wenden in den verlaßnen Sitzen, von deren Lage und Beschaffenheit sie verschiedene Namen erhielten. Schon von den alten Schriftstellern sind die Lugier oder Lygier im heutigen Schlesien genannt worden; späterhin schränkte sich der Name Luziza (Sumpfland) auf einen kleinen Theil des Gebiets der alten Lugier ein; denn das Land von der Oder bis an die Weichsel ward seit Austrocknung der Sümpfe nicht mehr Sumpfland, sondern Pole, d. i. Blachfeld, seine wendischen Bewohner aber Polen genannt. Ferner wohnten an den Ufern der Elbe Polaben **), an der baltischen Küste Pomoren ***), in Böhmen, seitdem die germanischen Stämme dasselbe verlassen, Chorowaten, d. i. Bergbewohner ****), nachmals Czechen genannt. Andere Zweige verbreiteten sich unter dem Namen Obotriten (in Mecklenburg), Wilzen (in Brandenburg), Kassuben (in Pommern). Für alle diese Völkerschaften ist der Name Slaven gemeinsam geworden, über dessen Ableitung die Geschichtforscher streiten, wahrscheinlich wie die Namen Teutonen, Sweven und Allemannen erst der Name einer einzelnen Völkerschaft, dann auf mehrere übergetragen.

In den ältesten Sprachüberresten beider Völker haben Geschichtforscher Spuren der Verwandschaft zwischen Deutschen und Slaven entdeckt †); aber schon in den kurzen Andeu-

*) Schlözer in der nordischen Geschichte u. Anton am a. O. erklären das ganze östliche Deutschland seit Anbeginn der Geschichte für slavisch. Auch im Süden der Donau bis Costnitz hin scheinen viele uralte Namen (selbst Vindobona) slavischen Ursprungs, daher einigen die altceltische Bevölkerung dieser Gegenden eher für eine slavische gelten möchte.

**) Von po an, und Laba, dem slavischen Namen der Elbe.

***) Mora sl. das Meer.

****) Hora der Berg. Möglich, daß der Name Czechen, den die böhmische Volkssage von einem fabelhaften Heerführer Czech ableitet, der ächte oder verderbte Name der alten Jazygen ist, die schon zu Vannius Zeiten im heutigen Ungarn gesessen. Warum und wohin übrigens die Markmannen ausgewandert, unter welchen Verhältnissen die Slaven das Land Böhmen in Besitz genommen, und wie es gekommen, daß demselben sein uralter Name Bojohemum zu allen Zeiten geblieben, das alles sind ungelöste und unzulösende historische Räthsel. Waren vielleicht die alten Bojer selbst Slaven? wurden sie durch die Markmannen nur unterdrückt nicht verjagt, und war das ganze Verhältniß der Einwohnerschaft ohngefähr dem heutigen ähnlich?

†) S. Schlözers Probe russische Annalen.

tungen, die dem Tacitus bei Gelegenheit der wendischen und fennischen Völker an der Ostsee von den Sarmaten entfallen, tritt ein Unterschied zwischen beiden Stämmen hervor. Faulheit und Unreinlichkeit *), ungeordnete Ehen der Vornehmen **), weites den Körper umfließendes Gewand ***), und ein unstätes Leben auf Wagen und Rossen oder unter flüchtigen Zelten sind die eigenthümlichen Züge, an welchen dieser Schriftsteller die Sarmaten erkennen will. Weit wichtiger, aber in der Folge erst recht sichtbar ist es, daß den Slaven nebst dem germanischen Abentheurergeist auch die Einrichtung der kriegerischen Genossenschaften fehlte, welche die Grundlage der germanischen Lehnsstaaten geworden sind, ein Mangel, der die ganz verschiedenartige Gestaltung der slavischen Staaten bedingt hat.

Die Slaven waren kein eroberndes, Kriegsstämme aussendendes Volk, sondern friedliche Ackerbauer und Viehhirten, die sich allmählig über die verheerten und verlaßnen Länder ausgewanderter Völker verbreiteten. Ihre Verfassung war die der ältesten Germanen, Hausväter mit einer großen Mehrzahl von Hörigen und Knechten, ohne erbliche Fürsten und ohne ein festes alle Stämme umschlingendes Staatsband; daher neben der Unabhängigkeit der Familienhäupter die große Entwickelung der Knechtschaft. Uebrigens war es ein mildthätiges, gastfreies und fröhliches Volk, welches Tanz, Musik und Gesang liebte, und wie die Germanen die Künste des häuslichen und ländlichen Lebens, das Weben der Leinwand, die Bereitung des Mehls und Salzes, das Schmelzen der Metalle und den Bergbau ꝛc. verstand. Im sechsten Jahrhundert haben zwei Byzantiner, Prokop und der Kaiser Maurizius ****), Nachrichten von ihnen niedergeschrieben, in denen jene Züge sich wiederfinden. Die Slaven und Anten, sagt Prokop, stehen unter keinem Beherrscher, sondern haben ein Volksregiment seit uralter Zeiten; daher berathschlagen sie gemeinschaftlich über das öffentliche Wohl. Sie wohnen in schlechten und zerstreuten Hütten, und ziehn oft von einem Orte zum andern. Beide Völker sind lang gewachsen und stark gebaut. Ihre Haut ist nicht sehr weiß, ihr Haar weder blond noch schwarz, sondern röthlich. Ihre Speisen sind grob und schlecht zubereitet, wie bei den Massageten, denen sie auch in beständiger Unreinlichkeit gleichen. Dieses Zeugniß bestätigt Maurizius mit mancherlei Zusatz. Sie sind tapfer, sagt er, vorzüglich in ihrem eignen Lande, und können viel Beschwerlichkeiten ertragen; leicht halten sie Hitze und Kälte, Blöße und Mangel aus. Gegen Fremde sind sie gütig und gastfrei, gegen ihre Gefangenen mild; nach Verlauf einer gewissen Zeit stellen sie ihnen frei, ob sie sich loskaufen und nach Hause gehen, oder bei ihnen frei und als Freunde bleiben wollen. Ihre Weiber sind den Männern außerordentlich treu; einige erwürgen sich freiwillig bei dem Tode des Gatten, um ihn

*) De Germ. 46. Sordes omnium et torpor. **) Procerum connubiis mixtis in Sarmatarum morem. ibid. ***) Veste non fluitante sicut Sarmatae et Parthi. ****) Procop. Goth. III. c. 4. Mauritii Strategeticon II. c. 5.

nicht zu überleben. Sie wohnen gern in Wäldern, an Flüssen, Sümpfen und Seen, an Orten, wozu man mit Mühe gelangt, und bauen ihre Häuser mit verschiedenen Ausgängen, um im Nothfall zu entkommen. Sie fechten gern in engen und eingeschlossenen Gegenden, wo sie viele Schlupfwinkel und Gelegenheit zum Hinterhalt haben. Ihre Angriffe sind häufig und schnell, zur Nachtzeit oft verstellt. Sehr kunstvoll ist ihre Art, über Flüsse zu setzen. Sie nehmen lange ausgehölte Röhren in den Mund, deren Ende bis an die Oberfläche des Wassers geht, schöpfen auf diese Art Luft, und verweilen so oft lange in der Tiefe. Sieht man die Röhren aus dem Wasser hervorragen, so hält man sie für Gewächse. Diejenigen aber, denen die Sache bekannt ist, suchen die Röhren zu verstopfen oder hinweg zu reißen. Jeder slavische Krieger hat zwei Wurfspieße; einige haben auch starke, aber schwer bewegliche Schilder. Sie bedienen sich hölzerner Bogen und kleiner stark vergifteter Pfeile. Sie leiden keinen Beherrscher, hassen sich unter einander, und fechten weder in Reihen noch Gliedern noch in ganzen Schaaren vereinigt; auch nicht auf freien und offnen Feldern."

Dieses der Völkerstamm, der noch jetzt einen großen Theil der Erde beherrscht, der über Rußland, Polen, Böhmen verbreitet ist, und dem die Hälfte des heutigen Deutschlands, das Land bis an die Elbe und viele Striche bis an die Saale, erst nach mehrhundertjährigen Kämpfen entrissen worden.

Zweites Kapitel.

Die Begründung des fränkischen Reichs *).

Die getrennten Stämme der Deutschen wurden zuerst in Ein Reich vereinigt durch den Namen der Franken. Von dieser Völkerschaft Einwanderung aus östlichen Ländern, ihrer Ankunft am Rhein, ihrer Verbindung mit den dasigen altgermanischen Stämmen, ihren Kriegen mit den Römern, ihrem Uebergange nach Belgien und Batavien, und ihrer theilweisen Verpflanzung in das nördliche Gallien, ist oben gehandelt [1]); es ist die Absicht, nunmehr die Ausbreitung ihrer Herrschaft über das ganze Land Gallien und einen großen Theil Deutschlands zu erzählen.

Durch die Siege Constantins und Julians war der Zusammenhang zwischen den in Belgien und Batavien ansäßigen Saliern und den rheinischen Frankenvölkern unterbrochen worden. Vielleicht wären die letztern ganz in Frieden geblieben, wenn nicht von Zeit zu Zeit neue fränkische Wanderungshorden aus dem Osten

*) 420 — 511. 1) Buch II. Kapitel 14.

über den Rhein gezogen wären, und durch Befehdungen des römischen Gebiets, in Gemeinschaft mit kriegslustigen Gefolgschaften, die Rache der Römer gereitzt hätten. So gingen zur Zeit, als der Anmaßer Maximus gegen Theodosius bei Aquileja stand, drei fränkische Heerführer, Genobaudes, Sunno und Markomir über den Rhein, bedroheten Cöln, kehrten aber mit vieler Beute beladen zurück, als die römischen Befehlshaber in Trier gegen sie aufbrachen. Indeß muß die Absicht dieser Franken auf Gallien gerichtet gewesen seyn, da ein Theil ihrer Mannschaft auf dem Wege dahin, im Carbonarischen Walde, erschlagen ward. Der römische Befehlshaber Quintinus ging darauf bei Neuß über den Rhein, um Rache an den Flußbewohnern zu üben, ward aber von denselben in einen sumpfigen Wald gelockt, und verlor in einem nächtlichen Treffen den größten Theil seines Heers. Einige Jahre darauf, als der Franke Arbogast für den jungen Kaiser Valentinian II. in Gallien regierte, erneuerten Markomir und Sunno ihre Raubzüge. Arbogast ging zur Vergeltung über den Rhein, und verheerte das Gebiet der Bructer und Chamaver, ohne andern Widerstand zu finden, als daß einige Ansibarier und Chatten sich auf den jenseitigen Hügeln zeigten; nachmals erneuerte der Anmaßer Eugenius die alten Verträge mit den Allemannen und Franken [2]). Gleiches that einige Jahre nachher Stiliko im Namen des Honorius bei seiner Reise durchs Rheinland, die seinem Dichter Gelegenheit gegeben hat, uns mehrere dieser Völker zu nennen [3]). So lange die Römer die großen und festen Rheinstädte mit zahlreichem Kriegsvolk besetzt hielten, mußten einzelne Einfälle bedeutungslos bleiben, und an eine Eroberung Galliens war nicht zu denken; auch scheinen die ansäßigen Rheinvölker selbst friedliche Gesinnungen gehabt zu haben, da sie ihren Kriegsfürsten Markomir, als er mit den Römern neue Händel anfing, auslieferten, und den Sunno, der das Unglück seines Bruders rächen wollte, erschlugen. Als aber Stiliko, durch die in Italien selbst eindringenden Barbarenheere gezwungen, die römischen Besatzungen vom Rhein hinweg ziehen, und diese Grenze dem Schutze der Bundesgenossen überlassen mußte, wurde dieselbe bei dem großen Sturm der Alanen, Sweven und Wandalen, der im Jahre 406 gegen Gallien losbrach, dieser wilden Eroberer Beute. Die fränkischen Rheinbewohner leisteten zwar den Alanen und Wandalen Widerstand, wurden aber geschlagen [4]) und Gallien der Tummelplatz der nach Spanien ziehenden Schaaren. Damals kamen die Zeiten, von denen vor länger als dreihundert Jahren der römische Feldherr Cerealis den Galliern weissagte, als sie im Verein mit den Batavern die römische Herrschaft zu zerbrechen strebten: „Beim Fall unsrer Macht wird euer Land der Schauplatz des Kriegs aller Völker werden, denn seit alter Zeit treibt dieselbe Ursache, Habgier und Wanderungslust, die

2) Sulpitius Alexander apud Gregor. Tur. II. 9. Die Beschreibung der Waldschlacht gleicht den alten Geschichten bei Tacitus und Dio.

3) Claudian de IV. consul. Hon. Es sind Sicambri, Basternae, Bructeri, Cimbri et Cherusci, die letztern an der Elbe.

4) Siehe oben S. 288.

nordöstlichen Völker gegen Westen. Für euch, nicht für uns bewachen wir die Rheingrenze gegen die wilden Germanier, die es so oft versucht haben, ihre Sümpfe und Einöden mit eurem fruchtbaren Boden zu vertauschen. Wenn dereinst der stolze Bau achthundertjähriger Anstrengungen zusammen stürzt, so werdet ihr alle unter seinen Trümmern begraben werden."

In der allgemeinen Verwirrung dieser Einbrüche achteten auch die Uferfranken ihr Bündniß mit dem zerfallenden Reiche gelöst, und bemächtigten sich des jenseitigen Rheinlandes, nach dessen Besitz sie so lange gestrebt hatten. Schon Markomir und Sunno hatten den mit Stiliko geschlossenen Frieden gebrochen; jetzt, da Stiliko todt und der Kaiser Honorius ohne Helfer war, begannen die Franken ihr altes Spiel von Neuem, und wählten zum Gegenstande ihrer Angriffe besonders die Hauptstadt Galliens, das große und wohlbefestigte Trier, welches sie mit Recht für das vorzüglichste Bollwerk der römischen Macht ansahen. Dreimal ward diese Stadt von ihnen angegriffen und gemißhandelt, das viertemal (ums Jahr 413) fast in einen Steinhaufen verwandelt. Aus den Strafpredigten des Zeitgenossen und Augenzeugen Salvian lernen wir das Elend der Provinzbewohner, wie die Verderbniß der Reichen und römischen Staatsbeamten kennen, welche durch die Franken zu Grunde gerichtet wurden [5]). Mitten in dem Greuel der Verwüstung, erzählt er, sahe ich die Sitten der Einwohner von Trier verderbter als ihre Habe; denn wiewohl sie schon ausgeplündert und fast entblößt waren, besaßen sie doch noch mehr Vermögen als Zucht. Es schmerzt, das zu erzählen, was ich gesehen habe; Greise in Ehrenämtern, bejahrte Christen, fröhnten beim herandrohenden Untergange der Stadt noch dem Trunk und der Ueppigkeit; die Ersten der Stadt lagen ihrer Würde, ihres Alters, ihres Standes, ihres Namens vergessend, an den Tafeln der Schwelgerei, und brüllten im trunkenen Muth nach bacchantischer Weise. Kaum machte die Erstürmung der Stadt diesen Schändlichkeiten ein Ende. Als nun die Stadt eingenommen und beinahe in einen Schutthaufen verwandelt war, als neue Gattungen des Elends auf die Bewohner hereinbrachen, die bei der Erstürmung dem Tode entgangen waren, als Einige langsamen Todes an ihren Wunden, andere an den Verletzungen, die sie in der allgemeinen Feuersbrunst erhalten hatten, starben, als einige vor Hunger verschmachteten, andere vor Kälte erstarrten, als auf den Straßen nackte und verstümmelte Leichname beiderlei Geschlechts von den Hunden herumgeschleppt wurden, der Leichengeruch der Gestorbenen die Pest der Lebendigen, und Tod vom Tode ausgehaucht ward, da — wer möchte den Wahnsinn begreifen? — da verlangten die wenigen Vornehmen, welche die Zerstörung überlebt hatten, von den Kaisern Circensische Spiele!" ꝛc. — In ähnlichen Ausdrücken redet derselbe Salvian von dem Greuel der Verwüstung in Mainz und in Cöln. Aber neben den Klagen dieses sittenpredigenden Bischofs von Massilien sind wir hier von aller Geschichte verlassen, und unvermögend, die

[5]) Salvian de gubernat. Dei Libe. VI.

rednerischen Schilderungen zu berichtigen oder zu ergänzen. So viel ist klar, daß die Franken sich damals noch nicht in Trier behaupteten, weil der Adel sonst von den Kaisern (Honorius und Theodosius II.) nicht hätte Circensische Spiele begehren können, und daß die Verwüstung der Rheinstädte keine völlige Zerstörung war. Zwar hat sich Trier nie zu seinem vorigen Glanze wieder erhoben; aber alle diese Ortschaften dauerten fort, und Cöln erscheint bald als Wohnsitz eines fränkischen Fürsten.

Diese Franken, die sich dergestalt des Niederrheins bemächtigten, waren die alten Bewohner des Landes, und nahmen sich wieder, was die Römer seit Cäsars Zeiten ungerechter Weise an sich gebracht hatten. Aber ihre wanderungs- und beutelustigen Kriegsschaaren begnügten sich mit friedlichen Besitzungen nicht, sondern drangen immer weiter gen Westen, und unterwarfen sich römische Gebiete und Städte. Von den Königen, die sie führten, kennen wir *) die Namen Pharamund, mit welchem gewöhnlich die Reihe der fränkischen Könige begonnen wird, Chlodio, der seine Herrschaft bis an die Ufer der Somme ausdehnte und Kammerich eroberte, Mervey, von welchem das Königsgeschlecht, welches nach ihm über die Franken herrschte, das Mervingische genannt worden ist, endlich dessen Sohn Childerich. Aetius, der in diesen traurigen Zeiten die gallische Provinz zu vertheidigen hatte, scheint den Franken, wie den Burgundern in Obergermanien, trotz einiger glücklichen Gefechte, die er ihnen lieferte, die eingenommenen Landstriche vertragsmäßig überlassen zu haben. Beide Ufer der Waal wurden nun von Sigambrern bewohnt, und ein gleichzeitiger Schriftsteller beklagt es, daß der Pomp der römischen Sprache auf Belgiens Fluren nicht mehr gehört werde **).

Das Mervingische Königsgeschlecht unterschied sich von den übrigen Franken durch langes, über die Schultern herabfallendes Haar; langhärige Könige, (reges criniti,) ist der immer widerkehrende Beiname der Mervinger, und Abschneidung dieser Haare wird in der Folge oft als Mittel gebraucht, die Fürstensöhne des Throns unfähig zu machen. Diese Könige waren indeß nur Häupter einzelner Stämme; denn sobald die Nachrichten des ordentlichen Geschichtschreibers der Franken, Gregors von Tours, nur etwas ausführlicher werden, finden wir zu Cöln, zu Cammerich und an andern Orten andere Könige der Franken. Nach der Einrichtung der altgermanischen Volksstaaten waren die Könige Vorsteher der Gau- und Volksgemeinden, Vorsitzer bei den Gerichten und Anführer des Heerbanns; aber bei den Franken scheint die Macht des Kriegsstaats frühzeitig den alten Volksstaat erdrückt zu haben; wenigstens treten ihre Könige nicht als priesterliche Volkskönige, sondern als Anführer beutelustiger Kriegsschaaren auf. Unbekümmert um die Eroberungs- und Beutezüge der letztern lebten die freien Männer im Gau, und bedurften ihrer Könige wenig. Die Geschichten aber sind dunkel und einseitig, weil

*) Aus den Zeitbüchern des Prosper und Idatius.

**) Sidon. Apoll. in Epist. libr. IV. 17. ad Arbogastem. Quocirca sermonis pompa romani si qua uspiam adhuc est, belgicis olim sive romanis oris abolita.

eines Theils das einförmige Landleben der Hausväter keinen Stoff darbot, andern Theils in der Heldensage, aus welcher die spätern Erzähler schöpften, nur einzelne Abentheuer gepriesen und ausgeschmückt waren.

Während die Herrschaft der Franken also auf Belgien beschränkt blieb, war das südliche Gallien an die Burgunder, das westliche an die Gothen gekommen; an der nordwestlichen Seeküste war Armorika frei; den Ueberrest, die Gebiete von Paris, Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens behauptete, auch nach dem Untergange des römischen Reichs in Italien, der Patrizier Aegidius als unabhängiger Fürst, vielleicht mit vorgeblicher Treupflicht gegen den Kaiser in Constantinopel. Ein großer Theil seiner Unterthanen bestand aus romanischen Franken, die ehemals von den Kaisern Probus, Maximian und Constanzius nach dem zweiten Belgien verpflanzt worden waren. Die Städte standen in römischer Pracht, die christliche Kirche war fest gegründet, und von Erzbischöfen und Bischöfen regiert fast nach den heutigen Sprengeln; aber unerträglich schien den Einwohnern je länger je mehr der Druck der römischen Auflagen und die Gewalt derer, welche sie hoben. Zu so scheuslichem Despotismus war die römische Verfassung entartet, daß die Magistrate der Städte nur mit Gewaltmitteln besetzt werden konnten, und die Bürger in Kriegsdienst, ja sogar in Leibeigenschaft traten, um dem Amte städtischer Obrigkeiten zu entgehen, daß Verbrecher zur Curie verdammt wurden, und unehelich Gebohrne durch freiwilligen Eintritt in ehemalige Ehrenstellen die Rechte der ehelichen Geburt erhielten. Nur in der Dunkelheit gab es noch Sicherheit gegen die Ungerechtigkeit der Statthalter und die Last der Auflagen; die Magistratspersonen hingegen mußten, wenn die Städte die Steuern nicht aufbringen konnten, dieselben mit ihrem Vermögen decken, mußten die Grundstücke übernehmen, welche von ihren Eigenthümern der unerschwinglichen Steuer wegen verlassen wurden *). Nicht der Untergang, nur die so lange Fortdauer einer Staatsmaschine kann befremden, die so ganz darauf angelegt war, allen Geist und alles Leben der Völker zu tödten. War es doch, nach dem Zeugniß des Zeitgenossen Salvian, an vielen Orten einstimmiges Gebet des Volks, daß die Barbaren kommen und dem römischen Wesen ein Ende machen möchten **).

Indeß schien die Herrschaft des römischen Fürsten durch die Franken selbst befestigt zu werden. Denn als Merveys Sohn, König Childerich, nach größerer Gewalt strebte, denn ihm zukam, und aus wollüstigem Hange viele Weiber verführte, traten seine Franken zusammen, verjagten ihn, und ließen sich durch den Aegidius richten, der ihr Vertrauen gewonnen hatte. Wiomad aber, Childerichs treuer Diener, zerbrach ein Geldstück, und gab seinem fliehenden Gebieter die Hälfte; wenn er ihm die andre Hälfte zuschicke, werde ihm sichre

*) Die Belege hiezu im Codex Theodos. L. 66. 108. de decurionibus.

**) Salvian V. 8. Itaque unum illic Romanorum omnium votum est, ne unquam eos necesse sit in jus transire Romanorum. Una et consentiens illic Romanae plebis oratio ut liceat iis vivere cum barbaris!

Rückkehr bereitet seyn. Also zog Childerich zu Basinus, dem Könige der Thüringer, der ihn gastfrei aufnahm, und blieb bei ihm und seiner Gemahlin Basina acht Jahre. Nach dieser Zeit erhielt er die Hälfte des Geldstücks: Wiomad hatte sich bei dem römischen Fürsten eingeschmeichelt, und ihm unter dem Scheine der Freundschaft zu allerlei Gewaltthätigkeiten Anschläge ertheilt, um seine Herrschaft verhaßt zu machen und zugleich Childerichs Feinde aus dem Wege zu räumen. Als nun der König zurückkam, ward er mit Freuden empfangen, und Aegidius vom fränkischen Gebiete vertrieben. Sobald dies Basina, die Königin der Thüringer, vernahm, verließ sie ihren Gemahl und folgte dem Buhlen, dem sie freimüthig bekannte, sie würde, wenn sie einen weisern, stärkern und schönern Mann, als er sei, gekannt hätte, demselben sogar über das Meer nachgegangen seyn. Die Frucht dieser Ehe war ein Sohn, der das Reich der Franken über den größten Theil Galliens auszudehnen bestimmt war [1]).

König Childerich starb *), und ward zu Dornick, seiner Hauptstadt, begraben [2]). Ihm folgte sein Sohn Chlodowich [3]) in der Herrschaft über die salischen Stämme der Franken. In diesem Jüngling war der Geist eines Eroberers, wilde Kraft des Barbaren mit der List überfeinerter Staatskunst gepaart, gleich geschickt, die rohe Kriegsschaar mit der Streitart zu bändigen, wie der Nebenbuhler und Nachbarn Eifersucht und Zwietracht zu ihrem Verderben zu nutzen.

Im zwanzigsten Jahr seines Alters **) verbündete sich Chlodowich mit seinen Vettern Ragnachar von Kammerich, und Cararich, einem andern fränkischen Könige, zum Zuge gegen Soissons, wo der römische Feldherr Syagrius, auch nach dem Untergange des abendländischen Kaiserthums, die von seinem Vater Aegidius geerbte Herrschaft über das römische Gallien behauptete, welches damals noch die heutigen Landschaften Normandie, Isle de France, Champagne und Lothringen in sich begriff. In diesen Gegenden wohnten viele, ehemals von den Kaisern verpflanzte Franken, denen ihr Landsmann ein besserer Gebieter als der Römer geschienen haben mag. Anderweite Veranlassung zum Kriege lag in der langen Feindschaft, die zwischen den Vätern beider Fürsten statt gefunden hatte. Chlodowich sandte seinem Gegner eine Ausforderung zur Schlacht, wie zu

---

1) Die ganze Erzählung beim Gregor von Tours sieht einer Heldendichtung sehr ähnlich. Fredegar, der aus derselben Quelle geschöpft zu haben scheint, setzt noch hinzu: Basina, die in Zauber- und Seherkünsten wohl erfahren gewesen, habe in der Brautnacht ihren Gemahl zu dreimalen aufstehen und in den Hof schauen lassen, wo er denn als Vorbilder von der Gemüthsart seiner Nachfolger das erstemal Löwen, Leoparden und Einhörner, das zweitemal Bären und Wölfe, das drittemal Hunde und Katzen erblickt habe.

*) 482. 2) Beinahe zwölf Jahrhunderte nach seinem Tode (1653) ist daselbst sein Grab gefunden worden; es enthielt ein sechstehalb Fuß langes Gerippe, zwei Hirnschädel, zwei Gefäße mit Gold- und Silbermünzen, zwei Siegelringe, auf deren einem sein Name, ein langes Schwerdt und andre Kleinode, alles, wie es germanischen Helden in ihr Grab gelegt zu werden pflegte. Weitläuftig beschrieben und abgebildet in Chifletii Anastasis Childerici regis.

3) Der Name Chlodowich, den K. Theoderichs Briefe Luduin, und die heutigen Franken Clovis nennen, ist von dem deutschen Ludwig nur durch die alte Form unterschieden. **) 486.

einem Zweikampf, und Syagrius stellte sich auf einem Felde in der Gegend von Soissons. Als nun Chlodowich die Schlacht begonnen hatte, merkte er, daß Cararich stille hielt, um den Ausgang zu erwarten und dem Sieger beizufallen. Da stürzte er mit solcher Hitze auf den Feind, daß die Seinigen nicht Zeit hatten, sich zu entsetzen, und Cararich selbst zum Siege mit fortgerissen ward. Der römische Feldherr floh überwunden zu Alarich, dem minderjährigen Könige der Westgothen, nach Toulouse, wohin ihm bald Gesandten des Siegers folgten, die seine Auslieferung verlangten und von den furchtsamen Gothen erhielten; er ward im Gefängniß enthauptet. Alle belgischen Städte unterwarfen sich den Franken, deren Gebiet sich in Kurzem bis an die Loire erstreckte. So ward der Ueberrest der von Julius Cäsar in Gallien gestifteten römischen Herrschaft geendigt durch ein germanisches Volk, fünfhundert und vierzig Jahre, nachdem Heervest aus Gallien verjagt worden war. Die Einwohner behielten ihre Güter, ihre Gesetze und ihre bisherige Weise; denn die kriegslustigen Gesellen des Siegers waren nicht nach Landbesitz und den damit verknüpften Geschäften, sondern nach beweglicher Beute lüstern; nur die unmittelbaren Besitzungen des römischen Fürsten nahm sich der König. Die Bundesgenossen wurden, nachdem sie ihren Antheil an der Kriegsbeute erhalten, entlassen; das eigne Gefolge des Königs reichte hin, das Land zu behaupten.

Es geschah aber nach dem Siege bei Soissons, daß viele Kirchen Galliens von den herumstreifenden Franken geplündert und ihrer Schätze beraubt wurden. Da schickte Remigius, Bischof von Rheims, Boten an den jungen König, und ließ ihn angehen, der Kirche zu Rheims mindestens eins der geraubten Gefäße, welches er bezeichnete, wieder zu verschaffen. Chlodowich bezeigte sich willig. Als nun alle gewonnene Beute zur Verloosung auf einen Haufen gelegt war, sprach er zu seinen Kriegern: „Ich bitte Euch, tapfere Mitkämpfer, mir dieses Gefäß über mein Loos zukommen zu lassen.“ Man willigte ein, unter Aeußerungen, welche das Verhältniß des Kriegsvolks zu ihrem Führer in großer Abhängigkeit darstellen. „Alles, was wir sehen, ruhmvoller König, ist dein; wir selbst sind deiner Herrschaft unterworfen; thue was dir gefällt, denn Niemand kann deiner Macht widerstehen!“ Also redeten die Verständigen, sagt der fränkische Geschichtschreiber; einer aber, ein unbesonnener und eigennütziger Mensch, stieß seine Streitart an das Gefäß und rief mit lauter Stimme: Nichts über dein Loos! Auf diese Beschimpfung erwiederte der König kein Wort, denn das Recht war auf Seite des Schreiers; doch verschafte er der Kirche die Urne. Im folgenden Jahre aber, als er bei der Musterung zum Feldzuge an seinen Beleidiger kam, ergriff er die Gelegenheit der Rache. Laut schalt er ihn wegen vernachläßigter Waffen, riß ihm die Franziska aus der Hand, und spaltete ihm, wie er sich zum Aufheben bückte, mit den Worten den Kopf: „Dies für die Urne bei Soissons!“ Ueber diese That, sagt Gregor, erschracken die Franken sehr, und fortan führte er sie in lauter Schlachten und Siege.

Im zehnten Jahr seiner Regierung erweiterte Chlodowich sein Reich durch Bezwingung

der Tungrer im heutigen Lüttich [4]). Aber auch in diesem Glücke erkannte er die Gefahr seiner Lage zwischen den drei mächtigen Völkern, Allemannen, Burgundern und Westgothen, von denen sein Gebiet eingeschlossen war. Darum sandte er zu Gundobald, dem König der Burgunder nach Lyon, und ließ ihn bitten, ihm Chlotilden, seines Bruders Chilperich Tochter, zur Gemahlin zu geben. Gundobald, der ihren Vater erschlagen und ihre Mutter in die Rhone gestürzt hatte, fürchtete sich, der Frankenkönig möchte das Erbgut fordern, und ermahnte die Nichte, keinen Götzendiener zu heirathen. Aurelian aber, den Chlodowich geschickt hatte, kam verkleidet in ihre Wohnung, erinnerte sie an ihre Eltern, rühmte den Heldensinn des Freiers, und machte ihr Hoffnung, das Werkzeug seiner Bekehrung zu werden. Darauf nahm sie einen Ring, und den goldnen Schilling und Pfennig zum Ehepfand, setzte sich, ungehindert von dem Oheim, der sich sie zurückzuhalten scheute, auf einen bedeckten Wagen, und fuhr, von vier Ochsen gezogen, in das Reich der Franken.

Zu Soissons ward die Vermählung vollzogen. Aber die Mühe, welche sich die Königin gab, ihren Gemahl zum Christen zu machen, blieb eitel; er konnte nicht willfahren, so lange seine Franken nicht mit ihm die väterlichen Götter verließen. Doch gestattete er, daß der Sohn, den sie ihm gebahr, christlich mit dem Namen Ingomar getauft ward. Als das Kind bald starb, maß Chlodowich anfänglich der Taufe die Schuld bei, er erlaubte indeß, daß nachmals auch der zweite Sohn getauft ward. Auch dieser fiel in eine gefährliche Krankheit, ward aber von Gott dem Gebete der Mutter geschenkt.

Während dieser Geschichten bereitete Chlodowich Krieg gegen die Allemannen am Oberrhein, die gefährlichsten seiner Nachbarn, weil die Sitten und Religion der Väter die alte Tapferkeit erhalten hatten. Grenzhändel mit den Uferfranken gaben Veranlassung zu diesem Kriege, in welchem Chlodowich als Beschützer oder Bundesgenosse seines Vetters Siegbert zu Cöln, die Waffen ergriff. Die Schlacht geschah bei Zülpich *), so ohnweit des Rheins, bei Bonn zwischen der Mosel und Maas, am Ursprung der Roer liegt. Mit gleicher Tapferkeit stritten beide Völker; viele Franken lagen erschlagen, Siegbert verwundet, die Allemannen nahten dem Sieg. Da rief Chlodowich zum Gotte seines Weibes: „Hilf mir Jesus Christus, den sie Gottes Sohn nennen, denn meine Götter verlassen mich! Wenn du mir beistehest in dieser Noth, will ich an dich glauben!" Alsobald wandte sich die Schlacht, der Allemannen Heerführer fiel, sein Volk floh. Diese Stunde entschied für die Oberherrschaft der Franken und das Bekenntniß der christlichen Lehre.

---

4) 492. Nach andern der Thüringer. Aber wahrscheinlich nur Aehnlichkeit der Namen Tungria und Thuringia hat den Gregor von Tours und seine Abschreiber das deutsche Königreich Thuringia mit dem belgischen Gebiet verwechseln lassen, und einen thüringischen Krieg in Chlodowichs Geschichte gebracht, der er fremd ist.

*) 496.

(Die Fortsetzung dieses Kapites folgt im nächsten Heft.)

Erklärung des Kupfers.

Kaiser Theodosius vom Erzbischof Ambrosius gestraft.

390 nach Christi Geburt.

(Ambrosii Epist. 40. 41.)

In der griechischen Stadt Thessalonich waren durch eine gereitzte Pöbelparthei einige kaiserliche Kriegsbedienten in einem Aufruhr erschlagen worden, und Kaiser Theodosius, der sich eben in Mailand befand, erließ darüber in den ersten Augenblicken des Zorns den Befehl, über die schuldige Stadt ein dreistündiges Blutbad zu verhängen; in Folge desselben wurden ohne Rücksicht auf Fremde und Eingebohrne, auf Alter und Geschlecht, auf Schuldige und Unschuldige, von den abgeschickten Soldaten gegen zehntausend Menschen ermordet. Der blutbefleckte Fürst ward wenige Tage nachher von den Vorwürfen seines Gewissens in die Kirche getrieben, um von dem Gott der Gnade Vergebung zu erflehen; aber in der Halle wurde er vom Erzbischof Ambrosius angehalten, der ihm mit Ton und Sprache eines Himmelsboten erklärte, daß Privatbuße nicht hinreiche, ein öffentliches Verbrechen zu sühnen, oder die Gerechtigkeit des beleidigten Gottes zu befriedigen. Theodosius stellte demüthig vor: „wenn er das Verbrechen des Todschlags begangen, so sey David, der Mann nach dem Herzen Gottes, nicht allein des Mordes sondern auch des Ehebruchs schuldig gewesen;" — aber die Antwort des unerschrocknen Bischofs war: „er solle lieber die Reue als das Verbrechen Davids nachahmen." Darauf entschloß sich Theodosius zur öffentlichen Buße, und that die Zeichen seiner Kaiserwürde von sich, um mitten in der Kirche in trauriger und demüthiger Stellung mit Seufzen und Thränen Erlaß seiner Sünde zu erbitten, der ihm aber nicht eher als nach einer Frist von acht Monden gewährt ward.



Nach P. P. Rubens ges. v. Grospietzsch.

gest. v. G. Boettger Junior 1816.

Kaiser Theodosius vom Erzbischoff Ambrosius gestraft. 390. n. Chr. G.

Die Begründung des fränkischen Reichs.

(Fortsetzung des zweiten Kapitels.)

Chlodowich zog als Sieger am Rhein hinauf und unterwarf die Gauen der Allemannen. Viele flohen in das Gebürge Rhäziens, das heut Graubünden heißt, andere flehten um Schutz bei Theoderich, dem Könige der Ostgothen, welcher damals, nach Odoakers Sturze, Italien und die Alpenländer beherrschte. Dieser weise Fürst, bedenklich über die wachsende Macht der Franken, schrieb an Chlodowich, dessen Schwester Audofleda sein Weib war, und bat ihn, die Allemannen zu schonen, und sich mit dem Ruhm, sie besiegt zu haben, zu begnügen [5]). Damals ward das schöne Land am Mayn, wo die Allemannen eine Zeitlang am berühmtesten gewesen waren, Landeigenthum des fränkischen Königs, und weil die alten Bewohner entflohen waren, mit neuen Ansiedlern besetzt; es erhielt den Namen Ostfranken; auch die Allemannen im Elsaß und Helvezien erkannten fränkische Herrschaft; die südlichern blieben unter den Ostgothen, welche Herzoge von Rhäzien setzten, und einen Theil der streitbaren Mannschaft in Sold nahmen.

Als Chlodowich von dem Siege bei Zülpich zurückkam, drangen Chlotilde und Bischof Remigius heftig in ihn, sein Gelübde zu erfüllen. Er aber behauptete, vorher die Gemüther seiner Franken erforschen zu müssen, ob sie mit ihm die Taufe empfangen wollten: denn Fürst und Volk könnten nicht zweierlei Göttern dienen. Die Versammlung aber rief einmüthig: „sie wolle die sterblichen Götter verlassen und dem unsterblichen Gotte folgen, den Remigius predige, und der die Franken wunderbar siegen gemacht." Auf dieses ward für Chlodowich und seine Franken an Ostern (nach andern an Weihnachten) zu Rheims in der Kirche des h. Martins das Bad der Taufe bereitet. Alle Straßen der Stadt waren mit bunten Teppichen behangen, der Bischof aber führte mit einer großen Begleitung, unter Vortragung des Kreutzes und dem Absingen der Litaney, den König in die mit weißen Gewändern geschmückte, erleuchtete und von Weihrauch duftende Kirche. Da fragte der König ganz treuherzig: „Mein Vater, ist dies das Reich Christi, welches ihr mir versprochen habt?" Remigius antwortete: „Nein, sondern nur der Weg, der in dasselbe führt." Als nun das Taufbecken mit Wasser gefüllt, der Balsam ausgegossen war, und wohlriechende Wachskerzen flammten, daß alle Anwesende Paradiesesluft zu athmen glaubten, trat der König zuerst an den Bischof heran, und verlangte getaufet zu werden. Dieser aber sprach: „Beuge nun, sanfter Sigambrer, deinen Hals, bete an, was du sonst verbrannt, und verbrenne, was du sonst angebetet hast!" Darauf bekannte der König den allmächtigen Gott, ward auf seinen dreieinigen Namen getauft, mit dem heiligen Oele gesalbt, und mit dem Zeichen des Kreutzes Christi gesegnet. Desgleichen ward seine Schwester Albofleda getauft, und eine andere Schwester Lanthildis, die vorher arianisch geglaubt hatte, und nun die ewige

[5]) Cassiodor. Var. II. 41.

Gottheit des Sohnes bekannte, mit dem heiligen Oele gesalbt. Chlodowichs Seele war einer frommen Inbrunst empfänglich: als er den Priester aus dem Evangelienbuche die Leidensgeschichte Christi vorlesen hörte, rief er voll edlen Unwillens aus: „O wäre ich mit meinen Franken zugegen gewesen, die Schmach wäre nicht ungerochen geblieben *)!"

An dem merkwürdigen Tage, an welchem der König der Franken auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft ward, verdiente er, da alle übrigen germanische Könige in die arianische Ketzerei verstrickt waren, und auch Kaiser Anastasius Irrthümer hegte, allein den Namen eines rechtgläubigen Königs. Darum ward seine Bekehrung schon von seinen Zeitgenossen mit der Bekehrung Constantins verglichen, und bei der gläubigen Nachwelt lange Zeit durch ein Wunder verherrlicht. Als Remigius, erzählt der Erzbischof Hinkmar im Leben dieses Heiligen, den König zu salben sich anschickte, fehlte es an heiligem Salböl, denn der Geistliche, welcher es herbei trug, konnte die Masse des Volks nicht durchdringen. Da wandte jener Augen und Hände gen Himmel und betete heimlich mit Thränen. Und siehe, eine Taube weißer als Schnee brachte in ihrem Schnabel eine mit geweihtem Oel angefüllte Flasche, aus welcher sich ein lieblicher Geruch über alle Anwesenden verbreitete. Auf diesen Bericht eines vier Jahrhunderte später lebenden Mannes stützte sich der Glaube an das Oelfläschgen zu Rheims, aus welchem bis auf die Zeiten der Umwälzung bei der Salbung der französischen Könige ein wenig Oel ausgegossen ward; aber der ältere und glaubwürdigere Gregorius von Tours schweigt. Die Begebenheit war indeß wichtig genug, um die Erfindung eines Wunders zu verdienen. Von dem Augenblick seiner Taufe an hatte Chlodowich mit der Ergebenheit der Bischöfe auch das Zutrauen seiner römisch-gallischen Unterthanen gewonnen, von diesem Augenblicke an ward er bei allen seinen Handlungen, auch den verruchtesten, als der Mann nach dem Herzen Gottes gepriesen. Aber das viele Unchristliche, was Chlodowich wie Constantin, nach seiner Bekehrung verübte, beweist nichts gegen die Aufrichtigkeit, mit welcher er, auch ohne Rücksicht auf Staatsgründe, gehandelt hatte. Warum hätte er nicht eben so gut, als vor und nach ihm so viele glauben können, daß er auch mit unchristlichen Gesinnungen und Thaten ein Christ sey?

Die Zahl der Franken, die sich mit Chlodowich taufen ließen, betrug nach Gregor von Tours dreitausend, nach Fredegar sechstausend. Die übrigen fügten sich im Verlauf der Zeit nach dem Beispiel der Fürsten und ihrer Brüder, und nach dem allgemeinen Glauben der Landesbewohner, so daß binnen einem Jahrhundert das ganze Frankenreich in Gallien ein christlicher Staat ward. Es geschah aber diese Veränderung darum so leicht und ohne allen Widerstand von Seiten der heidnischen Priester, weil die Gefolgschaft der alten Religion eben so sehr als der alten Staatsverfassung, die beide auf das genaueste zusammenhingen, entfremdet worden war. Nur bei dem Heerbann galten Priester

*) Gregor übergeht diesen Charakterzug, den Fredegar und Aimoin aufbewahrt haben.

und Gottesrecht, die Kriegsgesellen blickten auf ihren Fürsten. Daher mögen auch die einzelnen Franken, die bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts den alten Göttern noch nicht entsagt hatten *), freie Hausväter gewesen seyn; doch ist überhaupt zu bemerken, daß über den Zustand der alten Volksreligion bei den Franken zur Zeit ihrer Bekehrung in den vorhandenen Quellen alle Nachrichten fehlen.

Die nächste Folge dieses Uebertritts zur christlichen Kirche war die Verbindung, in welche die freien Städte von Armorika mit dem Frankenkönige traten **). Wie im altceltischen Gallien die Druiden die Entschlüsse des Volks bestimmt hatten, so im römisch gewordenen die Bischöfe und Aebte. Darauf zog Chlodowich wider Gundobald, den burgundischen König zu Lyon, von dessen Bruder Godegisel, dem Könige zu Bisanz gereizt: seine zwei andern Brüder hatte Gundobald erschlagen. Unter dem Schein der Freundschaft war Godegisel mit Gundobald; als es aber an der Ouche ohnweit Dijon zur Schlacht kam, ging er zu den Franken über. Gundobald, der geschlagen entfloh, ward in Avignon hart belagert. Da stellte ihm sein Rath Aredius, ein Römer, vor, sich in die Zeit zu schicken, und ihn als einen Ueberläufer zu Chlodowich gehen zu lassen. Diesem sagte er, es sey besser für die Franken, daß zwei Könige in Burgund herrschten denn einer, und ersprießlicher, Tribut zu nehmen als das Land zu verwüsten. Auf dieses schloß Chlodowich, den die Belagerung ermüdete, mit Gundobald Frieden, empfing das Versprechen der Steuer und der Hülfe mit Kriegsmannen, und überließ beide Brüder ihrem Haß, nachdem er ausgemacht hatte, Godegisel sollte außer Bisanz noch Genf und Vienne ruhig besitzen. Aber kurze Zeit nachher, als Chlodowich fern war, waffnete sich Gundobald zur Rache gegen Godegisel, und belagerte ihn zu Vienne. Dieser vertrieb der Hungersnoth wegen viel gering geachtetes Volk, darunter auch einen Mann, der an den Wasserleitungen gearbeitet hatte. Voll Unwillens ging derselbe zu Gundobald, und zeigte ihm, wie er durch einen Kanal sein Heer in die Stadt führen möchte. Der Anschlag gelang. Godegisel ward sammt dem arianischen Bischof in einer Kirche erschlagen, die Franken, die sich bei ihm befanden, in einem Thurme gefangen, und dem Westgothen Alarich, mit dem sich Gundobald gegen Chlodowich verbündet hatte, zugesendet, seine Burgundischen Räthe aber getödtet. Also rächte sich Gundobald an seinem Bruder.

Nach diesem wandte sich Chlodowich gegen Alarich, den König der Westgothen, die den Burgundern geholfen hatten, und mit den Franken an der Loire feindseelig grenzten. Erst kam es durch Vermittelung König Theoderichs von Italien zu einer Unterredung zwischen beiden Königen; auf einer kleinen Insel der Loire, ohnweit Amboise, besprachen sich Alarich und Chlodowich, aßen und tranken mit einander, und schieden anscheinend als Freunde. Bald aber, als viele katholische Einwohner unter des

*) Epistola Childeberti Regis de anno 554 apud Baluz. Tom. I. p. 6.
**) Procop. de bell. Gothic. I. 12.

arianischen Alarichs Herrschaft laut ihre Vorliebe für die Franken bekannten, und ein Bischof darüber verjagt ward, sprach Chlodowich in der Versammlung seiner Fürsten und Krieger: „ich sehe mit Schmerz, wie diese Arianer den schönsten Theil Galliens besitzen. Laßt uns ausziehen und mit Gottes Hülfe diese Länder gewinnen!“ Alle Franken lobten diesen Vortrag, und sogleich ward der Zug gegen Poitiers, wo sich Alarich aufhielt, beschlossen. Um die gallischen Unterthanen der Gothen noch mehr zu gewinnen, ward die strengste Kriegszucht befohlen; keiner sollte auf dem Zuge durch das Land etwas anders als Gras und Wasser sich zueignen. Einen Krieger, der im Gebiet von Tours einem Landmann Heu genommen hatte, stieß Chlodowich mit der Lanze nieder; denn, sprach er, wo bliebe unsere Hoffnung des Siegs, wenn der h. Martin beleidigt würde? Zu derselben Zeit schickte er Boten mit Geschenken für die Kirche dieses Heiligen, daselbst ein günstiges Vorzeichen zu suchen. Als dieselben nun in die Kirche traten, wurden grade die Worte aus dem achtzehnten Psalm abgesungen: Du giebst meine Feinde in die Flucht, daß ich meine Hasser verstöre! Alsbald kehrten sie um, und verkündigten es dem Könige, welcher bald darauf noch andere Proben von der Huld des Himmels erfuhr. Der Fluß Vienne, hinter Tours auf dem Wege nach Poitiers, war so angeschwollen, daß das Heer nicht übergehen konnte; da erschien ein Hirsch von wunderbarer Größe, lief durch den Fluß und zeigte eine sichere Fuhrt. Ueber der Hauptkirche von Poitiers sahe Chlodowich ein feuriges Luftzeichen aufsteigen, welches ihm den Weg zum Siege über die Ketzer zu weisen schien. Die kriegerischen Franken waren voll heiligen Eifers, die Gothen, durch langen Frieden erschlafft, im Rath unschlüssig und irre. König Theoderich hatte geschrieben, nicht alles aufs Spiel zu setzen, und der ersten Siegeshitze des Feindes auszuweichen, aber der weise Rath ward verachtet, und zehntausend Schritte von Poitiers kam es zur Schlacht *). Alarich und Chlodowich rannten auf einander, der König der Westgothen fiel durchbohrt, Chlodowich ward durch seinen Panzer und sein gutes Pferd von den Speeren zweier Gothen gerettet, welche wüthend auf ihn einstürzten, den Tod ihres Fürsten zu rächen. Darauf floh das westgothische Heer. Die Franken nahmen ganz Aquitanien ein, die Städte Angoulesme, Bordeaux, Toulouse öffneten ihnen die Thore; in der letztern fanden sie die königlichen Schätze. Die Macht der Westgothen, bis an die Pyrenäen zurück gedrängt, war über das erlittene Unglück noch durch Partheiungen getrennt; während Alarichs ältester, aber unehelich gebohrner Sohn Giselich von einem Theile des Volks als König erkannt ward, erhob die andere den jüngern, Amalrich, in den spanischen Provinzen. Zu derselben Zeit wollte sich auch Gundobald, der Burgunder, an dem Raube der Westgothen bereichern, und belagerte einige ihrer Städte an der Rhone.

Im folgenden Jahre **) schickte der König von Italien seinen Verwandten, den Westgothen, Hülfe gegen die Franken und Burgunder. Arles ward entsetzt, Giselich verjagt, und Amalrich, der Sohn von Theoderichs Tochter, auf

*) 507. **) 508.

dem Throne behauptet. Als sein Vormund herrschte der König von Italien, der Krieg erstarb, und jeder Theil behielt, was er erobert hatte. Das Reich der Westgothen in Gallien war nun auf das heutige Languedoc und die südlichen Gegenden Aquitaniens bis an die Pyrenäen eingeschränkt; das Land von den Sevennen und der Garonne bis an die Loire ward fränkisch, die Provenze behielten die Ostgothen.

Daß aus dieser Zwietracht der germanischen Könige dem ostgothischen Herrscher Italiens ein bedeutender Gegner erwuchs, war dem Hofe zu Constantinopel, der sich noch immer als rechtmäßiger Gebieter aller ehemals römischen Länder betrachtete, sehr willkommen. Als daher Chlodowich von seinem glücklichen Feldzuge nach Tours zurückkehrte, brachten ihm Abgesandte des Kaisers Anastasius die Ehrenzeichen des Patriciats und Consulats. Indem das griechische Rom diese Titel, die lang schon ihre ehemalige Bedeutung verloren hatten, den deutschen Königen ertheilte, erneuerte er das Andenken der altrömischen Herrschaft; die Könige, welche dieselben annahmen, erschienen nun ihren römischen Unterthanen als rechtmäßige vom Kaiser beliehene Herren, ihrem deutschen Volke aber mit der veränderten Tracht allmählig auch in höherer Würde. An diesem Tage, sagt Gregor, ward Chlodowich in der Domkirche mit dem Purpurmantel und der Krone geschmückt; darauf stieg er zu Pferde, ritt durch die Stadt, streute mit freigebiger Hand Gold und Silber unter das Volk, und ward seitdem als Consul und Augustus betrachtet.

Hiermit endigten Chlodowichs auswärtige Kriege, welche ihm das ganze nördliche Gallien vom Rhein bis nahe an die Pyrenäen verschafft hatten. Jetzt aber gedachte er auch die übrigen Franken, die sich noch zu besondern Fürsten hielten, unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Zu diesem Zweck beschloß er, seine Vettern, die andern Mervinger, mit List zu vertilgen, weil ihm seine Franken zum Krieg gegen ihre Brüder nicht beigestanden haben würden. Zuerst wandte er seine Blicke auf Siegbert von Cöln, der mit ihm gegen die Allemannen bei Zülpich gestritten, und ihm noch seinen Sohn Chloderich gegen die Westgothen mit Hülfsvolk zugesandt hatte. Bald nach dem westgothischen Zuge, als Siegberts Sohn noch zu Paris war, wo nun Chlodowich Hof hielt, sprach dieser zu ihm: „Siehe, dein Vater ist alt und hinkend; wenn er stürbe, möchte dir mit unserer Freundschaft sein Königreich werden.“ Dadurch ward der Sohn so entzündet, daß er seinen Vater auf der Jagd, als dieser in einem Zelte schlief, ermorden ließ. Um sich des Reichs ganz zu versichern, schickte er nun an Chlodowich und lud ihn ein, sich durch abgeordnete Leute von den vorgefundenen Schätzen auszuwählen, was ihm beliebe. Dieser läßt ihm antworten, er möge alles behalten, aber seinen Gesandten die Kostbarkeiten zeigen. Als nun Chlodowich einen Kasten um den andern öffnet, bitten ihm die Gesandten, bei dem einem, worin die Goldmünzen liegen, tiefer zu greifen, weil noch etwas auf dem Grunde verborgen seyn könne; aber indem er sich bückt, zerschmettert ihm einer der Franken mit der Streitart den Schädel. Alsbald eilt Chlodowich herbei, ruft das Volk zusammen, und offenbart ihm, wie dieser Chloderich aus eignem Antrieb den Vater getödtet,

und jetzt von einem Unbekannten, doch ohne sein Zuthun, gestraft worden: denn das Blut eines Verwandten würde er nicht vergossen haben. Da indeß die Sache einmal geschehen sey, so schlage er ihnen vor, sich unter seine Obhut zu begeben. Diese Rede gefällt den Franken; sie klatschen und rufen Beifall, setzen ihn auf ein Schild und erheben ihn zu ihrem Könige. So gewann Chlodowich Siegberts Reich, das sich vom Rhein bis an die Grenzen Thüringens erstreckte, sammt allen Schätzen.

Hierauf besann sich Chlodowich, daß ihm sein Vetter Cararich in der Schlacht gegen Syagrius einen Beweis zweideutiger Freundschaft gegeben; darum fing er ihn und seinen Sohn, ließ ihnen das lange Königshaar abschneiden und den Vater zum Priester, den Sohn zum Diakonus machen. Als nun bei der Haarschur jener sein Schicksal beweinte, sprach der Jüngling: „Dies Laub wird von grünem Holze geschnitten, und desto stärker hervortreiben! Möchte der, welcher solches befiehlt, eben so schnell umkommen, als es gewachsen seyn wird!" Als dies dem Chlodowich hinterbracht ward, befahl er, beide zu tödten.

Nun war noch der alte Ragnachar in Cammerich übrig, ein schwelgerischer Fürst, der sich durch einen Günstling, Namens Farro, sehr verhaßt gemacht hatte. Die Franken erzählten mit Unwillen, wenn ihrem Könige eine Steuer oder ein Geschenk gebracht werde, pflege er zu sagen: Das ist genug für mich und Farro! Chlodowich bestach mehrere der Leute dieses Fürsten durch übergoldete Armbänder und Wehrgehenke, die er für goldene ausgab, daß sie ihren Herrn verrathen sollten. Als nun Ragnachar hörte, daß Chlodowich mit einem Heer heranziehe, berichteten ihm die, welche er auf Kundschaft ausgeschickt hatte, er käme als sein und Farros Freund. Dergestalt ward Ragnachar überrascht und gefangen. „Warum, sprach Chlodowich, als Ragnachar in Fesseln vorbeigeführt ward, warum beschimpfst du unser Geschlecht durch deine Bande? Besser wäre es dir gewesen zu sterben! „Bei diesen Worten hob er die Streitart auf, und spaltete ihm den Kopf. Hierauf wandte er sich zu des Getödteten Bruder, und sagte: „Hättest du deinem Bruder geholfen, wäre er nicht gefesselt worden!" Mit diesen Worten erschlug er auch diesen. Zu den Verräthern aber, die sich über das falsche Gold beschwerten, sprach er: „Wer seinen Herrn mit Vorbedacht zum Tode bringt, empfängt billig unächtes Gold zum Lohne. Achtet euch damit bezahlt, daß ihr euer Leben nicht unter Martern endigen dürft." Einen dritten Bruder desselben Hauses, Namens Rignomer, den Chlodowich in seine Gewalt bekam, ließ er zu Sens und mit ihm alle übrigen Glieder dieser Familie tödten, um sich keinen Nebenbuhler und den Franken keinen Gegenstand anderer Wahl übrig zu lassen. Einst klagte er mitten in der Versammlung des Volks: „Wehe mir, daß ich als Fremdling unter Ausländern zu leben gezwungen bin, und keinen Anverwandten habe, auf dessen Unterstützung im Unglück ich rechnen könnte." Dies sagte er aber, fügt Gregor ganz unschuldig hinzu, nicht aus Leid über der Seinigen Tod, sondern um einen Versuch zu machen, ob sich nicht irgend einer verrathen würde, den er zu tödten vergessen hätte! Dies war der Mann, von dem der

fromme Bischof alles Ernstes versichert, Gott habe darum täglich seine Feinde unter seine Hand gegeben und sein Reich gemehrt, weil er mit rechtem Gemüthe vor ihm gewandelt, und gethan habe, was seinen Augen wohl gefallen.

Chlodowich genoß die Früchte dieser Thaten nicht lange; er starb bald darauf in der Blüthe des Alters *); von den fünf und vierzig Jahren seines Lebens hatte er dreißig geherrscht. Seine Handlungen zeigen genugsam, wie er für den Zweck der Machtvergrößerung das Schlimmste für recht hielt, aber die Augenblicke seiner Mittel mit Scharfblick ersah und mit Kühnmuth ergriff. So ward das Reich der Franken über Gallien und den Theil Deutschlands gegründet, der sich über beide Rheinufer von Batavien bis in Helvezien, und von den Ardennen bis an die Grenzen Thüringens erstreckt.

Drittes Kapitel.

Chlodowichs Söhne erobern Thüringen und Burgund **).

Der fränkische Eroberer hinterließ sein Reich vier Söhnen, welche es theilten. Der älteste, Theoderich, mit einer heidnischen Mutter gezeugt, galt nach der Ansicht der christlichen Bischöfe für einen unehelichen Sohn, ohne daß darum die Franken ihm geringeres Recht als seinen Brüdern, Chlotildens Söhnen, zuerkannten. Er erhielt die östlichen Landstriche Galliens mit dem Gebiete der ripuarischen Franken und Allemannen an beiden Ufern des Rheins bis nahe an die Mündung. Dieser Theil des Reichs, welcher von seiner östlichen Lage allmählig den Namen Austrasien (Oesterreich) bekam, übertraf an Größe die übrigen, war aber derjenige, welcher seinem Beherrscher die wenigsten Einkünfte versprach; denn die Deutschen am Rhein, die den größten Theil der Einwohner ausmachten, gaben nur freiwillige Geschenke, und nur von den westlichern Strichen, die zum Gebiet des Syagrius gehört hatten, (etwa der heutigen Champagne) ließen sich Auflagen erheben. Außerdem besaß Theoderich für sich die heutige Provinz Auvergne, die er noch bei Lebzeiten seines Vaters von den Gothen erobert und nicht mit in die Theilung gegeben hatte. Die Hauptstädte Austrasiens waren Metz und Rheims.

Der zweite Bruder, Chlodemer, erhielt die den Gothen abgenommenen Länder zwischen der Loire und Garonne, aber ohne Auvergne; seinen Wohnsitz nahm er zu Orleans.

Dem dritten Bruder, Childebert, fiel fast das ganze Gebiet des Syagrius zu, das heißt, alles Land zwischen dem Ocean und der Loire. Doch war die Herrschaft über die heutige Bretagne unsicher und schwankend. Paris

*) 511. **) 521 — 534.

war die Hauptstadt dieses Antheils, welcher Neustrien (Westreich) genannt ward, wiewohl zuweilen im Gegensatz des immer wachsenden Austrasiens alle drei westlichen Antheile unter dem Namen Neustrien zusammen gefaßt werden.

Der letzte Antheil, der von der nördlichen Seine und Isle de France an die Pikardie und die Niederlande bis an die Maas in sich begriff, fiel auf Chlotar. Soissons ward dessen Hauptstadt.

Ohngeachtet dieser Theilung sollten alle vier Brüder gemeinschaftlich herrschen, und das Reich fortwährend ein Ganzes ausmachen. Aber diese Bestimmung wurde von den einzelnen Königen, die nur ihre besondern Vortheile ins Auge faßten, wenig geachtet. Bald ward Austrasien durch Theoderichs Eroberungen überwiegend, und wie es ohnehin schon große Striche von Deutschland umfaßte, so noch weiter gegen Osten ausgedehnt.

In der Mitte Deutschlands, von den Ufern der Donau durch die Oberpfalz und Ostfranken bis an den Harz, herrschten die drei Söhne des Basinus, Baderich, Hermanfried und Berthar über das Volk der Thüringer, wie Chlodowichs Söhne über das Volk der Franken vom Rhein bis an die Garonne. Als nun Hermanfried sich vermählen wollte, warf er seine Augen auf den glänzenden Hof König Theoderichs von Italien, vielleicht um gegen die Macht der Franken eine Stütze zu finden. Dieser Fürst, der seine eigne Tochter schon an Alarich den Westgothen vermählt hatte, sandte seiner Schwester Tochter Amalberga, an den König der Thüringer; das Geschenk, womit dieser nach germanischer Sitte die Braut von ihrem Vormund erkaufte, bestand in Thüringischen Rossen, deren Vortrefflichkeit Theoderich in seinem Schreiben an Hermanfried rühmt [1]).

Aber diese Vermählung hatte für das Reich der Thüringer sehr unglückliche Folgen. Amalberga, die mit den stolzen Gesinnungen ihres Hauses nach Thüringen kam, fand den Antheil, den ihr Gemahl von dem Lande besaß, zu klein. Als er sich nun einst zur Tafel setzen wollte, veranstaltete sie, daß dieselbe nur halb gedeckt war; „denn, sagte sie, ein halber König muß auch nur an einem halben Tische essen." Darauf beschloß Hermanfried, seine beiden Brüder aus dem Wege zu räumen. Dies gelang mit Berthar; gegen Baderich aber mußte er die Hülfe des austrasischen Königs Theoderich suchen. Mit diesem, dem er die Hälfte der Eroberung versprochen, zog er gegen den Bruder, überwand und tödtete ihn, hielt aber nachher seinem Bundesgenossen nicht Wort, sondern ließ ihn mit leeren Händen nach Hause ziehen *).

Auf diese Beleidigung beschloß Theoderich, sich an dem Könige der Thüringer zu rächen; doch that er es nicht eher, als bis der König von Italien gestorben und dessen Reich uneins geworden war **). Da er aber allein sich zu schwach fühlte, verband er sich erst mit seinem Bruder Chlotar von Soissons, und berief dann eine Versammlung seiner Franken. Diesen stellte er vor, wie schon vor Alters (unter

1) Cassiod. IV. 1.

*) Also Gregor von Tours. Etwas anders erzählt Wittechind die Veranlassung des Kriegs. Leibnitii Script. rer. Br. I. p. 72. **) 531.

Attila) die Thüringer ihren Vätern den Frieden gebrochen, und nach Ermordung der erhaltenen Geiseln einen Einfall in das Land der Franken gemacht hätten; wie hier von ihnen die Knaben mit den Zeugungstheilen an Bäume gehängt, die Mädchen von Pferden aus einander gerissen, viele andere auf die Fahrgleise gestreckt und von drüberhin fahrenden Lastwagen zermalmt worden wären. Hierzu gedachte er auch der ihm wiederfahrnen Schmach. Darüber wurden die Franken so ergrimmt auf ihre Feinde, daß sie einmüthig Krieg beschlossen und sich sogleich in Marsch setzten. Sie fanden die Thüringer in guter Bereitschaft. An dem Orte, wo sie den Angriff der Franken erwarten wollten, hatten sie tiefe, mit Rasen überkleidete Wolfsgruben angelegt, in welche beim Beginn des Gefechts die ersten der fränkischen Reiter hinabstürzten. Die folgenden aber erkannten und vermieden die Gefahr, und fochten so tapfer, daß endlich die Thüringer bis an die Unstrut zurückwichen. Hier hielten sie Stand in der Gegend von Ronneburg oder Rumburg, und schlugen mit den Franken eine dreitägige Schlacht. Wiederum flohen in dieser die Thüringer. Das Bette der Unstrut, das an manchen Stellen viele Untiefen hat, füllte sich mit ihren Leichen, und die Franken gingen wie auf einer Brücke hinüber.

Hermanfried warf sich in eine Burg an der Unstrut, welche der Chronist Wittechind Scheidingen nennt. Theoderich aber rathschlagte mit den vornehmsten Befehlshabern seines Heers, ob er die Feinde weiter verfolgen, oder nach Hause ziehen sollte? Als er sich nun für die erstere Meinung entschieden hatte, sandte er zu den benachbarten Sachsen, weil er wußte, daß diese den Thüringern feind waren, und ließ ihnen sagen, er wolle ihnen den dritten Theil des Landes ihrer Feinde einräumen, wenn sie ihm das Ganze, und besonders die Burg, worin sich der König verschlossen, erobern hülfen. Alsobald zogen den Franken neuntausend Sachsen zu Hülfe, Männer groß an Körper und Muth, deren Aufzug mit langem, bis an den Heft des Degens herabfallenden Haar, mit hohen Lanzen, kleinen Schilden und großen Schlachtmessern (Saxen) den Franken verwunderlich dünkte. Da nun Hermanfried sahe, daß seinem Schloß heftig zugesetzt ward, sandte er den Iring, seinen vertrauten Rath, mit allen Schätzen an den fränkischen König. Nun ward der letztere bewogen, sich mit den Thüringern zu vergleichen; die lästigen Bundesgenossen sollten leer ausgehen. Ein Raubvogel aber, der einem Thüringer auf der Reiherbaitze entfloh, ward Ursache, daß die Sachsen das Geheimniß erfuhren; denn um ihn wieder zu erhalten, erbot sich jener gegen den Sachsen, der ihn gefangen hatte, etwas zu offenbaren, was seinem ganzen Volke sehr wichtig sey. Also erfuhren die Sachsen, wie sie hintergangen werden sollten. Darauf erstürmten sie um Mitternacht die Burg, und machten durch diese Verzweifelungsthat dem thüringschen Reiche ein Ende. König Theoderich, der das Geschehene gut heißen mußte, gab ihnen nebst der eroberten Festung den nördlichen Theil des Landes, und behielt die südlichen und westlichen Striche für sich; die Burg Scheidingen, die vielleicht erst bei dieser Gelegenheit ihren Namen bekommen hat, ward die Grenze zwischen Franken und Sach-

sen. Die letztern aber überließen einen Theil des erhaltenen Landes an der Elbe, (das heutige östliche Meißen) slavischen Kolonisten, die sich nachmals bis an die Saale verbreiteten *). Dennoch machten sich wahrscheinlich die Sachsen selbst für die erhaltene Abtretung zu den jährlichen Tributen an den fränkischen König anheischig, über deren Bezahlung in der Folge die langwierigen Händel zwischen Franken und Sachsen entstanden. Der Untergang der Thüringer sollte nach zwei Jahrhunderten an den Sachsen gerochen werden.

Hermanfried, der nebst seiner Gemahlin, seinen Kindern und einigen Dienern noch zur rechten Zeit aus seinem Schlosse entronnen war, wurde von Theoderich unter feierlichen Versprechungen der Sicherheit nach Zülpich geladen. Als nun eines Tages beide Fürsten mit einander auf der Stadtmauer standen und sich besprachen, stieß Jemand den Hermanfried plötzlich hinab, daß er starb. Einige seiner Kinder wurden auf Befehl Theoderichs erdrosselt; die übrigen nahm Amalberga mit sich nach Italien; ihr Sohn Amalfried diente in der Folge dem griechischen Kaiser als Feldherr, und fand im Morgenlande den Tod; zwei Töchter wurden an longobardische Könige vermählt. Dieses war der Untergang des thüringschen Reichs, wie ihn Hermanfried durch die Uebelthat an seinen Brüdern verschuldet hatte.

Während diesen Geschichten waren Chlodowichs drei übrige Söhne nicht müßig, sondern benutzten die Gelegenheit, die sich ihnen nach des alten Königs Gundobald Tode **) darbot, Burgund zu unterwerfen.

Gundobalds Sohn, König Siegmund, hatte von Ostgotha, seiner Gemahlin, die König Theoderichs von Italien Tochter war, einen Sohn Siegereich, und eine Tochter Svavegotha, die des Königs von Austrasien Weib ward. Nachdem die Königin gestorben, heirathete Siegmund eine Person von ihrem Gefolge. Diese warf Haß auf den Prinzen, weil derselbe einst gelacht hatte, als er sie in den Kleidern seiner Mutter sich brüsten und unbehülflich einhergehen gesehen. Seitdem beredete sie den König, sein Sohn stelle ihm nach Thron und Leben, und bewirkte, daß er denselben, als er schlief, umbringen ließ ***). Da ward des Ermordeten Großvater, König Theoderich von Italien, sehr zornig, und schickte ein Heer wider Burgund, dessen König Siegmund, nun voll Reue und Furcht, nach St. Moritz in Wallis entfloh. Auf diese Nachricht erwachte in der alten fränkischen Königin Chlotilde der Gedanke, den Tod ihres Vaters Chilperich an dem Hause ihres Oheims Gundobald, seines Mörders, zu rächen: die Macht des Königs von Italien, der nun wider Burgund war, hatte bisher sie im Zaum gehalten. Auf Chlotildens Betrieb schlossen nun drei fränkische Könige, (den König von Austrasien begütigte Svavegotha sein Weib,) mit dem Könige von Italien einen Vertrag, Burgund zu theilen, worauf von der einen Seite die Ostgothen, von der andern die Franken das Land überzogen. König Siegmund, der sich im Kloster St. Moritz

*) Adam Brem. Histor. eccl. I. c. 4. **) 516. ***) 522.

unter die Mönche verbarg, ward durch Verrath entdeckt und nach Orleans gebracht; hier ließ König Chlodemir ihn, sein Weib und seine beiden Söhne enthaupten, und die Leichen in einen Sodbrunnen werfen. Aber noch acht Jahre behauptete Godemar, Siegmunds Bruder, die Trümmer des Reichs. Als die Ostgothen, denen er ihre Eroberungen zu lassen versprach, ihm Friede gegeben, tödtete er in einer Schlacht König Chlodomirn, der seinen Bruder zu enthaupten befohlen. Darauf vereinigten sich die übrigen Könige der Franken wider ihn, erschlugen ihn in einer Schlacht, und endigten dieses Reich durch Eroberung der Stadt Autun *), nachdem dasselbe seit dem Uebergang der Burgunder über den Rhein hundert und acht und zwanzig Jahre bestanden hatte. Den Vertrag machten die Burgunder mit ihren Ueberwindern: „die Könige der Franken sollten auch Könige von Burgundien seyn; die Burgunder im Krieg ihnen folgen, doch in allem ihre Rechte, Ordnung und Güter behalten." Seitdem waren ihre Könige vom Stamme Chlodowichs. Ein Herzog verwaltete das niedere Burgund, wie ein Patrizius das Gebürge und die Landschaften, die heut Savoyen, Hochburgund, Wallis, Genf, Bern, Freiburg und Solothurn heißen.

Viertes Kapitel.

Die ostgothischen Geschichten **).

Während die Burgunder, die Thüringer und die Hälfte der Allemannen den Franken gehorchten, die Sachsen, bis auf dürftige und meist ungewisse Geschenke, noch frei waren, die Bojoarier aber von ihren Agilolfingern beherrscht wurden [1]), gehörten die Swev-Allemannen in beiden Rhäzien, die Alpenprovinz Norikum und ein Theil von Pannonien, unter ostgothische Herrschaft gen Rom oder Ravenna. Mit dieser war es also beschlossen.

Als das Reich des Attila in Pannonien mit dem Tode des Völkerbezwingers zerfiel, wurden die Ostgothen, die unter ihren drei Königen aus dem Amalerstamm, Walamir, Widemir und Theodemir, bisher mit den Hunnen gezogen waren, wiederum zu einem selbständigen Volke. Bald ließen sie den byzantinischen Römern ihre Nachbarschaft durch Einfälle in Illyrien empfinden, bis Kaiser Leo durch Jahrgelder von ihnen Frieden erkaufte. Zur Verbürgung der Treue sandte Theodemir seinen achtjährigen Sohn Theoderich nach Constantinopel, wo sein Körper zu allen Kriegsübungen gebildet, und sein Geist durch den Unterricht der geschick-

*) 534 n. Chr. **) 455 — 554.

[1]) Cassiod. IV. 2. Der König der Heruler, an den dieser Brief gerichtet ist, mag wohl ein Fürst der Bojoarier seyn, unter deren Stämmen die Heruler einen vorzüglichen Bestandtheil ausmachten.

testen Lehrer erweitert ward. Die edle Frucht der Erziehung, welche der gothische Prinz genoß, liegt in seiner nachmaligen Regierung über Italien zu Tage; dennoch blieb er so unerfahren in den Anfangsgründen der Wissenschaften, daß man eine mechanische Vorrichtung erfinden mußte, um dem Könige von Italien die Unterzeichnung seines Namens möglich zu machen. Nach zehn Jahren, in welchen die Ostgothen mit den Rugiern, Scyrren und Sweven viele Kriege geführt hatten, kehrte der Jüngling heim, und indem er Singidunum, das heutige Belgrad, den Sarmaten entriß, zeigte er durch diese erste Waffenthat, daß er die vaterländische Tapferkeit in griechischer Erziehung nicht verlernt habe. Damals räumte Kaiser Zeno den Ostgothen, deren er sich gegen seine Mitbewerber bedienen wollte, große Landstriche an der Niederdonau, an den Grenzen Thraziens ein. Theoderich, welcher um diese Zeit seinem Vater Theodemir auf dem Königsstuhl der Amaler folgte, (seine Oheime Widemir und Walamir waren todt,) ward von dem hülfsbedürftigen Zeno mit Ehrenstellen und Belohnungen überhäuft; denn seit das Haus des Theodosius ausgestorben war, stützten sich die meist durch Hof- und Pallastränke erhobenen Kaiser, die weder ihrem Volke noch Heere trauen durften, auf auswärtige Freunde. So hatte Zeno durch Theoderichs Beistand den Thron, den er an einen Anmaßer schon verloren gehabt, wieder eingenommen, und freigebig ertheilte er seinem Retter den Namen Sohn, Patrizier und Consul, eine Ritterfäule, den Befehl über die Haustruppen, Silber und Gold in großen Summen, und das Versprechen einer reichen und angesehenen Gemahlin. Indeß wurden nach der Zeit die Mißhandlungen, welche die Gothen sich gegen die kaiserlichen Unterthanen erlaubten, und die großen Kosten, welche ihre Besoldung erforderte, Veranlassung, daß man sich von Seiten des Hofes ihrer zu entledigen wünschte. Als daher der ostgothische König auf das Abentheuer verfiel, Rom von der Herrschaft des Odoaker zu befreien, ward sein Anerbieten, die Gothen nach Italien zu führen, bereitwillig angenommen. Aber die Formen dieser Bewilligung wurden wahrscheinlich so zweideutig abgefaßt, daß es ungewiß blieb, ob der Eroberer Italiens als Statthalter oder als Bundesgenosse des byzantinischen Kaisers dort herrschen sollte.

Durch Pannonien, welches seit dem Verfall der römischen Macht von vielen Barbarenstämmen durchwandert ward, zog das Volk der Ostgothen mit Weibern und Kindern und aller Habe, wie acht und achtzig Jahre vorher die Westgothen unter Alarich, über die julischen Alpen nach Italien *). Die soldatischen Herren dieses Landes waren im Genuß eines zwölfjährigen Friedens erschlafft; Odoaker, in drei Schlachten bei Aquileja, Verona und Pavia geschlagen, floh nach Ravenna, während sein Kriegsvolk dem Sieger beifiel. Diesen empfing Roms Senat und Volk als einen Befreier; nach langer Einschließung öffnete ihm auch Odoaker die Thore von Ravenna **). Der Bischof dieser Stadt hatte einen Friedensvertrag unterhandelt, vermöge dessen beide Könige gemeinschaftlich über Italien herrschen sollten. Aber nach wenigen Tagen ward Odoaker mitten unter

*) 488. **) 493.

der Freude eines Gastmahls getödtet; in derselben Stunde fiel der größte Theil seiner Kriegsleute, die dem Sieger zugejauchzt hatten; denn dieser wußte, daß sie ihn lieber verderben würden. Der Gothe urtheilte, daß man großen Dingen sich entweder nicht unterziehen, oder sich über kleinliche Bedenklichkeiten hinwegsetzen müsse; wie alle Alten hielt er es für unerlaßlich, denjenigen, dem er die Herrschaft geraubt hatte, zu tödten, weil über das Größte Vergessenheit unmöglich sey.

Dieses gothische Reich erstreckte sich über ganz Italien und Sizilien; jenseits der Alpen wurden nach und nach die Länder Dalmazien und Pannonien, durch kluge Benutzung der westgothischen Händel mit den Franken auch der kleinste, aber älteste und anmuthigste Theil der gallischen Provinz an die alte Herrin der Völker geknüpft, auch die Fürsten der Bojoarier in Norikum und in Rhäzien abhängig gemacht. Der Beherrscher Italiens gebot über mehr Land, als Rom, da es mit Carthago um die Herrschaft der Welt gestritten. Von allen übrigen barbarischen Staaten unterschied sich dieser durch die Milde wie durch die höhere Staatskunst seines Königs. Die Gothen nahmen das Drittheil der römischen Ländereien, das schon ihre Vorgänger sich zugeeignet hatten, als Kriegssold, und lebten durch ganz Italien zerstreut, nach ihren volksthümlichen Gesetzen und Weisen; eben so aber auch die Römer, denn wiewohl Theoderich den Titel eines Kaisers nicht annahm, so bestand doch unter dem gothischen Könige die ganze von Constantin hinterlaßne Verfassung mit den alten Staatsämtern, Würden und Gesetzen. Durch ein seltsames Spiel des Schicksals wurden nun die beiden römischen Consuln, deren Vorgänger so oft barbarischen Königen mit stolzer Verachtung begegnet waren, der eine zu Rom von einem gothischen Fürsten, der andere zu Constantinopel von einem barbarischen Kaiser ernannt. Da die Gothen, dem Waffendienst und Landleben ergeben, in wissenschaftlicher Bildung Fremdlinge blieben, und den Ansichten Theoderichs gemäß bleiben sollten, weil er dafür hielt, diese Bildung schwäche den Kriegsmuth, und wer als Knabe die Ruthe gefürchtet, werde als Mann vor dem Schwerdte erzittern, so konnte die bürgerliche Verwaltung nur römischen Händen anvertraut werden. Wie das Volk Italiens seine Tracht und Sprache, Gesetze und Sitten, seine persönliche Freiheit und zwei Drittheile seines Landeigenthums behielt, so dauerten die Namen und Geschäfte der prätorischen Präfekte von Rom, der Quästoren, der Magister Offiziorum und anderer Staatsbeamten fort, so blieb die untere Gerechtigkeitspflege und das Staatseinkommen sieben Consularen, drei Correctoren und fünf Präsidenten anvertraut, und die funfzehn Regionen Italiens wurden nach den Grundsätzen und selbst nach den Formen der römischen Rechtsgelahrtheit regiert. In den gothischen Palläsien zu Ravenna und Verona erblickte man das Bild des theodosischen Hofes, auf welches zwei Minister, Cassiodor und Boethius, den letzten Glanz des erlöschenden geistigen Feuers zurückgeworfen haben. Eine Sammlung von Staatsschriften, die der erstere im Namen seines Herrn aufgesetzt hat, ist noch als eine schätzbare, wenn auch meist nur dunkle Urkunde, über die Verhältnisse eines Zeitraums vorhanden,

dessen Geschichte aus dürftigen Bruchstücken zusammen gelesen werden muß, da das eigentliche Geschichtswerk, welches Cassiodor aufgesetzt hatte, verloren gegangen ist. Ein großer Zug im Character Theoderichs ist es, daß er, der das treulose Kriegsvolk seines Vorgängers niederhauen ließ, den Liberius, welcher der unglücklichen Sache desselben bis zum letzten Augenblick treu geblieben war, zur prätorischen Präfektur, einer der ersten Stellen, beförderte.

Aber der Gothe behauptete nicht blos in Italiens innerer und bürgerlicher Verwaltung römische Weise; er faßte auch die große, von den alten Römern zur Welteroberung verunstaltete Ansicht wieder auf, die europäische Menschheit in staatsrechtliche Verbindung zu bringen. Das Gebäude dieses völkerrechtlichen Vereins sollte nicht auf Waffengewalt, sondern auf geistige Ueberlegenheit gegründet, und durch die Ehrfurcht, welche Italien und sein Beherrscher einflößten, aufrecht erhalten werden. Europa bis an die Grenzen Sarmaziens war an germanische Völker vertheilt; auch auf dem lang verehrten Throne der Weltbeherrscherin saß ein Germane, der den deutschen Königsnamen dem römischen Kaisertitel vorzog, der die Streitigkeiten der Nazionen vermittelte, und von ihren Fürstenhäusern Verwandter und Vater begrüßt ward; denn die Könige der Franken, Burgunder, Westgothen, Wandalen und Thüringer waren, gewiß nicht ohne Mitwirkung der Staatskunst, seine Eidame und Schwäger geworden. In seinen Briefen redete er zu diesen Königen im Ton eines Vaters, ertheilte ihnen wohlgemeinte, verständige Rathschläge, und sandte ihnen Geschenke, deren die minder gebildeten bedurften, und Tonkünstler, die ihren Gesang mit der Cither begleiteten. Die Sprache seiner Briefe und die Titel, die er den Fürsten gab, zeigen, daß er als König von Italien und Beherrscher der ewigen Roma, sich auch als den Herrn und König der Könige ansah. „Ihr alle, schreibt er *), empfangt von mir die Pfänder großer Gunst. Es gehört mir zu, Euch königliche Jünglinge durch die Macht der Vernunft zu bezähmen.“ Indem er dem König der Burgunder Sonnen- und Wasseruhren übersendet, ermahnt er ihn und die Seinen, uun auch ihre Zeit gut einzutheilen, und ihren wilden Sitten zu entsagen. Sie hingegen nahten sich ihm voll von Achtung durch ihre Abgeordneten, welche die Pracht seiner Hofhaltung bewunderten, und die Erzeugnisse ihres Landes vor seinem Throne niederlegten; so brachten die Aestier Bernstein von den Küsten der Ostsee, so die Thüringer Rosse. Nur Chlodowich, König der Franken, war weniger geneigt, ihn also zu ehren, und verschmähte die Vorstellungen, die Theoderich zu Gunsten der besiegten Westgothen an ihn erließ. Dafür erprobte der Franke, als es nun zum Kriege kam, gegen die Ostgothen das Glück seiner frühern Unternehmungen nicht, denn der Ausgang war, daß das südliche Gallien wieder an Italien fiel. Also ward die Grundlage des Reiches immer stärker befestigt, und vielleicht wären auf dem alten Sitze der Weltherrschaft deutsches und römisches Leben zu einem herrlichen Ganzen verschmolzen, hätte der Italiener Thorheit, die

*) Cass. III. 2.

nun ins dreizehte Jahrhundert gestraft wird, die Gunst des Schicksals nicht von sich gewiesen.

Theoderich, der nach dem Beispiel der letzten Kaiser Ravenna zu seinem eigentlichen Wohnsitz gewählt hatte, sich aber abwechselnd zu Verona aufhielt, (daher die Heldenlieder des Mittelalters ihn unter dem Namen Dietrich von Bern besingen,) besuchte im siebenten Jahr *) seiner friedlichen Regierung die alte Hauptstadt der Welt, und verweilte in ihr sechs Monate, um das Band zwischen sich und seinen Unterthanen fester zu knüpfen. Der römische Bischof Symmachus, begleitet von seiner Geistlichkeit, der Senat und das Volk kamen in feierlichem Aufzuge vor die Thore der Stadt, den zweiten Trajan und Valentinian zu begrüßen. Der gothische König begab sich zuerst in die Kirche des Vatikans, um gleich einem rechtgläubigen, katholischen Christen, an dem Grabmale der Apostel seine Andacht zu verrichten; darauf hielt er seinen triumphirenden Einzug in die Stadt, bestieg das Capitol, trat in die Versammlung des Senats, und hielt, von den Senatoren und hohen Reichsbeamten umgeben, in römischer Sprache, zum römischen Volk eine Rede, worin er die Zusicherung gab, daß er die alten Gesetze aufrecht halten, die jährlichen Getreidespenden fortsetzen und die Mauern Roms wiederherstellen wolle. Durch mehrere Verordnungen sicherte er die Denkmäler der alten Baukunst gegen den zerstörenden Eigennutz der Bürger, wies auch beträchtliche Geldsummen zu ihrer Erneuerung an. Aber nicht blos das alternde Rom schien sich zu verjüngen, auch die beiden Wohnstädte des Königs, so wie Pavia, Spoleto, Neapel und die übrigen italienischen Städte wurden durch Kirchen, Wasserleitungen, Bäder, Säulengänge und Paläste verschönert. Wichtiger noch als dieser in die Augen fallende Schimmer war für den denkenden Beobachter das Wiederaufblühen des Ackerbaus und Handels im Schatten des Friedens und der öffentlichen Sicherheit. Trotz der fehlerhaften Landwirthschaft, die einmal eingeführt war und nicht so leicht abgestellt werden konnte, füllten die verödeten Landschaften sich wieder mit Menschen; denn Italien genoß einer vierzigjährigen Ruhe, wie kein anderes Land, und viele tausend Landbauer, welche die Burgunder während des Kriegs zwischen den Gothen und Odoaker als Sklaven hinweggeführt hatten, mußten auf Verwendung des gothischen Beherrschers zurückgegeben werden. So mächtig erhob sich Italien aus seinem Verfall, daß Privatpersonen es für ein einträgliches Unternehmen halten konnten, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, und daß dasselbe Land, welches zu den Zeiten der Kaiser gänzlich von auswärtiger Getreidezufuhr abhängig gewesen war, jetzt selbst nach Gallien ausführen konnte.

Aber Theoderich hatte in den Augen der Italiener die zwei unauslöschlichen Flecken, ein Fremder und ein Arianer zu seyn. Das Nationalgefühl, welches sich eben unter dieser milden Herrschaft zu größerer Stärke als anderwärts entwickelte, nahm die unglückliche Richtung, sich der kaiserlichen Zeiten mit Stolz zu erinnern, und sich aus der Schande, unter einem Könige frei und glücklich zu seyn, in die Ehre hinüber zu sehnen, unter einem Fürsten barba-

*) 500.

rischer Herkunft, der sich in einer griechisch redenden Stadt Thraziens römischer Kaiser nannte, verächtlichen Knechtesdienst zu üben. In dem Gefühl, welches den Eingebohrnen eines Landes eine eingedrungene, durch Sprache und Sitte verschiedene Regierung verhaßt macht, liegt etwas so Achtungswerthes und edlen Gemüthern Unveräußerliches, daß es ungerecht scheinen dürfte, die Männer Italiens zu tadeln, welche es schmerzlich empfanden, Unterthanen der Gothen zu seyn. Auf der andern Seite aber wird dieses Gefühl als unbesonnener Hochmuth und thörichte Eitelkeit erscheinen müssen, wenn man bedenkt, daß die Regierung Italiens seit Jahrhunderten Eigenthum fremder und soldatischer Willkühr gewesen war, daß es der Nazion zur Erlangung und Behauptung der Selbständigkeit gänzlich an Kraft gebrach, und Italien daher immer keine andre Aussicht hatte, als die schreckliche, eine Provinz des griechischen Kaiserthums, und von griechischen Statthaltern geplündert und schlecht regiert zu werden.

Indeß wurde diese den Gothen ungünstige Stimmung ohne Zweifel durch die römische Geistlichkeit vermehrt, welche die Herrschaft der Arianer als ein schimpfliches und katholischer Christen unwürdiges Joch darzustellen bemüht war. Zwar ehrte Theoderich den römischen Stuhl, dessen Inhaber unter seiner Regierung sich den Namen Papst vorzugsweise beizulegen anfingen, und bediente sich ihrer wie anderer katholischen Bischöfe in öffentlichen Geschäften, besonders bei Unterhandlungen mit fremden Höfen; zwar beschützte, beschenkte und besuchte er die katholischen Kirchen, und zeigte sich überhaupt von dem Gedanken der Verfolgung so fern, daß sogar Mitglieder seiner eignen Familie ungehindert seinen Glauben verließen, ohne seine Gunst zu verlieren. Aber diese Nachsicht erschien den eifrigen Anhängern der nizäischen Glaubensformel vielleicht nur als sträfliche Gleichgültigkeit, und erreichte wenigstens den Zweck nicht, ihm die Zuneigung zu erwerben, die ein katholischer Fürst erhalten haben würde. Indeß fehlte es dem Mißvergnügen der Katholiken an einem Stützpunkte, so lange in Constantinopel Kaiser Anastasius, selbst der Ketzerei schuldig und vom Papste verdammt, auf dem Thron saß; als aber dessen Nachfolger Justin, ein rechtgläubiger Katholik, Strafgesetze gegen die Arianer erließ, wurden die Römer zugleich von politischer und religiöser Begeisterung für einen Hof entflammt, an welchem Verschnittene, Weiber, Bischöfe, Mönche und Leibwächter in schändlicher Verruchtheit mit schwachen Fürsten ihr Spiel trieben. Theoderich, gleichsam das Haupt der arianischen Parthei, hielt es für Forderung der Ehre, sich seiner unterdrückten Glaubensgenossen anzunehmen, und sandte den Papst Johannes mit mehrern Bischöfen und Senatoren nach Constantinopel, um durch die Vermittelung eines solchen Bevollmächtigten die Herausgabe der arianischen Kirchen zu erhalten. Also mußte der Papst die Sache derer vertheidigen, die er verdammte. Er that dies aber so läßig, und erfüllte trotz der großen Ehrenbezeugungen, die er vom Kaiser empfing, die Absicht seiner Sendung so wenig, daß ihn Theoderich nach seiner Rückkunft ins Gefängniß werfen ließ, in welchem er starb. Vielleicht floß diese Behandlung aus demselben Verdachte, welcher damals die Seele des Königs

erfüllte; denn nahe am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn ward der große Theoderich durch die Entdeckung verstimmt, von einem Volke gehaßt zu seyn, welches er durch Wohlthaten gewonnen zu haben glaubte. Mehrere vornehme Römer, unter ihnen auch jener Boethius, von dem Theoderich einst an den König der Burgunder geschrieben: „kein Volk solle sich mit den Ostgothen vergleichen, die solche Männer besäßen," — wurden beschuldigt, Theilnehmer einer Verschwörung zu seyn, welche die Waffen der Griechen nach Italien locken und die Herrschaft der Gothen stürzen wolle. Sie büßten mit dem Leben, und die Römer wurden nunmehr sämmtlich entwaffnet. Die Folgezeit that dar, wie gegründet Theoderichs Verdacht gewesen war; aber seine nothwendige Strenge galt in den Augen der Italiener für Tyrannei und Verfolgung der Kirche.

Grade unter diesen bedenklichen Umständen fühlte König Theoderich die Annäherung des Todes *). Da empfahl er den Gothen seine Tochter Amalaswintha, die Wittwe Eutharichs, eines amalischen Prinzen, und deren zehnjährigen Sohn Athalarich, der sein Nachfolger seyn sollte; allen aber Ordnung, Eintracht, Liebe des römischen Senats und Volks, und Freundschaft mit dem Kaiser. Die Stütze, an deren Aufrichtung er sein Lebenlang gearbeitet, war zermürbt, seit Verbrechen den staatsklugen Plan, die germanischen Staaten durch Vermählungen zu verknüpfen, gestört und zu entgegen gesetztem Ausgang gewendet hatten. Dies, und die Besorgniß über die den Gothen ungewohnte Frauenherrschaft mochte ihn zu der Ermahnung bestimmen, mit der überlegenen Macht Constantinopels Frieden zu halten; denn Amalaswintha sollte bis zur Volljährigkeit ihres Sohns Regentin und Vormünderin seyn.

Wie sehr auch die Bildung und Kenntnisse dieser Fürstin gerühmt werden, so war sie doch der gefährlichen Stellung des Reichs, der Wildheit der Gothen und der neuerungssüchtigen Unzufriedenheit der Römer nicht gewachsen. Bald entstand Unfriede zwischen ihr und ihrem Sohn. Dem Jüngling, den die Mutter in vielen Wissenschaften unterrichten ließ, riethen Lieblinge, sich der strengen Zucht zu entziehen, und es gelang ihm mit Hülfe einiger Großen. Zu dem Ende sandte sie die Häupter ihrer Gegenpartei als Statthalter in die Provinzen, wo sie durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt wurden, während im Hafen Schiffe bereit lagen, auf denen sie im Fall des Mißlingens mit ihren Schätzen nach Constantinopel entflohen wäre. Die mit dieser schwarzen That verknüpfte Unterhandlung, die ihr den Zufluchtsort gesichert hatte, offenbarte dem byzantinischen Hofe das ganze Geheimniß der Schwäche des gothischen Reichs, und versprach seinen lang genährten Planen zur Wiederbezwingung Italiens das beste Gedeihen. Denn welches auch der Auftrag gewesen seyn mochte, den vor vierzig Jahren König Theoderich von Kaiser Zeno in Hinsicht auf die Besitznahme der Halbinsel erhalten hatte, so sahe man doch in Constantinopel die gothische Herrschaft im Stillen als eine barbarische Anmaßung an, besonders seit man nach den reichen Einkünften des aufblühenden Landes lüstern geworden war.

*) 526.

Kaiser Anastasius hatte die Gothen sogar öffentlich bekriegt, und zuletzt nur im Gefühl seines Unvermögens den König Theoderich als seines Gleichen erkannt.

Eben in dieser Zeit der gothischen Zerwürfniß unter Weiber- und Knabenherrschaft regierte in Constantinopel Kaiser Justinian mit vielem Glanz und Erfolge, weil er, (wie in neuern Zeiten Ludwig XIV.) die Kunst, große Männer herauszufinden und auf den rechten Fleck zu stellen, mit Glück ausübte. Mit eben der Geschicklichkeit benutzte er die innern Zerrüttungen der germanischen Staaten zu ihrem Verderben. So ließ er das Wandalenreich in Afrika, wo von einem Anmaßer, Namens Gelimer, der rechtmäßige König Hilderich vom Thron gestürzt worden war, unter dem Vorwande angreifen, den Thronräuber zu bestrafen, und zugleich die unterdrückten Katholiken von dem arianischen Joch zu befreien. Belisar, ein großer Mann, in welchem der Kriegsgeist der alten Römer aufgelebt zu seyn schien, ward mit Schiffs- und Heeresmacht nach Afrika gesendet, und Amalaswintha war thöricht genug, das Unternehmen durch Aufnahme der römischen Flotte in Sizilien zu fördern; denn der wandalische und gothische Hof waren heftig verfeindet, seit Amalfrede, Theoderichs an König Thrasimund vermählte Schwester, nach dem Tode ihres Gatten wegen gestifteter Unruhen ins Gefängniß geworfen und getödtet worden war. Durch diesen Familienzwist erbittert sahen die Gothen ruhig zu, wie der hundertjährige Thron Giserichs umgestürzt, und der König der Wandalen zu Constantinopel im Triumphe aufgeführt ward, und bedachten nicht, daß bald über sie ähnliches Schicksal kommen würde.

Im achtzehnten Jahr seines Alters starb König Athalarich an den Folgen der Ausschweifungen, zu welchen ihn seine unklugen Lieblinge verleitet hatten. Um sich auf dem Thron zu behaupten, nahm Amalaswintha ihren Vetter Theodat zum Gemahl und zum Reichsgenossen an, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil sie glaubte, daß dieser wegen niedriger Denkungsart und Feigheit bei den Gothen und Römern gleich verachtete Fürst ihrem selbstherrscherischen Willen nicht gefährlich werden würde. Aber sie täuschte sich. Theodat, von der unzufriedenen Gegenparthei der Königin ermuntert, ließ bald nach seiner Erhebung seine Wohlthäterin ins Gefängniß werfen und erdrosseln.

Der Kaiser hatte nach Eroberung Afrikas an die Gothen die Forderung gemacht, ihm das Vorgebürge Lilybäum in Sizilien abzutreten, weil König Theoderich dasselbe seiner Schwester bei ihrer Vermählung an den König Thrasimund zur Mitgift gegeben, und folglich an Afrika gebracht habe. Amalaswintha hatte sich geweigert, diesem Verlangen Genüge zu leisten; aber ihre greuelvolle Ermordung gewährte bald einen andern und schicklichern Vorwand.

Auf die Nachricht davon eilte der Kaiser, die Rache für das ihm befreundete und schutzverwandte Haus Theoderichs zu übernehmen, und den Bezwinger Afrikas nach Italien zu schicken. Belisar landete mit einem meist aus armenischen, isaurischen, bulgarischen und andern barbarischen Lohntruppen bestehenden römischen Heere, zuerst in Sizilien, dessen Bewohner sich

sogleich für die Herrschaft des Kaisers erklärten; die gothische Besatzung in Palermo, die allein Widerstand leistete, wurde zur Uebergabe gezwungen, indem Belisar seine Schiffe in die innerste Bucht des Hafens führte, ihre Boote durch Seile und Rollen an den großen Mast hinaufwinden, und von diesem hohen Standpunkte aus die Mauern durch Bogenschützen beschießen ließ. Darauf, als er nach Italien übergegangen, und der Gothe Ebermor (Ebermuth, Theodats Eidam,) der den Eingang des Landes bewachen sollte, bei Rhegium zu ihm getreten war, öffneten ihm fast alle Städte die Thore. Die Befehlshaber waren Feige oder Verräther, die gothische Kraft frühzeitig verfallen. Neapel ward mit List, vermittelst einer Wasserleitung, genommen, durch welche die Belagerer den Weg in die Stadt fanden. Da stießen die Gothen voll Unwillen den feigen Theodat, der nichts zur Rettung des Reichs versucht hatte, vom Thron, ermordeten ihn, und erhoben den Vitiges, einen tüchtigen Kriegsmann. Dieser aber, anstatt Rom zu vertheidigen, eilte nach Ravenna, um sich daselbst durch seine Vermählung mit Amalaswinthens Tochter ein stärkeres Anrecht auf den Thron zu sichern, als er durch die Volkswahl erhalten zu haben glaubte: so fest hielten die deutschen Völker am Hause ihrer Fürsten. Erst dann begann er ernstlichen Kampf, gewann einige der verlornen Städte, und belagerte endlich das vom Belisar eingenommene und stark befestigte Rom. Zugleich bewarb er sich um den Beistand der Franken. Schon zu Anfange des Kriegs hatte Justinian an die Könige derselben eine Gesandschaft geschickt, und sie aufgefordert, ihm gegen die ketzerischen Gothen, die eine ihnen verwandte Fürstin ermordet hätten, beizustehen, auch, um sie noch mehr zu gewinnen, ihnen alle dem römischen Reich zustehenden Rechte auf Gallien abgetreten. Aber die Franken zeigten sich bereitwilliger zum Versprechen als zum Halten, und richteten bald darauf mit den Gothen selbst ein Bündniß auf, vermöge dessen sie nebst einer Summe von funfzigtausend Goldstücken alle gothischen Besitzungen im Norden der Alpen, die gallische Provinz, beide Rhäzien und die Berggegenden von Venezien erhielten. So kamen auch diejenigen Allemannen, die sich zu Chlodowichs Zeiten den Ostgothen unterworfen hatten, unter die Franken; Theodebert, König von Austrasien, dem sie zufielen, setzte zwei Brüder, Buzelin und Leuthar, zu Herzogen über das allemannische Land, und gab ihnen Macht, in seinem Namen zur Heeresfolge aufzurufen und mit dem Heerbann auszuziehen.

Aber auch den Gothen leisteten die Franken die ausbedungene Hülfe nicht, indem sie ihr Bündniß mit dem Kaiser vorschützten. Erst als Vitiges die Belagerung von Rom aufgehoben hatte, und der Abfall Mailands und der Städte Liguriens der gothischen Sache gänzlichen Untergang drohte, schickte Theodebert zehntausend Burgunder über die Alpen, und nahm den Schein an, als ob dieselben ohne sein Zuthun den Gothen zu Hülfe zögen. Diese vereinigten sich mit dem Kriegsvolk, welches Vitiges zur Bestrafung Mailands abgeschickt hatte, und die treulose Stadt wurde nach hartnäckigem Widerstande durch Hunger bezwungen. Die römische Besatzung zog aus, und die unglücklichen Einwohner wurden der Rache der Sieger Preis

gegeben, welche alle Mannspersonen (Prokop nennt die unglaubliche Zahl von dreimal hunderttausend) tödteten, die Weiber und Schätze davon führten, und die Mauern dem Erdboden gleich machten.

Aufgemuntert durch diesen Erfolg und durch die große von den Burgundern gemachte Kriegsbeute unternahm König Theodebert im folgenden Frühling *), mit hunderttausend Franken einen Zug nach Italien; indem er sich gleich feindseelig gegen Gothen und Römer bezeigte, schien er das Land für sich erobern zu wollen. Aber Mangel und Seuchen vertilgten einen großen Theil des Heers, der Ueberrest wandte sich nach Hause. Vitiges, dem alle Hoffnungen fehl schlugen, der zu den Longobarden und sogar zu den Persern geschickt hatte, um dem Kaiser Krieg von einer andern Seite zu erregen, ward in Ravenna belagert. In dieser Noth sandte er Friedensboten nach Constantinopel. Justinian willigte ein, daß Italien im Norden des Po gothisch bliebe, wenn ihm die Hälfte des königlichen Schatzes ausgeliefert würde, und die in Partheien zerrißnen Gothen waren froh, um diesen Preis den Staat zu erhalten. Aber Belisar verwarf mit kühnem Ungehorsam gegen den Befehl seines Herrn den Friedensvertrag, weil er, vermuthlich schon im Einverständniß mit einigen gothischen Kriegshäuptern, überzeugt war, Ravenna und mit ihm das ganze Königreich werde fallen. Bestürzt über die Weigerung des römischen Feldherrn ergriffen jetzt alle gothischen Großen, bei denen Selbstsucht und Eigennutz die Stimme der Ehre übertönte, den niederträchtigen Ausweg, ihren unglücklichen König zu verlassen und dem Belisar ihre Waffen, ihre Schätze und ihre Hauptstadt anzubieten, wenn er zugleich dem Ansehen des Kaisers entsagen und die gothische Königskrone von Italien als ein Geschenk von ihrer Hand annehmen wollte. Belisar stellte sich geneigt; die Thore Ravennas wurden dem vermeinten Könige Italiens geöffnet, der ohne einen Feind anzutreffen, im Triumph durch die Straßen der unbezwinglichen Festung seinen Einzug hielt. Die Römer erstaunten über ihr Glück, so stämmige und hochgewachsene Jünglinge und Männer wehrlos vor sich stehen zu sehen; die gothischen Weiber aber spieen ihren Söhnen und Gatten ins Angesicht, und machten ihnen die bittersten Vorwürfe, jener verächtlichen Anzahl von Pygmäen des Südens ihre Herrschaft und Freiheit verkauft zu haben. „Als ich damals, sagt der Augenzeuge Prokopius, die Römer in Ravenna einrücken sahe, kam mir der Gedanke an, daß die größten Dinge nicht durch Muth, nicht durch Menge, nicht durch Geisteskraft entschieden werden, sondern daß eine Gottheit die Gemüther nach ihren Bestimmungen lenkt: denn hier sahe ich die an Zahl und Stärke weit überlegenen Gothen, ohne daß ein Gefecht vorhergegangen oder etwas da gewesen wäre, was sie hätte erschrecken können, von wenigern das Joch empfangen und die Schande der Knechtschaft nicht achten." Ehe aber die Gothen von ihrer Ueberraschung zurückkommen und die Erfüllung ihrer zweifelhaften Hoffnungen fordern konnten, befestigte sich Belisar in Ravenna, und erhob sich über alle Gefahren ihrer Reue. Vitiges wurde als Gefan-

*) 539.

gener in seinem Pallaste bewacht, der Kern der gothischen Jugend zum Dienst des Kaisers ausgehoben, das übrige Volk in die südlichen Provinzen geführt, und die entvölkerte Stadt italischen Kolonisten eingeräumt. Die Gothen, die in Verona und Pavia noch unter den Waffen standen, erklärten sich bereit, den römischen Feldherrn als ihren König anzuerkennen, wurden aber bald durch seine Weigerung, den Huldigungseid anders als im Namen Justinians anzunehmen, aus ihrem Traume gerissen.

Inzwischen ward Belisar von der Eifersucht seines Herrn abgerufen, ehe es ihm möglich war, die gothische Macht in ihrem letzten Zufluchtsorte aufzusuchen. Als Vitiges mit seiner Gemahlin in Constantinopel angekommen und mit Landgütern in Asien abgefunden war, als Justinian die Schätze Theoderichs im kaiserlichen Pallast niedergelegt, und die Hauptstadt sich am Anschaun der gothischen Gefangenen ergötzt hatte, aus denen nun des Kaisers Leibwache gebildet werden sollte, schien der Krieg geendigt. Aber eben darum, weil man es so voreilig glaubte, war er's noch nicht. Ildebald, und nach ihm der Rugier Erarich, behaupteten sich mit einer Handvoll Gothen in Oberitalien, indem es die neue Regierung über dem eifrigen Bemühen, so schnell als möglich Geld zu erheben, vernachläßigte, sie aufreiben zu lassen. Als diese nach einander gestürzt worden waren, zeigte endlich König Totilas sich würdig, des großen Theoderichs Nachfolger zu seyn. Mit einer anfangs weit geringern Macht schlug er die uneinigen kaiserlichen Kriegsbefehlshaber zu mehrern malen, drang Rom vorbei, nach Unteritalien, eroberte viele Städte, und brach ihre Mauern, um sich nicht durch Besatzungen zu schwächen, hielt aber sonst strenge Zucht: ein Gothe, der in Neapel Schändung verübt, ward am Leben gestraft, und sein Vermögen der Beleidigten gegeben. Schrecklich hauseten die kaiserlichen Völker, geworbene Barbarenschaaren; die Bewohner Italiens hatten Ursache zu wünschen, daß Justinian die Gothen in Ruh gelassen haben möchte. Totila aber wandte seine Augen auf Rom, und sandte durch entlaßne Kriegsgefangene Briefe an den Senat, die nach einer stürmischen Nacht auch das Volk an mehrern Plätzen der Stadt angeschlagen fand. „Vergleicht, o Römer, heißt es darin, die Wohlthaten Theoderichs und Amalaswinthens mit dem Glück, das euch von den griechischen Statthaltern, Geldeinnehmern und Kriegsleuten gebracht worden ist, deren Uebermuth jetzt Gott durch unsere Hand gestraft hat. Ergreift die Gelegenheit, eure Schuld abzuwaschen, und gebt uns Anlaß, eurer zu schonen! Sollen wir dies, so müßt ihr den Ausgang nicht abwarten wollen, sondern euch zu uns wenden, da uns eure Reue noch von Nutzen seyn kann." Aber die verweichlichte Hauptstadt war nur des Siegers Gesetz zu empfangen bereit, und überdieß eilte der kaiserliche Befehlshaber Johannes, alle Umtriebe durch strenge Maaßregeln zu hemmen. Endlich schickte der Kaiser den Helfer Belisar; er fand das Heer ohne Sold und ohne Zucht, die meisten Städte verloren, die Gothen, im Besitz überlegener Macht und sogar einer Flotte, mit den Anstalten beschäftigt, Rom zu belagern und auszuhungern. Vergeblich versuchte er, diese Belagerung zu hindern, umsonst wagte er, als sie begonnen war, den

Entsatz; nach acht Monaten *) fiel die Stadt in Totilas Hände. Der lange Krieg und die hartnäckige Verblendung der Römer hatte die Leidenschaft des Siegers geweckt; in einer heftigen Strafrede warf er den Senatoren ihre Meineidigkeit, Narrheit und Undankbarkeit vor, verstattete den Gothen die Plünderung und befahl, ein Drittheil der Mauern niederzureißen. Da es unmöglich war, die feindselig gesinnte Stadt genügend besetzt zu halten, und der Fall sehr bald eintrat, daß das gothische Heer von ihren Mauern sich entfernen mußte, um Unteritalien zu behaupten, ward dem Totila gerathen, diesen Sitz der Empörung von Grund aus zu zerstören, und an Rom die alte vormals versäumte Rache des Menschengeschlechts zu nehmen. Als Belisar dies erfuhr, schrieb er an den gothischen König: „Wenn du zu siegen gedenkst, so vernichte nicht deine Hauptstadt; wenn du besiegt werden solltest, spare dir den Ruhm bei der Nachwelt, Rom erhalten zu haben!" Totila ließ sich bewegen, und begnügte sich zu seiner Sicherheit, die Masse der Einwohner aus der Stadt zu treiben, und die vornehmsten Senatoren als Gefangene mit sich nach Campanien zu führen. Rom stand vierzig Tage lang ohne Menschen als eine erschreckliche Einöde; nur einige zurückgebliebene Hausthiere hüteten die Stätte, nach der einst so viele Völker fürchtend geblickt hatten.

Es gelang dem Belisar, den leeren Raum der ewigen Stadt zu besetzen, und die verscheuchten Bewohner wieder zu sammeln, während Totila in Calabrien die Verstärkung schlug, welche Johannes herbeigeführt hatte. Noch immer galt der Name Rom für ein Reich. Totila eilte herbei, aber Belisar hatte die Mauern so schnell wieder hergestellt, und der gothische König sah nach drei blutigen und unglücklichen Stürmen mit seinem Kriegsglück das Vertrauen und die Ergebenheit der Seinigen wanken. Er hätte, sprachen die Tadler, Rom entweder zerstören oder vertheidigen sollen.

Aber auch Belisar konnte mit den geringen Streitkräften, die ihm zu Gebote standen, nur noch wenig für die Behauptung Italiens thun: denn Justinian vergaß in theologischen Streitigkeiten die Wiederherstellung des abendländischen Reichs. Ueberdrüßig des langwierigen Kriegs, in welchem sein früher erworbener Lorbeer verwelkt war, begehrte Belisar endlich abgerufen zu werden, und wurde es; als er aus Italien schied, gehörte außer Rom und dem unbezwinglichen Ravenna der größte Theil Italiens wiederum den Gothen, denen bald nach seiner Abreise auch Rom durch seine isaurische Besatzung verrathen ward. Hierauf erneuerte Totila, der sich nun für den Herrn Italiens hielt, die milde Verwaltung König Theoderichs, führte Senat und Volk in Roms Mauern zurück, spendete Lebensmittel mit freigebiger Hand, und gab im Gewande des Friedens die Ritterspiele des Circus. Nach und nach unterwarf er auch Rhegium und Tarent, Sizilien, Corsika und Sardinien von Neuem dem gothischen Scepter; seine Flotte bedrohte Griechenlands Küsten; aber die griechische Herrschaft in den Seestädten blieb eine gefährliche Wunde des erneuerten Reichs.

*) 546.

Umsonst wiederholte Totila sein Verlangen nach Frieden, umsonst pries er dem Kaiser die Eintracht ihrer Vorgänger, und erbot sich, die Kriegsmacht der Gothen zu seinem Dienst zu stellen. Justinian blieb unerbittlich. Darum konnte es Totila nicht hindern, daß der austrasische König Theodebert mit den allemannischen Herzogen Buzelin und Leuthar zum zweitenmal nach Italien zog, und viele Städte und Landschaften Liguriens und Veneziens, wo König Theoderich Allemannen angesiedelt hatte, verheerte. Um sich von dieser Seite Ruhe zu schaffen, vertrug sich Totila mit Theodebert, und versprach ihm seine Eroberungen zu lassen, wenn er sich nicht weiter ausbreiten wolle. So erweiterten die austrasischen Franken in diesen Zeiten der gothischen Bedrängniß ihre Herrschaft längst der Kette der Alpen. König Theodebert aber starb, ehe er die größern Plane den Kaiser Justinian in Constantinopel zu überziehen, ausführen konnte, und hinterließ seinem Sohne Theodebald das austrasische Reich *) 3).

Im zehnten Jahr Totilas, Königs der Gothen, schickte Justinian den Narses, seinen Kämmerling, als Prokonsul nach Italien. Dieser Verschnittene, der, gleich Belisarn, ein Held wie einer der Alten war, zog mit Schaaren der Longobarden, Heruler und anderer germanischer Kriegsvölker Pannoniens, die jetzt den Kern des römischen Heers ausmachten, längst der adriatischen Seeküste hinab, ohne sich weder um die Franken, welche das Venezianische inne hatten, noch um den gothischen Befehlshaber Tejas, welcher den Posten von Verona vertheidigte, zu kümmern. Nachdem er die Ueberreste des römischen Heers an sich gezogen, drang er mit großer Schnelligkeit auf den Mittelpunkt der gothischen Macht; ohnweit Rom, zwischen Taginä und den Gräbern der Gallier, kam es zur Schlacht, die das Schicksal Italiens entscheiden sollte. Nach einem langen und blutigen Gefechte floh die gothische Reiterei, durch die Entfernung ihres verwundeten Königs erschreckt, und warf sich auf ihr eigenes Fußvolk. Sechstausend Gothen lagen erschlagen, König Totila selbst hauchte einige Meilen vom Schlachtfelde seinen Heldengeist aus. Sein mit Edelsteinen besetzter Hut und sein blutiger Rock wurden durch einen Siegesboten nach Constantinopel geschickt, und auf dem großen Gerichtssaal zu des Kaisers Füßen gelegt. Doch war weder mit dieser Schlacht noch durch die Eroberung Roms, die ihr folgte, der Krieg geendigt. Die Tapfersten der Nazion zogen sich über den Po, und erhoben den Tejas zum Nachfolger und Rächer ihres gefallenen Helden. Dieser nahm die in Pavia vorgefundenen Schätze und sandte an die Franken, ihre Hülfe zu erkaufen. Da er aber erfuhr, daß Narses Cumä belagern ließ, wo Totila den größern Theil der gothischen Kleinode aufbewahrt hatte, eilte er auf den kürzesten aber fast unzugänglichen Wegen

*) 548. 3) Die stolzen Titel des Kaisers sollen ihn (nach Agathias) beleidigt haben. Justinian, der dem Lager unbekannt nur an der Spitze einer Synode zu siegen verstand, (aber auch seine Vorgänger und Nachfolger) nannte sich: Imperator Caesar, Flavius, Justinianus, Alemannicus, Gothicus, Francicus, Germanicus, Anticus, Alanicus, Vandalicus, Africanus, Pius, Felix, Inclytus, Victor ac Triumphator, semper Augustus.

nach Unteritalien, die Feste zu entsetzen. Am Fuße des Vesuvs stand das gothische und römische Heer einander gegenüber, nur durch den kleinen Fluß Drako getrennt; die Gothen zogen ihren Proviant von der Flotte. Plötzlich erklärte sich der Befehlshaber derselben für den Kaiser, und nun mußte Tejas, um nicht zu verhungern, gegen den überlegenen Feind eine Schlacht wagen. Die Reiterei beider Theile stieg ab und kämpfte zu Fuß, Tejas, mit einigen der tapfersten an der Spitze, in der linken Hand den Schild haltend, in der rechten die Lanze. Da machten sich die Herzhaftesten des griechischen Heers wider ihn auf, weil sie dafür hielten, daß die Gothen wenig Widerstand mehr thun würden, wenn erst ihr König gefallen wäre. Dieser aber stand unerschüttert, ließ sich, wenn sein Schild von Geschoßen durchbohrt war, von seinem Schildträger ein anderes reichen, und kämpfte also, bis der Tag sich neigte, und um ihn große Haufen Erschlagener lagen. Als er nun wiederum von seinem Waffenträger ein frisches Schild nahm, ward er von einem richtig geworfenen Speere getroffen und augenblicklich getödtet. Die Kaiserlichen hieben dem Leichnam den Kopf ab, steckten ihn auf eine Stange und trugen ihn im Angesicht beider Heere herum. Dennoch verloren die Gothen den Muth nicht. Sie fochten bis in die finstere Nacht, und griffen den Morgen darauf die Feinde von Neuem an. Als aber auch dies mißlang, schickten sie einige aus ihrer Mitte an den römischen Feldherrn und ließen ihm sagen: „Wir sehen, daß der Himmel wider uns streitet, und sind geneigt, die Waffen niederzulegen; aber des Kaisers Knechte wollen wir nicht werden. Wir bitten, daß die Römer uns ungehindert mit unserer Habe aus Italien ziehen lassen, damit wir irgendwo anders nach unserer Weise leben mögen.“ Da man es im kaiserlichen Hauptquartier für unrathsam hielt, so tapfere Leute zur Verzweifelung zu treiben, ward ihre Bitte mit dem Zusatz gewährt, daß sie nimmer wider das römische Reich die Waffen tragen sollten. Dieses geschah im Jahr unsers Herrn 553, sechzig Jahre, nachdem Theoderich in Ravenna den Odoaker getödtet hatte.

Während dieser Unterhandlung entkam eine Schaar von tausend Gothen aus dem Lager, erreichte Pavia, und munterte hier alle ihre in der Gegend des Poflusses wohnenden Landsleute auf, an ihrem Glück nicht zu verzweifeln, sondern der nahenden Hülfe der Franken zu harren. In der That sandte noch in demselben Jahre Theodebald die beiden allemannischen Herzoge, Leuthar und Buzelin, mit sechzigtausend Mann Franken und Allemannen über die Alpen, und ganz Italien bis zur sizilischen Meerenge hinab ward von neuem der Schauplatz eines barbarischen Raubzugs, der sich bald in zwei große Abtheilungen schied. Die Franken, von Buzelin geführt, plünderten auf dem rechten Flügel Campanien, Lukanien und Bruttium; die Allemannen unter Leuthar auf dem linken Apulien und Calabrien. Jene schonten wenigstens die Kirchen, diese, die noch Heiden waren, achteten die reichen Wohnstätten der christlichen Heiligen für Niederlagen des Raubs. Leuthar wollte wieder zurückziehen, um seine Schätze jenseits der Alpen in Sicherheit zu bringen; aber jetzt erfuhr das Heer die Folgen der Unmäßigkeit in ungewohnten

Speisen und Getränken, die meisten, selbst der Anführer, kamen durch Krankheiten um.

Buzelin aber lagerte bei Capua mit dreißigtausend Mann, und harrte der Rückkehr seines Bruders, der ihm frisches Volk zuführen sollte; von dessen Untergang wußte er nichts, sondern er hoffte, mit seiner Hülfe das Königreich Italien für sich zu gewinnen. Da zog Narses von Rom herab wider ihn und brachte ihn bei Casilinum zur Entscheidungsschlacht. Die allemannischen Wahrsagerinnen erklärten den Tag für unglücklich, aber Buzelin sprach: „Wir müssen entweder Italien erobern oder bleiben!" In einen großen Keil zusammengedrängt und mit gräßlichem Kriegsgeschrei drangen die Frank-Allemannen auf die Griechen, deren schwachen Mittelpunkt sie durchbrachen, während Narses sie durch seine Reiterflügel allmählig auf den Seiten und im Rücken umringen ließ. Das deutsche Heer bestand aus Fußvolk, und hatte weit geringere Rüstung, als die der Cimbern beschrieben wird. Der Kopf ohne Helm mit flatterndem Haar, Brust und Schultern ohne Panzer, fast die einzige Kleidung weite leinene Hosen. Ein Schwerdt hing um die Lenden, an der linken Seite das Schild; in der rechten Hand drohte die scharfe Streitart mit dem gefährlichen Wiederhaken, jene furchtbare Franziska, wovon einige meinen, daß sie den Franken den Namen gegeben habe. Als nun die Franken und Allemannen weit vorgedrungen waren, standen ihnen plötzlich die Heruler, und im Rücken erhoben sich die Reiter des Narses. Auf diesem Schlachtfelde, an den Gewässern des Vulturnus, fiel Buzelin sammt seinem ganzen Heer; nur fünf Allemannen entrannen. Narses hielt in Rom seinen triumphirenden Einzug, die letzten gothischen Besatzungen in Conza, Verona und Briren ergaben sich, und die Franken mußten ihre in Venezien gemachten Eroberungen räumen.

Seitdem sank Italien, welches die milde Herrschaft der Gothen als ein Joch angesehen hatte, als Provinz von Constantinopel in schmähliche Knechtschaft. Rom ward zweite Stadt; denn der Statthalter des Kaisers, oder Exarch, der die Duces über die Landschaften sandte, saß in Ravenna; auch der letzte Schatte ehemaliger Herrlichkeit, der Ehrenname des Consulats, der unter den gothischen Königen fortgedauert hatte, verschwand. Finanzkünste vollendeten, was der neunzehnjährige Verheerungskrieg verschont hatte. Theoderichs und Totilas zürnende Schatten würden durch den Anblick des Elends befriedigt worden seyn, welches auf die Italiener gewälzt ward. Das aber war der Strafen härteste, daß sie durch diese erneuerte Provinzialverbindung mit Constantinopel gehindert wurden, ein selbständiges Volk zu werden, wie sich in Spanien, Gallien und Britannien durch Vermischung und Verschmelzung der germanischen Eroberer mit den Einwohnern, welche sie vorfanden, gebildet hat.

Fünftes Kapitel.

Die longobardischen Geschichten.

Von den vielen Stämmen der Gothen, die einst alles Land längst der Donau vom heutigen Oesterreich bis an das schwarze Meer im Besitz gehabt hatten, waren nur noch die Gepiden im alten Dazien übrig. In frühern Jahrhunderten hatten sie längst der Weichsel gewohnt, nachmals gegen die Burgunder und gegen die Gothen gestritten, waren Attilas Fahnen gefolgt, nach dem Tode dieses Eroberers frei geworden, und bis an die Donau, in die Gegend Pannoniens gezogen, wo die Save sich mit dem Hauptstrom vermischt. Am Ende des fünften Jahrhunderts, einige Zeit nachher, als die Gothen Italien eingenommen hatten, näherten sich den Gepiden von zwei Seiten gefährliche Feinde; aus den nördlichen Gegenden Daziens zogen die Avaren, ein aus hunnischen Stämmen gebildetes Volk, welches selbst in seinem Rücken von tartarischen Völkerwanderungen gedrängt ward; im westlichen Pannonien aber, im heutigen Oesterreich und Ober-Ungarn, breiteten sich die Longobarden immer gewaltiger aus, bis sie endlich feindseelig den Gepiden begegneten.

Longobarden, (also von ihren Waffen genannt,) ein swevisches Volk, saßen in den alten germanischen Zeiten an den Ufern der Elbe in der Altmark und dem Fürstenthum Lüneburg, wo sie wider den Tiberius stritten, gehorchten darauf eine Zeitlang dem Marbod, fielen aber von ihm ab und traten zu dem Bunde der Cherusker, mit denen sie gemeinschaftlich die Markmannen besiegten. Nachher, als die Cherusker durch innre Uneinigkeiten litten, erhoben sich die Longobarden auf ihren Trümmern und wurden im zweiten Jahrhundert der christlichen Rechnung ein gewaltiges Volk, dessen Herrschaft oder Bundeshauptmannschaft sich, wie aus Ptolemäus ersichtlich ist, bis an den Rhein erstreckt haben mag. Wie diese Herrlichkeit zerfiel, und durch welche Begebenheiten das Volk aus seinen alten Wohnsitzen aufgetrieben ward, wissen wir nicht. Niemand gedenkt ihres Namens, bis am Ende des fünften Jahrhunderts Longobarden auf einmal an der Nordseite der Donau erscheinen, mit den Rugiern, Scyrren und Herulern kämpfen, und, nachdem die Ostgothen nach Italien gezogen, wie es scheint, in friedlicher Uebereinkunft mit Theoderich das von ihm verlaßne Pannonien einnehmen. Desto feindseeliger ward bald ihre Stellung gegen die Gepiden, und die Nachbarschaft Veranlassung heftiger Kriege. Aus diesen Kriegen besitzen wir ein treues Gemälde germanischer Sitten [1]). Als Turisend über die Gepiden, Audoin, der Lithinge, über die Longobarden herrschte, kam es zwischen den Heeren beider Völker zu einer heftigen Schlacht, in welcher Alboin, der Longobarde, und Turismod, der Gepide, die Söhne der Könige, zum Kampf gegen einander ritten.

[1]) Paulus Diac. I. 24.

Der Gepide fiel von der Lanze Alboins durchbohrt, und die Longobarden kehrten als Sieger nach Hause. Da verlangten sie von dem Könige, daß der sieghafte Jüngling der Ehre des väterlichen Tisches gewürdigt werde. Audoin aber antwortete, daß er dies nicht thun könne, ohne die alten Sitten des Volks zu verletzen; denn ihr wisset wohl, sprach er, daß bei uns kein Königssohn mit seinem Vater essen darf, wenn er nicht vorher von einem fremden Könige seine Waffen empfangen hat. Auf dieses wählte Alboin vierzig Gefährten, und zog mit ihnen zu Turisend, den Könige der Gepiden, gegen welchen er vorher gekriegt hatte. Dieser nahm den Mörder seines Sohns den Gesetzen der Gastfreundschaft gemäß auf, und bewirthete ihn mit einem köstlichen Mahl. Als nun Alboin auf dem Platze saß, wo sonst Turismod gesessen hatte, gedachte der unglückliche Vater des erschlagenen Sohns, und vermochte in seinem Schmerze die Worte nicht zurückzuhalten: Wie werth ist mir jene Stelle, wie betrübend aber der, welcher darauf sitzt! Dadurch wurde sein andrer Sohn, Kunimund, ermuntert, die Longobarden weiter zu beleidigen. Mit den weißen Binden, die ihr um eure Waden tragt, sprach er, gleicht ihr den weißfüßigen Stuten unsrer Triften. Füge noch eine andere Aehnlichkeit hinzu, erwiederte ein Longobarde; du hast gefühlt, wie stark sie hinten ausschlagen! Geh auf die Ebene von Asfeld und suche die Gebeine deines Bruders, die dort unter den Gebeinen der Rosse zerstreut liegen! Da sprangen die Gepiden von ihren Sitzen, die Beleidigung zu rächen, und die Longobarden legten ihre Hände an die Schwerdter; der König aber trat in die Mitte, und bedrohete die Seinen, wenn sie die Fremden in seinem Hause tödteten; denn ein solcher Sieg gefalle der Gottheit übel. So wurde der Lärm gestillt und das Mahl mit fröhlichem Sinne gehalten. Darauf nahm der König die Waffen seines Sohns, gab sie dem Alboin, und schickte ihn in Frieden in sein Land zurück.

Als nun nach dem Tode ihrer Väter Alboin und Kunimund Könige wurden, wollte der letztere die alte Schmach rächen, und brach den zwischen beiden Völkern bestehenden Frieden. Darüber verband sich Alboin mit den Avaren, welche nordostwärts hinter den Gepiden wohnten. Da nun Kunimund gegen die Longobarden ausgerückt war, erhielt er Botschaft, die Avaren wären ihm von hinten ins Land gefallen. Er aber gedachte, erst den unversöhnlichen Feind seines Volkes zu schlagen, und sich dann der Avaren leicht zu erwehren. Allein das Glück war wider ihn, und in einer Vertilgungsschlacht erlag die Macht der Gepiden. Kunimund selbst fiel von Alboins Hand; aus seinem Hirnschädel ward eine Trinkschaale gefertigt, des Siegers Haß zu sättigen und bei festlichen Mahlen den Kriegsmuth der Gäste zu entflammen. Unermeßlich war die gewonnene Beute, denn lange Zeit hatten die Gepiden römische Provinzen geplündert. Sie ward mit den Avaren getheilt, den letztern auch alles eroberte Land überlassen. Also verging das Volk der Gepiden; die den Avaren zufielen wurden Knechte, die übrigen schmolzen mit den Longobarden zusammen. Unter den Gefangenen befand sich Rosamunde, Kunimunds Tochter; diese vermählte sich König Alboin, nicht ahnend, daß sie an ihm ihres Hauses Untergang

rächen werde. Sein Ruhm erscholl weit über alle Völker; noch Jahrhunderte nachher ward in den Heldenliedern der Bojoarier, Sachsen und anderer Deutschen, seine Tapferkeit, sein Kriegsglück und seine Freigebigkeit gepriesen. Die Römer aber, ihrer alten Staatskunst getreu, freuten sich, daß ein Barbarenvolk das andere vernichtet habe, fanden aber bald Ursache, den Untergang der Gepiden zu bedauern.

Von den Gestaden der Donau wandte der Bezwinger der Gepiden seine Augen auf die reichern Ufer des Po und der Tiber. Funfzehn Jahre vorher hatten Longobarden, als Bundesgenossen des Narses, Italien der griechischen Herrschaft unterwerfen helfen, und die Gebürge, Flüsse und Heerstraßen des schönen Landes kennen gelernt; jetzt wurden sie durch denselben Narses eingeladen, die von ihnen aufgerichtete Herrschaft des Kaisers umzustürzen. Dies verhielt sich also. Die Bewohner Italiens, die das gothische Joch so unerträglich gefunden hatten, fanden bald Ursache, ihre Thorheit zu bereuen. Die Landesverwaltung der kaiserlichen Exarchen war überall willkührlich und drückend; Narses, der Exarch von Italien, befleckte den Ruhm seiner kriegerischen Tugenden durch das persönliche Laster des Geitzes. Da sandten die Römer an den Kaiser Justin und dessen Gemahlin Sophie, (Kaiser Justinian lebte nicht mehr) und ließen ihm sagen: „Es war uns besser, den Gothen als den Griechen zu dienen; denn Narses, der Eunuch, hält uns wie Sklaven, und der Kaiser hört uns nicht. Darum befreie uns von seiner Hand, oder wir übergeben uns und die Stadt Rom an die Barbaren.“ Alsbald ward ein neuer Exarch, Longinus, ernannt, und der Eroberer Italiens abgerufen. Die Kaiserin Sophie, die für ihren schwachen Gemahl regierte, soll sich der beleidigenden Ausdrücke bedient haben: „der Verschnittene möge nur nach Hause kommen, um im Frauenhause wie sonst den Weibern ihre Gespinste zu vertheilen.“ Darauf habe Narses geantwortet: „er wolle ihr ein Gewerbe aufschlagen, welches sie ihre Lebtage nicht abnehmen werde.“ Anstatt als Sklav und Schlachtopfer am Thor des Pallastes zu harren, zog er sich nach Neapel zurück, und lud nun die Longobarden ein, die Undankbarkeit des Fürsten und des Volks zu strafen. „Sie möchten nur, ließ er ihnen sagen, die armseeligen Fluren Pannoniens verlassen, und das gesegnete Italien einzunehmen kommen.“ Zugleich sandte er vielerlei Arten von Obst und andern Erzeugnissen, die das Land hervorbringt, um die Gemüther des Volks zur Unternehmung zu locken.

Auf dieses versammelte sich alles Volk der Longobarden nebst vielen Gepiden, Bojariern und Sarmaten, unter Alboins Fahnen; von den Sachsen, der Longobarden alten Bundesgenossen, nahmen zwanzigtausend Krieger, mit Weib und Kind, die Einladung an, mit nach Italien zu ziehen. Ihr Land, heut Ungarn und Oesterreich bis an die Ens, überließen die Longobarden ihren Bundesgenossen, den Avaren, unter der Bedingung, dasselbe wieder zu erhalten, wenn ihnen Italiens Eroberung fehl schlüge. So zogen sie mit Weib und Kind und aller beweglichen Habe aus, nachdem sie zwei und vierzig Jahre in Pannonien gewohnt hatten *).

*) 568.

Von der Höhe eines Alpengipfels, der nachmals der Königsberg hieß, erblickte Alboin zuerst voll Verwunderung Italiens fruchtbare Gefilde, die noch nach einem Jahrtausend von seinem Volke genannt werden sollten. Auf seinem fernern Zuge fand er nirgends Widerstand; nachdem er zu Forum Julium, im heutigen Friaul, seinen Neffen Gisulph zurück gelassen hatte, die Alpenpässe zu bewachen, kam ihm Felix, der Bischof von Trevigis an der Piave, entgegen, und erlangte von ihm die Zusicherung, daß aller Besitzthum der Kirche unangetastet bleiben sollte. Allmählig öffneten Vicenza, Verona und Mailand ihre Thore; Honoratus, der Erzbischof, floh mit seinen Priestern vor dem Arianer nach Genua. Der Exarch Longinus verschloß sich in Ravenna; Narses, der nach Rom zurück gekehrt war, starb, ehe er den Fehler seiner Uebereilung gut machen konnte.

Die einzige Stadt, die sich Alboins Fortschritten widersetzte, war das von den Gothen befestigte Pavia. Drei Jahre stand das Lager der Longobarden vor diesen Mauern, während außer Rom und Ravenna ganz Italien bis nach Toskana schon die longobardische Herrschaft erkannte. Pest und Hungersnoth hatten unter des Narses unbeglückter Verwaltung die Einwohner Liguriens und Veneziens vertilgt, und Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Schwaben und Noriker, die mit und nach den Longobarden gekommen waren, fanden hinlänglichen Raum sich anzusiedeln. Endlich nach drei Jahren und einigen Monden, als Alboin im Zorn gelobt hatte, alles Volk in Pavia mit dem Schwerdt zu tödten, mußte sich die Stadt, durch Hunger bezwungen, seiner Ungnade übergeben. Indem er zum Thore St. Johannis einritt, fiel sein Pferd, und weder Sporn noch Peitsche konnten es zum Aufstehen bringen. Da trat einer von den Longobarden heran und sprach: „Gedenke o König, an dein hartes Gelübde! Nimm es zurück, bevor du in die Stadt reitest; denn das Volk in derselben ist christlich!“ Alboin aber ging in sich, und verhieß allen Einwohnern Gnade, und das Pferd stand auf, und trug ihn ohne Weigerung in Theoderichs Pallast. Daselbst kam das Volk zusammen, um nach langem Elend frohe Zusicherung zu empfangen. Seitdem ward Pavia des lombardischen Königreichs Hauptstadt.

Als Alboin drei Jahre und sechs Monate in Italien geherrscht hatte, fiel er durch den Trug seines Weibes. In einem Pallast ohnweit Verona bewirthete er seine Siegesgefährten. Nachdem er nun viele Becher Weins ausgetrunken hatte, forderte er Kunimunds Schädel, die kostbarste Zier seines Tisches. Diese Siegesschaale ward von ihm, dann im Kreise von seinen Genossen geleert; endlich, im Rausche, befahl er, sie der Königin zu bringen, damit sie an ihrem Vater sich letze. Rosamunde gehorchte; aber indem ihre Lippen die Schaale berührten, that ihr Herz den Schwur, sich und ihr Haus zu rächen. Wider ihren Willen mit dem Mörder ihres Vaters und dem Vertilger ihres Volkes vermählt, hatte sie sich nie durch eheliche Treupflicht gebunden geachtet; jetzt rathschlagte sie mit ihrem Buhler, Helmichis, Alboins Schildträger, wie sie den verhaßten Gatten erwürgen möchte. Helmichis aber scheute Alboins gewaltigen Arm, und rieth ihr, einen kühnen und starken Krieger, Namens

Peredeus, zur Ausführung des Mordplans zu dingen. Als sich dieser weigerte, die Hand an seinen König zu legen, bediente sich Rosamunde folgendes Mittels, ihn zum Gehorsam zu zwingen. Sie legte sich in das Bett ihrer Kammerfrau, mit welcher, wie sie wußte, Peredeus die Nacht zuzubringen gewohnt war, und ließ ihm, nachdem er unwissend mit der Gemahlin seines Königs der Liebe gepflegt, die Wahl, ob er den Alboin tödten, oder selbst von seinem Schwerdte umkommen wolle. In dieser Gefahr entschloß sich Peredeus, das Verbrechen zu begehen. Eines Nachmittags, als Alboin schlummerte, befestigte die Königin das Schwerdt, welches über seinem Lager hing, daß es weder herunter genommen noch ausgezogen werden konnte, und führte dann den Mörder in das Gemach. Bei seinem Eintritt erwachte der König, und griff, wie er seine Absicht augenblicklich errieth, nach dem Schwerdte; aber dies versagte den Dienst, und mit einem kleinen Stuhl mußte der Ueberwinder der Gepiden und der Bezwinger Italiens in seinem letzten und entscheidendsten Kampf sein Leben vertheidigen. Er fiel wie ein Wehrloser; sein Leichnam ward unter der Treppe des Pallastes begraben, wo die dankbare Nachkommenschaft der Longobarden lange Zeit das Andenken ihres Staatsbegründers verehrte.

Rosamunde versuchte es, für ihren Liebhaber den Thron zu behaupten; aber die Longobarden ertrugen die verbrecherische Herrschaft nicht, und nach wenigen Tagen mußte das blutbefleckte Paar auf einem griechischen Schiffe nach Ravenna entweichen. Albswinthen, Alboins Tochter, und den longobardischen Schatz nahmen sie mit sich. Als nun der Exarch Longinus die Schätze sahe, und wie Rosamunde schönen Angesichts war, machte er ihr den Antrag, ihn zum Gemahl zu nehmen, und den Helmichis, der sich jetzt also nenne, aus dem Wege zu schaffen. Jene, zu Schandthaten alsbald bereitwillig, freute sich, daß sie über die Ravennaten herrschen sollte, und reichte ihrem Gemahl, als derselbe aus dem Bade kam, statt eines Labetrunks einen Giftbecher. Helmichis aber hatte denselben noch nicht geleert, als er fühlte, daß er seinen Tod getrunken habe; da setzte er ihr das Schwerdt auf die Brust, zwang sie, den Ueberrest zu verschlingen, und erblaßte in wenig Minuten, mit dem Troste, daß die Sünderin den Lohn ihrer Bosheit nicht genießen werde. Alboins und Rosamundens Tochter wurde sammt den Schätzen nach Constantinopel geschickt, Alboins Mörder, der starke Peredeus, der sie begleitete, als Ueberwinder eines Löwen vom Hofe und Volke bewundert, und, damit er diese Stärke nicht zum Schaden der Kaiser anwende, beider Augen beraubt.

Nach Alboins Tode zogen die sächsischen Krieger in ihr Land zurück, die Longobarden aber besetzten den erledigten Thron mit einem aus ihrer Mitte, Namens Kleph, den nach achtzehn Monaten einer seiner Hausbedienten erschlug *). In der Minderjährigkeit seines Sohns Autharich führten sechs und dreißig Herzoge zehn Jahre hindurch die Regierung; drei derselben, der zu Friaul, zu Spoleto und zu Benevent, behaupteten nachmals fast unabhängige Macht. Immer größer ward Italiens

*) 575.

Elend; der Exarch zu Ravenna suchte sich gegen die wachsende Macht der Longobarden durch Hülfe der Franken, die von Anfang der Longobarden Feinde waren, zu retten. Diese kamen zu dreienmalen mit Heeresmacht über die Alpen; aber Autharich, den die Großen in dieser Gefahr aus der langen Vormundschaft entließen, schlug die Franken in einer großen Schlacht und behauptete Italiens Herrschaft. Am äußersten Ende von Calabrien stand am Seeufer von Rhegium eine Säule; diese berührte er mit seinem Speer, und rief dieses alte Markzeichen als Grenze seines Königreichs aus.

Indeß ward die fränkische Einmischung Ursache, daß die Herrschaft der Longobarden trotz ihrer Ausdehnung doch nicht alle Theile von Italien umfaßte: neben ihr erhielt sich das Exarchat von Ravenna beinahe zweihundert Jahre; die großen Landstriche der heutigen Romagna, die Sümpfe und Thäler von Ferrara und Comacchio, fünf Seestädte von Rimini bis Ankona, und fünf andere Städte zwischen der adriatischen Küste und dem Appennin gehorchten den griechischen Statthaltern, die Justinians Nachfolger mit unumschränkter Gewalt nach Italien sandten. Drei untergeordnete Provinzen, Rom, Venedig und Neapel, hatten Herzoge, die von dem Exarchen gesetzt wurden; auch die Inseln, Sardinien, Corsika und Sizilien, hingen dem Reiche noch an, und Calabrien selbst ward ohngeachtet Autharichs kühner Grenzbezeichnung von Neuem den Griechen gehorsam. Alles übrige, das Venezianische, Tyrol, Mailand, Piemont, die Küste von Genua, Mantua, Parma und Modena, Toskana und ein Theil des Kirchenstaats, war lombardisch. Gegen Morgen, Mitternacht und Abend grenzte das Reich mit den Avaren, den Bojoariern, und den austrasischen und burgundischen Franken; gegen Süden lag durch das Gebiet von Rom, von dem Hauptstaat getrennt, das longobardische Fürstenthum Benevent, welches meist das heutige Königreich Neapel umfaßte.

Also war der größte Theil Italiens zum zweitenmal einem deutschen Volke unterworfen. Wiewohl die Gunst des Schicksals für immer verscherzt war, und das zerrißne Italien nie mehr wurde, was es unter den mächtigern Gothen gewesen war, so verschwanden doch nach einigen Geschlechtsfolgen auch unter den Longobarden die Spuren der Verheerung. Das Volk liebte die Viehzucht, baute aber auch mit Fleiße den Acker. Selbst der König nährte sich vom Ertrage der Güter, zog auf den Meiereien umher, und lebte in der Einfalt eines Hausvaters mit der Würde eines Heerführers. Das Land war in Gaue vertheilt, welche Arimannien genannt wurden; denn alle freien Männer hießen Arimannen, oder (nach verschiedener Aussprache und Schreibart) Herimannen, Haremannen, Germanen *) Da dieser Name blos den

*) Die Belege aus den Urkunden s. Savignys Geschichte des römischen Rechts 1ster Th. S. 161 u. f. Die Entscheidung, ob der Name Germanen von Ehre, oder von Heer, oder von Wehr herkömmt, dürfte nach alle diesem ganz unmöglich seyn, da alle drei Ableitungen gleich viel für sich haben. Für die Ableitung von Ehrenmännern spricht, daß dieselbe Klasse der Freien, die bei den Longobarden Arimannen genannt wird, bei den Franken unter der Benennung Rachinburgi oder boni homines verstanden zu werden scheint.

Longobarden zukam, hieß das freie Eigenthum eines Mannes ebenfalls eine Arimannie im Gegensatz gegen römisches Besitzthum, und in der Folge, als eine stehende Heerbannssteuer aufkam, wurde auch diese mit dem Namen Arimannie belegt. Ueber die Arimannien waren Zehnter (Decani,) über diese Sculdais oder Sculdascii; die höhere Obrigkeit wird in den Gesetzen im allgemeinen Richter, bald Dux, bald Comes genannt. Zwei Herzoge, die von Benevent und Spoleto, die nur in loser Verbindung mit dem Königreiche standen, gehörten nicht wie die übrigen in die Verfassung. Ueber alle war der König. Dieser ward von der Nazion oder von den Großen gewählt. Mehrmals gelangten kühne und listige Männer durch Zusagen, Mahlzeiten, Geschenke, andere, weil Heldenmuth und gerechtes Gericht sie auszeichnete, zur höchsten Gewalt.

Die Gesetze trug, nach dem Rathe der Großen, der König der Gemeine aller freien Longobarden vor. Etwa achtzig Jahre nach Italiens Eroberung *) ließ König Rotharis das Gewohnheitsrecht seines Volks in lateinischer Sprache niederschreiben, und zu einem Gesetzbuche sammeln. Wie in den andern liegen die alten Einrichtungen, Währgeld, Lösung der Verbrechen durch Geld, Schätzung der Glieder, gerichtlicher Zweikampf ꝛc. zum Grunde.

Der Glaube der Longobarden war, wie der aller frühzeitig bekehrten germanischen Völker, der arianische; König Autharich ward durch seine Gemahlin Theodelinde, des Baiernkönigs Garibald Tochter, katholisch zu glauben beredet; nach ihm von andern auch andere Könige, bis gegen Ende des siebenten Jahrhunderts allgemach alle Longobarden zur allgemeinen Kirche sich wandten. Doch ward durch diesen Uebertritt der Haß der Römer gegen die Eroberer Italiens wenig gemindert. Das tief gesunkene Rom verabscheute die Longobarden als die Urheber seines Elends, dessen es weit gerechter den Kaiser, den Exarchen oder die eigne Bethörung angeklagt hätte.

Sechstes Kapitel.

Anfänge des Papst- und Mönchthums.

Die ehemalige Königin der Völker saß, ihrer Herrlichkeit beraubt, unter Trümmern; sie, die so oft Heerschaaren ausgesendet und Siegesboten empfangen hatte, mußte jetzt wehrlos die Annäherung der über Italien herrschenden Barbaren gewärtigen. Wahrscheinlich wäre sie in diesen Zeiten der Verödung ganz untergegangen, wie Babylon und Karthago von der Erde verschwunden sind; aber verlassen von ihren Legionen und Kaisern fand sie eine Schutzwehr in den Gräbern der Apostel, und an ihren christlichen Bischöfen Vorsprecher und Vertheidiger gegen

*) 643.

Feinde, die ihrer Waffen gespottet haben würden. Rom, einst trunken vom Blute der Heiligen und Märtyrer, ward um ihrer Asche und Gebeine willen verschont; und wie wenn der Zauber der Weltbeherrschung nicht hätte gelöst werden können, empfing es zugleich in dieser Verschonung ein Zeugniß, daß sein zweites und größeres Reich, das seiner Kirche, den Anfang genommen habe. Diese Kirche zählte unter ihren Blutzeugen die Fürsten der Apostel; auf ihrem bischöflichen Stuhle hatte, wie eine sehr alte Sage erzählte, Petrus selbst bis zum Empfang der Märtyrerkrone gesessen, Petrus, den Christus mit Uebergabe der Schlüssel des Himmels für den Grundpfeiler seines Reichs erklärt hatte. Der Nachfolger dieses ersten der Apostel, durch des großen Constantins Freigebigkeit mit ansehnlichen Kirchengütern bereichert, genoß daher schon frühzeitig vor gelehrtern und mächtigern Bischöfen Ehre und Vorsitz auf Kirchenversammlungen; die Bischöfe in Italien und auf den Inseln erkannten ihn für ihren Erzbischof, ohne daß er durch Annahme dieses Titels andere sich gleich gesetzt hätte: am liebsten nannte er sich mit dem einfachen, damals allen Bischöfen gehörigen Vaternamen. (Papa.) Den meisten Gewinn aber für den früh angelegten Plan, das Haupt der gesammten christlichen Kirche und aller ihr gehorsamen Völker zu werden, zog er von der Erbschaft des alterthümlichen Roms. Alle Sagen von Petrus Bischof- und Märtyrerthum wären an einem andern Orte nicht von gleicher Wirkung gewesen; der Bischof Roms ward fast ohne Willen emporgehoben von dem unaustilgbaren Stolze des römischen Volks, von den großen Erinnerungen, die an Roms Namen hafteten, von der althergebrachten Ehrfurcht, mit welcher die Nazionen auf die ehemalige Herrscherin blickten, von der Ueberlegenheit in Kunst, Wissenschaft und Rede, welche Rom über das ganze römisch lallende Abendland besaß, von der Pracht des Gottesdienstes, die das römische Christenthum angelegt hatte, als es aus Gräbern und Katakomben in Tempel und Gerichtssäle (Basiliken) einzog, endlich von der Gewohnheit des römischen Volks, das Oberpriesterthum mit der höchsten obrigkeitlichen Würde verbunden zu sehen. Zwar gab es einen gefährlichen Nebenbuhler der römischen Größe und neuen geistlichen Weltherrschaft, den Patriarchen zu Constantinopel, welcher selbst die Oberstelle in der christlichen Kirche begehrte; aber grade die Nähe des Kaisers, auf welche er seine Ansprüche begründete, versetzten ihn oft in eine schimpfliche Abhängigkeit sogar in Glaubenssachen, während der Bischof zu Rom, wo die Macht der fernen und selbst bedrängten Kaiser je länger je weniger geachtet ward, mit dem Ansehen eines Fürsten auch in weltlichen Dingen gebot. So hat Constantin mehr als durch alle seine Schenkungen *), durch Verpflanzung des Hofes nach dem

*) Diese Schenkungen Constantins haben in der Folge zu der Erdichtung Anlaß gegeben, dieser Kaiser habe der römischen Kirche große Landschaften, Tuscien, Spoleto, Benevent, Corsika ꝛc., mit völliger weltlicher Herrschaft übergeben; eine Erdichtung, von welcher Papst Hadrian gegen Karl den Großen Gebrauch machte, welche aber längst von den Schriftstellern der römischen Kirche selbst theils widerlegt, theils aufgegeben worden ist. Wenn indeß Constantin der Kirche auch keine weltliche Herrschaft verliehen hat, so

Morgenlande die Macht des römischen Bischofs begründet. Nie, selbst von den alten Römern nicht, ist das vorgesteckte Ziel der Herrschaft mit größerer Klugheit und Festigkeit verfolgt worden, als von Roms christlichen Priestern. Wo oft der Hochmuth sein Spiel verloren hätte, gewann es die Demuth: als der Patriarch Johann von Constantinopel sich den Namen eines ökumenischen Bischofs beilegte, nannte sich Gregor I. einen Knecht der Knechte Gottes. Ohngeachtet sie aber den Gegner in Constantinopel nie aus den Augen verloren, wandten sie doch ihre eigentliche Staatskunst auf die abendländische römisch-germanische Welt, weniger wohl aus weiser Beschränkung, als weil sie einsahen, daß sie mit ihren Mitteln des stolzen Hofes, der feinen Griechen und der schwärmerischen Asiaten nicht Meister zu werden vermöchten. So ist, zu unserm Glück, der im Morgenlande herrschende Geist der Spitzfündigkeit, Grübelei, Schwärmerei und tollen Wortstreitigkeit, auf dessen Anstrengungen endlich völlige Erstarrung und Kraftlosigkeit eintreten mußte, durch sie von Europa abgewehrt worden. Anstatt den einfältigen Sinn der Europäer mit Fragen über doppelte und einfache Natur, oder doppelten und einfachen Willen in Thorheit und Wuth zu verkehren, suchten die römischen Bischöfe, indem sie sich zu Häuptern der Kirche, und die feststehenden Glaubenslehren über allen Zweifel erhoben, die Härte der eingebrochenen Barbarei durch die Gewalt der Tradizion und des Kirchenrechts zu bezwingen, und die Gemüther der Völker durch den Zauber der Gebräuche an den geheimnißvollen Glauben zu fesseln, den vor der Hand nur ihre Zungen bekannten. Aus diesem Gesichtspunkte ist die große Bereicherung des alten Rituals der abendländischen Kirche besonders durch Papst Gregor I., den die dankbare Nachwelt den Großen genannt hat, zu betrachten. Die Form des Gottesdienstes, die Feier der Feste, die Abstufungen der Priester, die Anordnung der Gebete und Religionsaufzüge, die Mannigfaltigkeit der priesterlichen Kleider, der wunderbar tönende Kirchengesang, Altäre, Kelche, Lichter, Kreutzfahnen, Bilder und Glocken waren Waffen, durch welche die Welt den rohen Eroberern wieder entrissen werden sollte, und vor denen sich in der That diejenigen, die sonst kein Schwerdt scheuten, gebeugt haben. Wie schwer die kirchlichen Gesetze gelastet haben mögen, sie haben doch am Ende den Zweck erreicht, den schweren Scepter in einen sanften Hirtenstab, das barbarische Herkommen heidnischer Nazionen mehr und mehr in ein milderes Christenrecht zu verwandeln. Also geschah es, daß während Rom sich mühseelig des Untergangs erwehrte, sein Bischof, wie der Senat der Vorzeit, auf ferne Eroberungen bedacht war; aber die Heere, welche ausgesandt wurden, waren waffenlose Boten mit dem Evangelium des Friedens. Doch haben sie für die Menschheit größere Thaten als der Claudier Kriegsheere gethan. Damals ist die Insel Britannien von vierzig Mönchen unter Augustin, welche Gregor zur Bekehrung der

---

sind doch darum seine Schenkungen von Gütern und Gefällen unter abhängiger Gerichtsbarkeit schwerlich erdichtet, wenn gleich auch von diesen keine ächte Urkunde mehr vorhanden ist.

rohen Sachsen ausgeschickt hatte, der christlichen Kirche, freilich auch der väterlichen und vormundschaftlichen Aufsicht des römischen Stuhls, von dem die Bekehrung ausgegangen war, unterworfen, nachmals der größte Theil Deutschlands, die nordischen Reiche, Polen und Ungarn durch römische Gesandschaften und Anstalten zu christlichen Staaten geworden *).

Zu derselben Zeit, wo sich der römische Bischof zum Geistesbildner und Vorsteher des unmündigen Europas aufwarf, ward das aus dem Morgenlande stammende, seiner Bestimmung nach dem Leben wie dem Wissen entgegen strebende Mönchthum, im Abendlande zu einer wohlthätigen Anstalt, durch welche grade Leben und Wissen in Arbeit und Studium gedieh. Mit dem Mönchthum war es also beschaffen.

Die Grundidee des Christenthums, das Leben sey die Vorbereitung zu höherer Bestimmung, Sterben aber der Anfang des wahrhaftigen Seyns, war seit Constantins Zeiten bei zunehmendem Glück der Kirche sowohl von den weltlichen Gliedern, als von vielen geistlichen Lehrern und Vorstehern derselben immer mehr vergessen worden. Während äußerer Gottesdienst den großen Haufen über die sittlichen Vergehungen beruhigte, an welche noch das Gewissen erinnerte, wurden die Bischöfe und Erzbischöfe, beschäftigt durch Erwerbung äußerer Größe und Macht die Dauer der Kirche zu begründen und ihren Glanz zu erhöhen, zugleich immer nachsichtiger gegen ihre eigne Leidenschaften, immer begieriger nach persönlichen Genüssen, immer weltlicher in Sinnesart und That. Aber eben diese Sittenverderbniß weckte eine mächtige Gegenkraft auf. Je mehr von der einen Seite die Sittenlehre des Christenthums verkannt wurde, desto lebendiger ergriff die Grundlehre derselben von der Nichtigkeit des Irdischen im Verhältniß zum Ueberirdischen und Göttlichen einige schwärmerische Gemüther, welche in dem zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Welt und Gott schwankenden Zustande der Menschheit nur den Zwiespalt, nicht die höhere Vermittelung durch Glauben und Liebe erkannten. Statt das himmlische Daseyn als Mittel für einen höhern Zweck zu erfassen, glaubten sie diesen Zweck sicherer zu erreichen, wenn sie gleichsam lebendig aus dem Leben herausträten, und in gänzlicher Ertödtung des Körpers den unmittelbaren Weg zum höhern und göttlichen Seyn sich öffneten. In dieser Absicht entsagten sie den Geschäften und den Freuden der Welt, verschworen den Genuß des Weins, des Fleisches, der Ehe, unterdrückten gewaltsam die naturgemäßesten Nei-

*) Daß Europa nicht von den wilden asiatischen Völkern, von Hunnen, Saracenen, Tartaren, Türken, Mogolen, verschlungen worden, ist mit andern auch des römischen Stuhls Werk. Wenn alle christlichen Kaiser-Königs-Fürsten- Grafen- und Ritterstämme ihre Verdienste vorzeigen sollten, durch welche sie ehemals zur Herrschaft über die Völker gelangten, so darf der dreimal gekrönte große Lama in Rom, auf den Schultern unkriegerischer Priester getragen, sie alle mit dem heiligen Kreutz segnen und sagen: „ohne mich wäret ihr nicht, was ihr seid, geworden!" Auch das gerettete Alterthum ist sein Werk, und Rom ist es werth, daß es ein stiller Tempel dieser geretteten Schätze bleibe. Herder.

gungen, und wählten, den Blick auf die jenseitige Herrlichkeit gerichtet, diesseits ein Leben voll Schmerz und Entsagung. Einige dieser begeisterten Frommen flohen allein in wüste Gegenden, und brachten ihr Leben in beständiger Einsamkeit zu, andere traten in ordentliche Gemeinden zusammen, um gemeinschaftlich zu beten und zu dulden. Bald erlangten sie die Ehrfurcht der Welt, die sie verachteten, und der lauteste Beifall wurde an die göttliche Philosophie verschwendet, die ohne Hülfe der Wissenschaften die mühsamen Tugenden der griechischen Weisheitsschulen übertraf; denn alle Mönche waren anfangs Verächter der Gelehrsamkeit, und setzten einen ihrer Vorzüge darin, ohne dieselbe weiser, frömmer und vollkommner als andere Menschen zu seyn.

Die ersten Mönchsgesellschaften waren in Aegypten zusammen getreten. Von da brachte Athanasius, der berühmte Vertheidiger der rechtgläubigen Lehre von der Gottheit des Sohns, zuerst Mönche nach Rom. Der sonderbare und wilde Anblick dieser Aegypter erregte anfangs Abscheu und Verachtung, nachher Beifall und Nacheiferung. Senatoren, und besonders vornehme Frauen, verwandelten ihre Palläste und Villen in Ordenshäuser, und die eingeschränkte Anstalt von sechs vestalischen Jungfrauen wurde durch die häufigen Klöster verdunkelt, die auf den Trümmern alter Tempel und mitten auf dem römischen Forum angelegt wurden. Das allgemeine Elend der Welt vor und nach dem Falle des römischen Reichs war ganz dazu geeignet, die Zahl derer zu vermehren, die, wie den Reitzungen, zugleich den Drangsalen des Lebens entflohen; denn viele, welche die Welt mit dem Kloster vertauschten, gewannen bei diesem Tausche mehr als sie verloren; sie entgingen dem Druck der Auflagen, den Mühen der Knechtschaft und den Gefahren des Kriegsdienstes. Aber auch die Glücklichern suchten dem Getümmel der Völkerzüge, Staatsveränderungen, Kriege und Verwüstungen zu entfliehen. So geschah es, daß die Klöster, anfänglich die Wohnplätze finsterer Schwärmer oder armseeliger Flüchtlinge aus der Hefe des Volks, allgemach die Zufluchtsörter vieler edlen und gebildeten Menschen, und die Sammelplätze der Wissenschaften wurden. Besonders war dies der Fall mit denen, welche die Ordensregel des heiligen Benedikts von Nursia, eines frommen Mannes aus Valerien, (dem heutigen Spoleto) angenommen hatten. Dieser gemäßigte Orden, dessen Hauptniederlassung das zu Montecassino in Campanien (ums Jahr 530) von Benedikt gestiftete Kloster war, verstattete seinen Mitgliedern bessere, wenigstens hinreichende Nahrung und Kleidung, machte ihnen aber auch das Lesen der heiligen Schrift, so wie Hand- und Feldarbeit zur unerlaßlichen Pflicht. Nur das sind wahre Mönche, sagt die Regel, die sich von der Arbeit ihrer Hände nähren, wie unsere Väter und die Apostel; auch ist der Müßiggang für die Seele schädlich. An das Lesen der h. Schrift schloß das Abschreiben derselben, an dieses das Abschreiben anderer Werke sich an, welches Benedikt zwar nicht geboten, aber auch nicht verboten hatte. Die Handarbeit übte und erhielt viele nützliche Fertigkeiten und Künste, besonders die des Zeichnens und Malens; der Feldbau aber, den die Benediktiner trieben,

hat viele der Gegenden, deren Besitz ihren Nachkommen beneidet und endlich entrissen ward, erst urbar gemacht. So groß ward der Eifer für die Geschäfte und die Vortheile desselben, daß viele Klostervorsteher den ursprünglichen Zweck ihrer Anstalten ganz aus den Augen verloren, und blos auf Erweiterung des Landgebiets und der Landwirthschaft bedacht waren, ein Mißbrauch, der, wie oft, für die Menschheit von den wohlthätigsten Folgen gewesen ist.

Siebentes Kapitel.

Die baierschen Geschichten.

Zur Zeit, als König Alboin Italien eroberte, wurden die Bojoarier von Garibald dem Agilolfinger beherrscht, welcher der erste der bojoarischen Fürsten ist, dessen Name aufbewahrt worden. An diesen Garibald, den der Geschichtschreiber der Longobarden einen König, der fränkische aber nur einen Herzog nennt, vermählte König Chlotar von Austrasien, dem er gedient hatte, Waldraden, die Wittwe seines Neffen Theodebald, die er selbst wegen des Widerspruchs seiner Geistlichkeit nicht als Gattin behalten durfte. Sie war die Tochter eines Longobardenfürsten Wacko, und wurden durch diese Vermählung freundschaftliche Verhältnisse zwischen Bojoariern und Longobarden angeknüpft. Von den Töchtern, welche Garibald mit der Longobardin gezeugt hatte, gab er die eine dem longobardischen Herzog Ewin von Trident, der das Land am Fuße der Alpen beherrschte; eine andere, Theodelinden, verlobte er an den König Childebert von Austrasien; doch ward die Vermählung erst durch des Bräutigams Unmündigkeit, dann durch den Wankelmuth seiner Mutter Brunehilde verzögert.

Nun begab es sich, daß zu Autharich, dem Könige der Longobarden, der Ruf von Theodelindens Schönheit erscholl. Autharich hatte vorher um eine fränkische Fürstentochter geworben, aber nicht nur war ihm die bereits gegebene Zusage gebrochen, sondern auch von den Franken heimtückischer Krieg gegen ihn angefangen worden. Als er nun den fränkischen Angriff siegreich abgewehrt hatte, wandte er sich an den König der Bojoarier, und begehrte dessen Tochter zum Weibe. Garibald verweigerte sie nicht. Autharich aber, der von den rückkehrenden Abgeordneten die Schönheit Theodelindens rühmen hörte, entbrannte, sie zu sehen, und zog selbst mit den feierlichen Brautwerbern über das Gebürge nach Bojoarien. Nachdem nun der älteste der Abgeordneten seinen Gruß und seine Werbung angebracht hatte, trat der Bräutigam unerkannt an Garibald heran und sprach: „Der König Autharich, unser Herr, hat mich abgeschickt, Eure Tochter, die seine Braut und unsere Gebieterin werden soll, zu schauen, damit ich ihm ihre Schönheit würdig zu preisen vermöge.“ Da ließ der König seine

Tochter hereintreten. Autharich betrachtete schweigend die Jungfrau, und fuhr fort: „Mit Recht wünschen wir, daß Eure Tochter unsere Königin werde! Erlaubt uns jetzt, einen Becher Wein von ihrer Hand zu empfangen, wie sie uns denselben künftig oft beim festlichen Mahle darreichen wird." Der König winkte und Theodelinde brachte erst dem Aeltesten, dann ihrem ungekannten Bräutigam den gefüllten Becher. Bei der Zurückgabe berührte er ihre Hand bedeutungsvoll mit dem Finger, mit der Rechten aber fuhr er ihr schnell, ohne daß es jemand gewahr ward, über das erröthende Angesicht. Diesen Vorfall erzählte die Jungfrau nachher ihrer Hofmeisterin. „Schweig still, sagte diese, es ist der König, dein Bräutigam; kein anderer würde es gewagt haben, dich zu berühren." Dieses Wort gefiel der Fürstentochter, denn Autharich war ein blühender Jüngling, hohen Wuchses, blondgelockten Hauptes und schönen Angesichts. Die Gesandschaft aber zog von dannen, ohne daß Autharich sich näher erklärte. Als sie nun an die Grenze Italiens kamen, wo die Bojoarier, die mit ihnen gezogen waren, zurückkehren wollten, richtete sich Autharich auf seinem Rosse hoch empor, und schwang eine Streitaxt mit einem gewaltigen Schlage in einen Baum, daß sie tief hinein fuhr. Solch einen Hieb pflegt der König der Longobarden zu führen! sprach er, und die Bojoarier erkannten, wen sie begleitet hatten.

Sobald der fränkische König Childebert diese Verlobung erfuhr, ward er sehr zornig wider die Bojoarier, daß sie sich so eng mit seinen Feinden verbinden wollten, und überzog sie mit einem Kriegsheer. Auf das erste Getümmel schickte Garibald seine Tochter mit ihrem Bruder Gundobald zu ihrem Bräutigam. Dieser kam ihr mit großem Gefolge entgegen, und feierte seine Vermählung auf dem Sardisfelde bei Verona. Während des Festes zog ein Gewitter auf, und der Blitz schlug im königlichen Gehöfte ein Gebälk herunter. Darüber befragte Agilulf, Herzog von Turin, einen seiner Diener, der die Zukunft zu deuten verstand, und vernahm, daß die Königin in kurzem sein Weib werden würde. Er bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht schwiege, behielt aber die Weissagung in seinem Herzen.

Zwei Jahre darauf *) machte sich König Childebert mit einem großen Heere gegen Autharich auf, um mit Hülfe des Exarchen die Herrschaft der Longobarden zu stürzen. In drei großen Haufen unter drei Hauptanführern zogen die Franken; der eine ging über den Gotthard, und kam in der Gegend des Lago Maggiore zum Vorschein; die beiden andern drangen durch Rhäzien oder Graubünden, und trennten sich erst im Mailändischen. Die Longobarden vermieden eine offne Feldschlacht, und harrten in ihren festen Plätzen, bis nach drei Monaten Mangel und Seuchen, Folgen der Unmäßigkeit, die Franken zum Rückzuge nöthigten. Noch in demselben Jahre starb König Autharich zu Pavia. Seine Gemahlin war bei den Longobarden so beliebt, daß sie dieselbe baten, ihre Königin zu bleiben, und sich einen aus ihrer Mitte zum Gatten zu erwählen. Theodelindens Wahl fiel auf Agilulf, den Herzog von Turin, den sie als einen tüchtigen

*) 590.

Mann kannte. Als sie dies beschlossen, beschied sie ihn zu sich und ging ihm bis Laumellum entgegen. Nach der ersten Begrüßung ließ sie einen Becher mit Wein füllen, und trank ihn dem Herzoge zu. Dieser küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, sie aber sprach erröthend und lächelnd: „nicht die Hand sondern den Mund!" Also offenbarte sie ihm den Entschluß, ihn zu ihrem Gatten und zum Könige der Longobarden zu erheben; jedoch ward Agiluf erst im folgenden Jahr auf einer Versammlung zu Mailand von dem Volke anerkannt. Beide herrschten friedsam und glücklich; besonders förderte Theodelinde, die eine katholische Christin war, und ihren Sohn katholisch taufen ließ, den Frieden mit der Kirche. Zu Monza ohnweit Mailand, baute sie einen Pallast, und ließ ihn durch Gemälde verzieren, welche die Thaten der Longobarden vorstellten. In der von ihr daselbst erbauten Kirche Johannis des Täufers sind nachmals mehrere deutsche Kaiser als Könige der Longobarden mit der sogenannten eisernen Krone gekrönt worden. Diese Krone, die Papst Gregor I. von dem Kaiser Tiberius II. bei einer Gesandschaft in Constantinopel erhalten, und nachmals Theodelinden aus Dankbarkeit für ihres Gemahls Bekehrung geschenkt hatte, ist von Gold ohne Zinken, der Sage nach, auf Befehl der Kaiserin Helena, Constantins Mutter, gefertigt, und hat inwendig einen eisernen angeblich aus einem Nagel vom Kreutze des Erlösers geschmiedeten Ring. Eine andere, ganz goldene Krone, welche inwendig König Agilulfs Namen trug, ist in unsern Tagen von den Franken entwendet, nach Paris gebracht und daselbst verloren worden; eine dritte, noch zu Monza aufbewahrte goldne Krone, ist von Theolinden geweiht, als sie nach ihres Gemahls Tode den kostbaren Hauptschmuck verschmähte *).

Nicht so glücklich wie die Longobarden behauptete sich König Garibald gegen die fränkische Uebermacht. Zwar verschweigt der longobardische Geschichtschreiber, die einzige Quelle dieser Nachrichten, ob er Gewalt der Gewalt entgegen setzte, wie er starb, und ob sein zweiter Sohn Grimoald ihm in der Regierung folgte; aber er berichtet, wie sechs Jahre nach dem ersten Zuge der Franken gegen Baiern **) Tassilo von dem Könige Childebert zum Herzoge der Bojoarier gesetzt ward. Daraus ergiebt sich, daß dieses Volk seine Unabhängigkeit an die Franken verloren hatte; es ertheilt jener Geschichtschreiber seitdem den baierschen Fürsten und dem Tassilo selbst nicht mehr den Königs- sondern den Herzogstitel, zum Zeugniß, daß er sie nicht weiter für selbständige Herrscher erkennt. Doch mag die fränkische Oberherrschaft sehr unbedeutend gewesen seyn, da in den Kriegen, welche die bojoarischen Herzoge gegen die Avaren und die unter deren Schutze in Norikum vordringenden Slaven führten, keiner fränkischen Hülfe Erwähnung geschieht.

*) Beschreibungen und Abbildungen dieser Kronen finden sich im ersten Bande der Muratorischen Scriptores Rer. Ital., in Pallhausens K. Garibald, in dem Journal Curiositäten IV. B. 2tes St. **) 595.

Achtes Kapitel.

Die fränkische Verfassung.

Von der Garonne bis an die Elbe reichte die Herrschaft der fränkischen Könige; die Merovinger geboten über ganz Gallien, mit Ausnahme einiger westlichen Striche, über alle Stämme der Franken im Nieder- und Rheinland, über Burgund, Allemannien und Thüringen, zuletzt über Bojoarien; die Sachsen gaben Geschenke. Hinter der Elbe lagen, unerreicht von fränkischen Waffen, die Länder der Slaven.

Dieses gewaltige Reich, welches nach dem Tode des Stifters durch Familientheilung auseinander ging, aber durch den erblosen Tod der abgetheilten Beherrscher wieder zusammenkam, war dem Ursprunge des Königshauses und dem herrschenden Stamme nach deutsch, schied sich aber bald nach Sitte, Verfassung und Volksthum in zwei große sich widerstrebende Hälften, die westliche, (Neustrien) in welcher das romanische, und die östliche, (Austrasien) in welcher das germanische Wesen vorherrschend blieb. Als Grenze bildete sich allmählig dieselbe Linie von den Vogesen bis zum brittischen Ozean, die schon beim Anfange der Geschichte Gallier und Germanier getrennt hatte; doch erstreckte sich Austrasien anfangs etwas weiter, und begriff nebst Lothringen noch einen Theil der Champagne bis Rheims. Neben diesen beiden Hauptmassen rang Burgundien lange Jahrhunderte nach Selbständigkeit, aber nur ein Theil hat dieselbe behauptet, das übrige hat dem Zuge der Sprach- und Sittenverwandschaft nachgeben müssen, und hängt nun wohl für immer an dem romanischen Westreich.

Bevor aber die beiden, durch Natur- und Völkergrenzen geschiedenen Hauptmassen in besondere Staaten zerfielen, erwuchs aus drei verschiedenen Elementen die innre Verfassung, deren Grundzüge beiden Völkern gemeinschaftlich blieben. Der deutsche wie der französische Staat, müssen beide als selbständig gewordene Zweige des alten fränkischen Reichs angesehen werden, und auf diesen gemeinschaftlichen Anfangspunkt muß beider Geschichte zurückkehren, wenn die Gestalt der nachfolgenden Jahrhunderte begriffen werden soll.

Unter den östlichen Franken wie unter den übrigen deutschen Völkern bestand, wie die in dieses Jahrhundert fallende Gesetzsammlung der Salier und die spätern Sammlungen der Ripuarier, Allemannen und Bojoarier mehrfach bezeugen, noch immer die uralte deutsche Verfassung. Die fränkischen Hausväter saßen daheim auf ihren Erbgütern (Aloden) an beiden Ufern der Maas und des Niederrheins, gleich den freien Wehren des alten Germaniens; die zerstreut liegenden Höfe waren lauter kleine monarchische Staaten, mit vielen theils freien, theils unfreien Hintersassen, aus denen die Heermanschaft und der Hofstaat des Landherrn bestand. An diese Hintersassen war ein Theil des Bodens entweder gegen Dienste, oder gegen

Abgaben vertheilt; ein andrer Theil, das Salland oder die Hofäcker, welche die Grundbesitzer sich selbst vorbehalten hatten, und durch ihre Leibeigenen bearbeiten ließen, wurde bei dem Tode des Hausvaters unter die Kinder vertheilt; doch hatten altherkömmlich die Söhne oder deren Söhne den Vorzug vor den Töchtern, und erhielten mit Ausschluß derselben das Salgut; waren aber keine Söhne oder Enkel vorhanden, so kam auch an die Töchter die Erbschaft. Dies das Gesetz vom salischen, richtiger Sal-Lande, welches in spätern Jahrhunderten eine in demselben nicht begründete Anwendung auf die Erbfolge des französischen Throns erhalten hat *). Da bei der wilden Lebensart und den beständigen Kriegen die Söhne oft vor dem Vater und unverheirathet starben, so waren die Fälle begüterter Erbtöchter uud mütterlicher Erbschaften nicht selten. Im Ganzen ward die Zahl der freien Hausväter geringer, als der rechtlich ausgesprochene Grundsatz der Theilung erwarten lassen sollte; der Reitz, den für die Jugend bei der Langenweile des Landlebens der Krieg im Herrendienst hatte, und die theils durch Eitelkeit und übermäßigen Hausstand, theils durch die hohen Strafgelder bei kleinen Vergehungen beförderte Verarmung der mindern Gutsbesitzer, die dann ihre Grundstücke an Größere verkaufen oder überlassen mußten, mochten die Hauptursachen seyn, daß das Grundeigenthum allmählig in wenigen Händen vereint ward. Dieselbe Erscheinung hat sich in allen Staaten eingestellt, die eines erwerbenden und beweglichen Mittelstandes entbehren. Vergeblich suchten die Gesetzgeber des Alterthums dem Uebel durch eine Menge harter Verordnungen zu steuern; durch dasselbe wurden Griechenlands und Roms freie Verfassungen zerstört, und langsamer Tod auch der altgermanischen Freiheit bereitet. Noch bestanden die Rechte des Volks, aber der Genuß gehörte wenigen und mächtigen Landherrn, in welche das alte Volk der Freien zusammen geschmolzen war. Statt des entfernten Königs führte nun in den Gaugerichten entweder sein Pfalzgraf oder ein Graf den Vorsitz, den jener (bei den Völkerschaften, welche Herzoge hatten, der Herzog) in der Volksgemeinde ernannte **). Kriegszüge machten sie mit, wenn ihnen der Vorschlag des Königs gefiel; aber dieser Fall mochte so selten seyn, und der Einfluß des Königs auf die Versammlung war nach alter Weise überhaupt so gering, daß Volksversammlung und Heerbann bald in Vergessenheit kamen. Wenig kümmerte sich der König um die selbständigen Landherrn, die ihm weder zu Abgaben noch zu Diensten verpflichtet waren, wenig die Landherrn um den König, der mit seinen Leuten seine Kriege führte und seine Zwecke verfolgte.

Denn während das Volk in Landherrn verging, und die altgermanische Gleichheit zur selbständigen Herrlichkeit vereinzelter Hausfür-

*) Das Gesetz steht bekanntlich in der salischen Sammlung Titul. LXII. de alodis. Außer unzähligen Beispielen zeugt für die Erbfolge der Töchter in Ermangelung der Söhne die Stelle im ripuarischen Gesetzbuch: Sed dum virilis sexus extiterit femina non succedat. Folglich galt der Ausschluß der Töchter nur für den Fall, daß Söhne vorhanden waren.

**) A duce per Conventionem populi judex constitutus. Lex Alem. tit. 14.

sten erstarrte, bildete sich auf dem Privateigenthum des Königs und dem Hofrecht seines Gefolges die zweite von dem alten Volksstaate ganz unabhängige Lehnsverfassung fort, deren Endzweck in Dienstleistungen, wie der Endzweck jener in Erhaltung der Freiheit bestand. Gleich den übrigen Hausvätern waren auch die Könige Landherrn; ihr an sich schon größeres Erbgut ward vermehrt durch die Ländereien der von ihnen bezwungenen und getödteten römischen, fränkischen, allemannischen und thüringischen Fürsten; denn die Könige allein nahmen das Gut ihrer unmittelbaren Gegner, das Eigenthum der übrigen Einwohner blieb, und das Gefolge, mit beweglicher Beute bezahlt, lagerte in Gallien wie ein stehendes Heer. Dieses Gefolge aber bestand nicht wie die Heermannien der übrigen Landherrn aus den Hintersassen der Güter, sondern aus frei zusammengetretenen, edlen und angesehenen Kriegsgesellen, die nimmer Landbauern geworden wären, sondern selbst Landherren werden wollten. Als nun der Gegenstände des Raubes immer weniger wurden, friedliche Jahre den stetigen Kriegsstand unterbrachen, und es nöthig ward, durch Landbesitz den Kriegsgenossen Unterhalt und Lohn zu verschaffen, konnte dies nur dadurch geschehen, daß ihnen Stücke von den königlichen Ländereien mit den darauf befindlichen Hintersassen und Leibeignen in derselben Art zugetheilt wurden, wie die Könige selbst sie besessen hatten. Diese Grundstücke, Feode im Gegensatze gegen Alode, hießen Lehne, (in der lateinischen Kanzleisprache Benefizien) und waren nicht erblich, sondern an die fortdauernde Gunst des Verleihers, und an die fortgesetzten Dienste der Beliehenen geknüpft *); für die letztern entstanden, außer dem allgemeinen das gesammte Gefolge umfassenden Namen Leudes und Ministeriales, die Hauptbenennungen Antrustionen (Angetraute), Vassen (Veste) und Vasallen (entweder Gesellen oder von Vassen verkleinert.) Sie waren verpflichtet, bei jeder Aufforderung des Königs, der ihnen Gebieter und Aeltester (Dominus und Senior) war, für ihn das Leben zu wagen, auf bloßen Befehl sogleich gerüstet im Krieg zu erscheinen, ohne erst lange zu forschen, ob derselbe gerecht oder ungerecht, ob von der Nazion gebilligt oder gemißbilligt sey. Diese Verpflichtung war abhängig vom Lehngut; wer ein solches nicht hatte, war berechtigt, sich nach Gutbefinden einen andern Gebieter zu wählen, und ein Franke, dessen Stammgut in Neustrien lag, konnte daher ohne Widerrede ein Dienstmann des Königs von Austrasien seyn. Obgleich nun auf der andern Seite auch dem König offne Hand bleiben sollte, die Gabe des Fiskus zurückzunehmen, so war doch, der Natur der Sache gemäß, solche Zurücknahme mit Schwierigkeiten verbunden, und konnte nicht leicht ganz nach Willkühr und Laune bewerkstelligt werden; oft wurden des Vorwands wegen Verbrechen ersonnen. Je fester nun die Leudes im Besitz ihrer Lehngüter wurden, desto mehr verschwand der ursprüngliche Character der dienstbaren Abhängigkeit, desto mehr gewöhnten sie sich, freie Grundbesitzer zu seyn, desto eifriger strebten sie, ihr Lehen in

*) Zuweilen kam der Fall vor, daß der König einem Getreuen ein Gut als erbliches Eigenthum schenkte; dann war es kein Lehn, sondern Alode. Marculf. I. form. 17.

volles und erbliches Eigenthum zu verwandeln. Erniedrigend schien ihnen der unbedingte Gehorsam, und wie einst das Volk der Freien begehrten auch sie Theilnehmer der Rathschläge über öffentliche Dinge zu seyn. So gestaltete sich allmählig die Hofverfassung nach dem Muster der alten Landesverfassung, wiewohl die Könige da wo sie konnten, noch oft nach der Willkühr des alten Hofrechts verfuhren; der Kriegsstaat wurde ein Reich, die Leute wurden ein Volk, und ihre Versammlung trat an die Stelle der allgemeinen Frankenversammlung; erst mußte der König sich mit seinen Getreuen unter dem Vorsitz der Wohlgebohrnen (meliores natu) und der Optimaten berathen haben, ehe er ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen vermochte. Ein Bürger dieses Kriegsstaats galt dreimal mehr als ein Bürger des Volksstaats; das Wehrgeld des Leudes (in truste dominica) ist sechshundert, das des freien Franken nur zweihundert Schillinge. Zu solcher Würde und Macht gelangten indeß nur die freien mit Lehngütern versorgten Leudes; eine große Anzahl ärmerer Kriegsleute, zum Theil knechtischer Herkunft, und erst durch Freilassung des Waffendienstes gewürdigt, und die verschiedenen Hintersassen auf den unmittelbaren Gütern des Königs (Coloni), waren zwar auch königliche Leute (homines regii), bildeten aber eine eigne untergeordnete Klasse, auf welche die Reichsministerialen eben so tief als auf die Ministerialen der übrigen Landherrn herabsahen. Die letztern hießen nicht Leudes, sondern Liti.

An der Spitze der Kriegsleute oder des königlichen Hauses stand der Hausmeyer (Major Domus), nicht als Hofbeamter sondern als Anführer des Heers zunächst nach dem Könige. Wie in der alten grundherrlichen Verfassung ein Wirthschafter oder Meyer das Gesinde zu Hause und im Felde befehligt hatte, so in diesem größern und veredelten Hausstande des Königs der Hausmeyer das gesammte Gefolge. Auf dieses waren ursprünglich seine Geschäfte beschränkt; nimmer ward er zur Anführung des Heerbanns der freien Männer gebraucht, und stand, so lange diese vorgalten, hinter den Staatsbeamten zurück. Als aber das Gefolge sich statt des Volkes zum Staate erhob, die Kriege nur durch die Leute geführt wurden, und der Heerbann einschlief, ward aus dem Hausmeyer ein mächtiger Reichsmeyer, der den übrigen Staatsbeamten eben so weit, als das Gefolge dem Volke zuvorstand. Wurden doch nunmehr die hohen Staatsbeamten, die Patrizier, die Herzoge, die Grafen entweder selbst aus der Klasse der Leute genommen, oder durch Betheilung mit Lehngütern in dieselbe versetzt, folglich dem Hausmeyer untergeordnet.

Es waren aber die Patrizier Oberstatthalter mit sehr ausgedehnter Vollmacht über große und unsichere Provinzen; die gewöhnlichen Statthalter waren Herzoge, an deren Stelle oft Grafen; die Statthalter in den Grenzprovinzen hießen Markgrafen. Unter diesen dreierlei Oberbefehlshabern standen eine Menge von Grafen, die nebst ihren Unterbeamten, den Vicegrafen (Vicarien), Centgrafen (Centenarien) und Thyngrafen (Dekanen) als Vorsteher kleinerer Bezirke und einzelner Städte, besonders mit der Verwaltung des Gerichtswesens beauftragt waren. Diese Aemter wurden nach römischer Weise anfänglich nur auf gewisse Zeit

überlassen, aber bald wurde es gewöhnlich, daß die Inhaber sie lebenslänglich behielten, und nur in Folge eines Vergehens abgesetzt wurden. Die Herzoge der Bojoarier und nachmals die der Allemannen aber waren von den übrigen fränkischen Herzogen ganz verschieden, und standen mit dem Frankenreich nur in abhängiger Verbindung, wie die von Spoleto und Benevent mit den Longobarden, daher das Verhältniß dieser Bundesfürsten der eigentlichen Landesverfassung ganz fremd ist.

In Jahren des Friedens lebten die meisten Reichsministerialien auf den ihnen zugetheilten fiskalischen Gütern, und bewirthschafteten dieselben mit Hülfe verschiedener Hintersassen und erkaufter Leibeignen. Sie erschienen auf des Königs Gebot, und übernahmen sogar seine persönliche Bedienung, wenn er in ihre Provinz kam; denn die fränkischen, wie nachmals die deutschen Könige, zogen beständig mit ihrem Gefolge durch das Reich, und hielten sich abwechselnd auf denjenigen ihrer Landgüter auf, welche mit Pfalzen (palatiis) oder geräumigen Wohngebäuden versehen waren, und davon Hauptvillen (villae capitaneae) hießen. Indeß waren einige dieser Pfalzen zum gewöhnlichen Hoflager der königlichen Familie bestimmt, unter den Austrasiern Metz, unter den Karolingern Aachen. Nun blieb ein Theil der Dienstmannen stets entweder um die Person oder um die Familie des Königs, und bildete sich allmählig theils zu einer Leibwache, theils zu einer Hofdienerschaft aus, bei welcher die Verfassung des römischen Kaiserhofs zum vorzüglichsten Muster genommen ward; die gewöhnlichen Hofbedienten waren der Kämmerer, der Seneschall oder Haushofmeister, der Marschall, der Falkenmeister, der Kellermeister, der Oberschenk, die Kammerherrn, der Oberthürhüter, der Quartiermeister; der Pfalzgraf, welcher dem Pallaste oder der Hauptpfalz vorstand, wo der König sich längere Zeit aufzuhalten pflegte, war zugleich vortragender Rath und in Abwesenheit des Königs Hofrichter in der Provinz; der Referendarius war geheimer Hofschreiber, und mit Ausfertigung der Verordnungen und Urkunden beauftragt. Alle waren Männer von bedeutendem Rang, Vertraute des Königs und oft Befehlshaber des Heers; aber weder für die Hof- noch für die Staatsbeamten findet sich ein besonderes Wehrgeld; denn wie in den Zeiten der Freiheit die Wehren, so waren in diesem Kriegsstaat auch die Leudes sich gleich.

Wenn aber die königliche Macht in Beziehung auf das Volk der Franken von Anfang gering war, und in Beziehung auf den Kriegsstaat der Leudes in kurzer Zeit eingeschränkt ward, so war sie im Verhältniß zu den Einwohnern Galliens an die Stelle der römischen Kaisermacht getreten, und in dieser Hinsicht mit unumschränkter Gewaltfülle ausgestattet. Die römisch-gallischen Unterthanen gehorchten und zahlten den Frankenkönigen wie den Nachfolgern Augusts, und die vortrefflich eingerichtete Staatsmaschine, in welcher nun, da gewiß die unerschwinglichsten Lasten gemindert worden waren, durch Hülfe der Staatsbedienten alles von selbst ging, mußte Fürsten gefallen, die in ihrer Landesweise auf steten Widerspruch und unaufhörliche Hemmnisse des eignen Willens zu stoßen gewohnt waren. Daher das unverkennbare, freilich oft nur dunkel hervortretende

Streben der Könige, diesem einseitigen Verhältniß die Oberhand zu verschaffen, und die immer wiederkehrende Erscheinung, daß das deutsche Austrasien gegen das romanische Neustrien vertauscht wird; denn nur jenes war der eigentliche Wohnsitz der Franken, die sich in diesem theils romanisirt hatten, theils unter der größern Zahl der alten Bewohner verloren.

Aber ohngeachtet dieser Vorliebe für die römische Staatsform ward das Lehnwesen sehr bald auch auf die romanischen Einwohner Neustriens ausgedehnt. Die Könige, durch bereitwilligern Gehorsam gewonnen, erhoben sehr häufig Männer romanischer Herkunft zu Hof- und Staatsämtern, deren Verwaltung geschicktere Hände und mehr Kenntnisse erforderte, als der kriegerische Franke besaß. Durch die Einrichtung, Dienste mit Land zu bezahlen, wurden diese Beamten Lehnleute des Königs. Aber nicht blos zu Referendarien, zu Pfalzgrafen, zu Grafen, sondern auch zu den Kriegswürden der Herzoge und Hausmeyer, stiegen Römer und Provinzialen empor *). Denn die Einwohner Galliens, von den Königen zum Kriegsdienst gebraucht und sogar häufiger als die freien Franken aufgeboten, weil sie nicht das Recht der Berathschlagung und Weigerung hatten, wurden von Neuem ein kriegerisches Geschlecht, und wenn ihre Tapfern mit Lehngütern belohnt wurden, so traten sie dadurch von selbst in die Klasse der Leudes, und fanden nun den Weg zu den höchsten Reichswürden offen. Dennoch dünkte der Franke sich besser: sein Gesetz bestimmt für den Leudes der römischen Herkunft nur 300 Schillinge, die Hälfte des Wehrgeldes, durch welches der fränkische Leudes verbürgt war, und eben so nur 100 statt 200 Schillinge für den römischen Grundherrn. Diese Geringschätzung von Seiten der übrigen Franken bildete mitten im Lehnsstaat selbst zwei Partheien, und hatte zur natürlichen Folge, daß die romanische sich an den König als an ihren natürlichen Beschützer anschloß. Die Städtebewohner Galliens aber (Romani tributarii), welche ganz nach ihrer Weise fortlebten und die hergebrachten Abgaben zahlten, schienen den Franken so verächtlich, daß im salischen Gesetz ihr Wehrgeld nicht höher als das eines aus dem Stalle gestohlnen Ferkels, 45 Schillinge, bestimmt ward. Wohl finden sich zeitig genug Beispiele, daß auch Franken in den Städten sich ansiedelten und Bürger wurden **); aber der Einfluß dieser zerstreuten Franken blieb gering, und prägte nur wenige Spuren in Sprache und Volksthum. Wenn auch, wie die unten aus Gregor angeführte Stelle bezeugt, die Senjores oder Magistratspersonen mancher Orte aus Franken bestanden, so waren doch die Grafen, oder die von den Königen bestellten Vorsteher der Städte, meist Römer, oft Menschen von niedriger und knechtischer Herkunft, die sich durch Kenntnisse, besonders des theodosianischen in Gallien geltenden Rechts, empfohlen, oder ihre Freilassung und Waffenfähigkeit bewirkt, dann aber durch Hofränke weiter gebracht hatten. Beispiele solcher Emporkömmlinge finden

*) So Protadius, Claudius und Florentinianus.

**) Gregor IX. 12. Wiliulf, civis Fictavus. IV. 16. Civis Arvernus Ascovindus, vir magnificus. VIII. 31. Omnes Rothomagenses cives, et praesertim seniores illius loci Franci.

sich mehrere beim Gregor *); das salische Gesetz bestimmt für sie ein eigenes Wehrgeld: wenn der Graf von reiner Freiheit mit sechshundert Schillingen verbürgt war, so galt der Graf, der nach Geburt kein Freier, sondern ein Königsknecht (puer regius) war, nur die Hälfte.

Unter diesen drei Elementen des werdenden Staats, stand die christliche Kirche Galliens als fertiger Bau und Vereinigungspunkt der verschiedenen Völker und Stände. Dem Einfluß der Bischöfe verdankte Chlodowich zum Theil seine Fortschritte gegen die arianischen Westgothen, entschieden aber die Leichtigkeit, mit welcher er sich in Gallien befestigte. Belohnungen und Schenkungen waren billige Gegenvergeltung; aber Unterthanen blieben die Bischöfe wie alle übrigen Gallier, und die Güter der Kirche dem allgemeinen Tribut unterworfen. Jene nun, die Bischöfe, reitzte das Beispiel der Franken, die ohne Abgaben zu zahlen, im Besitz ihrer Erb- oder Lehngüter lebten, daß sie deren Vorrecht gleichfalls zu besitzen trachteten, und es gelang ihnen seit den Zeiten König Theodeberts, unter mancherlei Wechsel dasselbe zu erwerben. Die Kirchen waren Freistätten, wo freilich oft der Verbrecher, öfter aber der unschuldig Verfolgte einen Rettungsort suchte. Für diese Zeiten der Roheit, wo nichts galt als das Recht des Stärkern, wo Gesetze zum Theil noch nicht für den Franken vorhanden waren, oder doch nur von dem Mindermächtigen gefürchtet wurden, wo der Sklave nirgends Schutz fand gegen den Uebermuth seines Gebieters, und selbst der ansehnliche Hofmann zuweilen auf einige Zeit eine Zuflucht suchen mußte, um nicht durch die Streiche einer mächtigen Gegenparthei zu fallen, sind Freistätten nicht nach dem Maaßstabe geordneter Staaten und milderer Sitten zu beurtheilen. Durch dieses aber stieg bei den Franken das Ansehen und die Gunst der Kirchen, und es mehrten sich ihre Güter und Schätze; denn die Geretteten waren meist dankbar, und viele glaubten, es sey gut, sich für mögliche Fälle sichere Aufnahme vorzubereiten. Auch war schon längst die Lehre empfohlen, daß man durch Freigebigkeit an Kirchen und Arme manch begangenes Böse wieder gut machen könne. Durch den Besitz königlicher Lehngüter, die bald den größten Theil der Stiftsgüter ausmachten, traten aber die Bischöfe in die Reihe der königlichen Leute, und wurden wie diese, den alten Kirchenverordnungen entgegen, zum Waffendienste verpflichtet. Solchen leisteten nicht nur Bischöfe fränkischer, sondern wie ihre Namen bezeugen, auch Bischöfe römischer Herkunft; mit dem Harnisch angethan, zogen sie an der Spitze ihrer Leute dem Feinde entgegen **). Durch dieses wurde ihre geistliche Achtung weniger geschwächt, als im Ganzen ihr Ansehen durch den weltlichen Einfluß vermehrt. Bald standen sie nicht nur neben, sondern über den Großen, und wurden selbst von den Königen zu Schiedsrichtern in wichtigen Streitigkeiten gewählt. Zwar bestimmen die salischen Gesetze weder für sie noch für die übrigen Geistlichen ein Wehrgeld; aber in den übrigen Gesetzbüchern beträgt dasselbe 900 Schillinge, also mehr als das jedes andern Großen; es steht nur unter dem des erblichen baierschen Herzogs, der mit 960 verbürgt war. Schon wagten sie gegen die Könige

*) Gregor IV. 47. V. 49. **) Gregor IV. 43.

den Bann; während die Optimaten, wenn sie als Feinde in des Königs Hände fielen, noch oft als Dienstleute behandelt und ohne lange Untersuchung todt geschlagen wurden nach der Willkühr des Hofrechts, konnte über einen Bischof, selbst wenn er ein Todesverbrechen begangen hatte, nur eine Versammlung von Bischöfen richten. Diese erkannten nicht leicht auf höhere Strafe als auf Verlust der Priesterwürde und auf Landesverweisung, selbst gegen den nicht, der des beabsichtigten Verraths gegen den König und das Land an die Feinde überwiesen war. In diesen Verwickelungen setzten natürlich viele Bischöfe ihre geistliche Bestimmung gänzlich bei Seite, und versanken, wie in weltliche Geschäfte so in weltliche Laster; das Volk aber, im einfältigen Wahrheitsgefühl, ließ sich durch die Schlechtigkeit Einzelner nicht irren gegen den Stand, und verehrte diejenigen, die sich durch unsträfliches Leben, Enthaltsamkeit, Fasten, Beten, Almosengeben und Beschützung der Schwachen gegen den Druck der Mächtigen auszeichneten, desto stärker; daher die Menge derer, welche nach ihrem Tode für Heilige geachtet wurden.

Die Wahl eines Bischofs sollte nach Vorschrift der alten Synoden von den Bürgern und der Geistlichkeit jeder Stadt geschehen, der König die Wahl bestätigen oder verwerfen, und der Metropolitan die Ordinazion und Einsetzung haben. Als aber seit der Stiftung und Erweiterung des Frankenstaats die Bischöfe und Aebte ihre Schranken verließen, und durch Erwerbung fiskalischer Ländereien zu den Königen in das Verhältniß der Ministerialität und Vasallenschaft traten, kehrten sich die Könige an die alten Vorschriften nicht weiter, und ernannten als Oberlehnsherrn der Stiftsgüter zum Bischof, wenn sie wollten; oft einen ihrer Hofleute, der mit einem male aus dem weltlichen Stande auf die höchste geistliche Stufe trat (wie es auch in Constantinopel geschah); oft einen, den die Bürger wünschten, zuweilen den, welcher die Stelle erkaufte. Während aber die Bischöfe von den Königen blos als Besitzer fiskalischer Güter behandelt wurden, wollten die Gemeinden und Geistlichen die alte kirchliche von der neuern Lehnsverfassung nicht ganz verdrängen lassen, und setzten dem Ernennungsrechte des Königs häufig ihr Wahlrecht entgegen. Jede der Partheien hatte Recht, je nachdem der Bischof als Kirchenhaupt, oder als königlicher Vasall betrachtet ward. Zuweilen gaben die Könige in einzelnen Fällen nach, doch ohne ihr Recht sich jemals ganz zu vergeben, und die Angelegenheit blieb Gegenstand des Streits für mehrere Jahrhunderte.

Im Wesentlichen erhielt sich die Kirche in derselben Verfassung, die von den Römern eingerichtet nun schon seit zwei Jahrhunderten im Abendlande bestand; die neuen Herren des Landes traten als neue Mitglieder ein, und fügten sich bereitwillig in die vorgefundenen Formen. Daß es in der Kirche nach Gottes eigener Anordnung eine herrschende und eine gehorchende Kaste, einen Klerus und einen Layenstand gebe, daß der letztere von dem erstern regiert werde, und dieser als kirchliche Obrigkeit Gehorsam zu fordern habe, fand bei den Franken um so weniger Anstoß, als ihnen von ihrer väterlichen Religion her Priesterherrschaft nicht neu war. Darum traten sie ohne Bedenken in das abhän-

gige Layenverhältniß, welches man ihnen bei ihrem Eintritt in die christliche Kirche anwies, und ließen es sich gern gefallen, daß die christlichen Priester dieselben besonderen Vorrechte über sie, wie über die alten Einwohner ausübten.

Mangelhaft war die Erkenntniß der ächten Lehre des Christenthums, den Gemüthern der Lehrer durch die unglücklichen theologischen Zänkereien des vierten Jahrhunderts eine schiefe Richtung gegeben, selbst der innerste Kern der Religion durch den Glauben angetastet, daß gottesdienstliche Handlungen und Gebräuche Verdienste erwerben und Verbrechen versöhnen könnten. Aber der nächste Zweck der Kirche war auch vor der Hand kein anderer als der, durch ihre äußern Einrichtungen, durch ihre Gesetze und Zucht wohlthätig auf die Menschen zu wirken, und den Anfang der sittlichen Bildung grade in dem Stufengange einzuleiten, in welchem sie allein gelingen konnte; wie hätte das Christenthum in seiner unentstellten Reinigkeit von dem rohen und ungeschlachten fränkischen Kriegsvolk aufgefaßt werden mögen! Hingegen ward durch die glänzende Form des neuen Gottesdienstes die Einbildungskraft zu heiligen und göttlichen Dingen gezogen; durch die Gewalt einer Kirche, die mehr Gesetze als Lehren, mehr zu thun als zu denken gab, wurden die groben Ausbrüche der Leidenschaften gezügelt; durch die, der Mißdeutung allerdings sehr fähige Lehre, daß Schenkungen zum Heile der Seelen begangene Sünden versöhnen, unzählige Knechte oder Leibeigne in den letzten Willenserklärungen ihrer Herrn in Freiheit gesetzt, und große Strecken ungebauten Landes an fleißige Arbeiter (denn solche waren damals die abendländischen Mönche) ausgethan. Wenn indeß der wohlthätige Einfluß, welchen das Christenthum, selbst das äußere, selbst das verderbte überall gehabt hat, in der Geschichte des Frankenreichs weniger bemerkt wird, und sich unter einer Unzahl von Verbrechen verliert, wie die Geschichte keines andern germanischen Volkes sie aufzuweisen hat, so scheint allerdings eine volksthümliche Anlage zur Grausamkeit, Treulosigkeit, Plünderungsgier, Arglist und sonstiger Verruchtheit zum Grunde zu liegen, die, von den römischen Schriftstellern schon an den ersten Franken bemerkt, sich nachmals in den Greueln der mervingischen Herrschaft, in den Bartholomäusnächten, in den Blutszenen der Revolution und in der Raserei der Eroberungskriege auf immer gleiche Weise kund gethan hat. Ohne das Christenthum möchten die wilden Elemente sich nimmer gesänftigt, der Frankenstaat nimmer die Haltung gewonnen haben, die er späterhin wirklich besaß; wie denn auch die in der letzten Umwälzung bewirkte Vertilgung des religiösen und kirchlichen Lebens die innerliche Ertödtung des Staats und Volks hervorgebracht hat, die anfänglich durch den Taumel berauschter Leidenschaftlichkeit versteckt und häufig sogar für ein kräftiges Leben gehalten, endlich in Duldung, in Billigung und Liebe der scheuslichsten Tyrannei und aller Frevel geoffenbaret worden ist.

Erklärung des Kupfers.

Kaiser Maximins Schlacht gegen die Deutschen.

(237 nach Christo.)

Zweihundert und zwanzig Jahr, nachdem der norddeutsche Landsturm unter Herrmann und Ingomar gegen den hochgebildeten Cäsar Germanicus am Steinhuder See gestritten, fochten wiederum an einem See, die Süddeutschen gegen einen andern Cäsar, den riesenmäßigen Maximin, einen Helden gothischen Stammes. Wie jene standen sie durch das Gewässer gedeckt, so daß die Römer sich scheuten, den Angriff zu beginnen. Da spornte der Kaiser sein Roß in die Wellen, und kämpfte schwimmend gegen die Feinde, die ihn alsbald von allen Seiten umgaben: denn die Deutschen waren Meister im Schwimmen. Lange stand das römische Heer, und erwog unschlüßig das Wagstück, bis die Schaam, ihren Führer vor ihren Augen überwältigen zu lassen, über die Furcht siegte, und Maximins Schaaren ihm nachtrieb. Im wüthenden Kampf ward der See vom Blute gefärbt und mit Leichen gefüllt, daß die Wasserschlacht endlich eine Landschlacht zu seyn schien; aber der Uebergang ward doch nicht erstritten, und der Ausgang war der gewöhnliche, daß die Römer den Kampfplatz behaupteten und des Sieges sich rühmten, sich aber bald darauf zurückzogen. „Wir haben, ließ der Kaiser an den Senat schreiben, mehr gethan, als wir ausdrücken können. Wir haben vierzigtausend Weiler der Deutschen angezündet, ihre Heerden weggetrieben, die Wehrlosen gefangen, die Bewaffneten getödtet, und an einem See uns geschlagen. Wir würden auch bis in ihre Wälder gedrungen seyn, wenn uns die Tiefe des Gewässers den Uebergang nicht gewehrt hätte.“



J. M. Mettenleiter del. G. Boettger senior sc. 1816.

Kaiser Maximins Schlacht gegen die Deutschen.

237 nach Christi Geburt

Neuntes Kapitel.

Die Gesetze der Salier.

Das uralte Herkommen und Gewohnheitsrecht der Franken ist niedergelegt in dem Gesetzbuche der Salier, welches zu einer Zeit, wo das Volk noch nicht unter einem Könige vereint war, lang vor Eroberung Galliens, gesammelt und in lateinischer Sprache niedergeschrieben worden ist. Die Wahl dieser Sprache erklärt sich aus der unter den Deutschen ziemlich allgemein verbreiteten Kenntniß derselben, und aus der Unfähigkeit, die eigne zu schreiben; für solche Richter, welche die lateinischen Ausdrücke nicht genugsam verstanden, wurden nach und nach deutsche Erklärungen beigeschrieben, die unter dem Namen mahlbergscher Glossen, (weil man sich ihrer auf dem Mahlberge oder der Gerichtsstätte zu bedienen pflegte,) nach Ulphilas Bibel als das älteste, wiewohl sehr verunstaltete Denkmal deutscher Sprache dastehen.

Also beginnt die im sechsten Jahrhundert beigefügte Vorrede zu den Gesetzen der Salier, ein bedeutungsvolles Zeugniß, wie die Franken schon in uralten Zeiten sich selber geschätzt:

„Als der Franken ruhmwürdiges Volk, welches von Gott gegründet worden, und tapfer im Krieg, fest im Friedensbündniß, tief im Rath, edel und stark an Leib, ausgezeichnet durch Weiße und Schönheit, kühn, schnell und muthig, neulich zum katholischen Glauben bekehrt, und von aller Ketzerei frei ist, noch in der Barbarei war, suchte es, durch den Geist Gottes getrieben, den Schlüssel der Weisheit, und sehnte sich, seiner angebohrnen Sinnesart gemäß, nach Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Damals haben die Vornehmsten (proceres) dieses Volks, welche desselben Richter waren, das salische Gesetz gegeben. Es sind aber dazu aus mehrern erlesen worden vier Männer, Namens Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast, aus den Landschaften, die da heißen Bodoghevc, Salogheve und Windogheve. Diese kamen zu dreien Malen (per tres mallos) zusammen, und nachdem sie den Grund aller Streitsachen sorgfältig besprochen, und alles einzeln erwogen hatten, erkannten sie das folgende für Recht. Als nun unter Gottes Huld Chlodowich, der langhärige, schöne und ruhmvolle erste König der Franken, die katholische Taufe erhalten hatte, wurde alles, was in diesem Vertrage weniger gut geachtet ward, durch die erhabenen Könige Chlodowich, Childebert und Chlotar deutlicher gesetzt, und dieser Beschluß besorgt. Christus, der die Franken liebt, lebe; er bewache ihr Reich, er erfülle ihre Regenten mit dem Licht seiner Gnade, er beschütze ihr Heer, befestige ihren Glauben, gewähre ihnen Freude und Glück des Friedens, und geleite die Tage ihrer Beherrscher. Denn dieses Volk ist es, welches durch seine Stärke das harte Joch der Römer kämpfend von seinem Nacken geworfen, und nach Annahme der Taufe die Körper der heiligen Märtyrer (welche die Römer mit Feuer verbrannt, oder mit Eisen

getödtet oder verstümmelt, oder den wilden Thieren vorgeworfen haben,) prächtig mit Gold und kostbaren Edelsteinen geschmückt hat."

Aus den verschiedenen Zeiten, in welchen an diesen Gesetzen gebessert worden, erklärt sich die Unordnung der Zusammenstellung und die wunderliche Mischung von Gesetzen, die sich theils auf die alte Volks-, theils auf die Lehnsverfassung, theils auf die romanischen Einwohner Neustriens beziehen. Der Mangel aller kirchlichen Bestimmungen beweist, daß das salische Gesetz zu einer Zeit gegeben ward, wo entweder das Volk der Franken noch nicht bekehrt, oder die christliche Kirche noch nicht zu großem Einfluß auf die rohen Gemüther gelangt war. Man kann überhaupt mit Grund annehmen, daß alle germanischen Gesetzbücher nichts als Auszüge des eigentlichen Volksrechts sind, und die wichtigsten Dinge oft unberührt lassen; demohngeachtet sind sie von großer Wichtigkeit, weil in ihnen die Ideen der uralten, und in den wesentlichen Grundsätzen bei allen germanischen Stämmen übereinstimmenden Verfassung niedergelegt sind. Es ist aber der in den salischen wie in den spätern Gesetzen vorherrschende Grundsatz derselbe, der bereits in der ältesten, von Tacitus geschilderten Gerichtsverfassung der Germanen vorgefunden wird, Würdigung der Verbrechen nicht nach dem Gesichtspunkte des verletzten Rechts, sondern nach der Größe des gestifteten Schadens, und Lösung durch Ersatz. Festsetzung einer Taxe für die Personen nach Abstufung ihres Ranges, für die Glieder nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit, für die Wunden nach ihrer Größe, für die Gegenstände nach ihrem Werth, war daher das wesentliche Erforderniß, um willkührliche Entscheidungen von Seiten des Richters zu hemmen. Jene Abschätzung der Personen aber ist für die Geschichte von Bedeutung, weil sie uns die Einsicht in das Verhältniß der Stände gewährt. Für den König, den obersten Richter, dem zuletzt die Vollziehung der Rechtssprüche zukömmt, und in dessen Strafe die Ungehorsamen, so das Recht weigern, verfallen *), ist kein Wehrgeld bestimmt, wahrscheinlich darum, weil seine Person den übrigen nicht gleich gesetzt, sondern als geheiligt angesehen, die Verletzung derselben daher als ein Staatsverbrechen mit dem Tode bestraft werden sollte. Desto bestimmter sind die übrigen Stände geschätzt. Das Wehrgeld des freien Franken oder jegliches andern, der nach salischem Gesetz lebt, beträgt 200 Schillinge **); das des Leudes (in truste dominico) das dreifache oder 600 Schillinge; ist der Leudes aber ein Römer, nur 300; der römische Eigenthümer, der gleich dem freien Franken im Gau ein eigenes Gut hat, ist wie der Litus halb so hoch als der freie Franke, oder mit 100 Schillingen verbürgt; der tributpflichtige römische Stadtbewohner mit 45 Schillingen; der Leibeigene mit 35 Schillingen. Ueber das Wehrgeld des Leudes geht kein anderes eines Staatsbeamten hinaus; es gab keinen höhern Werth als den eines Leudes, und selbst der Graf, der höchste Volksbeamte, stand nicht höher als der gewöhnliche Dienstmann. Für diese Hauptsätze aber gelten eine Menge von Neben-

*) Titul. LIX. de despectionibus. **) Solidos.

bestimmungen. Wer den Getödteten in einen Brunnen oder ins Wasser wirft, zahlt 600; wenn der Mann aber nicht todt ist und noch entkömmt, 100 Schillinge. Wer auf der Heerstraße einen Mann findet ohne Hände und ohne Füße, solcher Gestalt von seinem Feinde verstümmelt, und ihn tödtet, zahlt 100 Schillinge. Wenn bei einem Gastmahl, wo vier oder fünf Männer beisammen sind, einer getödtet wird, so müssen die übrigen entweder den, der es gethan hat, ausliefern, oder alle zusammen den schuldigen Ersatz leisten. Wer in Gesellschaft mehrerer (collecto contubernio) einen freien Mann in seinem Hause überfällt und erschlägt, zahlt 600 Schillinge; hat der Körper drei oder mehr Wunden, so erlegen die drei schuldigsten der Gesellen jeder das obige Strafgeld voll; drei andre jeder 90 Schillinge; noch drei andre jeder 45 Schillinge.

Da alle Gesetze mit Rücksicht auf vorgekommene Fälle gemacht sind, so müssen sie als eben so viele Belege für die Sittengeschichte der Franken angesehen werden. Für diesen Zweck sind die zahlreichen Bestimmungen über den Diebstahl, über Verwundungen, über Brandstiftungen, über Weiber- Straßen- und Todtenraub, über Giftmischung, Schimpfreden ꝛc., sehr brauchbar; der rohe Zustand der Franken mag aus diesem Gesichtspunkte leicht als ein Stand großer Verderbtheit erscheinen, dem wenige Laster der Verfeinerung fremd waren.

Den höchsten Werth unter seinen Gütern hatte für den Franken sein Vieh; die sehr genauen Bestimmungen über die verschiedenen Arten und Unterarten der Schweine, Rinder, Schaafe, Ziegen, Hunde, Vögel und Bienen, machen im Gesetzbuche den Anfang und nehmen die ersten neun Titel ein; der Pferdediebstahl hat seine besondere Stelle. Gegen Beeinträchtigung der Schweinezucht sind nicht weniger als neunzehn Gesetze gegeben: wer ein saugendes Ferkel vom ersten oder zweiten Wurf stiehlt, bezahlt außer Wiederstattung und Kosten 3 Schillinge; für ein dergleichen vom dritten Wurf, 15; für ein dergleichen aus einem verschloßnen Stalle, 45. Ueberhaupt wird durch die Sicherheit des Orts und die Größe der Heerde, zu welcher die gestohlnen Stücke gehören, das Strafgeld erhöht. Ein vom Baume gestohlner Habicht*) kostet 3 Schillinge; von der Stange, 15; wird er aus einem verschloßnen Orte **) genommen, 45 Schillinge; dagegen beträgt das Wehrgeld der Leibeignen nur 35 Schillinge. Aehnliche Sätze finden sich gegen Beschädigung der Obstbäume, Weinstöcke und der Getreidefelder, besonders gegen fremde Leibeigene und Hausthiere, für welche der Besitzer einstehen muß. Ein Diebstahl vermittelst Einbruch kostet außer dem Ersatz, 45 Schillinge; ein Einbruch, wobei das Stehlen mißlingt, 30 Schillinge. Drei Männer, die eine freie Jungfrau aus ihrem Hause entführen, zahlen 30; diejenigen, die über drei sind, jeder 5, vermuthlich, weil sie nur als Helfer angesehen wurden; sind sie mit Pfeilen bewaffnet, zahlt jeder 3; der Entführer selbst 62 Sch. Wer eine Braut, die zu ihrem Manne zieht, unter Wegs anfällt und entehrt, zahlt 200 Sch., eben so viel,

*) Mahlbergsche Glosse Ortfocla d. i. Arvogel. **) Weiano pandete d. i ein gebundener Weihe.

wer ein Eheweib bei Lebzeiten ihres Mannes heirathet. Für einen Schlag, bei welchem Blut auf die Erde fällt, 15; für einen dergleichen am Kopfe, bei welchem Knochen hervorgehen, 30; für einen dergleichen, bei welchem das Gehirn sichtbar wird und drei Knochen drüber, 45 Sch.; für einen Schlag in die Ribben oder in den Bauch, bei dem die Wunde bis an die Eingeweide geht und das Blut hinter einander läuft, 62 Sch. außer der Heilung; für drei unblutige Schläge mit einem Stocke, 9 Sch., fließt aber Blut, 45; für drei Faustschläge 9 Sch. Wer einem andern einen Krautertrank giebt, daß er stirbt, zahlt 200 Sch.; kömmt der Vergiftete davon, 62; wenn ein Weib einer andern es anthut, daß sie keine Kinder bekömmt, zahlt sie 62 Sch. Wenn ein freier Mann einem freien Weibe den Finger oder die Hand verletzt, zahlt er 15, für den Arm 30, für den Arm über dem Ellenbogen 35 Sch.; wer einem Weibe die Brust abhaut, 45 Sch. Wer einen unbärtigen Knaben unter zwölf Jahren erschlägt, zahlt 600 Sch.; wer einen edlen Knaben (puerum crinitum) ohne Willen und Wissen der Eltern scheeren läßt, (um ihn zum Geistlichen oder Mönche zu machen) zahlt 62, für ein Mädchen 45 Sch.; wer eine schwangere Frau schlägt, daß sie stirbt, zahlt 700 Sch.; wer ein Kind im Leibe der Mutter tödtet, zahlt 200 Sch.; für eine freie Frau, die keine Kinder mehr haben kann, werden 200, für eine freie Frau, welche angefangen hat Kinder zu haben, 600, für ein freies Mädchen 200 Sch. bezahlt.

Der Freie, der mit einer fremden Magd buhlt, zahlt 15 S.; wenn es eine Königsmagd ist, 30 S.; der Franke, der eine fremde Magd öffentlich heirathet, geräth mit ihr in die Knechtschaft.

Folgendes ist die Taxe der Glieder:

Wer dem andern am Fuße oder an der Hand verstümmelt, doch so, daß die Hand hangen bleibt, zahlt 62, wer ihm die Hand ganz abschlägt, 100 Schillinge. Für den Daumen der Hand oder des Fußes, 45, bleibt derselbe aber hangen, 30. Für den zweiten Finger, womit geschossen wird, 25; für drei Finger mit einem Schlage, 45 Sch.; für den Mittelfinger 15, desgleichen für den kleinen Finger. Für den Fuß, wenn er verstümmelt hangen bleibt, 45 Sch., wenn er abgeschlagen ist, 72; für ein Auge, 72; für die Nase, 45; für ein Ohr, 15; für die Zunge, so daß der Verletzte nicht reden kann, 100; für einen ausgeschlagenen Zahn, 15; für Verstümmelung der Zeugungstheile, 100; für gänzliche Entmannung, 200 Schillinge.

Dieses ist die Taxe der Scheltworte. Wer den andern einen Hundsfott nennt, zahlt 15 Sch. *). Wer den andern einen Betrüger, das Weib aber, welches die andere eine Hure schilt, zahlt 15 Schillinge. Wer den andern ein Füchslein **) schimpft, zahlt 3; wer den andern einen Hasen schilt, 6; wer einem andern vor-

*) Die Mahlbergsche Glosse erklärt das Terteswort cinitus (cinaedus Hurenknecht) durch Quinsvot, Hundsfott. Das letztere dürfte also weder von den Hunden noch von den Hunnen, (hunnus fuit) sondern von dem altdeutschen quin, quein und quen Weib (engl. queen, queau, gr. γυνή) und vot (vulva) abzuleiten seyn.

**) Und einen concacatum, ein Ausdruck, dem wahrscheinlich nur ein sehr schmutziger deutscher entsprechen würde.

wirft, daß er mit Zurücklassung seines Schildes geflohen sey, desgleichen, wer den andern einen Angeber schilt, und es nicht beweisen kann, zahlt 15 Schillinge.

Das Gericht ward gehalten nach alter Weise an der Mahlstätte, welche ein umzäumter Platz war mit einem in der Mitte aufgerichteten Zeichen. Wer zur Mahlstätte gefordert (mannitus oder admallatus) ward, und nicht erschien, zahlte, wenn er keine Säumniß (Summis) erweisen konnte, 15; wer einen andern vorgefordert hatte und selbst nicht kam, zahlte eben so viel. Die Vorladung geschah dadurch, daß der Kläger mit seinen Zeugen an das Haus der Angeklagten heranging, und ihm, oder seiner Frau, oder einem Mitgliede seines Hauses, die Mahnung bekannt machte; war der Angeklagte im Herrendienst abwesend beschäftigt, so konnte er nicht gemahnt werden; wohl aber, wenn er nur in eignen Angelegenheiten innerhalb des Gaus beschäftigt war.

Nach dem altdeutschen Gerichtsgrundsatz, daß jeder freie Mann nur von der Gemeine gerichtet werden könne, entschieden in Sachen der Freien unter dem Vorsitze der Grafen, dem sein Schild nicht fehlen durfte, die Rachenburgen (Rachimburgi, boni homines). „Wenn die Rachbürger auf dem Mahlberge zu Gericht sitzen, und eine Sache zwischen zweien verhandeln, soll der, welcher Recht fordert, sagen: Sprecht uns salisches Recht. Wenn sie es ihm dann nicht sprechen wollen, sagt er wiederum: Ich halte auch (Vos tangano) daß ihr mir das salische Recht sprecht. Zum drittenmal soll er also zweimal thun. Wenn sie es auch dann nicht sprechen wollen, soll er sagen: Ich halte euch, bis ihr mir salisches Recht sprecht! Dann sind sieben von den Rachbürgern an dem Tage, welchen er ansetzt, ein jeder 9 Schillinge zu erlegen schuldig. Wenn sie auch dann weder Recht sprechen, noch bezahlen, noch Sicherheit geben wollen, soll er ihnen einen andern Tag setzen, und jeder von ihnen ist 15 Schillinge zu erlegen schuldig. Wenn aber die Rachbürger nicht nach dem salischen Gesetz gesprochen haben, sollen sie dem, gegen den sie gesprochen, 15 Schillinge zahlen. Wenn aber der, gegen den sie gesprochen haben, ihnen widerspricht und es nicht behaupten kann, daß sie unrecht gerichtet, soll er einem jeden der sieben Rachbürger 15 Schillinge bezahlen." Ganz Widerspenstige wurden zuletzt vor dem König geladen, und verfielen, wenn dies dreimal vergeblich geschehen war, mit aller ihrer Habe dem Fiskus.

Jeder mußte vor Gericht seine Sache selbst führen. Demjenigen, der wegen Blödsinn, Krankheit oder andern Ursachen, nicht erscheinen konnte, wurde es durch eine ausdrückliche königliche Erlaubniß nachgelassen, und an seine Stelle ein anderer bestimmt.

Zur Erkundung der Wahrheit baute man zunächst auf Zeugen. Weigerte sich ein Zeuge zu kommen, so mußte er auf eben die Art wie der Angeklagte, von dem Kläger vorgeladen werden; erschien er nicht, oder weigerte er sich, das was er gesehen hatte zu bezeugen, so verfiel er in eine Strafe von 15 Schillingen.

Konnte die Wahrheit durch Zeugen nicht ausgemittelt werden, so nahm man zum Gottesgericht Zuflucht. Die einzige Art desselben, die in den salischen Gesetzen vorkömmt, ist die Probe des siedenden Wassers. Der Verklagte

fuhr mit der Hand in ein Becken voll siedenden Wassers; darauf ward die Hand in einen Sack gesteckt, der vom Richter versiegelt und nach drei Tagen geöffnet ward; war die Hand unbeschädigt, so erkannte man den Verklagten als unschuldig. In der Folge nahmen die Franken von den Burgundern den Zweikampf als Gottesprobe an *). Vom Eide schweigt das salische Gesetz, aber viele Beispiele aus der Geschichte zeugen, daß er sehr häufig geleistet und häufig gebrochen ward. Um ihn zu verstärken, schwor man häufig auf Reliquien; oder man ließ seinen eignen Schwur durch mitgebrachte Eidhelfer bekräftigen, welche in die Seele des Schwörenden hineinschworen, daß dessen Versicherung wahr sey. Auf solche Weise bekräftigte die Königin Fredegunde die ächte Geburt ihres Sohnes Chlotar II. Für falsches Zeugniß war ein Strafgeld von 15 Schillingen gesetzt.

Die unverhältnißmäßige Höhe des Wehrgeldes für ganz kleine Vergehungen mußte nach und nach die meisten Familien zu Bettlern machen, und allmählig alles Eigenthum in die Hände weniger Besitzer bringen. Bei der Seltenheit des Geldes waren die Gegenstände, die statt desselben genommen wurden, zu einem so niedrigen Werthe angeschlagen (ein Ochse zu 2, ein Hengst zu 6, eine Stute zu 3, eine Kuh zu 1 Schilling **), daß ein bemittelter Mann seine ganze Heerde Vieh verlieren konnte, wenn er z. B. einer Frau einen unsanften Stoß gegeben hatte, wovon der Schade sich nachweisen ließ. Wer nicht bezahlen konnte, ward Sklave; wenn schon nach des Tacitus Angabe einen solchen Zahlungsunfähigen die nächsten Anverwandten vertraten, so findet sich im salischen Gesetz eine besondere Abtretungsweise aller Besitzungen, durch welche der nächste Verwandte zur Uebernahme der Verpflichtung bewogen werden sollte. Der Schuldige ließ durch zwölf Eidleister schwören, daß er weder über noch unter der Erde etwas besitze, versammelte dann die ganze Familie in seinem Hause, nahm eine Handvoll Erde aus den vier Winkeln, stellte sich unter die Thür, und warf, was er gefaßt hatte, rücklings dem Verwandten, der sich zur Uebernahme verstand, ins Gesicht, sprang dann halb entkleidet über die Hecke seiner Umzäumung, und wurde dadurch frei aber güterlos. Diese alte Gewohnheit hieß Ehrenechrude, Reine heraus ***). Wollte oder konnte keiner der Anverwandten sich zur Uebernahme verstehen, so blieb dem Verletzer des Gesetzes nichts übrig, als in Unterhandlungen über sein Leben zu treten, das heißt, sich als Leibeigenen hinzugeben. So verloren alljährig sehr viele Personen die Freiheit.

*) Der Mangel des Zweikampfs in den salischen Gesetzen ist ein Beweis mehr, daß die Franken nicht Nachkommer der Cherusker waren. Diese hatten den gerichtlichen Zweikampf, wie die bekannte Stelle im Vellejus deutlich bezeugt. **) Leg. Ripuar. Titel II.

***) Eine ähnliche Gewohnheit gilt noch heute in England. Zu Grunsby in Yorkshire kam neuerdings der Fall vor, daß eine Frau ihren zweiten Mann aller vom ersten herrührenden, Schulden dadurch befreiete, daß sie nackend zum Fenster ihres Wohnhauses herausprang. S. Morgenblatt 1816. N. 5. S. 20.

Zehntes Kapitel.

Die Merovinger.

Ehe noch das fränkische Reich seine ganze nachherige Ausdehnung erlangt hatte, begann schon der Kampf der Könige mit den Leudes für die Behauptung der ursprünglichen Heerführergewalt, deren Bedeutung die letztern nicht mehr wie sonst anzuerkennen gedachten. Wie nun die Könige in diesem Kampfe unter Mitwirkung eben so vieler Fehler als Unfälle unterlagen, und die Leudes in Austrasien zur selbständigen Macht wurden, wie die Merovinger, um dem Joche derselben zu entgehen, sich ganz nach dem romanischen Neustrien wandten, die Austrasier aber, um ihren Sieg nicht einzubüßen oder gar unter die Herrschaft eines romanischen Hofes zu fallen, den Merovingern gegenüber ein germanisches Fürstenhaus erhoben, ist der Inhalt dieser Geschichten.

Schon König Chlotar I. von Soissons, Chlodowichs jüngster Sohn, der alle seine Brüder und deren Nachkommen überlebte, und das unter dieselben getheilt gewesene Reich wieder vereinigte (558), erfuhr die Furchtbarkeit der Leudes neben der eigenen Schwäche. Als er nach seines Neffen Theodebalds Tode in dem ererbten Austrasien herumreiste, ward ihm berichtet, daß die Sachsen den schuldigen Tribut nicht ferner bezahlen wollten. Er beschloß, sie zu zwingen, begegnete aber an der Grenze einer Gesandschaft, welche um Frieden bat, und das Schuldige abzutragen versprach. Der König gab den Bittenden Gehör, aber die beutelustigen Leudes bestanden auf der Fortsetzung des Feldzugs. Vergebens stellte ihnen Chlotar das Unrecht dieses Kriegs vor, vergebens drohte er zurückzubleiben, wenn sie auf dem Zuge beharren würden: wüthend drangen sie in sein Zelt, überhäuften ihn mit Scheltworten und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er seine Weigerung fortsetzte. So mußte sich Chlotar dem Willen seiner Franken fügen, und sie gegen die Sachsen in die Schlacht führen. Die Sachsen aber ermannten sich, und brachten ihren Feinden eine so große Niederlage bei, daß diese froh waren, durch Verwendung ihres Königs Frieden zu erhalten, und nach Hause ziehen zu dürfen.

Chlotar I. starb nach funfzigjähriger Regierung (561); seine vier Söhne theilten von Neuem das Reich, wie beim Tode des Hausvaters das Salland unter die Söhne getheilt ward. K. Charibert nahm seinen Wohnsitz zu Paris, Guntram zu Orleans, Chilperich zu Soissons, Siegbert abwechselnd zu Rheims oder zu Metz; der letzte beherrschte die austrasischen Länder, die damals anfingen, durch verheerende Einfälle der in Pannonien herrschenden Avaren zu leiden. Zweimal stritt König Siegbert gegen dieses barbarische Volk; im ersten Feldzuge war er glücklich, aber einige Jahre später ward er von der überlegenen Macht der Avaren eingeschlossen, und rettete sich nur durch Geschenke, mit denen er ihren Chagan gewann;

seine Franken trösteten sich damit, daß ihre Gegner durch Zauberkünste gesiegt hätten.

Mehr indeß als durch auswärtige Feinde ward das Haus Chlodowichs durch innere Zwietracht, Sittenverderbniß und vielfache Frevel gefährdet. „Die Mervinger, sagt der Geschichtschreiber der Schweitz, waren wie die Atriden und Minyer, zu gleicher Berühmtheit fehlten nicht tragische Verbrechen sondern gelehrte Dichter und eine wohlklingende Sprache.“ Indeß scheint für Beurtheilung dieser Begebenheiten auch der richtige geschichtliche Standpunkt bisher außer Acht gelassen worden zu seyn. Ohne Berücksichtigung des Gegensatzes zwischen dem germanischen Austrasien und dem romanischen Neustrien, ohne Berücksichtigung des Kampfes zwischen Königs- und Vasallenmacht müssen allerdings die Geschichten der Mervinger als eine höchst widerliche Anhäufung sinnloser Frevel erscheinen, die in unsern Tagen der gemüthvolle und beredte Verfechter der Deutschheit *) aus der deutschen Geschichte in die französische hinüberzuweisen gewünscht hat. Dieser Wunsch kann aber nicht gewährt werden, ohne den ersten Act des gewaltigen Kampfes der deutschen und der romanischen Dinge zu übergehen, der, seitdem die altrömische Welt den germanischen Menschen erlegen, bis auf unsere Zeiten den wesentlichen Inhalt der deutschen Geschichte ausgemacht hat. Wie zur Zeit Herrmanns darüber gestritten ward, ob die Germanen römische Provinzialen werden, oder ein selbständiges Volk bleiben sollten, so ist zuerst in den Zeiten der Mervinger von den Austrasiern die Uebergewalt und der Einbrang der romanischen, aus gallischen, römischen und germanischen Bestandtheilen zusammen geschmolzenen Weise, zu der ihre Könige sich neigten, abgewehrt, und deutsches Volksthum, freilich nicht mit Bewußtseyn des wahrhaftigen Zwecks, den der leitende Weltgeist erreicht haben wollte, gerettet worden.

Wie die neufranzösische Macht, seit sie vor zwei Jahrhunderten innere Festigkeit erlangt hat, unabläßig beschäftigt gewesen ist, Friedensbruch, Hinterlist und Raub an den Deutschen zu üben, diese hingegen die meisten Frevel geduldig erlitten, und zuletzt selber im vollständigen Siege der alten Sündenschuld und ihrer Rache vergessen haben, so öffnet sich vorbedeutend unter Chlodowichs Enkeln das Verhältniß zwischen Neustrien und Austrasien von jener Seite mit Verrath und hinterlistigem Anfall, von dieser mit friedliebender Großmuth und nachläßiger Vergeudung des Siegs. Die Ursache lag eben so sehr in dem verschiedenen Character der brüderlichen Könige, als in der größern Abhängigkeit des Austrasiers von dem Willen der Großen, während der Neustrier mehr nach eignem Gelüste verfuhr.

Als König Siegbert das erstemal wider die Avaren im Felde lag, fiel ihm König Chilperich von Soissons in sein Land, und eroberte Rheims nebst den dazu gehörigen Städten. Der siegreich Zurückkehrende gewann indeß nicht nur das Verlorne wieder, sondern eroberte auch des Angreifers eigne Hauptstadt Soissons und nahm seinen Sohn Theodebert, der sie vertheidigen sollte, gefangen. Dennoch

*) Arndt in den Ansichten der teutschen Geschichte.

fand sich Siegbert zu einem Frieden bereit, durch welchem dem Chilperich das Land wiederhergestellt und der Königssohn mit Geschenken entlassen ward; nur mußte er schwören, nicht mehr feindlich gegen den Oheim zu handeln.

Darauf stirbt Charibert, der zu Paris über die nördlichen Gegenden Galliens geherrscht hatte. Da Siegbert zum zweitenmal gegen die Avaren, Guntram aber gegen die Longobarden beschäftigt ist, bemächtigt sich Chilperich des gesammten Neustriens, ohne das gleiche Recht seiner Brüder zu beachten. Damit noch nicht zufrieden, unternimmt er Einfälle in die südlichen Provinzen Poitou und Tours, welche seit König Theodeberts Zeiten zum austrasischen Antheil gehört hatten, und durch den letztern Vertrag von Neuem an Siegbert gefallen waren. Da verbündet sich der letztere mit seinem Bruder Guntram von Orleans, der auch über Burgundien herrschte, und der burgundische Patrizier Mummolus befreit die überfallenen Städte. Bald aber, als Guntram mit Siegbert zerfallen, bricht Chilperichs Sohn Theodebert, der eidlichen Zusage gegen den Oheim vergessend, von Neuem mit Feuer und Schwerdt in Siegberts Gebiet ein. Jetzt entschließt sich Siegbert zu einem Volkskrieg, und es gelingt ihm, die deutschen Völker jenseit des Rheins gegen den friedenstörenden Bruder in die Waffen zu bringen. Zur Abwendung dieser Gefahr verbündet sich Chilperich mit Guntram, und sucht den Austrasiern den Uebergang über die Seine zu wehren. Aber Siegbert wendet sich zuerst gegen den Burgunder, und droht, mit dem ganzen Heere auf ihn zu fallen, wenn er ihm nicht in seinem Gebiete den Uebergang verstatte. Erschreckt schließt Guntram Friede und Bündniß mit Siegbert, Chilperich aber zieht sich schleunig zurück, und bittet, als der Austrasier ihm auf dem Fuße folgt und die Bestimmung des Schlachtfeldes verlangt, demüthig um Friede. Siegbert bewilligt ihn gegen Rückgabe der ihm entrißnen Landschaften; aber die Flecken und Dörfer um Paris, deren Schonung Chilperich flehend nachgesucht hatte, kann er trotz seines guten Willens gegen die Wuth seiner Austrasier nicht retten; die Häuser werden ausgeplündert und angezündet, viele Einwohner als Sklaven hinweggeführt, und die Abmahnungen des Königs mit lautem Murren vernommen. Er muß persönlich unter die Seinigen treten, und sie durch gütige Worte zum Rückzuge bewegen; erst im Vaterlande darf er es wagen, einige derjenigen, die sich am heftigsten an ihm vergangen, steinigen zu lassen.

Kaum sind die Ostvölker über den Rhein zurück, so erneuert Chilperich die Verbindung mit Guntram und den Krieg gegen Siegbert; mordend und sengend nähert er sich den Mauern von Rheims. Aber die Ostvölker kommen von Neuem, Guntram wird wie das erstemal nieder gehalten, Chilperich flieht, ohne eine Schlacht zu wagen, nach Dornick, sein Sohn Theodebert wird in einem Treffen erschlagen, und Siegbert zieht als Sieger in Paris ein. Auch hier ist er schon wieder für einen nachgiebigen Frieden gestimmt, aber die Seinigen hindern den Abschluß, und eine Gesandschaft der Franken, die einst den Charibert als Gebieter erkannt hatten, bringt ihm das Anerbieten, ihr König zu werden. Siegbert stimmt ein, und wird, während Chilperich in Dornick eingeschlossen seinem

Untergange entgegensieht, bei der Villa Vittoriakum (Vitry) auf einem Schilde zum König erhoben. Aber Chilperichs Gattin, Fredegunde, hat einen Rathschlag ersonnen, und im Gedränge der Feierlichkeit wird Siegbert von zwei rüstigen Knappen mit vergifteten Messern erstochen.

Diese Fredegunde, von niedriger Herkunft und zuerst ihres Gemahls Beischläferin, war ein Weib voll unerschöpflicher List und gewaltiger Bosheit. Immer hatte sie darnach gestrebt, Königin zu werden; da aber Childerich schon eine Gemahlin, Namens Audoveva, besaß, machte sie ihn dadurch ledig, daß sie dieselbe überredete, ihr eigenes Kind wegen dringender Todesgefahr aus der Taufe zu heben; andere Zeugen hatte Fredegunde listig entfernt. Dann ward auf ihr Anstiften behauptet, zwischen Mann und Frau sey durch diesen Act eine geistliche Verwandschaft entstanden, welche die Fortsetzung der Ehe nicht länger verstatte. Aus diesem Grunde ward Audoveva verstoßen, ohne daß jedoch Fredegunde damals zu ihrem Zwecke gelangte; denn da Siegbert, wie er tapfrer und edelgesinnter als seine Brüder war, auch ihrer niedrigen Liebschaften sich enthalten und eine des Throns würdige Gattin gewählt hatte, so faßte plötzlich auch Chilperich den Entschluß, sich mit einer Fürstentochter zu vermählen. Siegberts Gattin war Brunehilde, des westgothischen Königs Athanagild Tochter, nach Gregors Beschreibung eine herrliche Jungfrau, schön von Angesicht, züchtig, keusch und hold von Sitten und wohlkundig der Rede. Durch dieses Beispiel bestochen, warb Chilperich um Brunhildens ältere Schwester Galeswintha, und erhielt sie, nachdem er geschworen, daß er sie nimmer verstoßen und neben ihr keine Beischläferin halten wolle. Dennoch begann nach Vollziehung der Ehe Fredegunde ihr voriges Spiel. Da begehrte die Königin zu den Ihrigen zurückgeschickt zu werden, und erbot sich sogar, ihren Brautschatz im Stiche zu lassen; aber Fredegunde hielt es für kürzer, sie in Betten zu ersticken.

Durch diese Missethat ward der Zwist der Könige zum blutigen Familienhasse gesteigert; denn Fredegunde, nun endlich Chilperichs Gemahlin, sah in Siegbert und Brunhilden mit Recht ihre persönlichen und unversöhnlichen Feinde. Daher beschloß und vollführte sie Siegberts Untergang. Brunhilde, die ihr ewige Rache für den Tod ihrer Schwester geschworen hatte, ward, nun durch ihre Veranstaltung auch des Gatten beraubt, in Paris, wohin sie demselben sammt ihren Kindern und Schätzen gefolgt war, von dem herbeilenden Chilperich überrascht und gefangen. Doch rettete Gundobald, ein treuer Herzog, ihren fünfjährigen Sohn Childebert und brachte ihn nach Metz, wo ihn die Austrasier, die zufrieden waren, unter einem minderjährigen Könige selber zu herrschen, ohne Anstand als König erkannten. Zwar setzten sie anfangs den Krieg gegen die Neustrier fort und belagerten Soissons, wo Fredegunde vor ihrer Ankunft entfloh; nachher aber erlitten sie von Chilperich eine Niederlage, und verhielten seitdem sich ruhig.

Unterdeß begab es sich, daß Brunhilde, die zu Rouen in mäßiger Haft saß, durch ihre Schönheit die Liebe Merveys gewann, der Chilperichs zweiter Sohn und gegen seine böse Stief-

mutter sehr feindlich gesinnt war. Dieser bot sich ihr zum Gemahl an, und Brunhilde, deren Seele von Rache um Siegbert dürstete, willigte ein. Als der Vater diese Verbindung erfuhr, ward er sehr zornig, und verstieß auf Anrathen Fredegundens seinen Sohn in ein Kloster, Brunhilde aber entrann zu ihrem Sohne nach Metz. Einige Zeit darauf gelang auch dem Merovey Flucht; er kam nach Austrasien zu seiner Gemahlin. Aber die Großen, die jetzt keinen Krieg wollten, verweigerten ihm Schutz und zwangen ihn zur Rückkehr. Als er nun im Lande herumirrte, ließ ihn Fredegunde ermorden; ohne Gewinn, da bald nachher eine Krankheit ihre eignen Kinder, für welche sie diese That begangen hatte, dahin raffte. Ueber dieses Unglück gerieth sie in wüthigen Schmerz, und in der Meinung, ihres Gemahls einzig übriger Sohn habe dasselbe durch Zauberkünste bewerkstelligt, brachte sie diesen nebst seiner Mutter Audoveva zum schmählichen Tode. Chilperich aber, der also seiner Kinder beraubt worden war, fiel auf der Jagd durch den Dolch eines Leudes, Namens Falko, welchen, zur Rache für Siegbert, Brunhilde gegen ihn ausgesandt hatte (584). Da sie aber Fredegunden verderben wollte, ward von ihrem Anhange verbreitet, diese selbst habe den Mörder bestellt, um der Strafe des entdeckten Ehebruchs zu entgehen: denn berüchtigt waren die Sitten der Königin, und Chilperich selbst hatte gezweifelt, ob der Sohn, den sie noch nach dem Tode ihrer ersten Kinder geboren hatte, rechtmäßig erzeugt sey.

Indeß verfehlte die Anschuldigung ihren Zweck. Zwar bemächtigte sich nach Chilperichs Tode der burgundische Guntram des Gebiets von Paris, und beschränkte Chilperichs Erbe auf den ursprünglichen Antheil von Soissons; aber in diesem herrschte Fredegunde noch dreizehn Jahre lang im Namen ihres Sohns Chlotar II, und behauptete ihre Macht durch klug geübte Verbrechen und Gewaltthaten gegen das Aufstreben der Großen.

In Austrasien aber herrschte Brunhilde, die sich mit der Rückkehr aus ihrem Gefängniß großer Gewalt über ihren Sohn Childebert angemaßt hatte. Das Ziel, welches sie unablässig verfolgte, war Niederdrückung der Großen, denen sie den Untergang ihres zweiten Gemahls und die Vereitelung ihrer Racheplane gegen Neustrien Schuld gab. Mit Hülfe vieler eigenen Vasallen erkämpfte sie nach Childeberts erlangter Volljährigkeit über ihre Feinde einen vollständigen Sieg, und überantwortete die Häupter dem Tode. In ihrer Verwaltung folgte sie den Grundsätzen der Willkühr, durch welche sie Fredegunden mächtig erblickte; sie zog viele Lehngüter ein und erhob Abgaben nach römischer Weise; endlich ward auch, da König Guntram starb und Childebert ihn beerbte, die Macht von Austrasien durch Burgundien, Orleans und Paris verstärkt. Als sich nun Brunhilde an der gewissen Hoffnung ergötzte, ihre Feindin durch dieses Uebergewicht nächstens zu überwältigen, starb Childebert plötzlich (596), und das Reich ward durch Theilung zwischen zwei unmündigen Söhnen, Theodebert und Theoderich, von Neuem geschwächt. Diesen Augenblick benutzte Fredegunde, ließ Paris überfallen und erobern, schlug das austrasisch-burgundische Heer, welches gegen sie kam, und starb im Genusse des Siegs (597).

Zu derselben Zeit kam der Haß der austrasischen Großen gegen Brunhilden zum Ausbruch; sie floh von Worms nach Burgund zu ihrem jüngern Enkel, und brütete neue Rache gegen die Austrasier und deren König, ihren älteren Enkel, der ihren Gegnern beigestimmt und den Stolz oder die Laune seiner Mutter durch Verbindung mit einer Leibeigenen beleidigt hatte. Aber auch in Burgund befanden sich viele austrasische Großen, die dem jungen Könige in sein ererbtes Reich gefolgt waren. Zu deren Unterdrückung erhob sie den Protadius, einen Römer, welcher Patrizius des Juralands war, zum Amt eines Hausmeyers. Dieser tapfre Mann ward beschuldigt, mit der nunmehr sechzigjährigen Königin in Buhlschaft zu leben. Da nun unter dem minderjährigen Könige bei ihm alle Macht war, konnte er diejenigen der Leudes, denen die Königin feind war, leichtlich erniedrigen und ihrer Güter berauben. Endlich bewog Brunhilde ihren Enkel Theoderich von Burgund, durch das Vorgeben, der König von Austrasien sey nicht seines Vaters Childebert, sondern eines Gärtners Sohn, daß er ein Aufgebot gegen seinen Bruder erließ. Als nun der burgundische Adel im Felde lag, erkannte er seine Macht, und Welf, der Patrizius von Burgund, erklärte laut: „der wahre Feind der Burgunder sey nicht der König von Austrasien, sondern ihr eigener Hausmeyer; es sey besser, Ein Mann sterbe, als daß das ganze Heer umkomme!" Auf dieses ward das Zelt des Hausmeyers, der mit seinem Arzte im Bret spielte, umringt; der König aber, der den Aufstand vernahm, schickte den Herzog Unzelin von Allemannien ab, ihn zu stillen und den Leudes zu gebieten, daß sie von Protadius abließen. Anstatt diesen Auftrag zu erfüllen, spricht Unzelin: „der König befiehlt euch, den Hausmeyer zu tödten!" Also wird Protadius erschlagen, und der König, dessen eignem Zelte der Aufstand sich nähert, als er dieser That Bewilligung weigert, durch Drohungen und Scheltworte zum Frieden mit seinem Bruder gezwungen.

Für diesen Frevel an dem geliebten Protadius nahm Brunhilde, als sie ihr Ansehen wieder befestigt und abermals einen Hausmeyer römischer Herkunft, Namens Claudius, eingesetzt hatte, grausame Rache; den Patrizier Welf ließ sie umbringen, dem Herzog Unzelin aber einen Fuß abhauen und alle seine Güter einziehen. Mehr noch freute sie sich, daß endlich doch zwischen den Burgundern und Austrasiern Krieg ward; der König der letztern verlangte nehmlich den unstreitig zu seinem Antheil gehörigen Elsaß, welchen Theoderich nur durch eine besondere und ungerechte Vergünstigung seines Vaters erhalten hatte. In zwei schrecklichen Schlachten bei Toul und bei Zülpich siegen die Burgunder. Reihenweise stehen die Leichen der Erschlagenen, König Theodebert selbst wird gefangen und nebst seinen Söhnen getödtet; den Kleinsten ergreift auf Brunhildens Befehl ein Krieger bei den Füßen und schleudert ihn mit dem Kopf gegen einen Felsen. Also wird Brunhildens Rache an den Austrasiern, die den Untergang ihres zweiten Gatten verschuldet, und an dem Hause ihres ältern Enkels, der sie nach Burgund vertrieben hatte, gesättigt; Austrasien und Burgund aber unter dem Scepter des jüngern, der sie aufgenommen, vereinigt.

In diesem Glück gedachte die Königin, die Zeit sey gekommen, wo sie auch die dritte und älteste Rache, die am Hause Fredegundens für den Mord der Schwester und beider Gatten nehmen könnte; denn der vereinigten Macht Burgunds und Austrasiens hätte Chlotar von Neustrien nicht widerstanden. Aber Theoderich, der schon gegen ihn ausgezogen ist, wird unerwartet durch die Ruhr hinweg gerafft, und Chlotar, der noch eben in Gefahr gestanden, sein Neustrien zu verlieren, gewinnt plötzlich die Aussicht, das ganze Reich zu besitzen. Zwar erklärte Brunhilde alsbald den ältesten von den vier unehelichen Söhnen ihres Enkels (eine anständige Vermählung hatte sie stets aus Machteifersucht gehindert) zum König der Franken; aber der Adel von Burgund und Austrasien, der sie bitterlich haßte, ergriff die Gelegenheit, ihr die vielfach erlittene Unbill zu vergelten, und lud den König von Neustrien als Schiedsrichter ins Land; an der Spitze dieser Parthei stand Arnulph, Bischof von Metz, und sein Vetter Pipin. Auf die Nachricht von Chlotars Einrücken ließ ihm Brunhilde entbieten, das Reich der Söhne Theoderichs schleunigst zu räumen; er aber antwortete: „es müsse eine allgemeine Versammlung aller Franken berufen werden, um über die Sachen des gemeinsamen Reichs zu berathschlagen; nach deren Ausspruch wolle er sich fügen.“ Da merkte die Königin, daß sie mit leeren Worten hingehalten werde, und sandte den König nebst dem Burgundischen Hausmeyer Warnar und dem Austrasier Alboin über den Rhein, um die Ostvölker herbei zu holen. Nach diesem aber ward ihr wahr oder unwahr berichtet, daß Warnar mit ihren Feinden einverstanden sey und das Heer zum Chlotar überführen wolle. In dieser Bedrängniß sandte sie an Alboin, dem sie vertraute, einen Brief, worin sie ihm Warnars Bestrafung befahl. Der Empfänger zerriß das Blatt, aber ein Knecht Warnars fand die Stücke, klebte sie auf eine Wachstafel und brachte sie vor seinen Herrn. Dieser erwog seine Gefahr, und beschloß nun, die Herrschaft an Chlotar zu bringen. In dieser Absicht hielt er die Ostvölker vom Vorrücken ab, kehrte um, stellte sich unwissend und treu, und rieth der Königin, Worms zu verlassen und mit ihm nach Burgundien zu gehen, wo sie treuere Leudes als in Austrasien finden werde. Heimlich aber gewann er die Burgunder, die Weltlichen sowohl als die Bischöfe, daß er Bothen an Chlotar senden und ihm gegen Zusicherung aller Vorrechte die Uebergabe versprechen durfte. Als nun der junge König Siegbert mit dem Hausmeyer und dem Heer, seinen vermeintlichen Getreuen, in der catalaunischen Champagne am Fluße Aisne auf den Neustrier stieß, und die Schlacht gehalten werden sollte, ging der Hausmeyer nebst den meisten Leudes zum Feinde über. Langsamen Marsches, damit alle Verräther unter seinen Fahnen sich sammeln könnten, zog Chlotar gegen die Saone; König Siegbert wurde mit zweien seiner Brüder eingeholt, der vierte Bruder entfloh, ohne daß je wieder von ihm gehört ward. Warnar aber und sein Anhang bestanden darauf, daß vor allen Brunhilde aufgesucht werde. In dem Schlosse zu Orbe, am Eingange eines Passes durch den Jura, ward in ihrer unglücklichsten Stunde die achtzigjährige Königin bei ihrer Enkeltochter ergriffen, und vor den Sohn ihrer unversöhnlichen

Feindin gebracht. Dieser ließ zuerst ihre beiden Urenkel, K. Siegbert und Chrobus, vor ihren Augen erwürgen; den dritten schonte er, weil er ihn aus der Taufe gehoben. Dann versammelte er um sie das Heer aller drei Völker, und erlaubte dem Haß ihrer Feinde, drei Tage lang alle Arten von Hohn und Qual an der unglücklichen Fürstin zu üben. Zuletzt, nachdem sie auf einem Kameel durch das ganze Lager geführt worden, warf er ihr mit heftigen Schmähworten alles Böse vor, das sie begangen hatte oder begangen haben sollte, rechnete aus, wie zehn Könige der Franken, sogar ihre Gemahle Siegbert und Merovey, durch ihre Schuld ums Leben gekommen, und forderte endlich die versammelten Krieger auf, ihre Todesart zu bestimmen. Auf deren Geschrei ward das Weib mit dem Haar, einer Hand und einem Fuße an den Schweif eines wilden Rosses gebunden, dieses aber gespornt und gepeitscht, daß sich der Körper in Stücke verlor. Solch ein gräßliches Opfer brachte K. Chlotar, der den Schatten seiner Mutter zu befriedigen wähnte, dem Haße der Großen gegen die, welche ohne sie hatten regieren wollen (615).

Durch diese Greuelthat ward der Uebergang zu andrer Verfassung bezeichnet; seit derselben gerieth die Macht je länger je mehr an die Großen. Chlotar II, der nun König über das ganze Frankenreich ward, mußte thun, was seine Helfer verlangten, und zuerst dem Warnar schwören, ihn sein Lebenlang als Hausmeyer über Burgund zu lassen. Da aber auch die Austrasier sich vorsahen, und um nicht Unterthanen von Neustrien zu werden, ihren eigenen Hausmeyer verlangten, ward ihnen einer, Namens Rado, gesetzt. Darauf berief der König alle Bischöfe und weltlichen Großen des Reichs nach Paris zu einer Versammlung; die Beschlüsse derselben, welche uns noch vorliegen*), bezeugen, wie bei dieser Gelegenheit die Bischöfe nach Aufhebung des königlichen Ernennungsrechts und der weltlichen Einmischung in geistliche Dinge, die einzelnen Reichstheile nach Unabhängigkeit von Neustrien, und die Leudes nach Befestigung ihrer erworbenen Güter und Vorrechte rangen. Die Bischöfe erreichten indeß ihre Absicht nicht ganz; zwar wird festgesetzt, daß sie von der Geistlichkeit und vom Volke gewählt, vom König bestätigt und vom Erzbischof geweiht werden sollen; aber der Zusatz: „wenn der König sie nach eignem Willen ernennt, soll er auf Verdienst und Gelehrsamkeit sehen," öffnet dem angefochtenen Ernennungsrechte von Neuem den Zugang. In Ansehung der weltlichen Gerichtsbarkeit wird festgesetzt, daß in bürgerlichen Sachen über Geistliche nach den Gesetzen, doch nicht ohne Zuziehung ihres Gleichen, in peinlichen Fällen nach den Kirchengesetzen mit Zuziehung des Bischofs gerichtet werden soll. Weit vollständiger setzten die Weltlichen ihre Absichten durch. In keinem Lande sollen Richter und Amtleute als aus demselben Lande angesetzt werden. Die Leudes sollen alle ihre Rechte und Güter bestätigt, die etwa verlornen aber wieder erstattet erhalten. Die neu eingeführten Abgaben sollen abgeschafft, und an gleichen Orten, von

*) Apud Baluzium I. Edictum Chlotarii. p. 22.

gleichen Sachen wie unter den alten Königen gezollt werden. An diesem Tage (16 October 615) ward im Frankenreiche die Gewalt der Kriegsleute gesetzlich begründet. Diese aber war ihrem Wesen nach größer und das Königthum erdrückender als die alte Macht der Freien; denn das Volk war nur zu gewissen Zeiten versammelt worden, den Leudes aber, auf welche nun seine Rechte übergegangen waren, stand täglich der Weg zum Könige offen. Doch erhielten die letztern sich aufrecht, so lange sie, wie Chlotar that, die rohen Gemüther persönlich zu schrecken und allenfalls mit eigner Hand drein zu schlagen verstanden.

Nach einigen Jahren (622), als die stolzen Austrasier erwägen mochten, daß sie der verachteten Neustrier Unterthanen geworden, mußte ihnen Chlotar seinen kaum erwachsenen Sohn Dagobert (Degenwerth) zum Könige setzen. Jene zwei Männer, die als Chlotars erste Anhänger gegen Brunhilden aufgetreten waren, sind nun bei Dagobert, Pipin von Landen als Hausmeyer von Austrasien, und Bischof Arnulph von Metz. Diese sind die Stammväter des karolingischen Hauses; denn Arnulphs Sohn Ansegisel heirathete Pipins Tochter, und zeugte mit ihr den Pipin von Heristall, den Großvater des Pipins, der sich zum Könige machte. Vermuthlich geschah es auf den Rath dieser Staatsmänner, daß Dagobert nach einiger Zeit die Landstriche im Westen der Vogesen und der Ardennen (das heutige Lothringen und Theile der Champagne,) welche der Vater bei Neustrien behalten hatte, als zu Austrasien gehörig zurückforderte *). Als der Vater die Herausgabe verweigerte, wurden zwölf Franken, unter ihnen Arnulph von Metz, zu Schiedsrichtern erwählt; diese sprachen das Land dem Könige von Austrasien zu. Dagegen blieben die südlichen Striche an der Loire, das von Theodebert an Austrasien gebrachte Auvergne, nunmehr für immer bei Neustrien. Zwischen Vater und Sohn bestand aber Friede und Bündniß; als einige Zeit darauf der Herzog Berthold von Sachsen den Tribut an Dagobert weigerte und Krieg begann, zog K. Chlotar den Austrasiern zu Hülfe, und überwand die Sachsen in einer harten Schlacht an der Weser.

Im fünf und vierzigsten Jahr seiner Regierung, welches dasselbe Jahr seines Lebens war, starb K. Chlotar II, und sein Sohn Dagobert vereinigte wiederum Austrasien mit Neustrien und Burgund. Jedes der drei Reiche sollte nach der Verordnung Chlotars seinen eignen Hausmeyer haben; doch hatten die burgundischen Herrn nach Warnars Tode dem Könige erklärt, sie wollten unmittelbar unter ihm selbst stehen: denn jener hatte sie hart gehalten. K. Dagobert herrschte von Austrasien aus durch Pipin und Arnulph in Ruhe und Macht; das Frankenreich gedieh gegen vorige Zeiten. Vor dem Gericht des Königs, heißt es, galt kein Ansehen der Person; mit gleicher Wage wog er Vornehmen wie Niedrigen Recht. Doch müssen sich die mächtigen Leudes zu erscheinen oft geweigert haben, weil der König ernstlich gebietet: „wen der Graf nicht zwingen kann, den zwinge der Herzog, und suche Gott mehr zu gefallen als den Menschen."

*) Aimon. IV. 12.

Eilftes Kapitel.

Die ripuarischen, bojoarischen und allemannischen Gesetze *).

Unter König Dagobert wurden die uralten herkömmlichen Gesetze der drei großen zu Austrasien gehörigen Völkerschaften, der Ripuarier, Bojoarier und Allemannen, deren Sammlung und Verbesserung schon frühere Könige begonnen hatten, nach dem frühern Beispiel der Salier mit Weglassung derer, welche wider die Religion geschienen, niedergeschrieben. Diese drei Völkerschaften hatten jede ihren eigenen Herzog, die Thüringer aber, welche damals ohne eigenen Herzog unmittelbar unter dem fränkischen Könige standen, hatten eben darum wohl kein eigenes Gesetz. Daher mag das Gesetzbuch, welches unter der nicht ganz erklärbaren Aufschrift: Incipit lex Angliorum et Verinorum, hoc est Thuringorum, vorhanden ist, in etwas spätern Zeiten entstanden seyn.

Viele Bestimmungen in diesen Gesetzen unterscheiden sich merklich von denen des salischen. Im ripuarischen Gesetz findet sich die Probe des Zweikampfs, die im salischen fehlt. In dem letztern geschieht der Kirche keine Erwähnung, weil zur Zeit der Abfassung des Gesetzes das Volk noch nicht christlich war; überdieß mag die Geistlichkeit bei den der eignen Religion längst entfremdeten Franken auch nach ihrer Bekehrung lange Zeit verachtet gewesen seyn. Bei den Ripuariern giebt es für den Geistlichen ein Wehrgeld; doch erscheint noch in diesem die geringe Achtung der Kirche, denn es ist dasselbe gleich dem Wehrgelde des Königsknechts nur halb so hoch als das für den Freien, während der Leudes (in truste dominica) mit dem dreifachen des Freien verbürgt ist.

Dagegen beginnen die Gesetze der Bojoarier und Allemannen mit den sorgfältigsten Bestimmungen kirchlicher Dinge, zum redenden Zeugniß, daß die Völker des innern Deutschlands nicht wie die entarteten Franken der religiösen Weise der Väter vergessen, sondern die alte Ehre des heidnischen Priesterthums auch auf das christliche übergetragen hatten. In der Volksversammelung, in welcher diese Gesetze beschlossen oder genehmigt worden waren, mögen wohl, wie bei den alten Germanen die Priester, so die Bischöfe den Vorsitz geführt haben. Jedermann (heißt es im Bojoarischen Gesetz) soll berechtigt seyn, sein Gut, nachdem er mit seinen Söhnen getheilt, zum Erlös seiner Seele durch einen Schenkungsbrief an die Kirche zu bringen, ohne die Schenkung jemals wiederrufen zu können. Jede Beeinträchtigung der Kirche soll ersetzt, und mit drei Unzen Goldes gebüßt, auch um gleiche Summe von dem weltlichen Richter gestraft werden. Ein Kirchendiebstahl wird mit neunfachem Wehrgeld für jedes Stück (niun geldis) gebüßt. Untere Kirchenbedienten, als Subdiaconen, Lectoren, Exorcisten, Akoluthen, Pförtner sind mit dem doppelten Wehrgelde ihrer Verwandten verbürgt;

*) Abgedruckt im Lindenbroch, Baluze und andere.

für das Leben eines Diakonus werden 200, für das eines Presbyters 300 Sch. erlegt. Wer den Bischof tödtet, kommt nothwendig um Vermögen und Freiheit; denn es wird ein bleierner, dem Körper der Getödteten angepaßter Rock verfertigt, und so viel derselbe wiegt, so viel Gold muß der Mörder erlegen; statt dieser Summe, die, wie sich von selbst versteht, nicht aufgebracht werden konnte, verfielen dann Haus und Hof, Vieh und alle Leibeigenen des Thäters; reichte alles nicht hin, so wurde er, seine Gattin und seine Kinder der Kirche leibeigen. Wer Sonntags die Ochsen einspannt und damit fährt, verliert den Handochsen, (bovem dextrum); wer Gras oder Getreide haut, wird ein oder zweimal vermahnt, bekömmt beim drittenmal funfzig Schläge, verliert beim viertenmal den dritten Theil seines Vermögens, und beim fünftenmal die Freiheit. Ein Leibeigener erhält beim erstenmal Schläge, und verliert, wenn er sich nicht bessert, die Hand.

Erst nach den Bestimmungen über die Bischöfe und die Geistlichkeit, kommen die Gesetze über den Herzog. Der fränkische König betrachtet sich als den wahren Herrn des Landes, bestätigt den Herzog, setzt ihn ab, wenn derselbe frech, widerspenstig, leichtsinnig, stolz, übermüthig ist und seinen Befehlen Gehorsam versagt, bietet das Volk zum Heerbann auf, und hat seine eignen Vasallen, folglich auch seine eignen Güter im Lande *). Nach dem mit den ältern fränkischen Fürsten errichteten Vertrage hat das Volk der Bojoarier das Recht, sich den Herzog zu wählen; doch ist die Wahl an die Agilolfingische Familie gebunden und trifft gewöhnlich den Sohn. Die Macht des Herzogs ist indeß trotz seiner Abhängigkeit groß; seine Person ist nicht nur durch ein hohes Wehrgeld (von 960 Schillingen) gedeckt, sondern er hat auch das Recht, die Todesstrafe über den zu verhängen, welcher Mordpläne gegen ihn gemacht, Feinde in das Land gebracht, oder Auswärtigen eine Stadt zu überliefern getrachtet hat. Alles, was gegen den Herzog begangen wird, muß sechsmal höher als ein Vergehen gegen andere Personen gebüßt werden. Die übrigen Mitglieder der Agilolfingischen Familie standen in vierfach größerer Ehre. Außer den Agilolfingern sind die fünf andern bereits oben genannten Familien, Throzza, Huosi, Sagana, Hahilingua und Aennion, mit höherm Wehrgeld, und zwar dem doppelten des Freien verbürgt, welches letztere 160 Schillinge beträgt. Es findet sich außerdem nicht wie bei den Saliern und Ripuariern für Leudes oder Antrustionen ein höheres Wehrgeld; weder bei den Bojoariern noch bei den Allemannen hatte die Lehnsverfassung so gewaltig wie bei jenen um sich gegriffen, wiewohl Vassen des Königs und des Herzogs genannt werden.

Auch die Allemannischen Gesetze heben an mit Bestimmungen über kirchliche Dinge, so daß auch hier bei der Ausfertigung Bischöfe den Vorsitz geführt haben mögen. Jedermann soll, ohne daß seine Erben Einspruch thun dürfen, berechtigt seyn, seine Habe entweder unbedingt oder unter Vorbehalt des lebenslänglichen Genusses an die Kirche zu schenken. Verfolgte,

*) Titul. II. 15. Sive regis vassi sive ducis.

sowohl Freie als Unfreie, die in eine Kirche sich retten, sollen daselbst Sicherheit finden, entlaufene Knechte dieser Art sollen dem Pfarrer abgefordert und können von diesem gegen die Zusage, daß ihnen nichts zu Leide geschehen werde, ausgeliefert werden; will er dies nicht, so muß er Sorge tragen, daß ihm der Flüchtling nicht entwischt, und in diesem Falle ihn ersetzen. Wird ein Freier innerhalb der Kirche getödtet, so bezahlt der Mörder außer dem Wehrgeld an die Verwandten, 60 Schillinge an die Kirche und eben so viel an den Fiskus. Wer Sachen stiehlt, die Jemand der Kirche anvertraut hat, leistet neunfachen Ersatz und zahlt der Kirche 36 Schillinge. Wer einen Leibeigenen der Kirche tödtet, bezahlt ihn wie einen Königsknecht mit 45 Sch.; wer ihn raubt und außer Landes verkauft, dreifach. Wer bewaffnet in den Hof des Bischofs oder des Pfarrers tritt, zahlt 18 Sch.; wer eben so bis in das Haus desselben geht, 36 Sch. Wer einen Bischof oder Pfarrer schimpft oder schlägt oder prügelt oder verletzt, zahlt dem Könige oder dem Herzoge oder an die Kirche dreifaches Wehrgeld wie für den Herzog; für einen Diakonus oder einen Mönch zweifaches, für einen Kirchenbedienten, der auf der Altarstufe liefet, oder das Graduale und Halleluja vor dem Bischof absingt, ein Drittel über das gewöhnliche Wehrgeld. Wer Sonntags die Kirche nicht besucht, verliert die Freiheit.*)

Darauf folgen die Gesetze über den Herzog. Wie bei den Bojoariern war auch bei den Allemannen das Herzogthum erblich. So lange der Herzog seines Dienstes mächtig ist, das heißt, das Heer führen, das Pferd besteigen und des Königs Nutzen schaffen kann, soll der Sohn sich nicht vermessen, ihm die Regierung aus der Hand zu reißen; wenn ihn der Vater in die Gewalt bekommt, soll er ihn des Landes verweisen, er aber sein Erbe verlieren. Wer auf dem Hofe des Herzogs einen Menschen tödtet, soll ihn mit dreifachem Wehrgelde ersetzen, darum, daß er das Gebot des Herzogs übertreten hat; denn es soll ein jeder Frieden haben, wenn er zu seinem Herrn kommt oder von ihm geht, und wer ihn verletzt, soll alles dreifach ersetzen. Wer den Abgesandten des Herzogs innerhalb der Provinz tödtet, soll ihn dreifach ersetzen; will er die That leugnen, so soll er 24 auserlesene Eidhelfer stellen. Wer auf dem Hofe des Herzogs etwas stiehlt, soll es zweifach seinem Eigenthümer ersetzen, und 60 Schillinge für den gebrochenen Frieden. Wer des Herzogs Befehl und Siegel nicht gehorcht, der soll 12 Sch. schuldig seyn; wer dem Befehl des Grafen nicht gehorcht, 6 Sch.; wer dem Befehl des Centgrafen nicht gehorcht, 3 Sch.

In jeder Cente soll nach der alten Gewohnheit vor dem Grafen oder seinen Abgeordneten, und vor dem Centgrafen, Versammlung gehalten werden, von Woche zu Woche oder von sieben zu sieben Nacht, wenn wenig Friede im Lande ist; wenn aber mehr Friede ist, von vierzehn zu vierzehn Nacht. Jedermann wird verpflichtet, sich an der Mahlstatt zu stellen; ein Vasall des Herzogs oder des Grafen soll sich nicht weigern, dem Armen zu Recht zu stehen, und was an einem Tage nicht ausgemacht werden kann, am andern vorgenommen werden, „damit das Vaterland ohne Gottes Zorn ver-

*) Tit. 52.

theidigt werde, und die Ruhestörer, welche bisher nur Raub geübt haben, dies zu thun nicht weiter Macht besitzen."

Die Grafen werden von dem Herzoge bestellt mit Uebereinkunft des Volks, und sollen weder Lügner, noch Meineidige, noch Geschenknehmer seyn, sondern die Streitsachen richten ohne Ansehen der Person in Gottesfurcht.

Für die allgemeine Sicherheit ist auch im allemannischen Gesetz durch keine Todesstrafe, aber durch große Erhöhung des Wehrgeldes gesorgt, so daß die Bezahlung in den meisten Fällen unmöglich, und Knechtschaft das gewöhnliche Loos der Verbrecher seyn mußte; auch bezeugen mehrere Verordnungen den Fortschritt, den die Leibeigenschaft zum wirklichen Sklavenhandel gemacht hatte. Wer einen Freien tödtet (mortaudo macht), soll 9 Wehrgelde für ihn bezahlen, für ein Weib 18 Wehrgelde. Vater- oder Brudermord wird mit Verlust des ganzen Vermögens und mit Kirchenbuße bezahlt. Wenn ein Schwein oder Pferd oder Hund einen Menschen tödtet, soll der Besitzer das ganze Wehrgeld bezahlen; für einen Leibeignen das halbe. Wenn der Eigenthümer des Hundes das Wehrgeld nicht bezahlen will, so sollen alle seine Thüren verschlossen werden, und er soll nur durch eine Thüre aus und eingehen, und acht Fuß über dieser Thür soll der Hund an den Füßen aufgehängt werden, bis er ganz verfault und verfault herunterfällt und seine Gebeine daselbst liegen.

Wer einen Freien in seinem Gau verkauft, der soll ihn in die vorige Freiheit setzen und 12 Schillinge bezahlen; wenn es ein Weib ist, 24 Sch. Wer aber einen Freien außer dem Gau verkauft, der soll ihn zurückbringen, und 40 Sch. zahlen. Wer dem andern sein Weib nimmt, soll sie wiedergeben und 80 Schillinge zum Ersatz. Giebt er sie nicht wieder, so soll er 400 Schillinge erlegen. Wenn der Räuber Söhne oder Töchter mit diesem Weibe erzeugt hat, und ein Sohn ist gestorben, ehe er den Ersatz gegeben hat, so soll er dem vorigen Manne diesen Sohn mit seinem Wehrgelde bezahlen; wenn aber die Kinder das Leben behalten, so gehören sie nicht dem, der sie erzeugt hat, sondern sie gehen mit der Mutter unter die Munde des ersten Mannes zurück. Wer die Braut eines andern raubt, soll sie wiedergeben und mit 200 Schillingen ersetzen; will er sie nicht wiedergeben, so soll er 400 Schillinge entrichten, auch wenn sie bei ihm gestorben wäre. Wenn eine freie Jungfrau auf dem Wege zwischen zwei Dörfern geht, und es begegnet ihr einer und entblößt ihr mit Gewalt den Kopf, so zahlt er 6 Schillinge; eben so viel, wenn er ihr den Rock bis zur Kniekehle aufhebt; doppelt so viel, wenn er sie weiter entblößt; wenn er sie wieder ihren Willen beschläft, zahlt er 40 Schillinge; ist es aber ein Eheweib, das doppelte.

Die Sätze für beschädigte Glieder sind geringer als bei den salischen Franken, vermuthlich, weil der Werth des Geldes höher war. Das Wehrgeld der Leibeigenen ist nach der Zahl der Gegenstände bestimmt, über welche sie gesetzt sind. Wenn ein Schweinehirt getödtet wird, der 40 Stück in der Heerde hat und einen abgerichteten Hund, ein Horn und einen jungen Hund, so soll er mit 40 Schillingen ersetzt werden; desgleichen ein Schäfer, der 80 Stück Schafe hat. Ein Seneschall, (Gesinde-

aufseher) dessen Herr 12 Dienstboten im Hause hat, soll mit 40 Sch. ersetzt werden, desgleichen ein Marschall, der über 12 Pferde gesetzt ist. Wie die Hirtenschaft, so waren auch die Handwerke Leibeigenen überlassen: ein Gold- oder ein Waffenschmidt, der öffentlich erprobt war, sollte wie ein Hirt oder ein Gesindeaufseher mit 40 Sch. ersetzt werden, desgleichen ein Becker oder Koch (coquus) der einen Gesellen hat. Auch wurden bereits Wassermühlen gebaut: denn (heißt es Tit. 83) wer ein Mühlwerk oder Wehr (clausuram) in einem Wasser errichtet, soll es thun, daß es Niemanden schadet.

Das Landeigenthum war nun auch bei den Allemannen nach Weise der Sassen befestigt, und der ehemalige Wechsel des Bodens beseitigt. Die Grundherren wohnten in verschlossenen Höfen (curtis), auf denen sich das Haus (Sala) mit der Stube (Stuba) der Scheuer (Scuria) den Kellern und Ställen befand. Die Rechte des Landeigenthums wurden auch auf die Todten ausgedehnt. Wer einen seiner Todten in fremden Boden begräbt, der muß 12 Schillinge zahlen oder mit 12 Zeugen beschwören, daß er es nicht zum Schaden gethan habe. Wer einen auswärtigen Edlen oder eine Edle ohne Erlaubniß in den Boden eines andern begräbt, soll 40 Schillinge schuldig seyn; wenn es aber ein Leibeigner ist, 12.

Mit den Erbschaften ward es also gehalten. Beim Tode des Vaters theilten die Söhne das Gut in gleiche Theile; bevor dies geschehen, durfte keiner etwas veräußern. In Ermangelung der Söhne erbten die Töchter. Heirathete von zwei Schwestern die eine einen Freien, die andere einen Königs- oder Kirchenbauer, so bekam jene das Grundstück allein, die übrige Habe wurde getheilt. Hinterließ der Mann weder Söhne noch Töchter, so blieb die Frau im Besitz, bis sie sich wieder verehelichte. Im letztern Falle fiel das Grundstück an die Verwandten, sie aber nahm alles Eingebrachte mit sich. Die gesetzmäßige Mitgift betrug 40 Schillinge in Geld oder Geldeswerth. Weigerte sich der nächste Verwandte, dieselbe herauszugeben, so mußte die Wittwe ihren Beweis durch fünf Eidhelfer oder durch Stellung eines Zweikämpfers führen; erst dann, wenn der Erfolg für sie war, wurde die Mitgift ihr volles Eigenthum und fiel bei ihrem Tode nicht auf die Verwandten des ersten Mannes, sondern auf den zweiten Mann und die mit ihr erzeugten Kinder desselben. Dieses alte Gesetz stammte aus der von Tacitus bemerkten alten Einrichtung her, daß Wittwen nicht wieder heirathen durften; das Gesetz scheint gegeben worden zu seyn, um dieselbe aufrecht zu erhalten. Eine Wittwe mit Kindern verlor sogar bei ihrer Wiederverheirathung die eigne Mitgift, die an die Kinder erster Ehe fiel. Wenn sie aber sprach: Mein Mann hat mir eine Morgengabe (Morgangeba) gegeben, so durfte sie 12 Schillinge an Geld oder Geldeswerth nehmen; dann mußte sie die Hand auf die Brust legen und schwören. Diesen Eid nannten die Allemannen Nächst-Eid (nastahit).

Dies sind die Gesetze der Bojoarier und Allemannen, theils uraltes Herkommen, theils Beschlüsse der unter ihren Fürsten versammelten Volksgemeinde, die von dem Könige der Franken bestätigt wurden. Es ist aber der Gebrauch

dieser und der übrigen germanischen Gesetze für denjenigen von der höchsten Wichtigkeit, welcher den damaligen Standpunkt des Ackerbaus, der Viehzucht, der Handwerke, und die altgermanischen Benennungen vieler Gegenstände kennen zu lernen wünscht. Wenn dieselben für diesen Zweck gründlich von andern benutzt worden sind *), so können wir nur bei dem verweilen, was für die Gesammtgeschichte des Volks von Bedeutung erscheint. Die landwirthschaftlichen Verhältnisse ruhten fortwährend auf der uralten germanischen Grundlage, deren Züge oben nach Tacitus gezeichnet worden sind. Vertheilung eines Theils der herrschaftlichen Aecker an freie und unfreie Hintersassen gegen Zinsen und Dienste, und Bearbeitung des übrigen Feldes (des Sallandes) durch leibeigene Knechte. Für Wachsthum des Anbaus zeugt die Wichtigkeit, die in den germanischen Gesetzen den Grenzen und Grenzbezeichnungen durch Erdhaufen, Quadrate und Mahlbäume beigelegt wird, und die großen Strafen, die auf Verrückung oder Zerstörung der Grenzzeichen gesetzt sind; nach dem Gesetz der Burgunder verlor der Freie für den verrückten Grenzstein die Hand, der Knecht das Leben. Statt der Raine, welche in alten Zeiten die Feldmarken schieden, sahe Julian nun zwischen zwei Völkerschaften, den Burgundern und Allemannen, ordentliche Grenzsteine [1]).

Der schon in den ältesten Zeiten mit Kriegsgefangenen, Schiffbrüchigen, unglücklichen Spielern, unfähigen Schuldnern, unvermögenden Verbrechern ꝛc. getriebene Menschenhandel, hatte mit dem steigenden Bedarf nach arbeitenden Händen sehr zugenommen. In den römischen Kriegen waren ungeheure Schaaren geraubter Provinzbewohner und gefangener Krieger nach Deutschland geschleppt worden, und jetzt ließ die fast ununterbrochene Fehde zwischen Franken und Sachsen, nachmals zwischen Deutschen und Slaven, den Vorrath nicht ausgehen. Zu hunderten wurden Sachsen in Schiffen aus ihrer Heimath auf die fränkischen Sklavenmärkte geführt und nach verschiedenen Gegenden zerstreut; aber auch aus andern Ländern, aus Italien, Britannien, Afrika brachte man Sklaven. Von diesen Leibeigenen wurden nicht allein die Geschäfte des Ackerbaus, sondern auch die Handwerke betrieben.

Die Obliegenheiten der unfreien Bauern (coloni vel servi) sind in den bojoarischen Gesetzen bestimmt [2]); sie bestanden in Ackerzins, Weidegeld, Arbeit in Feldern, Wiesen und Weinbergen nach einem bestimmten Ackermaße, Vorspann, Landfuhren auf funfzehn Leugas weit ꝛc. Die Zahl der Hofetage war drei; wenn aber der Herr dem Bauer Ochsen und andre Sachen in die Wirthschaft gab, so war er zu ungemeßnen Diensten verpflichtet. Daraus folgt, daß auf einigen Besitzungen auch dem leibeigenen Bauer das Vieh und Geräthe selber gehörte. Schon fing man an, die Freilassung einzelner Knechte als ein gottesdienst-

*) Vorzüglich in folgenden Werken: Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft, und Fischer Geschichte des deutschen Handels.

1) Ammian XVII. 1. 2) Titul. I. 14.

liches Werk zu üben. Die Handlung geschah in der Kirche oder in Gegenwart des Königs vermittelst eines Denars, den man dem Freizulassenden aus der Hand schlug. In den longobardischen Gesetzen finden sich vier Arten von Loslassung; nur bei der einen ward der Leibeigene völlig frei (fulfreal) und von der Oberherrschaft entlassen (amund); bei den übrigen Arten blieb er unter dem Schutze des vorigen Herrn, lebte nach seinen Vorschriften und that was er zu leisten übernommen hatte. Den leibeigenen Handwerkern ward nachgelassen, für andere Leute zu arbeiten, aber die Herrschaft mußte für das ihnen anvertraute Materiale stehen [3]).

Zu einer zweiten sehr anziehenden Betrachtung veranlaßt das in diesen Gesetzen hervortretende Verhältniß des weiblichen Geschlechts in der Strenge, mit welcher die Ehre desselben beschützt wird. Das Berühren eines Fingers, eines Arms, der Brust, des Beins unter oder über dem Knie ist mit verschiedenen, verhältnißmäßig sehr bedeutenden Geldstrafen in den allemannischen und bojoarischen Gesetzen, die Entführung oder Ermordung eines Weibes mit dem doppelten Wehrgeld des Mannes belegt. Besonders merkwürdig ist das allemannische Gesetz, welches die Verschuldung einer Fehlgeburt, wenn es ein Knabe ist, mit 12 Schillingen, wenn es aber ein Mädchen ist, mit 24 Schillingen zu vergütigen befiehlt. In derselben Gesetzsammlung wird die Beschimpfung eines weiblichen Leichnams zum doppelten Verbrechen gemacht. Wie streng darauf gehalten ward, daß an freigebohrne Frauen kein Knecht sich wage, bezeugt das ripuarische Gesetz (LVIII 18): „Wenn eine freie einem Leibeigenen gefolgt ist, und die Eltern widersprechen, so soll ihr der König oder der Graf ein Schwerdt und eine Kunkel reichen. Nimmt sie das Schwerdt, so muß sie den Leibeigenen tödten, nimmt sie die Kunkel, in der Knechtschaft verharren." In den longobardischen Gesetzen steht für den Knecht auf der Ehe mit einer Freien unbedingt die Todesstrafe fest.

Die große Anzahl gewaltsamer Entführungen und der dagegen gegebenen Gesetze, ist von einigen als Einwurf gegen die von den Römern gerühmte germanische Keuschheit gebraucht worden. Indeß zeugen Entführungen wenigstens für weibliche Keuschheit; aber auch bei den Männern scheint die Ursache nicht in zügellosem Wollusttriebe, sondern in dem Bestreben gelegen zu haben, sich durch eine muthige Handlung auszuzeichnen. Die Mädchen sahen es gern, entführt zu werden, und die Jünglinge hielten es für anständig und ehrenvoll, sich mit den Waffen eine Braut zu verschaffen. In dieser Ehrensache trotzten sie eben so wie die neuern Zweikämpfer den verbietenden Gesetzen; bei den Ostgothen stand auf dem Weiberraube, wie einst in Frankreich auf dem Zweikampfe, der Tod. Hierzu kam, daß der Eigensinn der Eltern oft auf keine andere Weise bezwungen werden konnte: wer gedenkt nicht an Thusneldens Entführung?

Wenn die Zeit jedes einzelnen Gesetzes genau bestimmt werden könnte, so würde für den

---

) Leges Burg. tit. 21.

Gebrauch der Schreibkunst unter den Deutschen das bojoarische Gesetz Tit. XV. 12. zeugen: „Was ein Mensch verkaufen oder an sich bringen wird, soll entweder durch Urkunden (per chartas) oder durch Zeugen befestigt werden, namentlich aber, wenn Leibeigene, Felder, Häuser und Wälder verkauft werden, damit hernach kein Streit darüber entstehe." Noch strenger verordnet das allemannische Gesetz Tit. 43, daß kein schriftlicher Aufsatz gelten soll, in welchem nicht Jahr und Tag ausdrücklich vermerkt sind. Aber es ist sehr möglich, daß diese Verordnungen spätere Zusätze aus karolingischen Zeiten sind.

Zwölftes Kapitel.

Der Verfall der Merwinger und das Wachsthum der Pipiniden.

Als K. Dagobert seinem Vater Chlotar in der Herrschaft über das Gesammtreich gefolgt war, meinten die Austrasier, da ihr König über Neustrien und Burgundien gebiete, nunmehr das Hauptvolk zu bleiben. Indeß starb Bischof Arnulph von Metz, und Dagobert ergriff diese Gelegenheit, sich der Vormundschaft der Austrasier und ihres Hausmeyers zu entziehen, indem er seinen Wohnsitz nach Paris verlegte; dahin konnte Pipin ihm nicht folgen, weil Neustrien, der chlotarschen Einrichtung gemäß, seinen eigenen Hausmeyer hatte. Es neigte aber der König sein Herz zu Weiberliebe und Prunksucht; außer drei Gemahlinnen, deren jede Königin hieß, hielt er viele Beischläferinnen. Weniger um den Zorn der Kirche zu besänftigen als der eignen Lust zu Gefallen, erbaute er dem heiligen Dionysius die berühmte Abtei, in welcher nachmals die Gräber der Könige waren. Da aber der Schatz erschöpft war, gedachte Dagobert, wie vormals Brunhilde und ihre Gehülfen, den Leudes die Kammergüter wieder abzunehmen, welche sie von den Königen erworben hatten; er schonte auch des auf dieselbe Weise gewonnenen Kirchenguts nicht, wiewohl er sonst viele Almosen gab.

Als nun über dieses Beginnen großer Unfriede zwischen dem Könige und den austrasischen Großen entstanden war, begab es sich, daß die slavischen Völker im östlichen Deutschland dem Frankenreiche zu drohen begannen.

Seitdem die Geschichte das östliche Germanien aus den Augen verloren, hatten sich die in dasselbe eingezogenen slavischen Stämme immer weiter verbreitet. Es wohnten Sorben oder Serben bis an die Saale in dem Lande Sorabia oder Syrbia, dem heutigen Meißen, welches ihnen nach Umsturz des thüringschen Reichs die Sachsen gegen Tributzahlungen eingeräumt hatten. Andere slavische Stämme zogen auf die Südseite der Donau, und bevölkerten die verödeten, vielleicht schon einmal von ihren

Stammgenossen bewohnt gewesenen Länder Illyriens, die heut Kärnthen, Krain, Steier und Friaul genannt werden; diese standen unter der Herrschaft der Longobarden, nachmals unter den Avaren. Von den Küsten der Ostsee bis an den adriatischen Busen hinab, war das ganze alte Swevenland slavisch.

In der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wurden diese südlichen Stämme der Slaven nebst denen, welche das Land der alten Quaden und Markmannen, das heutige Mähren und Böhmen, eingenommen hatten, den Czechen und Moravern, von den über Pannonien gebietenden Avaren bezwungen, und härter als Knechte behandelt. Schwere Auflagen mußten sie zahlen und in den Kriegen der Avaren streiten, während diese vor dem Lager in Schlachtordnung standen; siegten sie, so nahmen ihre Gebieter die Beute; wurden sie gedrängt, so trieben dieselben sie von Neuem in den Kampf; zum Lohn für diese Dienste nahmen die Avaren langwierige Quartiere in dem Lande der Slaven, wohnten in ihren Häusern und schliefen bei ihren Weibern. Aber aus dieser Vermischung erwuchs ein trotziges Geschlecht, welches durch fortwährenden Druck gereizt, endlich zu den Waffen griff. Damals befand sich unter den Slaven ein Fremdling, Namens Samo, den Fredegar einen von dem Volke der Franken nennt, den aber sein Name und sein Glück als einen Mann slavischer Herkunft, wahrscheinlich aus dem Lande Sorabien, welches den Franken unterthan war, bezeugen. Er war als Anführer einer bewaffneten Kaufmannsgesellschaft (denn die Unsicherheit der Straßen machte solche Einigungen, nothwendig,) zu den östlichen Slaven gekommen, und hatte mit den Seinigen so tapfer in der Schlacht gefochten, daß die Slaven dafür hielten, ihm vorzüglich gehöre der Dank für den Sieg, und ihn zu ihrem Könige machten (623). Samo herrschte sechs und dreißig Jahre, und schlug die Avaren in vielen Schlachten; mit zwölf Weibern, welche er nahm, zeugte er zwölf Söhne und funfzehn Töchter. Sein Reich umfaßte die heutigen Länder Mähren, Böhmen, Oberpfalz, Schlesien, Lausitz und Meißen, in Gränzen, die sich genau nicht bestimmen lassen; von der innern Beschaffenheit desselben, von seinen Völkern, Gesetzen und Städten, wissen wir gar nichts. Nach dem folgenden scheint es, daß Samo mit den Franken in abhängige Verbindungen trat.

Sieben Jahr nach Samos Erhebung (630) wurden fränkische Handelsleute im Lande der Slaven beraubt, und einige derselben, die sich zur Wehre setzten, getödtet. Auf dieses sandte König Dagobert einen Mann, Namens Sicharius, um für seine Unterthanen Recht zu fordern. Samo aber weigerte sich, diesen Boten vor sich zu lassen. Da trat derselbe in slavischer Kleidung, um von der Wache nicht erkannt zu werden, vor den König, richtete seinen Auftrag aus und setzte hinzu: es zieme sich nicht, daß Samo die Franken verachte, da er und sein Volk dem Könige derselben dienstbar sey. Samo antwortete: daß er dieses gern anerkenne, doch nur dann, wenn der König der Franken ihm freundlich begegne. Der Franke aber sprach: wie soll dieses geschehen, da Christi Knechte mit Hunden keine Freundschaft errichten! Da ward Samo zornig und ließ mit den

Worten: „da wir Gottes Hunde sind, so mögen wir Gottes unnütze Knechte wohl beißen," den Abgesandten schimpflich von seinem Angesicht weisen.

Dieses ertrug Dagobert nicht; um die Slaven zu strafen, bot er die Macht von Austrasien, auch die Allemannen unter ihrem Herzog Rotbert auf, und errichtete mit den Longobarden ein Bündniß. Also ging der Zug von drei Seiten in das Land der Wenden. Die Longobarden und Allemannen fanden ihrer Seits (wahrscheinlich gegen die mit dem Samo verbündeten Slaven in Steyer und Kärnthen), geringen Widerstand, und kehrten mit großer Beute und vielen Gefangenen nach Hause. Die Austrasier aber trafen bei dem Schlosse Wogastiburg (Voigtsburg im Vogtlande) auf die ganze Rüstung der Wenden. Drei Tage schlug man sich; zuletzt wurden die Franken zerstreut und flohen. Die Sieger aber, die das Lager erbeutet hatten, ergossen sich nun nach Thüringen und in die umliegenden Gauen der Franken, gewannen auch die Sorben zwischen der Elbe und Saale, welche bisher Dagoberts Herrschaft erkannt hatten, und nun unter ihrem Fürsten Dervan von ihnen abfielen, und sich unter den Schutz Samos begaben. Diesen Sieg aber erhielten die Slaven nicht sowohl durch eigne Tapferkeit, sagt Fredegar, als durch die Unzufriedenheit der Austrasier, welche sich mit ihrem Könige über seine Bedrückungen und Beraubungen entzweit hatten.

Im folgenden Jahre (631) rüstete Dagobert von Neuem gegen die Slaven, und kam mit vielen Burgundischen und Neustrischen Herren nach Mainz; aber die Unternehmung scheiterte, vermuthlich an dem Widerwillen der austrasischen Leudes. Damals mußte der König sich entschließen, den sächsischen Völkerschaften ihren jährlichen Tribut von fünfhundert Kühen gegen das Versprechen zu erlassen, daß sie die fränkischen Grenzen gegen die Slaven vertheidigen wollten. Dieses schworen sie ihm auf ihre Waffen, hielten es aber nicht, vielleicht weil sie wegen entfernter Richtung der slavischen Einfälle es nicht konnten. Ueber die Thüringer setzte er einen Herzog, Namens Radulf.

Da inzwischen die Verwüstungen der Slaven nicht aufhörten, sahe sich Dagobert doch endlich genöthigt, dem Willen der Austrasier nachzugeben, welche nicht Unterthanen des Königs von Neustrien seyn mochten. Zu Metz, auf einer großen Versammlung der Bischöfe und weltlichen Großen, erklärte er seinen dreijährigen Sohn Siegbert III. zum Könige von Austrasien (633). Auf diese Weise kam die Macht in diesem Reiche ganz in die Hände der Großen, unter denen der Bischof Kunibert von Cöln und der Pfalzgraf Adalgisel die Regierung führten, da jetzt Pipin, vielleicht Verdachts wegen, von König Dagobert nach Neustrien gerufen worden war. Nunmehr erwehrten die Austrasier der Slaven sich leicht, wozu die glücklichen Erfolge des tapfern Herzogs Radulf von Thüringen das ihrige beitragen mochten.

Als König Dagobert im sechs und dreißigsten Jahr seines Alters an der Ruhr gestorben war (638), erhoben die Neustrier und Burgunder seinen jüngern Sohn Chlodowich II. auf dem Schilde als ihren König, Pipin aber, der Hausmeyer, kehrte nach Austrasien zurück. Nach einem Jahr starb er. Da ward die Herr-

schaft über den minderjährigen Siegbert III. zwischen Grimoald, Pipins Sohn, und des Königs Hofmeister Otto streitig; erst nach drei Jahren, als der letztere umgekommen war, behauptete jener die Stelle seines Vaters, deren Erblichkeit die Gegenparthei, wie es scheint, zu verhindern getrachtet hatte. In diesen Partheiungen war Radulf, Herzog von Thüringen, auf Seite Ottos gewesen; darum behandelte ihn Grimoald als Empörer, und zog mit dem Könige, seinem Mündel, wider ihn. Die Austrasier drangen durch den Buchenwald in Thüringen ein, und fanden an der Unstrut den Herzog, der sich verschanzt hatte. Als sie angriffen, wurden sie geschlagen, und mußten froh seyn, daß Radulf ihnen freien Rückzug bewilligte; seitdem war Thüringen so gut als unabhängig, obwohl es dem Namen nach die Herrschaft des Königs von Austrasien erkannte.

Dieser aber war dergestalt von seinem Hausmeyer abhängig, daß er ihm versprechen mußte, wenn er selbst erblos stürbe, seinem Sohn Childebert die Krone zu hinterlassen. Diese Hoffnung wurde vereitelt, als Siegbert selbst einen Sohn erhielt. Nach wenigen Jahren starb Siegbert, sechs und zwanzig Jahr alt (656). Der Hausmeyer, um seinen Sohn herrschen zu sehen, ließ dem Königssohn Dagobert die langen Haare scheeren, stieß ihn ins Kloster, und schickte ihn endlich gar nach Irrland. Aber noch hingen die Franken am Hause der Mervinger. Als Chlodowich von Neustrien das Erbe seines Bruders begehrt, und Grimoald einfältig genug ist, sich nach Paris locken zu lassen, um alsbald ins Gefängniß geworfen und getödtet zu werden, verschwindet Childebert vom Thron, und die Austrasier erkennen wiederum den König von Neustrien als ihren Beherrscher. Aber das Geschlecht Chlodowichs erscheint nicht weniger körperlich als geistig entnervt; noch in demselben Jahre sinkt K. Chlodowich II. ins Grab.

Von nun wildes Spiel des Leudes mit den ohnmächtigen Königen, und steter Kampf unter den Hausmeyern. Von Chlodowichs drei Söhnen wird der älteste Chlotar III. Beherrscher des ganzen Reichs; als die Austrasier einen eignen König verlangen, sendet er ihnen seinen Bruder Childerich II. Aber K. Chlotar III. stirbt minderjährig, und sein Hausmeyer Ebroin setzt eigenmächtig den dritten Bruder Theoderich auf den Thron. Unwillig über diese Willkühr erheben sich die neustrischen und burgundischen Großen, senden den jungen König sammt seinem Hausmeyer ins Kloster, und unterwerfen sich dem Könige von Austrasien. Dieser muß versprechen, jedem der Reiche seinen eignen Hausmeyer zu setzen; da er aber seine Macht gebrauchen will, und nach alter Weise einen Leudes durch Schläge bestrafen läßt, wird er nebst seiner schwangern Gemahlin ermordet. Aus Mangel eines andern Prinzen holen nun die Neustrier den abgesetzten Theoderich aus seinem Kloster, und geben ihm einen der Leudes zum Hausmeyer. Alsbald verläßt auch Ebroin das Kloster, dringt in Neustrien ein, erschlägt den Hausmeyer, und setzt sich an dessen Stelle. Die Austrasier aber, die den Ebroin verabscheuen, rufen den nach Irrland verwiesenenen Dagobert, Siegberts III. Sohn, und machen ihn zu ihrem Könige. Nach vier Jahren wird dieser von Ebroins Anhän-

gern ermordet. Da wenden sich die Franken zum Hause Pipins von Landen, welches seit dem Falle des Hausmeyers Grimoald von ihnen vergessen schien. Von den zwei Söhnen des Bischofs Arnulph von Metz hatte der älteste, Ansigisel, mit Pipins Tochter Begga einen Sohn gezeugt, Pipin, genannt von Heristall, seinem Schlosse an der Maas; Chlodulphs, des jüngern, Sohn hieß Martin. Diesen beiden übertrugen die Austrasier ihre Staatsverwaltung. Als Ebroin dieses hörte, begann er wider die Austrasier Krieg, und schlug die beiden Herzoge, die ihm durch einen Einfall in Neustrien zuvorkommen wollten, bei Lufao in der Gegend von Toul. Pipin entkam in sein Land, Martin verschloß sich in Laon. Um ihn zu fangen, schickte Ebroin zwei Bischöfe; diese schworen ihm, daß er unter sicherem Geleit zum Könige nach Ecri kommen könne. Martin vertraute diesem Schwur, und wurde, als er angekommen war, umgebracht: denn Ebroin glaubte den Eid nicht halten zu dürfen, weil das Reliquienkästchen, auf welches seine Boten geschworen hatten, leer gewesen war. Ehe er aber die Frucht dieser That einerndten konnte, wurde er von einem Franken, Namens Hermanfried, dem er seine Güter geraubt hatte, ermordet. Waratto, der neue Hausmeyer von Neustrien, machte Friede mit Pipin, der seitdem die Herrschaft in Austrasien behauptete, und daselbst König war ohne es zu heißen. Also stand Austrasien unter dem Hausmeyer Pipin, Neustrien unter dem König Theoderich III, in dessen Namen der Hausmeyer Waratto regierte.

Als der Hausmeyer Waratto gestorben war, erhob eine Parthei unter den Leudes dessen Schwiegersohn Berthar. Da aber viele Bischöfe und Edlen dieser Wahl sich widersetzt hatten, wurden sie hart angefeindet, so daß einige der letztern flohen und in Austrasien Schutz suchten. Hier bewogen sie den Pipin, zu ihren Gunsten Vorstellungen bei Berthar zu machen. Dieser aber antwortete mit Härte: „Pipin solle sich wegen Aufrührern, welche nächstens bei ihm selbst aufgesucht werden würden, keine Mühe machen!" Da versammelte Pipin die Austrasier, erzählte, wie der Neustrier viele edle Familien vertrieben und ihm selbst wegen deren Aufnahme gedroht habe, und wie er es daher für besser halte, dem ungerechten Angriffe zuvorzukommen, als ihn abzuwarten. Auf dieses waffneten sich die Austrasier, und zogen durch den Ardennenwald bis zu dem Flecken Testri an der Somme, in Vermandois. Ihnen gegenüber am Flusse Daumignon lagerten sich die Neustrier unter Theoderich und Berthar mit einem weit zahlreichern Heere. Pipin ließ nochmals Frieden anbieten; wenn die gedrückten Bischöfe Genugthuung, und die vertriebenen Franken ihre Güter wieder erlangten, wolle er selbst dem Könige eine Geldsumme zum Ersatz der Kriegskosten bezahlen, und den Schaden vergütigen, den sein Kriegsvolk angerichtet. Dieser Vorschlag wurde verworfen. Darauf ließ Pipin einige Wagen und Kriegsgeräthe in Brand stecken, und zog sich in der Nacht aus dem Lager. Die Neustrier aber, als sie den Rauch erblickten, meinten, er suche zu entfliehen, und setzten, um ihn zu verfolgen, in großer Unordnung über den zwischen beiden Heeren strömenden Fluß. Ihre gänzliche Niederlage war die Frucht dieser Uebereilung. Berthar

ward von seinen eignen Leuten erschlagen, der König floh nach Paris, wohin Pipin ihm ohne Zögerung folgte, die Stadt aber öffnete dem Sieger die Thore, und überlieferte ihm zugleich den geflüchteten König nebst allen seinen Schätzen.

Dieses war die Schlacht, durch welche die Macht des gesammten Frankenreichs an den austrasischen Hausmeyer kam (687). Pipin aber erwog, daß sein Ahnherr Grimoald, als er die Mervinger gänzlich verdrängen gewollt, den Franken verhaßt geworden war; darum begnügte er sich mit einem Vergleich, der dem Könige den Namen und Glanz seiner Würde ließ, ihm selbst aber, dem beständigen Hausmeyer über alle drei Reiche, mit der Kriegsmacht, dem Schatze und der Staatsverwaltung, die eigentliche Herrschaft gab; der Hausmeyer ward nun Fürst und Herzog der Franken, der König aber ein Schatten. Dieser Sieg Pipins über Theoderich und Berthar war zugleich ein Sieg der ganz deutschen Austrasier über die Neustrier oder romanischen Franken. Jene, aus deren Mitte der Hausmeyer war, wurden nun das herrschende Volk, obwohl unter diesen der König wohnen blieb.

Schon unter den letztern Königen hatten beide Völker oftmals um den Vorrang gestritten; aber so oft die Austrasier gesiegt hatten, war doch der Gewinn jederzeit dadurch verloren gegangen, daß ihre Könige nach Paris gezogen und daselbst zu Neustriern geworden waren. Dagegen ging der neue Herr des Reichs nach seinem Vaterlande Austrasien zurück, nachdem er in Neustrien die gehörigen Einrichtungen getroffen und dem Könige einen Staatsbedienten, Namens Nortbert, gleichsam als Wächter, an die Seite gesetzt hatte.

In dieser Lage bedachte Pipin, wie diejenigen, auf deren Schultern er emporgestiegen war, ihn selbst auch wieder erniedrigen könnten. Als das beste Mittel dieses zu hindern, und die Uebermacht der Großen durch ein Gegengewicht niederzudrücken, erschien ihm die Wiederherstellung der Volksrechte, so weit dieselbe bei den veränderten Verhältnissen ausführbar war. In dieser Absicht führte er die in Vergessenheit gerathenen Volksversammlungen wieder ein, dergestalt, daß neben den Leudes und ihrem Anhange auch das Volk der Freien an den öffentlichen Berathschlagungen Theil nahm. Da dieses des Schutzes gegen die Bedrückungen der Großen bedurfte, konnte der Fürst mit Sicherheit auf die entschiedene Vorliebe desselben rechnen; er durfte es wagen, den sonst gefährlichen Widerspruch einiger Mächtigen zu verachten, und Beschlüsse durchzusetzen, zu denen dieselben allein ihre Bewilligung nicht so leicht würden gegeben haben. Der größte Vortheil aber erwuchs für den Fürsten daraus, daß er in Folge eines solchen Beschlusses den Heerbann aufrufen konnte, dem guten Willen der Leudes also nicht mehr unbedingt unterworfen war. Durch diese Erneuerung der Volksversammlung ward indeß auch das alte Verhältniß der Könige als eigentlicher Volksobrigkeiten wieder in Erinnerung gebracht. Aber weit entfernt, dies zu fürchten, fand Pipin darin ein bequemes Mittel, den Schein der Königswürde zu verstärken, und den Haß seiner eignen Anmaßung zu mildern. Wenn die Märzversammlung gehalten ward, führte er den König aus

seinem Meyerhofe in dieselbe, und setzte ihn auf seinen goldnen Stuhl; alsdann grüßte derselbe seine Getreuen, sie aber brachten das übereingekommne Geschenk, und gaben es dem Hausmeyer, welcher vor dem Thron stand; hinwieder bestätigte der König und gab ihnen Geschenke; nach diesem fuhr er wieder auf seinen Hof. Das Volk beruhigte sich, weil es den König, der doch nichts war, in der vorigen Ehre erblickte.

Nicht also die dem Frankenreich verbündeten Völker, die Thüringer, die Allemannen, die Bojoarier, die Friesen; die Herzoge derselben versagten dem Frankenfürsten Gehorsam, da ihre bisherige Abhängigkeit blos auf Verträge mit dem Mervingischen Königsgeschlecht begründet gewesen sey. In Aquitanien hatte sich unter allen bisherigen innern Zwistigkeiten durch einen Sprößling der Mervinger ein eignes, jetzt schon erbliches Herzogthum gebildet, welches eigentlich die Gascogne oder die Striche von der Mündung der Garonne bis zu den Pyrenäen umfassen sollte, allmählig aber bis an die Loire ausgedehnt worden war. Gegen alle diese machte der nicht hinlänglich befestigte Pipin nur schwache Versuche. Es widerstanden ihm der Allemannische Herzog Gottfried, und dessen Nachfolger Milchar; auch die Bojoarier wollten von fränkischer Hoheit nichts wissen; nur die Friesen, die unter ihrem Herzoge Ratbod sogar das fränkische Gebiet anzufallen und den Hausmeyer zu verachten gewagt hatten, wurden in zwei Schlachten überwunden und zu Tributen gebracht. Es versuchte der Franke die Hartnäckigkeit dieses Volks, bei welchem die alte Religion und Freiheit noch unversehrt war, durch Begünstigung der christlichen Glaubensboten zu brechen, die damals von der britischen Insel kamen, um die noch heidnischen Gegenden Deutschlands zu bekehren; aber Willibrords Predigten fanden anfangs eben so heftigen Widerstand als die Waffen Pipins. Zuletzt vermählte der letztere Ratbods Tochter Theudesinde mit seinem Sohne Grimoald, um durch Güte zu gewinnen, was Gewalt nicht vermochte.

Unterdeß wurde der Thron, den der Fürst der Austrasier zum Schein den Mervingern gelassen, so oft durch Todesfälle erledigt, daß es schwer ist, bei diesem schnellen Hinsterben königlicher Knaben und Jünglinge an die Schuldlosigkeit dessen zu glauben, der nichts so sehr als das erwachende Bewußtseyn der Könige zu fürchten hatte. Auf K. Theoderich III. folgte sein zehnjähriger Sohn Chlodowich III. (691—95), auf diesen ein zwölfjähriger Bruder Childebert III. (695 — 711), auf diesen der minderjährige Dagobert III. Dem letztern sandte Pipin, nachdem Nortbert gestorben war, seinen eigenen Sohn Grimoald als Hausmeyer zu, seinem andern Sohne, Drogo, gab er das Herzogthum Champagne. Dieser starb bald, Grimoald aber, der als fromm, bescheiden, mild und gerecht gerühmt wird, wurde nach wenigen Jahren zu Lüttich, wohin er zum Besuch bei seinem kranken Vater gekommen war, von einem Franken, Rangar, in der Kirche des h. Lambert ermordet (714). Pipin setzte zwar sogleich Grimoalds Sohn Theudobald an des Vaters Stelle, starb aber, ehe er die Herrschaft des Knaben befestigen konnte. Indeß gewann seine Gemahlin Plectrud die Vormundschaft über den unmün-

digen Enkel, und begründete dieselbe auf den Besitz der festen Stadt Cöln und der von ihrem Gemahl hinterlaßnen Schätze, durch welche sie die Leudes leichtlich auf ihrer Seite zu halten gedachte. Ihren Stiefsohn Karl (von seinem Kriegsmuthe frühzeitig Martell, der Hammer, genannt,) den Pipin mit einer Beischläferin Alepais erzeugt hatte, hielt sie zu Cöln in Gewahrsam, weil sie fürchtete, er, den sie haßte, möchte die Gewalt an sich reißen. Ein großer Theil der Austrasier aber war mit Plectrudens Regiment und dem Uebergewicht ihres Anhangs übel zufrieden, und griff zu den Waffen. In einer harten Schlacht im Cotischen Walde (ohnweit Compiegne) wurden die Leudes Plectrudens geschlagen, Theudobald entrann, zwischen beiden Partheien wüthete wilde Verfolgung*).

In dieser Zerwürfniß des austrasischen Hauses erhoben die Neustrier ihr Haupt, und meinten entweder die verlorene Herrschaft, oder wenigstens ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. In dieser Absicht sagten sie sich von Theudobald los, und erhoben einen eignen Fürsten und Hausmeyer Namens Raganfried. Dieser, der mit dem Friesenherzoge Ratbod ein Bündniß gemacht hatte, zog nebst seinem Könige Dagobert durch den Carbonarischen Wald gegen Austrasien, und verheerte alles Land bis an die Maas. Doch erhielten die Neustrier durch diesen Krieg nichts als die Beute, mit der sie zurückzogen.

Es begab sich aber zur gelegenen Zeit für die Austrasier, daß Karl Martell aus dem Gefängniß seiner Stiefmutter entkam, und alsbald an die Spitze seiner Leudes trat (715). Zu derselben Zeit starb in Neustrien K. Dagobert III; zu seinem Nachfolger ward nicht sein unmündiger Sohn, sondern einer von Childerichs II. Söhnen, der im Kloster dem Tode entgangen war, unter dem Namen Chilperich II. ernannt. Unter diesem erhob sich die alte Königsmacht wieder, die nur gegen den Austrasier, nicht in Neustrien verloren worden war. Von Neuem ziehen unter Anführung ihres Königs und ihres Hausmeyers die Neustrier bis an die Maas (716). Karl, der von der andern Seite durch die Friesen bedrängt wird, hofft sich dieses Feindes durch einen schnellen Angriff zu entledigen, wird aber mit großem Verlust von Ratbod geschlagen, und vermag nun gegen die Neustrier das Feld nicht zu halten. Diese kommen unter großen Verheerungen bis an den Rhein, und lagern sich vor Cöln. Es gelingt Plectruden, sie durch eine Geldsumme abzufinden; als sie aber nach Hause ziehen, werden sie bei Amblef, in den Ardennen, ohnweit dem heutigen Stablo, von Karl, der ihnen nachgegangen ist und seine geringe Mannschaft in die Wälder vertheilt hat, so geschickt überfallen, daß sie im Schrecken die kleine Zahl nicht gewahren, und ihre Beute nebst vielen der Ihren im Stiche lassen.

Durch diesen Sieg an Muth und Ruhm gestärkt, drang Karl nun selbst in Neustrien ein;

*) Illis diebus instigante diabolo Franci denuo in Cocia sylva in Francos invicem irruunt ac sese mutuo durissima caede prosternunt. Theudobaldus per fugam dilapsus ereptus est, fuitque illo in tempore valida persecutio. Fredegar.

an den König Chilperich schickte er Boten und ließ unter der Bedingung, daß der alte Stand der Dinge, wie er unter Pipin gewesen war, wiederhergestellt würde, Frieden antragen. Die Boten brachten die Antwort: „er solle Frieden haben, wenn er das Herzogthum Austrasien, dessen sein Vater sich mit Unrecht bemächtigt, dem Könige wiedergeben werde.“ Darauf kam es bei Vinciacum in den Niederlanden, nicht weit vom Cambrai, am 21sten März des Jahrs 717 zu einer entscheidenden Schlacht; wie zwei einzelne Männer bestimmten die Heere sich Tag und Feld, und sahen ein Gottesurtheil im Ausgang. Nach hartem Kampfe floh K. Chilperich mit seinem Hausmeyer, Karl aber, der zuerst seine Herrschaft in Austrasien befestigen wollte, ließ von der Verfolgung ab und wandte sich gegen Cöln, wo sich seine Stiefmutter Plectrud noch immer behauptete, obwohl ihr Enkel Theudobald unterdeß gestorben war. Die gewonnene Schlacht hatte alles erleichtert. Cöln öffnete dem Sieger die Thore, Plectrude überlieferte ihrem Stiefsohn die Schätze Pipins, und auch diejenigen Leudes, die es bis jetzt gegen ihn gehalten, erkannten ihn als ihren Gebieter. Mit dem Ueberrest ihrer Schätze floh Plectrude nach Baiern, wohin damals die fränkische Herrschaft nicht reichte.*) Dennoch fand er es rathsam, so lange noch um das Ganze zu kämpfen war, einen Mervinger, Namens Chlotar, zum König zu setzen, hauptsächlich wohl, um dem Neustrischen Chilperich das Uebergewicht zu entziehen, welches derselbe durch seine Rechtmäßigkeit hatte. Dieser suchte Hülfe bei Eudo, dem Herzoge von Aquitanien, und versprach, ihn als König über sein Land zu erkennen. Da zog Eudo mit seinen Vasken herauf gen Paris, und weiter mit dem König der Neustrier bis gen Soissons. Hier kam es (719) zur Schlacht mit dem Austrasier, Chilperich und Eudo wurden geschlagen; jener floh mit seinen Schätzen hinter die Loire, dieser wandte sich nach Orleans, eilte aber seinen Bundesgenossen nach, als Karl vor die Stadt kam. Damals starb der König Chlotar, welchen Karl gesetzt hatte; da nun der letztere des Kriegs in Aquitanien überhoben seyn wollte, ließ er dem Herzog Eudo entbieten, Frieden zu halten und den König in das Reich zurück zu senden. Kaum hatte Eudo dieser Forderung genügt, als Chilperich (nach dem Ausdruck Fredegars,) den Lauf des Lebens und die Regierung beschloß; einen König, der Bestrebungen wie Chilperich gezeigt hatte, konnte der Fürst und Herzog aller Franken nicht brauchen. Nach diesem ernannte Karl noch einen Schattenkönig Theoderich IV, der 17 Jahre lang (von 720 — 737) den Namen der Herrschaft besaß; als derselbe gestorben war, hielt er sein Ansehen für so gesichert, daß er keinen neuen König ernannte, ohne jedoch sich selbst die Krone aufzusetzen. Ueber Karls Staatsverwaltung wissen wir wenig; von der Volksversammlung auf dem Märzfelde, welche sein Vater erneuert hatte, finden sich nur dürftige Spuren; dagegen begann er keine wichtige Sache ohne Zustimmung der mächtigen Leudes. Da er ein gewaltiger Kriegsfürst war, mag er deren Gunst oder Gehorsam leicht gewonnen und

*) Adamari Chronicon apud Boucquet Tom. II. p. 574.

damit der Hülfe des Volks sich überhoben geglaubt haben. Zweck seiner Kriegszüge war zuerst die Wiederherstellung der aufgelösten fränkischen Herrschaft über die germanischen Völker. Dreimal (718, 720, 738) zog er wider die Sachsen; in dem letztern Feldzuge schlug er sie an der Lippe, und nöthigte sie, den alten Tribut von fünfhundert Rindern, den ihnen König Dagobert I. erlassen hatte, von Neuem zu zahlen. Auf gleiche Weise zog er (725) mit Heeresmacht durch Allemannien, um zugleich das lang vergeßne Bojoarien wieder unter die fränkische Hoheit zu bringen. Er drang über die Donau, schlug die Bojoarier in einem Treffen, machte sich das Land unterwürfig, und kehrte mit vielen Schätzen und zwei edlen Frauen, Pilitrude und Sonechilde, die seine Nichte genannt wird, nach Hause. Diese Pilitrude war nach einer spätern Erzählung *) Karls Stiefmutter, die vor ihm aus Cöln nach Baiern geflohen; nach dem Bericht des Bischofs Aribo von Freisingen **) aber, der im achten Jahrhunderte lebte, noch eine Frau von reitzender Schönheit, die als Begleiterin ihrer Mutter nach Bojoarien gefolgt war. Dem zu Folge mag diese Pilitrud die Tochter der ältern Plectrude, also Karls Stiefschwester gewesen seyn, Sonechilde aber, die Karls Nichte genannt wird, ihre mit dem Herzoge Theudobald von Baiern erzeugte Tochter. Abholung der mit der alten Plectrude nach Baiern gewanderten Familienschätze war vielleicht nächste Veranlassung des Feldzugs; die Gefangene beschloß in großer Dürftigkeit in Italien ihr Leben. Karl aber wiederholte den Feldzug gegen Baiern drei Jahre nachher, weil man nach seiner Entfernung den Gehorsam von Neuem verweigern mochte. Weit schwieriger war die Bändigung der Friesen, deren Herzog Poppo, Ratbods Nachfolger, nach seines Vorgängers Beispiel keine fränkische Herrschaft anerkennen wollte, und alle Vorschritte der christlichen Bekehrer gehemmt hatte. Karl ließ (734) zur Bezwingung dieses hinter Morästen und Inseln sich deckenden Volks auf dem Rhein eine Flotte erbauen, schiffte seine Leudes nach Friesland, und lagerte sich an dem Flusse Borden, der die Länder Ostergow und Westergow bis auf den heutigen Tag trennt. Hier ward Herzog Poppo, der ihm entgegen kam, überwunden und erschlagen: seitdem gehorchten die Friesen, ihr Götzendienst wurde gewaltsam vertilgt. Es war aber auch in dem Reiche Burgundien häufiger Aufstand. Die Einwohner desselben liebten die fränkische Herrschaft nie, viele der Großen strebten nach Unabhängigkeit, und Karl mußte ausziehen, die Rebellen zu unterwerfen. Er vertheilte viele Güter an tapfere Männer unter seinen Leudes, übergab Lyon solchen, die ihm treu waren ***), bestellte über Massilien und Arles Richter, und kehrte mit großen Schätzen nach Francien heim.

*) Adamari chronica apud Boucquet T. II. p. 574.
**) Aribonis Vita S. Corbiniani c. 23. S. Mannerts älteste Geschichte Bojoariens S. 199.
***) Fredegar c. 169.

Dreizehntes Kapitel.

Verbreitung des Christenthums unter den deutschen Völkern.

Da die Waffen der Franken über die Völkerschaften Germaniens nur eine schwankende Herrschaft gewannen, war es desto wichtiger, daß die Gemüther allmählig in den Gehorsam des christlichen Glaubens gebracht wurden. Die altgermanischen Götterdienste der Volksstämme und Eidgenossenschaften hatten weder den Gedanken Gesammtvolk, noch menschheitliche Ideen zur Reife gebracht; je mehr vermittelst derselben die einzelnen Stämme sich absonderten und in sich selbst zurückzogen, desto sichrer bestand die Barbarey, also, daß nach sechs Jahrhunderten die Deutschen wenig anders, in vielen Stücken fast roher erscheinen, als ihre Väter in den Tagen Herrmanns. Trotz aller glücklichen Keime in der uralten Verfassung und im Character des Volks, sollte die germanische Welt sich nicht aus sich selber entwickeln, sondern erst, durch den Geist des Christenthums befruchtet, zu selbständigem Leben erwachen.

Ueber die ältern christlichen Gemeinen, die zu den Zeiten der römischen Macht in den Städten des Rheinlandes, Rhäziens, Vindeliciens und Norikums bestanden, rauschte im ersten Zehnd des fünften Jahrhunderts der Strom der Völkerwanderung hin. Nach den Berichten derer, die von dem Elend jener Zeit geschrieben haben, ist damals alles in Trümmer gesunken, und die Bewohner sind mit ihren Wohnstädten vergangen. Diese Verheerung kann aber keine Vertilgung gewesen seyn, weil in den fränkischen Zeiten die alten Ortschaften sich wieder finden, und ihrer Bischöfe Anwesenheit auf den fränkischen Kirchenversammlungen für die Fortdauer der christlichen Gemeinen hinlänglich zeugt. Es waren aber weniger die Bischöfe dieser Städte, als einzelne Männer, durch fromme, spätern Jahrhunderten meist unbegriffene Begeisterung geleitet, welche das germanische Land zu bekehren unternahmen. Diese Männer kamen aus der fernen Insel Erin, die heut Irrland heißt, und damals von den Scoten bewohnt war. Man kennt die Verbindung von Umständen nicht, durch welche grade in diesem wilden Lande so viele Söhne edler Geschlechter bewogen wurden, als Verkündiger der vor Kurzem durch St. Patrizius in ihre Heimath gebrachten christlichen Lehre unter die Heiden zu ziehen. Sie gingen von Land zu Land, verachteten allen Reichthum und alle Geschenke der Großen, und baten nur um ein abgelegenes Stück Landes zur Niederlassung im Gebürge oder im Wald. Von diesen kamen Columban, Gall und Magnoald mit ihren Gefährten zuerst nach Frankreich, zur Zeit, als die Königin Brunhilde für ihren Enkel Theoderich in Burgundien herrschte [1]). In der Wüste des Wasgaus fanden sie bei warmen Quellen einen zerstörten Ort, bauten daselbst das Kloster Lützel, und lehrten das Volk, wie die Gesetzgeber alter Zeit, zugleich

[1]) Ionae Vita S. Columbani in Mabilloni Actis Benedict. Sec. II. p. 5.

Religion und Anbau des Landes. Sie waren in Schriften, richtigen Schlüssen und göttlichen und geistlichen Rechten wohl erfahren. Nach vieljährigem Aufenthalt ward Columban durch die Königin Brunhilde vertrieben (607), weil er ihren Enkel von Unkeuschheit abgemahnt hatte. Sein Schüler Gall, der die Abtei bekommen sollte, zog es vor, mit ihm weiter zu wandern. Theodebert, König von Austrasien, der Brunhilden feind war, nahm sie auf, und gab ihnen Erlaubniß, das Christenthum unter den Allemannen zu predigen. Zu Tuggen (dem heutigen Zug) antworteten ihnen die Einwohner: „die alten Götter haben uns und unsere Väter mit Regen und Wärme genugsam versehen; sie regieren gut, daher wollen wir sie nicht verlassen." Als nun die Glaubensboten, im heiligen Eifer, Feuer in ihren Tempel legten und die Opfer in den See warfen, wurden sie geschlagen und mit Unwillen hinweggetrieben. Von da kamen sie nach Arbon am Bodensee, einem seit den Römerzeiten befestigten Orte, wo sie schon einen christlichen Priester, Namens Willimar fanden; darauf gingen sie weiter nach Bregenz. Die Einwohner dieser Stadt feierten grade ein großes Fest; da sie nun hörten, daß zwei fremde Männer erschienen seyen, versammelte sich um sie eine große Menge Volks. Gall, der Sprache des Landes kundig, fing an zu predigen von Gott, dem Schöpfer der Welt, von Christus, seinem Sohn, vom künftigen Leben und von der Auferstehung, zerschlug die Götzenbilder, und warf ihre Stücke in den See. Als nun ein großes Gefäß voll Bier, welches im Tempel zum Opfer für Wodan stand, mit einem lauten Knall zersprang, ward alles Volk bestürzt und viele sprachen zu Gall: wir wollen deiner Lehre glauben. Da forderte er Wasser, und weihete den Tempel zu einer christlichen Kirche. An diesem Orte blieben sie drei Jahre, baueten sich Zellen mit Gärten daneben, pflanzten Obstbäume, und trieben, wie die ersten Apostel, Fischfang mit selbstgewirkten Netzen, bis der Herzog Gonzo (Kuenz) durch die Klagen vieler Allemannen, welche die Umwandelung der alten Sitten nicht wollten, bewogen ward, sie auszutreiben. Columban ging nach Italien zu den Longobarden, und baute das Kloster Bobbio, wo er starb; Gall, welcher krank war, blieb in Arbon zurück. Nach diesem suchte er in der Einöde eine sichere Wohnung. Er fand sie an dem Flüßchen Staina (Steinach) zwischen hohen Bergen und engen Thälern in einer sehr rauhen Gegend, wo funfzig Jahre nachher ein großes Kloster gebaut und nach seinem Namen St. Gallen genannt ward. In dieser Einsamkeit lebte er zehn Jahre, hochverehrt im ganzen Lande. Mit dem Herzog Gonzo ward er dadurch versöhnt; daß er die Tochter desselben, die von einer heftigen Krankheit, oder wie man meinte, von einem bösen Geiste besessen war, gesund machte. Aus Dankbarkeit wollte der Herzog ihn zum Bisthum Constanz, welches sonst in Windisch gewesen war, befördern, aber der Greis schlug es aus, und empfahl einen Namens Johannes, welcher Diakonus in Chur war [2]).

---

2) Walafrid Strabo Vita B. Galli in Goldasti Rer. Allm. Tom. I. p. 146. Galls Predigt bei Einweihung Johanns in Canisii lect. antiq. Tom. I. p. 781.

In diesen Zeiten bis zu König Dagoberts Gesetzen, muß der Allemannen Bekehrung allmählig vollendet werden seyn; denn ihre Gesetze reden von ihnen als von einem ganz christlichen Volke. Eben so die Gesetze der Bojoarier. Der letztern Bekehrung mag leicht für älter gehalten werden, als ihre Einwanderung in Norikum: denn König Garibald vermählte sich ohne Anstoß mit einer fränkischen Fürstin, und Theudelinde, seine an den König der Longobarden vermählte Tochter, war eine eifrige Christin. Vermuthlich waren wenigstens die Heruler, einer der Hauptstämme unter den Bojoariern, wie alle gothischen Völker schon Christen, und die Nachrichten von den fränkischen Bekehrern [3]) St. Eustasius und St. Agilis, und der spätern Taufe des Herzogs Theodo beziehen sich theils auf die übrigen Stämme, theils auf eine Wiederholung der Taufe, die von vielen Bekehrern nothwendig geachtet ward, wenn sie Christen von großer Unwissenheit oder ganz abweichenden Grundsätzen vorfanden.

In diesen dunklen Zeiten sind die dürftigen, von andächtigen Mönchen aufgesetzten Lebensbeschreibungen der Heidenbekehrer, welche Deutschland durchzogen hatten, die einzigen Quellen unsrer Kunde vom innern Deutschland. Also wissen wir vom h. Kilian (eigentlich Killin oder Kyllena) einem andern Irrländer, der im siebenten Jahrhundert mit drei andern Priestern nach Ostfranken kam, daß er auf dem Bergschlosse Würzburg einen Herrn, Namens Gozbert antraf, der für einen Herzog von Thüringen gehalten wird. Das Land war schön, und die Bewohner gar fröhlich. Viele derselben, und Gozbert unter den ersten, ließen sich taufen. Als aber Kilian den Herzog ermahnte, sein Weib Geilana von sich zu thun, weil sie seines Bruders Wittwe sey, erlitt er auf ihren Befehl, in Abwesenheit Gozberts, nebst seinen Gefährten das Martyrerthum (687) [4]). Dieser Kilian ist nachmals der Landesheilige von Würzburg geworden.

Einige Jahre nach Kilians Tode (691) zog ein angelsächsischer Mönch Willibrord mit eilf oder zwölf Begleitern in gleicher Absicht über die See. Sie landeten an der Mündung des Rheins, bei dem Schlosse Trajectum, in Friesland, wo schon vor ihnen zwei andre irländische Glaubensboten Wigbert und Wilfried den Samen des Evangeliums auszustreuen versucht hatten. Die Völkerschaften, deren Bekehrung beabsichtigt ward, waren die Friesen, die Rugier, die Dänen, die Hunnen, die alten Sachsen und die Boructuarier. Die Gegend von Friesland, wo Willibrord gelandet war, hatte eben damals Pipin dem Fürsten Ratbod entrissen. Von jenem erhielt der Bekehrer bereitwillige Zusage der Unterstützung, reiste aber, bevor er sein Werk antrat, nach Rom, um sich mit dem Segen des dasigen Bischofs, mit Vorschrift und Unterweisung, und mit Reliquien der Apostel und Märtyrer auszurüsten. Unterdeß begab sich Swidbert, einer seiner Gefährten, unter die Boructuarier (Bruchter), welche damals am Niederrhein zwischen dem heutigen

[3]) Mabillon annales ord. S. Bened. ad an. 614.
[4]) Canisii Lect. antiquae III. p. 175.

Cöln und Hessen wohnten. Swidbert bekehrte deren viele. Als sie aber bald darauf von den alten Sachsen überwältigt wurden, mußte Swidbert entfliehen. Pipin wies ihm einen Ort am Rhein an, wo er ein Kloster baute, aus welchem die heutige Stadt Kaiserswerth entstanden ist. Zwei andere angelsächsische Priester, welche einen Versuch machten, die Sachsen selbst zu bekehren, wurden von diesem Volke, welches wie an den altdeutschen Sitten so auch an der alten Religion festhielt, erschlagen [5]).

Willibrord war nach seiner Rückkunft von Rom unter den Friesen weit glücklicher. Er errichtete, bei einer zweiten Anwesenheit in Rom zum Erzbischof geweiht, seinen erzbischöflichen Stuhl zu Wiltaburg, dem heutigen Utrecht, und lebte daselbst bis zu einem achtzigjährigen Alter. Fast alle der fränkischen Herrschaft unterworfene Friesen brachte er zur Taufe. Er baute viele Kirchen und Schlösser, und bestellte die Bischöfe seines Sprengels aus seinen Gefährten, zum Theil aus fränkischen Mönchen, welche sich einfanden, seine Bemühungen zu unterstützen. Unter den letztern ward vorzüglich Wulfram, Bischof von Sens, berühmt. Die Friesen, so lange sie Heiden waren, pflegten ihren Göttern von Zeit zu Zeit Menschen zu opfern; solche Unglückliche wurden an Bäume gehenkt. Wulfram stellte dem Volk die Abscheulichkeit dieses Beginnens vor, ward aber nicht gehört, sondern spöttisch gefragt: ob der Gott, dessen Verehrung er ihnen empfehle, wohl mächtig genug sey, einem den eben Geopferten das Leben wiederzugeben? Da zerriß, auf Wulframs Gebet, der Strick vor ihren Augen, und der vor sechs Stunden Gehenkte lebte wieder auf. Auf gleiche Weise wurden fünf andere gerettet; drei davon wählten den Mönchsstand. So groß ward Wulframs Ruhm, daß der Sohn Ratbods sich taufen ließ, und Ratbod selbst im Begriff stand, denselben entscheidenden Schritt zu thun. Aber als er schon den einen Fuß ins Taufwasser gesetzt hatte, fiel es ihm ein, den Bekehrer, der ihm viel von Himmel und Hölle vorsagte, zu fragen, an welchem dieser beiden Oerter die alten Helden, seine Vorfahren, sich aufhielten? Wulfram antwortete: In der Hölle! Nun, sprach Ratbod, indem er den Fuß aus dem Wasser zog, so will ich lieber bei meinen Vorfahren in der Hölle, als bei einer kleinen Anzahl Bettler im Himmel seyn! Dies sagte er aber in der Meinung, daß die christliche Hölle nichts anders als die germanische Hela, der helle im obern Luftraum schwebende Wohnplatz der abgeschiedenen Helden sey.

Nach diesem versuchte Willibrord Ratbods Bekehrung. Da er ihn aber hartnäckig fand, beschloß er zu den Dänen zu ziehen. Auch hier verfehlte er seinen Zweck; je näher die Germanen der alten Freiheit standen, desto weniger waren sie für die neue Religion empfänglich. Auf seiner Rückreise wurde er durch einen Sturm auf die Insel Helgoland, die damals Fosetsland hieß, und von einigen für die der Hertha geheiligte Insel gehalten wird, getrieben. Diese Insel stand unter Ratbods Herr-

---

5) Ueber dieses und das folgende Bedae Hist. Eccles. gentis Anglor. Libr. V. Alcuini Vita Willibrordi in Oper. Tom. II. ed Froben.

schaft und war so heilig geachtet, daß es Niemand wagte, etwas auf derselben zu berühren; nur schweigend schöpfte man Wasser aus einem daselbst befindlichen Quell; den Verletzern des Heiligthums drohte der Tod. Willibrord aber taufte drei der mitgebrachten Heiden in dem heiligen Quell, und ließ auch einiges auf der Insel gefundenes Vieh zum Unterhalte für sein Gefolge schlachten. Beim Anblick dieser Frevelthat glaubten die Heiden, er würde mit den Seinigen entweder durch Wahnsinn oder plötzlichen Tod gestraft werden; da keins von beiden erfolgte, meldeten sie den Vorfall dem Fürsten der Friesen. Alsbald wurde der Gott durchs Loos um Bestrafung der Frevler befragt; nach drei Tagen traf dasselbe einen von Willibrords Gefährten. Diesen ließ Ratbod hinrichten; Willibrord mit den übrigen wurde, wahrscheinlich aus Furcht vor Pipin, entlassen.

Mehrere Jahre vorher, ehe diese Irrländer und Angelsachsen am Rhein, in den Niederlanden, in Deutschland und in der Schweitz das Christenthum ausbreiteten, faßte Emmeran, Bischof in einer ungenannten Stadt Galliens, den Entschluß, den heidnischen Avaren in Pannonien das Christenthum zu verkündigen (ums Jahr 652). Als er nun in Begleitung eines Priesters, der die deutsche Sprache verstand, durch Deutschland zog, kam er nach Regensburg (Ragenisburg) welches die Wohnstadt des Herzogs von Baiern war. Hier wird uns die Stadt, welche seit den Zeiten der Römer aus der Geschichte verschwunden war, wieder bekannt; die Häuser waren von Quadersteinen gebaut, die Mauern mit großen Thürmen besetzt, die Nordseite durch die Donau gedeckt. Viele Brunnen gaben reichliches Wasser, die Bürger befanden sich im Wohlstande, und die umliegende Gegend zeigte Fruchtbarkeit und guten Anbau. Am Abhange der Berge auf der Nordseite des Flusses waren Weinstöcke gepflanzt, aber nur auf Fahrzeugen gelangte man über den Fluß. Also war das alte, von den römischen Einwohnern verlaßne Regensburg nun von den Bojoariern bewohnt. Diese waren hochgewachsene kraftvolle Männer von vieler natürlichen Gutmüthigkeit; Emmeran erkannte sie für Christen, obwohl der Sauerteig des Heidenthums noch nicht ganz aus ihrer Seele getilgt sey. Am Hofe des Herzogs (er hieß Theodo) ward der reisende Bischof wohl aufgenommen. Als er nun die Absicht seiner Reise meldete, lobte zwar Theodo dieselbe, stellte ihm aber vor, es werde unmöglich seyn, sie auszuführen, weil durch die langen Kriege zwischen den Bojoariern und den Avaren das ganze Land an der Ens in eine unwegsame nur von wilden Thieren besetzte Wüste verwandelt sey; diese ächt germanische Völkergrenze verstattete fast keinen Durchgang. Daher bat ihn der Herzog, lieber in Baiern zu bleiben, und die seines Unterrichts so sehr bedürftigen Neubekehrten zu ordentlichen Christen zu bilden. Anfangs weigerte sich Emmeran; da man ihn aber mit Gewalt hielt, erkannte er den göttlichen Ruf und blieb. Drei Jahre wanderte der heilige Bischof, der ein wohlgewachsner schöner Mann mit offnem Blick war, im Lande herum, gewann Jedermann durch seine Herablassung und Herzlichkeit, und verbesserte vieles mit Liebe und Ernst; aber zum beständigen Aufenthalt wollte er trotz aller Bitten des Herzogs Baiern nicht wählen; endlich erlangte er von dem Her-

zoge die Erlaubniß, nach Rom ziehen zu dürfen, um die Gräber der Apostel zu besuchen. Als er sich nun zur Abreise anschickte, kam Uta, die Tochter des Herzogs, mit ihrem Geliebten Siegbald, dem Sohn eines Richters, zu ihm, warf sich weinend zu seinen Füßen, entdeckte ihm, daß sie die Frucht verbotner Liebe gewärtige, und flehte um Vergebung und Hülfe. Der fromme Bischof schalt ihr Vergehen; weil ihn aber die Herzensangst des Mädchens rührte, faßte er den Entschluß, zu ihrer Rettung nicht blos sein Leben zu wagen, sondern auch das schwere Opfer seines guten Namens zu bringen. In dieser Absicht trug er ihr auf, ihm die Schuld des Verbrechens beizulegen, damit die Wuth des Vaters, je heftiger auf den Abwesenden, um desto geringer auf die Schuldige falle. Damit jedoch seine Unschuld nicht ganz verdunkelt werde, offenbarte er einem seiner Geistlichen, daß er sich für ein fremdes Vergehen einer schmählichen Strafe aussetzen werde, und bat ihn, die wahre Beschaffenheit der Sache nach seinem Tode bekannt zu machen. Hierauf trat er seine Reise nach Rom an; die Einwohner von Regensburg begleiteten ihn mit Thränen eine große Strecke Wegs. Bald darauf mußte Uta ihren Nothstand entdecken; dabei that sie, wie ihr St. Emmeran geheißen. Auf dieses Geständniß machte sich ihr Bruder Landepert mit vielem Gefolge auf, und ereilte den Bischof am dritten Tage seiner Reise, die derselbe absichtlich verzögert hatte. In seinem Grimm ließ er ihn an eine Leiter binden, und ihm nach und nach Hände, Füße und alle Gliedmaßen abhauen, bis er starb. Darauf verkündigten außer dem Zeugniß jenes Geistlichen, viele Wunderzeichen die Unschuld des Mannes; seine Gebeine wurden nach Regensburg gebracht, und über ihrer Ruhestätte ein Kloster seines Namens gebaut. Seinen Peiniger aber verfolgte der Zorn des Himmels, daß er in der Verbannung sterben mußte.

Also Meginfried, der Lebensbeschreiber des Heiligen. Unwahrscheinlich, fast lächerlich, hat diese Geschichte vielen gedünkt, die sie mit dem Maßstabe neuerer Zeiten und Verhältnisse maßen; aber ein Mann, der des gewissen Martyrertods wegen unter die Avaren ziehen wollte, konnte sich wohl in dem Gedanken gefallen, durch unschuldiges und schmachvolles Leiden dem Heiland ähnlich zu werden. Viele Jahre nachher, (696) als in Baiern ein anderer Herzog Theodo herrschte, der noch ein Heide war, wiewohl er eine christliche Gemahlin hatte, kam Rudbert, Bischof von Worms, in dieses Land, und taufte den Herzog nebst vielen seines Volks. Da ihm nun erlaubt ward, sich einen bequemen Ort zum Sitz seines Bisthums zu wählen, baute Rudbert anfänglich eine Kirche am Wallersee; nachmals aber, als er von einem Orte am Flusse Warum hörte, wo noch große Trümmer von der alten römischen Stadt Juvavum vorhanden wären, bat er sich diese vom Herzog aus. So entstand die Kirche und die Stadt Salzburg, die gleich der durch sie fließende Salzach von den Salzwerken des Landes genannt ist. Was in den Römerzeiten die befestigten Heereslager gewesen waren, das wurden nun die bischöflichen Sitze, Mittelpunkte des Landes und Sammelplätze der Cultur.

Vierzehntes Kapitel.

Der heilige Bonifazius.

Der Ruhm aller Heidenbekehrer des siebenten Jahrhunderts ward im achten durch den Angelsachsen Winfried, der unter dem Namen Bonifazius berühmter ist, verdunkelt. Dieser heißt der Apostel der Deutschen; denn wiewohl schon Jahrhunderte vor ihm christliche Gemeinden am Rhein und an der Donau geblüht, und die innern Gegenden, wo er gepredigt, schon vor ihm einige Kenntniß des Christenthums gehabt hatten, auch ein Theil Deutschlands seinen Bemühungen entging, so hat doch er die Herrschaft des Christenthums im Innern des Landes begründet, die Kirchenverfassung gestiftet, Bisthümer und Klöster errichtet, besonders aber die enge Verbindung der deutschen Kirche mit dem bischöflichen Stuhle zu Rom geschürzt, die für die ganze Entwickelung der deutschen Verfassung von so bedeutenden Folgen gewesen ist.

Winfried, von ähnlicher Begeisterung wie seine Vorgänger entflammt, verließ das Kloster Nutschelle in Southampton, wo er in der Regel des h. Benedikt Mönch und Priester geworden war, und schiffte, von zwei Mönchen begleitet, über das Meer (716). Aber im fränkischen Friesland, wo er landete, hatte eben damals Ratbod, im Kriege mit Karl Martell, die christlichen Kirchen verwüstet, die Lehrer vertrieben, und die Götzen und Tempel der Heiden wieder hergestellt. Daher mußte Winfried unverrichteter Sache zurückkehren. Indeß ward seine Begierde, das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen, durch diesen ersten unglücklichen Versuch nicht erstickt. Nach zwei Jahren zog er, mit Empfehlungsbriefen des Bischofs David von Wincheſter versehen, nach Rom, wo ihn Papst Gregor II. freundlich aufnahm, sich mit ihm über seine Bestimmung besprach, und ihn endlich mit dem Geschäft der Heidenbekehrung förmlich beauftragte, unter der Bedingung jedoch, daß er bei Einweihung neuer Christen überall den Einrichtungen der römischen Kirche folge, und sich in allen zweifelhaften Fällen bei dem apostolischen Stuhle Raths erhole.

Das erste Land, in welches er nach der besondern Anweisung des Papstes reiste, war Thüringen (719). Die Einwohner desselben waren keine Heiden mehr, aber ihr Glaube ward von dem getreuen Schüler der römischen Kirchenlehre als irrig erkannt; vermuthlich hatte sich durch den Einfluß der Ostgothen, mit denen die Thüringer einst in Verbindung gestanden, das arianische Christenthum unter ihnen verbreitet. Winfried, der hier von Seiten der Geistlichkeit vielen Widerstand finden mochte, verließ dieses Land, als er hörte, daß der Friesenfürst Ratbod gestorben sey, begab sich nach Friesland, und ward daselbst drei Jahre lang Willibrords Gehülfe. Er schlug indeß das Anerbieten, das Bisthum Utrecht zu übernehmen, aus, und kehrte nach Thüringen zurück. Der erste Ort, wo er predigte, war Amanaburg, jetzt Amöneburg, im heutigen Hessen. Sobald

seine Bemühungen einige Fortschritte machten, schickte er einen seiner Schüler mit einem weitläuftigen Berichte nach Rom, und ließ zugleich um noch genauere Anweisungen in Betreff des einzurichtenden Kirchenregiments bitten. Der Papst beschied ihn darauf selbst zu sich. In mehrern Unterredungen, und durch das Glaubensbekenntniß, welches Winfried schriftlich ablegte, überzeugte sich Gregor von seiner Tüchtigkeit, weihete ihn zum Bischofe der neugesammelten Gemeine, verwandelte seinen Namen in den bedeutungsvollen Bonifazius, und übergab ihm ein Buch (formula officiorum), welches die römischen Kirchenordnungen, nach denen er sich richten sollte, ausführlich enthielt. Aus Dankbarkeit verstand sich Bonifaz zu einem Eide, der ihn und seine deutsche Kirche zu dem römischen Bischof in dasselbe unterwürfige Verhältniß setzte, in welchem bisher nur die Bisthümer Italiens, welche diesen Bischof als ihren Metropoliten erkannten, gestanden hatten. „Ich Bonifazius, schwur er, von Gottes Gnaden Bischof, verspreche euch, nehmlich dir, dem heiligen Petrus, Fürsten der Apostel, und deinem Verweser, dem heiligen Vater Gregorius, auch dessen Nachfolgern, bei dem Vater, Sohn und h. Geist, bei der unzertrennlichen Dreieinigkeit und auf diesen deinen allerheiligsten Körper, daß ich allen Glauben und die Reinigkeit des heiligen katholischen Glaubens beobachten, und in der Einigkeit dieses Glaubens, auf welchem ohne Zweifel die Seligkeit der Christen beruht, mit Gottes Hülfe beharren will; daß ich auf keine Weise wider die Einigkeit der gemeinschaftlichen und allgemeinen Kirche auf Jemandes Rath in etwas willigen, sondern den Glauben, meine Reinigkeit und Mitwirkung mit dir und den Vortheilen deiner Kirche, da dir von Gott dem Herrn die Macht zu binden und zu lösen gegeben ist, und deinem Verweser und dessen Nachfolgern in allen Stücken erhalten will. Sollte ich auch erfahren, daß einige Bischöfe den alten Vorschriften der heiligen Väter zuwider handeln, so will ich keine Gemeinschaft und Verbindung mit ihnen unterhalten, sondern vielmehr, wenn ich kann, dieselbe wehren, wo aber nicht, es sogleich treulich meinem apostolischen Herrn melden. Wenn ich, welches fern von mir sey, irgend etwas wider dies mein Versprechen, entweder aus freiem Vorsatze oder gelegentlich zu thun versuchen sollte, so will ich in dem ewigen Gerichte schuldig befunden werden, und mir die Strafe des Ananias und der Sapphira zuziehen, welche euch auch über ihre eigenen Güter zu betrügen gewagt. Diesen Aufsatz des Eides habe ich, Bonifazius, geringer Bischof, mit eigener Hand geschrieben, und nachdem derselbe auf deinen allerheiligsten Körper, wie oben zu lesen ist, gelegt worden, den Eid vor Gott, als Zeugen und Richter geschworen, welchen ich auch zu halten verspreche."

Nachdem sich Papst Gregor dergestalt der Unterwürfigkeit des neuen Bischofs versichert hatte, versah er ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den Fürsten der Franken Karl Martell, mit einem andern an die Bischöfe und den Clerus, auch an die Herzoge, Burggrafen, und andere Grafen, so wie an alle Christen im fränkischen Reich, mit einem dritten an einige vornehme Herren in Thüringen, (Asolf, Godolaus, Wilard, Gunthar und Albord,) welche gegen angemutheten Abfall große Standhaftigkeit

gezeugt hatten, einem vierten an alle Thüringer, und einen fünften an die Sachsen. Diese Schreiben enthalten theils allgemeine Ermahnungen, theils wiederholen sie die Vorschriften, deren Befolgung Gregor dem Bonifaz zur Pflicht gemacht hatte. Erst jetzt fand Bonifazius am Hofe des Frankenfürsten günstige Aufnahme, da ihm vorher die Kunstgriffe falscher Lehrer und Schmeichler (wahrscheinlich einheimischer Bischöfe, welchen die Bemühungen der Ausländer zuwider waren) entgegengewirkt hatten; nach seinem eignen Geständniß würde er ohne den besondern Schutz, der ihm nunmehr von Karl Martell zu Theil ward, nichts ausgerichtet, und weder das Volk regiert noch die Heiden gebändigt haben. Gegen Rom trat die deutsche Kirche in das Verhältniß der Tochter zur Mutter; wen mag es befremden, daß sich die letztere zur Dankbarkeit verpflichtet achtete, und an der Mutter treu zu hangen versprach? Bonifazius handelte, wie es sein Zweck und sein Jahrhundert verlangten. Was der päpstliche Stuhl in andern Jahrhunderten seyn, welch andere Zwecke dann die Völker beschäftigen würden, konnte er, dem allein die Ausbreitung des Christenthums und die Begründung der Kirche am Herzen lag, unmöglich in Anschlag bringen. Spätere Jahrhunderte haben da über geistige Knechtschaft der Völker geklagt, wo er nichts als wohlthätige Spendung kirchlicher Formen, Unterweisungen und mütterliche Rathschläge erblicken konnte.

Wiederum begann Bonifazius seine Arbeiten in Hessen. Es waren aber der Einwohner einige, die sich zu einem gemischten Christenthum bekannten, andere, die noch ganz den Götzen dienten, ihnen opferten und Wahrsager- oder Zauberkünste trieben. An einem Orte, welcher Gäsmere hieß, (heut aber ein Dorf Namens Geißmar im hessischen Amte Gudensberg ist,) stand eine uralte, dem Donnergott heilige Eiche, unter welcher die Bewohner dieser Gegenden ihre Opfer darzubringen pflegten. Da nun Bonifazius erfuhr, daß dieser Baum für unverletzlich gehalten ward, legte er, um den Aberglauben zu überführen, die Art an denselben. Die Zuschauer erwarteten, der Donnergott werde den Frevler durch augenblicklichen Tod strafen; als aber der Stamm sich zur Erde neigte, und nun in vier gleiche Theile wunderbar gespalten da lag, erkannten sie die Nichtigkeit ihres bisherigen Glaubens, und ließen sich taufen. Bonifazius baute aus dem Holze des gefällten Stammes ein Kirchlein, und weihete es dem h. Petrus.

Von Geismar soll Bonifazius mit seinen Gefährten über die Werra nach dem Stufenberge gezogen seyn, welcher im Eichsfelde zwischen Heiligenstadt und Eschwege gelegen ist und heut St. Gehülfenberg heißt*). Die Sage läßt ihn den Götzen Stuffo, der auf diesem Berge verehrt ward, verfluchen und in eine Spalte des Berges verbannen; darauf aber noch viele andere Götzenbilder, den Rheto auf dem Rehberg, den Biel in der Gegend der jetzigen Katelnburg, die Asteroth (Ostargöttin) bei dem heutigen Osterode, die Göttin Lara bei dem Schloß Lara, die Göttin Jecha bei der

*) Dies nach Sagen und spätern Klosterchroniken, welche Johann Letzner gesammelt hat in Historia S. Bonifacii. Erfurt 1603.

Jechaburg im Sondershausenschen Lande, zerstören. Gewiß nach Wilibalds Bericht ist es, daß er ums Jahr 725 in das heutige Thüringen kam. Dieses Land war seit dem Verfall der fränkischen Macht durch die Zwistigkeit zweier Herzoge, Theobald und Hendin, dergestalt zerrüttet worden, daß es den benachbarten Sachsen, die ohnehin schon Nordthüringen besaßen, leicht gefallen war, ihre Herrschaft zu erweitern. Eben dadurch mochte die Vermengung des vormals in Thüringen eingeführten Christenthums mit heidnischen Gebräuchen bewirkt worden seyn. Indeß ward der Einfluß der fränkischen Fürsten auf dieses Land durch einen Kriegszug Karl Martells (im Jahre 728) wieder hergestellt, und Bonifazius seitdem, gemäß dem mitgebrachten Schutzbriefe, von den vornehmsten Herren Thüringens unterstützt. Die Lage des Landes war aber sehr traurig. Bonifazius fand die an die Sachsen grenzenden Gegenden von allen Lebensmitteln entblößt. Nicht im Wohlstande und Vergnügen, nicht in Sicherheit und irdischer Glückseeligkeit, sondern in Hunger und in Blöße und Mühe brachte er sein Leben hin. Mit Händearbeit ernährte er sich und seine Gefährten. Unter den Kirchen, die er baute, wird die im gothaischen Dorfe Altenberge, am Thüringer Walde, für die älteste gehalten, zu Ordruf, im heutigen Schwarzburgschen, erbaute er ein Kloster. Da seine Arbeiten wuchsen, ließ er sich aus England Gehülfen und Gehülfinnen nachkommen. Solche waren Burchard, nachher Bischof von Würzburg, und Lullus, erster Abt zu Fulda; Wilibald, Bischof von Eichstädt, der sein Leben beschrieben, und Wunibald, dessen Bruder; ferner Witta und Gregorius. Unter den frommen Frauen werden genannt Chunigild, des Lullus Mutterschwester, und ihre Tochter Berathgith, welchen Bonifazius die Aufsicht über die thüringischen Schülerinnen anvertraute; ferner Chunitrud, Thekla, Lioba und Waltpurgis, die er zu Vorsteherinnen der Klöster Ochsenfuhrt, Kitzingen und Bischofsheim setzte. In seinen Briefen nannte er sich, wie später allein die römischen Bischöfe thaten, Knecht der Knechte Gottes. Die Regel, welche er anordnete, war die des heiligen Benedikt, welche den Mönchen vieles Lesen, wenn auch vorerst nur geistlicher Schriften, zur Pflicht machte, und Büchersammlungen anzulegen befahl. Also ward Schreibkunst und Mahlerei in den Klöstern gelernt und gelehrt, und als das Bücherabschreiben zum einträglichen Handwerk ward, der Schatz der alterthümlichen Wissenschaft erhalten. Während die Geschickten und Kunstreichen der Klosterbewohner alte Handschriften kopeiten und ausmahlten, oder die Geschichten der Länder und Völker, und der Heiligen, die unter ihnen gewandelt, beschrieben, bauten andere den Boden ringsumher, und verwandelten den wüsten Wald in einen Garten.

Da nun Bonifazius also mit der Ausbreitung des Christenthums in Thüringen beschäftigt war, starb sein Gönner, der Papst Gregor II. (737). Der Nachfolger desselben, Gregor III., sandte unserm Bonifazius den erzbischöflichen Mantel, eine Ehrenbezeugung, die den letztern zum Obervorsteher aller christlichen Gemeinen im ostfränkischen Deutschland erhob, wiewohl er noch keinen bestimmten erzbischöfli-

chen Sitz hatte. Aufgemuntert durch diese Belohnung, erbaute er zwei neue Kirchen, die eine zu Fritzlar in Hessen, die andere zu Amöneburg; jeder derselben setzte er ein Kloster zur Seite. Hierauf zog er nach Baiern, wo seit Rudberts Bemühungen zwar das römische Kirchenwesen eingeführt, aber doch noch eine große Anzahl von Geistlichen übrig war, die sich demselben nicht unterwerfen, sondern der eignen Kirchenlehre folgen wollten. Unter diesen war besonders ein Bischof Ehrenwulf (Ariovolipho.) Bonifazius sprach über denselben, kraft seiner päpstlichen Vollmacht, das Verdammungsurtheil aus. Zwar sind Ehrenwulfs Ketzereien nicht aufgezeichnet; da aber Gregor in einem seiner Briefe befiehlt, die von den Heiden Getauften sollten noch einmal im Namen der h. Dreieinigkeit getauft werden, so läßt sich schließen, daß auch unter den Baiern vermöge ihrer ostgothischen Herkunft anfangs das arianische Christenthum herrschte. Außerdem gebietet Gregor, nur für verstorbene Katholiken solle der Priester Fürbitte leisten, nicht für Gottlose, wenn sie auch Christen gewesen. Niemand soll weder wilde noch zahme Pferde zur Speise schlachten. Wer seinen Vater oder Bruder, seine Mutter oder seine Schwester umgebracht hat, soll in seinem übrigen Leben nicht zum Abendmahl zugelassen werden, außer in der Todesstunde; er soll auch kein Fleisch essen und keinen Wein trinken, und am zweiten, vierten und sechsten Tage der Woche fasten, um solchergestalt unter Thränen sein Verbrechen zu tilgen. Endlich sollen Christen, welche ihre Leibeigenen den Heiden zu Schlachtopfern verkaufen, mit eben der Büßung wie die Mörder belegt werden. Der Herzog, welcher damals in Baiern regierte, hieß Hugbert.

Um mit Papst Gregor III. persönlich bekannt zu werden, reiste Bonifazius zum drittenmale nach Rom (738). Er blieb daselbst ein ganzes Jahr, und kehrte reichlich mit Reliquien beschenkt nach Deutschland zurück. Ein Schreiben des Papstes empfahl ihn von Neuem den deutschen Völkerschaften, von denen in der Aufschrift namentlich aufgeführt sind die Thüringer, Hessen, Bortharii (an der Borda), die Nistresier (vielleicht Neustrier), die Wedrecier (Wetteravier), die Lognaer (an der Lohna), die Sudwoer und die Graffelder, Namen, deren Deutung sehr ungewiß ist, weil sie wohl zu Rom selbst schon verstümmelt worden seyn mochten. Allen diesen Völkerschaften empfahl Gregor Gelehrigkeit und Folgsamkeit gegen den Bonifazius, und gegen die von ihm bestellten Bischöfe und Priester; demüthige Annahme der den Irrenden auferlegten Strafen, und sorgfältige Vermeidung aller heidnischen Gewohnheiten.

Bonifazius ward auf seiner Rückreise durch eine feierliche Gesandschaft des Herzogs Odilo von Baiern, der unterdeß auf Hugbert gefolgt war, eingeladen, nach Baiern zu kommen, und die schon angefangene Kirchenverbesserung fortzusetzen. Für diesen Zweck schien ihm das nöthigste, die Volksverführer, die in der Zwischenzeit ihr Haupt wieder empor gehoben hatten, zu vertreiben; dann versuchte er, gehorsam den Satzungen der römischen Kirche, welche die Ehe der Geistlichkeit Hurerei nannte, alle Geistlichen durch Drohungen und Kirchenstrafen zur Entfernung ihrer Weiber zu zwingen. Damals mag das strenge Gebot, daß ein Geistli-

cher außer Mutter und Schwester keine weibliche Person in seiner Wohnung dulden soll, in die bojoarischen Gesetze eingeschaltet worden seyn. Indeß erreichte Bonifazius in dieser Hinsicht seine Absicht nicht, und Priesterehe blieb noch viele Jahrhunderte hindurch herrschende Gewohnheit in Deutschland. Wichtiger war es, daß er unter Einwilligung und Mitwirkung des Herzogs Odilo (im Jahr 740) ganz Baiern in die vier Kirchsprengel Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau theilte, und jeden derselben einem von ihm ernannten Bischof übergab. Die Einrichtung dieser Bisthümer war nach Versicherung eines der Lebensbeschreiber des Bonifazius das sicherste Mittel, die Falschheit und Bosheit der Priester dieses Landes, das heißt, ihren Widerwillen gegen die römische Kirchenzucht zu überwinden. Nach diesen vier baierschen Bisthümern stiftete er ein fünftes zu Eichstädt in Franken, an einem Orte, den ihm ein reicher Landherr Namens Switgar zur Lösung seiner Seele geschenkt hatte; ein sechstes zu Würzburg, ein siebentes zu Buraberg und ein achtes zu Erphesfurt (Erfurt). Die beiden letztern scheinen sehr zeitig wieder eingegangen zu seyn. Zacharias, der nun statt Gregors III. Papst war, bestätigte diese Stiftungen.

Aber nicht blos durch Bisthümer, sondern auch durch Kirchenversammlungen suchte Bonifazius die deutsche Kirche zu bauen. Nach eingeholter Erlaubniß des Papstes Zacharias hielt er dieselben in den Jahren 742, 743 und 744 unter dem Vorsitz des fränkischen Fürsten Karlmann, der Karl Martells Sohn war. Aus den vorhandenen Schlüssen dieser Synoden *) ersieht man, daß dieselben mit dem Maifelde verbunden waren; die Bischöfe erschienen nebst den weltlichen Großen auf der allgemeinen Versammlung, deren Zweck sowohl geistliche als weltliche Bestimmungen waren. „Im Namen unsers Herrn Jesu Christi, beginnt das erste Capitulare, habe ich Karlmann, Herzog und Fürst der Franken, im Jahr der Menschwerdung 742 am 19ten Mai mit dem Rathe der Knechte Gottes und meiner Optimaten, die Bischöfe meines Reichs nebst den Presbytern zu einer Versammlung und Synode versammelt, nehmlich den Erzbischof Bonifazius, die Bischöfe Burchard, Regenfried, Witta, Willibald, Dadan, Eddan und andere Bischöfe mit ihren Presbytern, um mir Rath zu geben, wie das Gesetz Gottes und die kirchliche Frömmigkeit, die in den Tagen der vergangenen Fürsten zerfallen ist, wieder hergestellt werden, das christliche Volk zum Heil seiner Seele gelangen, und durch falsche Priester nicht länger betrogen werden möge.“ Erstlich wird Bonifazius, der Abgesandte des h. Petrus, über alle Bischöfe des östlichen Frankenreichs, welches Karlmann beherrschte, als Erzbischof gesetzt, und die jährliche Abhaltung der Synoden, die Wiedererstattung alles der Kirche entrißnen Guts und die Absetznug der lasterhaften Geistlichen angeordnet. Zweitens wird den Geistlichen das Tragen der Waffen und alle Kriegs- und Heeresfolge verboten; nur in geistlichen Geschäften soll der Fürst einen oder zwei Bischöfe mit ihren Kapellanen ins Feld nehmen dürfen. Desgleichen wird ihnen die Jagd und

*) Sie stehen in mehrern großen Sammlungen z. B. in Baluze, Harduin ꝛc.

Waldstreiferei mit Hunden, auch das Halten der Habichte und Falken untersagt. Drittens soll jeder Pfarrer seinem Bischof gehorchen und ihm in der Quadragesima Rechenschaft ablegen von seinen Amtsverrichtungen, bereit seyn, den zur Kirchenvisitation kommenden Bischof aufzunehmen, und am grünen Donnerstage um neues Chrisma bei seinem Bischofe nachsuchen. Viertens sollen unbekannte Bischöfe und Priester, woher sie immer kommen mögen, ohne vorhergegangene Synodalprüfung nicht zugelassen werden. (Diese Verordnung hätte früher den h. Bonifazius nebst seinen Gehülfen selber getroffen.) Fünftens soll jeder Bischof in seinem Sprengel unter Beistand des Grafen (Graphio) welcher Beschützer seiner Kirche ist, Sorge tragen, daß das Volk Gottes keine heidnischen Gebräuche mehr übe, sondern alle solche Unreinigkeiten wegwerfe, es mögen nun Todtenopfer, oder Wahrsagungen und Zeichendeutungen, oder Zaubereien oder Opfer seyn, welche thörichte Menschen bei den Kirchen nach heidnischer Art unter dem Namen von Martyrern oder Bekennern darbringen, oder jene gottlosen Feuer, welche Nied Feor*) (Nothfeuer) genannt werden. Sechstens sollen die Diener und Dienerinnen Gottes, die in die Sünde der Hurerei verfallen, bei Wasser und Brodt Buße thun; ist der Sünder ein ordinirter Priester, so soll er gegeißelt werden und zwei Jahr im Gefängniß bleiben; ein Mönch nach dreimaliger Geißlung ein Jahr, desgleichen eine Nonne; der letztern soll zur Strafe der Kopf ganz kahl geschoren werden. Siebentens sollen Priester und Diakonen sich nicht in Mäntel (sagis), sondern in Kasseln (casulis) kleiden, und durchaus keine Weiber im Hause halten.

Die im folgenden Jahre 743 bei Liptinä (vermuthlich Lestines in Hennegau) am ersten März gehaltene Synode bestätigte zuerst die Schlüsse der vorigen Versammlung, und verordnete dann, daß wegen vielen und gefährlichen bevorstehenden Kriegen ein Theil der kirchlichen Einkünfte bitt- und schatzungsweise zum Nutzen des Heers zurückgehalten werden dürfe, dergestalt, daß jedes Haus (casata) jährlich einen Solidum an die Kirche oder an das Kloster zurückzahle. Verboten wird der Verkauf christlicher Sklaven an Heiden, und auf die Ausübung heidnischer Gebräuche eine Strafe von funfzehn Solidis gesetzt. Von diesen heidnischen Gebräuchen ist ein für die Sittengeschichte sehr merkwürdiges Verzeichniß angehängt**). Oben an steht Gottesschändung bei den Gräbern der Todten, wenn mit den Verstorbenen ihre Geräthschaften, Waffen und Schätze begraben, ihre Pferde bei ihrem Grabe getödtet, auch wohl, wie Prokop von den Herulern erzählt, ihre Ehefrauen gezwungen wurden, sich selbst umzubringen. Darauf kommen Gottesschändungen über den Verstorbenen, genannt Dadsisas, wahrscheinlich Todtenessen; die Spurkalien, ein mit Schweineschlachten verbundenes Fest im Monat Februar, der in Niederdeutschland noch heut Sporkel genannt wird; Gottesschändung in den Kir-

*) Baluze hat Nedfrat.

**) Die Erläuterungen dieses Verzeichnisses sind nach Eckhardt in histor. Franc. oriental. p. 407.

chen, wenn christliche Gebräuche zu sündhaften Zwecken verrichtet wurden; Waldopfer, Nimidas genannt, ein Wort, welches nach Eckhardts Vermuthung aus Ninhids (Neun Häupter) entstanden ist, und sich auf ein altgermanisches mit Menschenopfern verbundenes Fest bezieht, welches wir geschichtlich nur noch bei den Skandinaviern finden. „Alle neun Jahre, erzählt Adam von Bremen, wird bei den Sweonen eine große Versammlung aller Provinzen zu Upsala gehalten, von welcher keiner sich ausschließen darf. Dabei werden aus allen Lebendigen männlichen Geschlechts neun Häupter zum Opfer gebracht, und mit deren Blute die Götter versöhnt, die Leichname aber in einem Haine neben dem Tempel aufgehängt. Dieser Hain ist den Heiden so heilig, daß sie die einzelnen vom Blut der Opfer befleckten Bäume für geweiht achten; daselbst sahe ein Christ, der mir solches erzählt hat, wohl siebzig Hunde neben menschlichen Leichnamen hangen." Gegen ein ähnliches, vielleicht minder grausames Fest ist das obige Verbot der Nimidas gerichtet. Ferner verbietet das Verzeichniß den Götterdienst auf Felsen, die Verehrung des Merkurius und Jupiter (d. i. Wodans und Thors), die Schlachtopfer bei den Gräbern der Heiligen, die Philacterien, Anhängsel von Metall, Holz oder anderm Stoff, welche hauptsächlich am Halse getragen wurden, um Unglück abzuwenden, und die Nestelbänder (Ligaturae) deren geheime Verknüpfung eine lähmende Wirkung auf entfernte Personen hervorbringen sollte; die Opferstätten an Quellen, die Wahrsagungen aus dem Mist der Vögel, Rosse und Rinder und aus dem Niesen, die Befragung der Wahrsager und Spruchsprecher, den abergläubischen Gebrauch des durch Reibung zweier Hölzer hervorgelockten Nothfeuers, die Befragung des Gehirns der Thiere, die heidnische Beobachtung des Feuers auf dem Heerde als eines Wahrzeichens, die Beachtung ungewisser für bezaubert gehaltener Stellen, die Feier des verfinsterten Mondes, wenn ihm Sieg über seine Feindin die Sonne zugerufen ward (vince luna), das Wettermachen, den abergläubischen Gebrauch der Trinkhörner und Schalen, vielleicht überhaupt solcher, welche nach alter Weise aus menschlichen Hirnschädeln gefertigt waren; das Ziehen zauberischer Furchen um die Meierhöfe, den heidnischen Wettlauf mit zerrißnen Gewändern und Schuhen, die willkührliche Verehrung Verstorbener, die aus Mehl gebacknen Götzenbilder (von denen die verschiedenen auf Kirchenfeste bezüglichen Formen der Backwerke, Martinshörner, Christwecken, Bretzeln ꝛc. herzuleiten sind;) die aus Kleidern gefertigten Götzenbilder, auch die Götzenbilder, die auf den Feldern herum getragen werden, das Aufhängen hölzerner Füße und Hände als Weihgeschenke; endlich den Aberglauben, daß die Heren dem Monde befehlen und lebendigen Menschen das Herz aus dem Leibe nehmen könnten. Ein Theil dieser damals verbotenen Gebräuche, z. B. die Weihgeschenke, das Herumtragen der Bilder ꝛc., ist nachmals in anderer Gestalt gebilligt worden.

Außer diesem Verzeichniß verbotener Gebräuche besitzen wir von der Synode zu Liptiná eine zum Behuf der Neubekehrten verfertigte Teufelsentsagung und ein Glaubensbekenntniß in deutscher Sprache, die zu den ältesten Denk-

mählern unserer Sprache gehören, und zugleich die Eigenthümlichkeit der fränkischen Mundart, bezeichnen, die sich damals zwischen der ober- und der niederdeutschen Sprechweise, wie die Franken selbst zwischen Allemannen und Sachsen, entwickelt hatte*).

Die Schlüsse einer dritten in Beiseyn des h. Bonifazius gehaltenen Versammlung, deren Jahrszahl sich jedoch nicht bestimmt angeben läßt, betreffen zum Theil weltliche Dinge, und bezeugen ganz deutlich, daß diese Versammlungen nicht ausschließlich geistlichen Angelegenheiten gewiedmet waren**). Wenn ein Kind an der Kirchthüre ausgesetzt und von einem Barmherzigen aufgenommen worden ist, soll der letztere eine Kundmachung aushängen; wird das Kind in zehn Tagen nicht eingefordert, mag er es behalten; steht nach dieser Zeit ein Verläumder gegen ihn auf, soll derselbe wie ein Mörder bestraft werden. Die Gläubigen sollen für ihre verstorbenen Freunde dreißig Tage lang fasten. Wöchnerinnen soll der Eintritt in die Kirchen nicht gewehrt werden. Geistliche sollen kein langes Haar tragen. Priester ihren Stand nicht verlassen ꝛc. Jeder Eid der Laien soll in der Kirche und auf Reliquien geschworen werden. Freigelaßne sollen gegen Freigebohrne kein Zeugniß ablegen. Umtausch gilt wie Kauf. Wer sich statt an den Bürgen an den Schuldner selbst hält, verliert an den erstern sein Recht. Einem falschen Münzer soll die Hand abgehauen werden ꝛc. Vermuthlich war es auch auf dieser Synode, wo Bonifaz die deutschen Bischöfe eine Acte unterzeichnen ließ, worin sie förmlich und feierlich dem römischen Stuhl beständigen Gehorsam gelobten***).

Neben diesen öffentlichen Beschäftigungen stand Bonifazius in einem unaufhörlichen Briefwechsel mit Rom, der größtentheils Anfragen

---

*) Abgedruckt in Eckhardts Hist. Franc. or. I. p. 440. Außerdem in Fürstenbergs Monumentis Paderb. Conringii de origine Iur. Germ. in Appendice ect.

Frage. Forsachistu Diabolâ?	Versagst du dem Teufel?
Antw. Ec forsacho Diabolâ.	Ich versage dem Teufel.
Fr. End allum Diabol-gelde?	Und aller Teufelsgesellschaft?
A. End ec forsacho allum Diabol-gelde.	Und ich versage aller Teufelsgesellschaft.
Fr. End allum Diaboln Werkum?	Und allen Teufelswerken?
A. End ec forsacho allum Diaboles Werkum und Wordum, Thunaer ende Woden end Sarn Ote ende allem them unholdum, the hira genotas sint.	Und ich versage allen Teufelswerken und Worten, dem Thor und Wodan und Saren Odin und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.
Fr. Gelobistu in Got almechtigan Fadaer?	Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?
A. Ec gelobo in Got almechtigan Fadaer.	Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.
Fr. Gelobistu in Christ Godes Suno?	Glaubst du an Christum, Gottes Sohn?
A. Ec gelobo in Christ Godes Suno.	Ich glaube an Christum, Gottes Sohn.
Fr. Gelobistu in halogan Gast?	Glaubst du an den heiligen Geist?
A. Ec gelobo in halogan Gast.	Ich glaube an den heiligen Geist.

**) Apud Baluzium p. 153.

***) Epist. Bonif. ad Cudbertum. in epist. p. 197.

und Antworten über Ketzereien, Kirchengebräuche, Synoden, erlaubte Speisen, Krankheiten, Steuergeben und altgermanische Sitten, deren Beibehaltung ihm verdächtig schien, enthält. Ein Priester in Baiern, der gar kein Latein verstand, hatte einst mit der Formel getauft: Baptizo te in nomine Patria et Filia et Spiritus Sancti. Bonifazius wollte dieses Fehlers wegen die Taufe wiederholt wissen; allein der römische Bischof belehrte ihn, daß, wenn die wesentliche Taufformel selbst von einem ketzerischen Geistlichen gebraucht worden wäre, keine neue Taufe, sondern nur die Auflegung der Hände zur Reinigung des Getauften nothwendig sey. Virgilius, der nachmals Bischof von Salzburg geworden, hatte gegen die Meinung der Kirchenväter, welche die Erde als eine ebene Scheibe sich dachten, gelehrt, sie sey kugelförmig, und es gebe unter derselben noch eine andere Welt und andere Menschen. Diesen verklagte Bonifazius in Rom; Zacharias verdammte, was spätere Zeiten als Wahrheit erkannt haben, und befahl, wenn Virgilius im Bekenntniß dieser ketzerischen Lehre verharre, ihn abzusetzen und wegzujagen. Ueberhaupt bezeugt dieser auch für die Sittengeschichte erhebliche Briefwechsel zwar überall die knechtische Abhängigkeit von den Aussprüchen des römischen Bischofs, in welche sich Bonifazius gesetzt hatte, aber auch auf der andern Seite die Reinheit seiner Gesinnung und seinen unerschrocknen Eifer für das Recht; selbst an dem hochverehrten römischen Stuhl rügte er die Uebertretung kirchlicher Gebote. Derselbe Mann, welcher erst in Rom anfrägt, ob die deutschen Christen Krähen, Dohlen, Störche, Hasen, wilde Pferde und Biber essen dürfen? wie bald nach der Schlachtung des Schweins der Speck gegessen werden dürfe? wie oft er das Kreutz bei Austheilung des Abendmahls machen müsse? ob die Slaven, die in christlichen Ländern wohnen, Steuern bezahlen sollen? — beschwert sich in einem Schreiben an Gregor III. über die ärgerlichen Auftritte, welche von Rom zu seiner und anderer Lehrer Beschämung erzählt würden, über die heidnischen Gebräuche, die man beim Anfange des Jahrs daselbst übe, über die daselbst gebräuchlichen Tänze, Zurufungen, schändlichen Gesänge und Gastereien, über die mit Ehebruch und Hurerei befleckten Bischöfe, welche der heilige Stuhl bestätigt habe. Dem Papst Zacharias wirft er mit dessen eigenen Worten vor, daß er die Kirchengesetze und die Lehren der Väter vernichte, und mit den Seinigen dadurch in die Sünde der Simonie verfalle, daß er sich für den bischöflichen Mantel Geld zahlen lasse. Beide Päpste suchten sich gegen diese Vorwürfe so gut als möglich zu rechtfertigen. Mit noch größerer Freimüthigkeit schrieb er an Fürsten.

(Die Fortsetzung des vierzehnten Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Erklärung des Kupfers.

Die Gothen vor Rom.

(408 nach Christi Geburt.)

Der Stadt Rom nahete endlich dasselbe Schicksal, welches sie so vielen Städten bereitet hatte. Einhundert und zwei und sechzig Jahre nach ihrer Erbauung, erschien das Lager des gothischen Königs Alarich vor den Mauern, welchen seit der Tarquinier Vertreibung nur bittende und gefesselte Könige nahe gekommen waren. Aber die Nachkommen des alten Heldenvolks waren feigherzige Bettler, oder bepurpurte Schwelger, die sich nach einigen Tagen der Einschließung keinen andern Rath wußten, als zwei vornehme Männer, Basilius und Johannes, hinauszuschicken, und mit dem gothischen Könige um seinen Abzug zu handeln. Sie sprachen von Roms unzählbarem Volke, dessen Verzweifelung er scheuen möchte; aber Alarich antwortete hohnlachend: Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen! Alles in der Stadt vorhandene Gold und Silber, alle kostbaren Geräthe, und alle Knechte barbarischer Herkunft waren der Preis, für welchen er Rom lassen wollte. Was bliebe uns dann? fragten die Boten, und der Sieger sprach: Euer Leben!



H. Grospitsch del. G. Boettger senior sc. 1876.

Die Gothen vor Rom, 408 nach Christi Geburt.

Der heilige Bonifazius,

(Fortsetzung des vierzehnten Kapitels.)

So strafte Bonifazius den Ethibald, König von Mercia, daß er mit Nonnen in Unzucht lebe. „Selbst die Heiden, schreibt er, ehren den Ehestand, und züchtigen Ehebrecher und Hurer. Im alten Sachsenlande wird eine Jungfrau, die ihr väterliches Haus entehrt, oder eine Ehefrau, welche die Treue bricht, entweder genöthigt, sich selbst zu erhenken, und über den Ort, wo sie verbrannt worden, auch ihr Verführer aufgehenkt; oder von einer Menge Weiber aus einem Gau in den andern gegeißelt, und mit Messern so lange gestochen, bis sie dem Tode nahe ist. Bei den Wenden aber, der schändlichsten und schlimmsten Gattung von Menschen, dauert die eheliche Liebe so unverbrüchlich fort, daß nur diejenige Wittwe gelobt wird, welche sich selbst das Leben nimmt, um zugleich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrannt zu werden."

Dergestalt ward Bonifazius durch die Begründung des Kirchenthums allmählig zugleich weltlicher Gesetzgeber der Franken; indeß fuhr er unabläßig fort, neue Klöster und Kirchen zu stiften. Unter diesen ist die Abtey zu Fulda vorzüglich berühmt geworden. Einer seiner Schüler, Namens Sturm, von Jugend auf von der Neigung zum einsamen Leben erfüllt, zog mit zwei Gefährten in den großen und rauhen Buchwald zwischen Thüringen und Hessen; daselbst bauten sie sich an einem Orte, wo nachmals das Kloster Hersfeld entstand, einige Hütten. Bonifazius aber hielt diesen Ort wegen der Nachbarschaft der streifenden Sachsen für zu gefährlich, und rieth seinem Schüler, sich tiefer im Innern des Waldes einen andern Platz zu erlesen. Sturm fand ihn endlich an dem Flusse Fulda in einer sehr wilden Gegend, welche Eichloch hieß, in dem Gau Grabfeld. Auf Bonifazens Fürsprache schenkte Karlmann den Ort und die umliegende Gegend zur Erbauung des Klosters, und auch die fränkischen Herren, die in der Nähe Besitzungen hatten, gaben Antheile von Land. So erstand in der Einsamkeit des fürchterlichen Waldes, der anfangs selbst den Schwärmer zurückgeschreckt hatte, ein großes Kloster, zu dessen erstem Abte Sturm gewählt ward *).

Die großen Verdienste des Bonifazius bewogen endlich die fränkischen Fürsten, ihm (im Jahre 745) einen beständigen Metropolitansitz anzuweisen. Die Stadt, welche dazu erkohren ward, war Mainz, damals noch Moguntia genannt, die schon in frühern Jahrhunderten eine bürgerliche, wahrscheinlich daher auch eine kirchliche Metropolis gewesen. Der Bischof dieser Stadt, Gerold, war, nach der Erzählung eines spätern Schriftstellers **), in einer Schlacht gegen die Sachsen gefallen; sein Sohn Gewilieb, der auch sein Nachfolger im Bisthum war, ließ sich dadurch nicht abschrecken, mit Karlmann ebenfalls wider die Sachsen zu ziehen. Als nun die Heere, durch die Weser getrennt, einander gegen-

*) Ums Jahr 744. **) Othlon. II. 37.

über standen, ließ Gewilieb durch einen Diener denjenigen Sachsen ausforschen, der seinen Vater getödtet hatte, lud denselben zu einer Unterredung mitten im Fluße, und durchbohrte ihn mit dem Schwerdte. Nach der Zeit, als Gewilieb in sein Bisthum zurückgekehrt war, klagte ihn Bonifazius auf einer Synode zu Soissons an, des Bisthums unwürdig zu seyn, weil er mit Stoßvögeln und Jagdhunden spiele und eine Mordthat begangen habe. Gewilieb unterwarf sich willig dem Urtheil, ward abgesetzt, und Bonifazius Bischof oder vielmehr Erzbischof von Mainz, und jenes alte, in den fränkischen Zeiten erloschene Metropolitanverhältniß seitdem wieder hergestellt.

Funfzehntes Kapitel.

Karl Martell und seine Söhne.

Während das in römische Formen gefaßte Christenthum im Osten immer weiter die Nacht der germanischen Wälder durchdrang, ward in Westen ganz Europa mit dem Schicksal bedroht, unter das Joch des Korans zu fallen, und statt des Kreutzes den Halbmond aufgerichtet zu sehen. Asiens eingeschlummerte Kraft war im siebenten Jahrhundert durch Mohammed geweckt worden. Zur Zeit, als im oströmischen Reiche sittliche Verderbniß und geistige Erschlaffung immer mehr überhand genommen, der Bilderdienst die Gestalt des Heidenthums erneuert, und theologisches Wortgezänke alles wahrhafte Gefühl der Religion verdrängt hatte, trat ein Mann voll Heldenkraft und Begeisterung in Arabiens Sandwüsten auf, und belebte den ermatteten Geist der Völker Asiens durch eine religiöse Gesetzgebung, die nun seit zwölf Jahrhunderten die Grundlage aller bürgerlichen Verfassung wie die Richtschnur der gesammten Weltansicht der morgenländischen Menschheit geblieben, und überhaupt das für das Morgenland geworden ist, was Christenthum und germanische Völkerwanderung für das Abendland wurden. Aber wie anders hat das Christenthum, wie anders der Islam gewirkt! Durch die christliche Kirche ist in Europa die Idee der Freiheit immer wach erhalten, das Feuer der Wissenschaft und der Kunst gepflegt, und selbst die roheste Barbarei zu edler Bildung umgeformt worden; dagegen sehen wir den Propheten des Islams durch die Lehre von der Einheit des Staats und der Kirche die Knechtschaft der Völker heiligen, aus Begeisterung für die Einheit und Unkörperlichkeit Gottes die Kunst als Götzendienerin ächten, aus Besorgniß für das unbezweifelte Ansehen des Religionsbuchs die Wissenschaft verdammen, die edelsten Völker in die Dumpfheit des Hochmuths und der müßigen Gleichgültigkeit stürzen, und so die Barbarei

Asiens auf unerschütterlichen Grundlagen befestigen. Dieses Schicksal schien auch für Europa bereitet zu seyn, als die Araber, nachdem sie im siebenten Jahrhundert Persien, Syrien, Kleinasien, Aegypten und die Nordküste von Afrika bezwungen hatten, zu Anfang des achten unter Tarik und Musa nach Spanien überschifften, und das von einem schwachen Könige beherrschte Gothenreich, zweihundert zwei und neunzig Jahre nach seiner Gründung (711), durch Eine Schlacht, mehr durch schlau benutzte Verräther, über den Haufen warfen. Die Gothen waren hinter den Pyrenäen entartet, Alarichs Nachfolger schlummerten auf dem Thron, der Städte Mauern waren zerfallen in Staub, die Jugend, fruchtlos des Ruhms der Vorfahren eingedenk, hatte des Kriegsgeistes und der Waffenübung vergessen, durch die sie ihn hätte bewahren sollen. Also schlug auf der pyrenäischen Halbinsel für sieben Jahrhunderte das Wesen der Araber Wurzel; obwohl lang zuvor, ehe diese Frist abgelaufen war, der nur gebeugte, nicht zerschmetterte Gothenstamm sich in erneueter Kraft von der Erde erhob. Indeß drangen nach Spaniens Unterjochung die Statthalter der Nachfolger des Propheten in Frankreich ein, um die den Gothen daselbst zustehenden Landschaften einzunehmen. Nicht zufrieden mit dem Besitz von Septimanien (Languedoc), kam Abderrhaman mit viermalhunderttausend Mann, und belagerte Arles. Umsonst eilte Eudo, Herzog von Aquitanien, der über das südwestliche Gallien fast unabhängig von dem Einfluß des Frankenfürsten herrschte, die bedrängte Stadt zu retten; er wurde geschlagen, und sahe bald auch Bordeaux verloren. Da flehte er ängstlich zu Karl Martell, dessen Hülfe er sonst wohl gemieden hatte, und dieser sah ein, daß nicht blos der Franken Herrschaft, sondern die Fortdauer der Christenheit auf dem Spiel stand. Darum bot er seine Franken auf, und zog mit ihnen über die Loire den Ungläubigen entgegen, die von Poitiers gegen Tours vorrückten, um daselbst den Schatz des h. Martinus zu rauben. Zwischen diesen beiden Städten trafen sich das christliche und das muselmännische Heer. In dieser blutigen Schlacht (732), in der von den Arabern um die Erfüllung der verheißnen Weltherrschaft, von Karl Martell und den Seinigen für den Glauben und die Sitte Europas gekämpft ward, fiel Abderrhaman, der die Araber führte, mit vielen Tausenden der Seinen durch das Schwerdt der Franken. Die übrigen entflohen in der Nacht; am Morgen fanden die Sieger das feindliche Lager so verlassen, daß sie anfangs der verdächtigen Stille mißtrauten. Der verhängnißvolle Sieg war vorzüglich durch die deutschen Austrasier erstritten worden [1]).

Indeß blieben auch nach der Schlacht bei Tours die Araber diesseits der Pyrenäen in Septimanien Herren, denn Karl konnte seinen Sieg nicht verfolgen, weil Unruhen in Burgund und in Friesland seine Kräfte zersplitterten. Fünf Jahre nachher rief Maurontius, ein burgundischer Herr, der sich nach dem Bei-

1) Sic gens Austriae, membrorum praeeminentia valida, et gens Germana, corde et corpore praestantissima, quasi in ictu oculi manu ferrea et pectore arduo Arabes extinxerunt. Fredegar.

spiel des Herzogs von Aquitanien zum Fürsten in der Provenze zu erheben suchte, die Araber als Bundesgenossen ins Land, und räumte ihnen die Städte Avignon und Vienne, so daß sie alles Land bis nach Lyon plündern konnten. Karl sandte zuerst seinen Bruder Hildebrand gegen sie; darauf, als dieser den Statthalter Okbah nach Avignon zurückgetrieben hatte, zog er selbst mit frischem Volk vor diese Stadt, belagerte sie mit Kriegsmaschinen, und ließ, als er sie mit Sturm genommen, alle darin befindlichen Araber niederhauen. Als Sieger durchzog er ganz Septimanien bis gen Narbonne, welches der Hauptwaffenplatz der Araber war. Indem er aber diese Stadt belagerte, setzte eine arabische Flotte ein Heer zum Entsatze ans Land. Karl eilte demselben mit einem Theile der Seinen entgegen, und erschlug es sammt seinem Anführer Amur an der Mündung des Flusses Berre. Seitdem eroberte er viele feste Städte Septimaniens, welche die Araber inne hatten, doch vermochte er Narbonne nicht zu bezwingen; daher ließ er die Thürme und Mauern der eroberten Städte abbrechen, um zu verhindern, daß die Feinde sich nicht wieder darin festsetzen möchten. Maurontius, der neue Versuche machte, mit Hülfe der Araber die unabhängige Herrschaft der Provenze zu behaupten, ward einige Jahre nachher genöthigt, in die Alpen zu flüchten. Also brachte Karl Martell durch Eroberung Septimaniens und gänzliche Bezwingung Burgunds die fränkische Herrschaft über Gallien zu ihrer Vollendung.

Während diesen Kriegsthaten Karls war der Schattenkönig Theoderich IV. gestorben, ohne daß der Fürst und Herzog der Franken für nöthig gehalten hätte, demselben einen Nachfolger zu ernennen. Karl betrachtete den Thron als erledigt; aber bei dem Widerstand, den er in allen Theilen des Reichs von den Großen erfuhr, mag er mit Recht Bedenken getragen haben, durch Annahme des Königsnamens auch die Aufmerksamkeit des Volks auf die im Stillen vollendete Staatsveränderung zu lenken; er starb, in größern Entwürfen unterbrochen, zu Quercy an der Oyse, im funfzigsten Jahre seines Alters (741), über die angemaßte Herrschaft vor seiner Zeit und der Nachwelt durch die Rettung des christlich-europäischen Wesens gegen den Einbruch koranisch-asiatischer Barbarei hinlänglich gerechtfertigt.

Kurz vor seinem Tode hatte Karl Martell mit Zuziehung der Großen das Reich unter seine drei Söhne getheilt; der erstgebohrne, Karlmann, erhielt Austrasien nebst Allemannien und Thüringen; der jüngere, Pipin, Neustrien nebst Burgund und der Provenze; der dritte, Gripho, den er mit der baierschen Prinzessin Sonichilde gezeugt hatte, sollte Antheile von Neustrien, Burgund und Austrasien haben. Weder Aquitanien noch Bojoarien kamen in die Theilung, sondern wurden als selbständige Fürstenthümer betrachtet. Da aber Gripho noch minderjährig, seine Mutter eine Ausländerin, und ihre Ehe mit Karl wegen naher Verwandschaft von der Geistlichkeit ungültig genannt worden war, stießen die ältern Brüder die väterliche Verordnung über den Haufen, nahmen den Gripho in Laon gefangen und setzten ihn auf die Burg Neuschloß (Neufchateau) im Ardennen-Wald. Darauf theilten sie ohne Gripho. Schon hatten die Aquitanier und die Allemannen um ihre

Unabhängigkeit erfolglos gestritten, jetzt erklärte der Baiersche Herzog Odilo, durch Sonichilden, deren Tochter Chiltrudis er geheirathet hatte, angeregt, und durch das Bündniß mit Theobald, dem Herzog der Allemannen, gestärkt, an die fränkischen Fürsten den Krieg. Diese, welche die Streifereien gegen die übrigen Völkerschaften mit ihrer gewöhnlichen Hausmacht ausgeführt hatten, boten gegen die vereinigten Baiern und Allemannen den allgemeinen Heerbann auf*). Am Lech standen sich beide Heere funfzehn Tage lange gegenüber: die Franken wagten es nicht, das jenseitige von ihren Feinden befestigte Ufer zu erstürmen. Da kam ein Presbyter, Sergius, der sich als päpstlicher Legat bei den Baiern befand, zu Pipin und Karlmann, und untersagte ihnen im Namen des apostolischen Stuhls den Angriff. Diese aber läugneten, daß er zu solchem Verbot beauftragt sey, und fertigten ihn ab. Indeß wurden die Baiern immer sichrer, und begannen schon zu spotten; aber unvermuthet gingen des Nachts die Franken an zwei Orten über den Fluß, und siegten durch Ueberfall. Theobald, der Allemanne, entrann (743); Herzog Odilo aber, der über den Inn geflohen war, überlieferte sich, als er fernern Widerstand unmöglich fand, der Gnade der Sieger. Diese führten ihn mit sich nach Austrasien, im folgenden Jahr aber gewährten sie Gnade, und gaben ihm, dem Gemahl ihrer Schwester, sein Herzogthum wieder. Der Gedemüthige war nun von den Franken abhängiger als sonst, doch ward an der bisherigen Verfassung des Herzogthums nichts geändert. Zu dem Priester Sergius, der am Tage nach der Schlacht gefangen vor den Sieger geführt wurde, sprach Pipin: „Herr Sergius, jetzt sehen wir, daß der heilige Apostel Petrus aus deinem Munde nicht spricht. Wir haben uns dem Gottesurtheile nicht entzogen, und der Apostel hat uns geholfen. Darum erkenne, daß unsere Sache gerecht ist, und Bojoarien zum Reiche der Franken gehört!"

Diese Unruhen im östlichen Reichstheile waren vermuthlich des Bewegungsgrund, durch den sich Pipin bestimmen ließ, den seit mehrern Jahren erledigten Königsthron in Neustrien wieder zu besetzen: er konnte ohne König den Heerbann nicht aufbieten, und vielleicht nicht ohne Gefahr vor den eigenen Franken die empörten Allemannen, Baiern und Sachsen bekämpfen. Der Schattenkönig, den er aufstellte, hieß Childerich II. (746).

Nach einigen Jahren ward Karlmann der weltlichen Herrlichkeit müde, und faßte, wie vor ihm mehrere angelsächsische Könige, wie kürzlich erst der Herzog von Aquitanien, und bald nachher der Longobardenkönig Rachis, den Entschluß, den Fürstenmantel mit dem Mönchskleide zu vertauschen, und aus dem Geräusch der Herrschaft in stille Klostermauern zu fliehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch solche Selbstverläugnung altes, von seinem Hause begangenes Unrecht abzubüßen dachte. Also übertrug er das Reich Austrasien seinem Bruder Pipin, zog gen Rom, ließ sich das Haar abschneiden, und ward vom Papst Zacharias zum Geistlichen geweiht; von da ging er in das

*) Fredegar c. 112. Compulsi sunt, generalem cum Francis admovere in Bojoariam exercitum.

Kloster St. Sylvesters auf dem Berge Soracte; endlich wurde er Mönch im Benedictinerkloster auf dem Berge Cassino in Samnium. Von seinem Sohne Drogo, welchen er der oheimlichen Vorsorge Pipins empfahl, hört man nichts weiter; aber sein Stiefbruder Gripho, der auf seine Fürsprache die Freiheit und zur Entschädigung für sein Erbe Güter in Thüringen erhalten hatte, wurde durch den Gedanken, daß Pipin das ganze Reich allein besitzen solle, so verstimmt, daß er mit einem starken Anhang zu den Sachsen entwich, und in Gemeinschaft mit diesen dem Frankenfürsten den Gehorsam aufsagte; auch die übrigen Herzoge der deutschen Lande waren mit ihm im Verständniß. Dieser großen Gefahr kam Pipin durch seine Schnelligkeit zuvor. Er brachte von der einen Seite die Friesen, von der andern die Wenden gegen die Sachsen in Waffen, und warf sich selbst mit solcher Uebermacht auf sie, daß sie um Frieden baten, und die Abtragung des alten Tributs von Neuem gelobten. Gripho aber ging nach Baiern, wo Herzog Odilo gestorben war, und seinen Sohn Tassilo unmündig hinterlassen hatte. Da Gripho von mütterlicher Seite ein Agilolfinger war, und unter den Großen des Landes eine mächtige Parthei besitzen mochte, gelang es ihm, sich mit Hülfe des Allemannischen Herzogs Landfried von den Baiern zum Herzog wählen zu lassen. Aber auf dieser bedeutenden Stelle konnte Pipin seinen erklärten Gegner nicht dulden; er eilte unmittelbar aus dem verheerten Sachsenlande gegen die Baiern. Diese zogen sich über den Inn, lieferten aber, als Pipin Anstalten traf, ihnen über den Fluß zu folgen, ihren neuen Herzog aus. Pipin nahm diesen nebst Landfried und Switgar, seinen vornehmsten Anführern, mit sich, nachdem er das baiersche Land dem rechtmäßigen Erben Tassilo als fränkisches Lehn (per beneficium) überlassen hatte; nach erreichter Volljährigkeit legte Tassilo auf einem Hoftage zu Compiegne den Vasalleneid ab (757). Allemannien blieb ohne Herzog, und ward an Grafen vertheilt, die der König berief, Gripho mit Gütern und der Stadt Mans in Neustrien versorgt, wo er in der Folge neue Unruhen stiftete, in denen er umkam. Desgleichen ward Theoderich, Heerführer der Sachsen, der sich trotz der angelobten Treue von Neuem empört hatte, in der Festung Hochsigburg gefangen, und nach Franken geführt.

Nach dieser Befestigung des fränkischen Reichs glaubte Pipin, die Zeit sey gekommen, die Macht seines Hauses auf der unerschütterlichen Grundlage des geheiligten Rechts, den in der altgermanischen Verfassung herrschenden Begriffen gemäß, zu begründen. In dieser Absicht beschloß er, die Königswürde der Merwinger nicht blos erlöschen zu lassen, wie schon sein Vater gethan hatte, sondern dieselbe in seiner Person mit dem Herzogthum zu vereinigen und gleichsam zu erneuern. Die Ausführung dieses Entschlusses war nicht blos für den fränkischen Staat, sondern für das gesammte christlich-germanische Europa von den wichtigsten Folgen, indem bei dieser Gelegenheit neue Verhältnisse zwischen dem Staat und der Kirche entstanden, die dem ganzen bisherigen Wesen eine sehr veränderte Gestalt gaben.

Sechzehntes Kapitel.

Pipin, König der Franken.

Das bisherige Verhältniß der Mervinger und Karolinger findet seinen Schlüssel in dem altgermanischen Grundsatz, nach welchem Könige aus uralten Fürstengeschlechtern, Herzoge aber nach dem Bedürfniß der Zeit und nach dem Verdienste der Männer gesetzt wurden [1]). Jene gehörten dem Volke, diese den Kriegsleuten; jene waren priesterliche Vorsitzer der Versammlung und geheiligte Anführer der Heerbanns, diese geschickte und glückliche Fürsten der Kriegsschaar. Chlodowich und seine ersten Nachfolger hatten Königthum und Herzogthum in ihrer Person vereinigt, aber das letztere weit mehr als das erstere geltend gemacht; wie das Ansehen der Volksgemeinde fiel, war auch die Königswürde immer mehr in Schatten getreten. Als nun die spätern Mervinger die Gunst ihrer Leudes, die sie in die Rechte des Volks gebracht hatten, durch ihre Neigung zum gallisch-romanischen Wesen verloren, erhoben zuerst die Austrasier nach althergebrachter Weise Herzoge, die ihnen besser als die Mervinger gefielen. Indeß hatte Pipin von Heristall den Plan, die Rechte des Volks wieder zu erwecken, und die Macht desselben zum Gegengewicht gegen die Anmaßung der Leudes zu gebrauchen, vor welcher ihm jetzt selber erbangte; darum ließ er den Schein des Königthums dauern, da derselbe zugleich seiner Gewalt einige Rechtmäßigkeit lieh, und die Unzufriedenheit derer beschwichtigte, die zu stolz waren, einem ihres Gleichen zu dienen. Erst Karl Martell, vom Glanz vieler Siege umstrahlt, wagte es, ohne König zu herrschen; aber Pipin, durch die Gefahren, denen er kaum durch sein gutes Glück entging, über die Nothwendigkeit des Königthums belehrt, setzte von Neuem einen Mervinger auf den Thron. Ein Fürst und Herzog der Franken war, was vor Diocletian und Constantin ein römischer Kaiser, der Anführer des Heers und der erste Beamte des Kriegsstaats, den keine geheiligten Rechte mit dem Volke verbanden. Es kam jetzt darauf an, entweder die altgermanische Verfassung gänzlich untergehen und die Leudes werden zu lassen, was einst die Legionen gewesen, oder zu versuchen, ob das Königthum wiederum mit dem Herzogthume verbunden, und durch bessere Grundsätze befestigt werden könnte, als die frühzeitig entarteten Mervinger beobachtet hatten. Diesen Versuch durch den letzten und schwächlichen Sprößling des Mervingischen Hauses selbst anstellen zu lassen, wäre ein lächerliches Unternehmen gewesen; es bedurfte dazu eines Mannes, der die Verhältnisse der Zeit zu übersehen und zu beherrschen verstand. Eben so wenig mochte Pipin den Schatteninhaber des Throns verschwinden lassen, und sich nun ohne Umstände und großes Geräusch an dessen Stelle setzen; der Regierungswechsel mußte eben auf eine recht auffallende Weise bewerkstelligt, und

[1]) Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt. Tacit.

das königliche Recht feierlich, vor den Augen der Leudes und des Volks, auf den Stamm der bisherigen Herzoge übergetragen werden, wenn Pipin seine wahre Absicht erreichen sollte. Was gewöhnlich für ein leeres Gaukelspiel gehalten wird, war die Errichtung des germanisch-europäischen Königthums auf der Grundlage der christlichen Kirche. Ueber ein Jahrtausend steht dieser Bau, und trotzt, obwohl seit zwei Jahrhunderten in seinen Grundfesten erschüttert, noch immer allen wohl- oder übelgemeinten Versuchen der Zerstörung und neuen Gestaltung.

Dieses Unternehmen Pipins wurde vollendet mit Hülfe des römischen Stuhls, der dadurch selber in ein anderes und bedeutenderes Verhältniß zu dem ersten Staate des Abendlands, bald zu der gesammten abendländischen Christenheit trat. Der Thron der Karolinger und der Stuhl der Nachfolger des Apostels haben sich gegenseitig zur Stütze gedient.

Seit dem dritten Jahrhundert hatte der Bischof von Rom allmählig den ersten Rang unter allen christlichen Bischöfen angesprochen, und in dem der römischen Herrschaft unterworfenen Abendlande wirklich behauptet; im Morgenlande wurde ihm derselbe durch die Patriarchen von Constantinopel streitig gemacht. Es begehrten aber die Päpste (so nannten sie sich vorzugsweise seit den Zeiten der Gothen, mit einem Namen, den sonst auch andere Bischöfe führten,) als ob auf ihrer Stadt ein Herrscherrecht hafte, nicht nur den Vorrang, sondern auch die Oberaufsicht und das Oberrichteramt der gesammten christlichen Kirche zu besitzen, also, daß alle Streitsachen in derselben ihnen zur Entscheidung vorgelegt werden müßten; ein Anspruch, der indeß weder allgemein eingeräumt, noch durch irgend einen rechtskräftigen Titel bewiesen wurde. Dabei standen diese Bischöfe in einem völligen Unterthanenverhältniß zu dem Kaiser von Constantinopel, unter dessen Hoheit sie seit dem Sturze des gothischen Königreichs zurückgekehrt waren. Bis über das siebente Jahrhundert hinaus dauerte diese griechische Herrschaft über das Herzogthum Rom und die Provinzen Italiens, in welchen die römische Kirche ihre meisten Patrimonien hatte, Apulien, Calabrien, Sizilien, während schon das übrige Italien in die Hände der Longobarden gefallen war. Von ihren Gütern bezahlten die Päpste Tribut und Schutzgeld an den Kaiser, dessen Bestätigung ihrer durch das Volk und die Geistlichkeit geschehenen Wahl erst Gültigkeit gab; mehrere Päpste, die sich des Gehorsams weigerten, wurden auf Befehl des Hofes als Staatsverbrecher nach Constantinopel gebracht.

Indeß geschah es in der Verwirrung, in welche Italien mit dem Einbruch der Longobarden gerieth, und bei der immer sichtbarer werdenden Ohnmacht der Griechen, daß die Päpste, besonders Gregor I., an der Spitze der Landbesitzer und römischen Einwohner die Vertheidigung des von seinem Kaiser verlaßnen Italiens, durch Waffen weniger als durch Unterhandlung, zu führen begannen. Ohnehin hatten sie in Rom seit der Entfernung des Hofes großen Einfluß auf das Volk gehabt, jetzt wurden sie als Retter und Schutzengel gegen der Longobarden Uebermacht verehrt, und in der That ist es nur aus Rücksicht auf die Päpste erklärbar, daß das ganz wehrlose Rom nicht eine Beute der Eroberer Italiens wurde. Wir erinnern uns

hier, wie schon Leo der Große durch kühne Fürbitte Rom vor Attila und Genserich gerettet hatte.

In diesen Zeiten, wo das Kaiserthum entfernt und gelähmt, Rom aber sich und dem Papst überlassen war, gab die durch die bilderstürmenden Kaiser erregte Kirchenstreitigkeit Gelegenheit zur völligen Trennung zwischen Rom und Byzanz. Die Verehrung der in den Kirchen anfänglich zur Ermunterung der Andacht aufgestellten Bilder war im Morgenlande allmählig zu so abgöttischer Anbetung entartet, daß die Christen von den Mohammedanern Götzendiener gescholten wurden, und die Anhänger des arabischen Propheten mit scheinbarem Recht behaupten konnten, die Sache des wahrhaften, nicht von Händen gemachten Gottes gegen die Anbeter menschlicher Gebilde zu führen. Die Gottheit selbst schien zu Anfang des achten Jahrhunderts durch den Erfolg ihr Urtheil zu sprechen, und im Untergange der asiatischen Kirche ihr Mißfallen an dem heidnisch-christlichen Dienste derselben, im Triumph des Korans ihre Billigung der unbildlichen Verehrungsweise darzuthun, die Mohammed aus eigner Ueberzeugung und aus den Religionsbüchern des Juden- und Christenthums geschöpft hatte. Kaiser Leo, der Isaurier, beschloß, dieses Aergerniß zu heben, und die christliche Kirche von dem Vorwurf der Bilderanbetung zu befreien. Dieser kriegerische Bauer auf dem Thron hatte in früher Jugend, vielleicht im Umgange mit Juden und Arabern, einen tödlichen Haß gegen die Bilder eingesogen, und hielt es für Fürstenpflicht, seinen Unterthanen die Vorschriften des eignen Gewissens aufzudringen. Verblendet durch den Mißbrauch, der mit den bildlichen Darstellungen religiöser Gegenstände getrieben ward, und bei dem Mangel geistiger Ausbildung unfähig, den Mißbrauch von Gebrauch zu unterscheiden, und das von der Kirche begünstigte Bilderwesen einer tiefern Prüfung zu unterwerfen, meinte er das Christenthum zu reinigen, indem er die Bilder Christi, der Jungfrau und der Heiligen zerbrechen, oder, wenn sie an die Wände gemalt waren, mit glänzenden Farben überstreichen, und überhaupt alles vernichten ließ, was auf dem Wege der Anschauung das Gemüth anzuregen bestimmt war. Der Widerstand des Volks und der Mönche, den dieser Verbesserungsplan des Kaisers fand, und die offnen Empörungen, die durch denselben aufgereitzt wurden, weckten in ihm und seinen Nachfolgern eine erbitterte Verfolgungssucht gegen die Anhänger der Bilder, und mit barbarischer Zerstörungswuth wurden nach und nach im morgenländischen Kaiserthum zahllose Denkmähler der Frömmigkeit vertilgt, und die Kunst selbst, wie von Mahommed, als Götzendienerin geächtet. Als nun diese Befehle eines rohen Kriegsmanns auch in Italien vollstreckt werden sollten, widersetzte sich Papst Gregor II. einem Unternehmen, dessen Ausführung der christlichen Kirche eines ihrer wirksamsten Mittel geraubt haben würde, die Gemüther der Menschen für die Ahnung des Unendlichen und Göttlichen zu stimmen. Hätte die Bildstürmerei obgesiegt, so würden nach der in ihr vorherrschenden Ansicht nicht blos die Künste der Malerei und Bildnerei, sondern wohl die Kunst überhaupt, vielleicht auch die Litteratur, untergegangen, und der europäischen

Menschheit, wie den Asiaten durch den Islam, das gesammte Reich der Schönheit verschlossen worden seyn, dessen Zugang nur durch die abendländische Kirche offen erhalten worden ist. Gregor hatte aber zunächst den Glauben und das Bedürfniß der Völker vor Augen, als er in zwei heftigen Briefen dem Kaiser seinen Widerspruch ankündigte, und ihn über den Irrthum zurecht wies, als ob die Bilder und nicht die darunter vorgestellten Personen von den Christen verehrt würden. „Du beschuldigst, schreibt er ihm, Rechtgläubige des Götzendienstes, und verräthst doch nur deine eigne Unwissenheit über die ersten Grundlinien der heiligen Schrift. Selbst im alten Bunde, wo doch der Hang des jüdischen Volks zur Abgötterei und die Reitze des Heidenthums zu bekämpfen waren, befahl Gott seinem Knechte Moses die Verfertigung bildliche Gegenstände, der Cherubim und Seraphim und der kostbaren Tempelgeräthe, zu seiner Verherrlichung; er selbst aber konnte nicht dargestellt werden, weil er sich den Menschen in keiner Gestalt geoffenbaret hatte. Seit aber aus Erbarmniß über das Menschengeschlecht der ewige Sohn Fleisch geworden, und sichtbarlich auf Erden gewandelt, seit die Apostel und Heiligen, und ein ganzes Geschlecht ihn geschaut, warum sollten die spätern Geschlechter der Menschen der Tröstung seines heiligen Angesichts und seines Kreutzes entbehren? Wenn wir den Vater unsers Herrn nicht bilden und malen, so geschieht dies, weil wir ihn nicht gesehen haben, und Gottes Wesen nicht abgebildet und abgemalt werden kann; hätten wir ihn gesehen und erkannt wie seinen Sohn, so würden wir ihn auch abbilden und malen, und du würdest noch mehr Gelegenheit haben, uns Heiden und Abgötter zu schelten. Wahrlich, nicht Steine und Wände und Bilder beten wir an, wie du uns beschuldigst, sondern diese Gegenstände sind da, unser Gedächtniß zu erwecken, unsern dumpfen Sinn aufzuregen, und durch Betrachtung derer, die in ihnen vorgestellt werden, empor zum Himmel zu heben. Kämest du in unsere Leseschulen und thätest dich als einen Feind und Zerstörer der Bilder kund, so würden die einfältigen und frommen Kindlein dir ihre Tafeln und Fibeln an den Kopf werfen, und der, welcher von den Verständigen und Weisen sich nicht belehren lassen will, würde es von den Unverständigen und Unweisen werden." *)

Leo beantwortete diese kühne Sprache mit Einziehung der päpstlichen Güter in Sizilien und mit einem an seinen Statthalter in Rom erlaßnen Befehl, den kühnen Bischof zu verhaften, und gefangen nach Constantinopel zu senden. Aber mehrere Versuche, diesem Befehl mit List oder mit Gewalt Genüge zu leisten, und den Papst der Freiheit oder gar des Lebens zu berauben, mißglückten, und beförderten nur die offne Empörung der Römer und Italiener gegen den Feind ihres Gottesdienstes. Der kaiserliche Statthalter wurde aus Rom verjagt, Leos Bildsäule zertrümmert, der Geldertrag des Landes, der nach Constantinopel geschickt werden sollte, zurück gehalten, und zuletzt sogar Ravenna, der Sitz des Exarchen,

*) Die beiden Briefe Gregors stehen lateinisch und griechisch im Baronius (tom. IX. S. 69.)

mit longobardischer Hülfe der griechischen Herrschaft entrissen. Aber diese Einmengung der germanischen Herren der größern Hälfte Italiens brachte den Papst zur Besonnenheit zurück, und machte ihn auf die größere Gefahr aufmerksam, unter das Joch der nähern Ketzer zu fallen. Obgleich er daher über die Bilderstürmer den Kirchenbann ausgesprochen hatte, ermunterte er doch die Venezianer, die dem Reiche noch anhingen, Ravenna für den Kaiser wieder zu erobern. Dies gelang, und diese Stadt wurde daher von Neuem Wohnsitz des griechischen Statthalters, dessen Macht indeß nicht im Stande war, die kirchlichen Befehle seines Herrn auch nur in den Ringmauern seiner Festung geltend zu machen. Auch in Rom ward der Name der kaiserlichen Herrschaft beibehalten, die Zeitbestimmung der öffentlichen Verordnungen nach den Regierungsjahren der Kaiser angesetzt, und der stürmische Plan der Italiener, dem byzantinischen Tyrannen den Gehorsam aufzukündigen und einen andern Kaiser zu wählen, durch die Klugheit des Papstes, der keinen neuen und nahen Herrn haben wollte, selbst widerrathen. In der That war damals Rom nach dem ungeheuersten Wechsel des Schicksals, der Macht und der Verfassung, wiederum ein Freistaat geworden, fast mit derselben Gebietsbeschränkung, von welcher der erste Freistaat Rom den Kampf mit seinen Nachbarn begonnen hatte. Der Gott Terminus, der heilige Grenzhüter, war allmählig vom Ozean, vom Rhein, von der Donau und vom Euphrat auf sein altes Gebiet an der Tiber zurückgewichen. Der Name römischer Senat und Volk lebte wieder auf, man wählte Richter für den Frieden und Anführer für den Krieg, man versammelte sich zu Berathschlagungen, und man hätte sich des Gedankens erfreuen können, daß das ewige Rom die Kaisermacht, von der es unterdrückt und dann verlassen worden war, überlebt habe, wenn nicht diese stolze Freude durch die demüthigende Vergleichung zwischen dem ehemaligen und jetzigen Zustande gehemmt worden wäre. Die Bevölkerung Roms bestand aus dem schwachen Ueberreste eines Geschlechts von Sklaven und Fremden, die in den Zeiten der innern und äußern Bedrängniß die Wohnstätte der alten Weltgebieter eingenommen hatten, ein armseeliger Haufe, dem die jetzigen germanischen Herren des ehemaligen Römerreichs eine Verachtung empfinden ließen, die nur durch das geistliche Ansehen, welches zu derselben Zeit der an der Spitze des Freistaats stehende römische Bischof genoß, gemäßigt wurde. Aber auch von wirklichen Gefahren war dieser verlaßne Freistaat bedroht. Die Longobarden, schon Herren des größten Theils von Italien, gingen auf Vollendung ihrer angefangenen Eroberung aus, und trachteten unaufhörlich, Rom und sein Gebiet, welches ihre Herrschaft über Ober- und Unteritalien schied, zu unterwerfen. Nachdem König Luitprand anfänglich die Sache des Papstes gegen den griechischen Exarchen unterstützt, am Thore des Vatikans den Papst Gregor II. andachtsvoll begrüßt, und auf dem Grabe des Apostels seine Waffenrüstung und seine Krone niedergelegt hatte, wurde er durch die Doppelseitigkeit des römischen Stuhls, der das Gleichgewicht beider Partheien erhalten wollte, zu Feindseeligkeiten gegen das Herzogthum (mit diesem Namen wurde damals das

römische Gebiet bezeichnet,) gereißt. In dieser Verlegenheit machte Gregor III. einen Versuch, den Beistand des fränkischen Fürsten Karl Martell zu gewinnen. Er schickte an denselben durch eigne Gesandte zwei Briefe, (739 und 740. beide Briefe bei Baronius,) in welchen er ihn bei dem lebendigen und wahrhaftigen Gotte und den geheiligten Schlüsseln St. Peters beschwor, die Kirche zu retten, und die Freundschaft des Königs der Longobarden der Liebe des Fürsten der Apostel nicht vorzuziehen. Diesen Bitten mehr Gewicht zu geben, begleitete er dieselben mit einem Beschluß des römischen Adels, durch welchen sich Rom unter den Schutz „des mächtigen und gnädigen Karls, jedoch mit Vorbehalt der kaiserlichen Herrschaft" begab. Indeß wurde Karl durch seine anderweitigen Angelegenheiten und durch sein Bündniß mit Luitprand, der ihm gegen die Sarazenen bedeutende Dienste geleistet hatte, gehindert, sich in diese Geschichten anders als höchstens durch eine unwirksame Vermittelung zu mischen; ohngeachtet der Kirchenschriftsteller Baronius die Gültigkeit dieser Gründe erkennt, so verfehlt er doch nicht, den bald darauf erfolgten Tod des Helden als muthmaßliche Strafe dieser Zögerung vorzustellen, weil ein Krieg für die Kirche jede andere Rücksicht beseitigt haben sollte.

Glücklicher als Gregor war sein Nachfolger Zacharias. Es gelang ihm, den longobardischen König zu versöhnen, und auf einer Zusammenkunft zu Turin, auf der sich Luitprand sehr demüthig erwies, sowohl die dem römischen Gebiet entrißnen Städte als die der Kirche schon vor vielen Jahren entzogenen Güter wieder zu erhalten. Folgenreicher aber war die Verbindung, in welche er mit Karl Martells Sohn und Nachfolger Pipin trat, als derselbe seine Thronbesteigung durch das Urtheil der Kirche zu heiligen beschloß.

Der alte Zusammenhang der gallischen Kirche mit dem römischen Stuhle war zerrissen worden, seit Gallien aufgehört hatte, eine römische Provinz zu seyn; desto unbedingter erkannten die austrasischen oder eigentlich deutschen Völkerschaften die geistliche Oberhoheit des Bischofs an, durch dessen Abgesandte sie zum Christenthum bekehrt worden waren. Hatte doch Bonifazius auf einer Kirchenversammlung die gesammte deutsche Geistlichkeit eine Acte unterzeichnen lassen, worin sie völlige Unterwerfung unter die Befehle des h. Peters und seines Statthalters gelobte! Die Völker selbst aber fanden sich um so geneigter, dem fernen Oberpriester in Rom ein oberstes Richteramt auch in weltlichen Angelegenheiten beizumessen, je mehr sie durch die Erinnerungen der altgermanischen Verfassung an ein dergleichen Verhältniß des Priesterthums gewöhnt waren. Auch im alten Germanien hatten über das Höchste die Priester entschieden.

Von dieser Ansicht geleitet brachte es Pipin auf einer Versammlung der Franken dahin, daß der Bischof Burchard von Würzburg und der Kaplan Fulrad (751) gen Rom mit der Frage gesandt wurden: „ob derjenige mit Recht König heiße, welcher sorglos daheim sitze, oder derjenige, welcher die Last des Reichs und aller Staatsgeschäfte zu tragen habe?" Die Antwort lautete: „es sey besser, daß derjenige König heiße, auf dem die Regierung beruhe." Auf dieses ward, wie Pipin längst beschlossen haben

mochte, König Childerich III. seines langen Haarschmucks beraubt, und in das Kloster Sithieu, zuletzt St. Bertin zu St. Omer, geschickt, wo er einige Jahre nachher in derselben Dunkelheit, in welcher er sein Leben zugebracht hatte, starb. In gleicher Dunkelheit mußte sein Sohn Theoderich seine Tage im Kloster zu Fontenelle in der Normandie verleben. Also endigte das Haus der Mervinger, ehe noch dreihundert Jahre vergangen waren, seit Chlodowich durch drei glänzende Siege die Macht seines Volks in Gallien, und durch größere Verbrechen die Alleinherrschaft seines Stammes begründet hatte. Pipin aber ward zu Soissons, (denn dahin hatte er die Versammlung der Franken gerufen), (752), nach alter Weise auf dem Schilde erhoben und herumgetragen, darauf mit seiner Gemahlin Bertha, einer Frau männlichen Geistes, auf den Thron gesetzt, und endlich vom Erzbischof Bonifazius, der sich nebst vielen andern Bischöfen eingefunden hatte, zum Könige gesalbt. Diese, von den Mervingern nicht beachtete, eigentlich aus dem alten Testament entlehnte Feierlichkeit, gab ihm in den Augen des Volks das Ansehen höherer Weihe, und ward hinfort von seinen Nachfolgern nicht vergessen. Die Könige meinten nun nicht mehr durch die Wahl des Volks, sondern durch die Gnade Gottes zu herrschen. Also gelang den Pipiniden, was dem großen Constantin für die Dauer mißlungen war, und das altgermanische Königthum ward mit der christlichen Kirche innig und dauerhaft verschmolzen.

In demselben Jahre ward der römische Stuhl durch das Absterben des guten Papstes Zacharias erledigt. Kurz vor seinem Tode war derselbe mit seiner Geistlichkeit und vielen vornehmen Römern in das vor Perugia stehende Lager der Longobarden gezogen, und hatte den König Rachis, Luitprands Nachfolger, durch eindringende Beredsamkeit also gerührt, daß derselbe die Belagerung aufhob, und wenige Tage nachher mit seiner Gemahlin und seinen Kindern ins Kloster trat. An dieses Papsts Stelle ward Stephanus III. gewählt, auf Rachisen aber folgte im Longbardenreiche sein Bruder Aistulph, ein Fürst von größerer Eroberungsgier und geringerer Gottesfurcht als seine Vorgänger. Dieser beendigte die griechische Herrschaft in Oberitalien durch Eroberung der Städte Ravenna, Comacchio und Ferrara, und erschreckte die Römer, von denen er Steuern forderte, durch seine annähernde Macht (752). In dieser Noth sandte Stephanus an den König der Franken; da aber dieser von den Beschlüssen seiner Leudes und Märzversammlung abhängig war, und erst spät helfen konnte, sandte Stephanus auch an den griechischen Kaiser, Leos Sohn, Constantin Kopronymus, der Ketzerei des Bildersturms vergessend, deren Hauptgönner dieser Fürst gescholten ward; an K. Aistulph aber schickte er Boten mit Geschenken und demüthigen Bitten. Zu Rom hielt er alle Sonnabende große Bußaufzüge mit dem Volke, barfuß, Asche auf seinem Haupte, ein uraltes Bild Jesu Christi auf seinen Schultern; den Friedensvertrag, welchen die Longobarden gebrochen, ließ er an ein Kreutz geheftet herumtragen. Als nun K. Aistulph die Geistlichen, welche der Papst an ihn gesendet, in ihre Klöster zurückschickte, mit dem harten Gebot, nicht nach Rom zu gehen; als die Gesandten von

Constantinopel ohne Trost wiederkehrten, mit dem Auftrage an den Papst, der Rom gerettet haben wollte, „er solle Ravenna und das Exarchat wiedergewinnen," beruhte alle Hoffnung auf dem Beistande der Franken. Daher schrieb er zwei Briefe, einen an den König, den andern an die Herzoge, Grafen, Hauptleute und alles Volk der Franken, und bat um Hülfe wider die Longobarden. „Eilet, bittet und beschwört in dem letztern der heilige Apostel, als wenn er selbst gegenwärtig wäre, „eilet und helfet meiner Kirche und der heiligen Stadt Rom, die mir Christus übergeben hat, daß sie nicht von Feinden zerfleischet werde, und eure Seelen und Leiber dafür in Flammen Strafe leiden müssen. Auch unsere Frau, die Mutter Gottes und beständige Jungfrau Maria, beschwört euch mit mir, und befiehlt es euch, so wie auch die Thronen und Herrschaften und das ganze himmlische Heer nebst allen Märtyrern und Heiligen. Dafür wollen wir euch in allem beistehen, was ihr von mir bittet, wie ich euch schon den Sieg über die Feinde der Kirche verschafft habe."

Auf dieses sandte Pipin den Bischof Chrodegang und den Herzog Anthgarius an den Papst, und ließ ihn einladen, nach Frankreich zu kommen; denn er erwartete, seine Gegenwart werde die Franken gewinnen. In der Mitte des Octobers brach Stephanus, seine Krankheit nicht achtend, mit einem großen Gefolge geistlicher und weltlicher Herrn nach den Alpen auf. In Pavia hoffte er den longobardischen König noch zu bewegen, dieser aber wies alle Anträge ab, und wollte sogar die Reise ihm wehren; doch ließ er ihn, aus Unentschlossenheit und Furcht vor den fränkischen Gesandten, endlich ziehen. Zwar besann er sich nachher noch anders, aber Stephanus war geeilt, und schon über die Gebürge außer dem Gebiete der Longobarden. Im Lande Wallis wurde er von einem fränkischen Herzoge empfangen. Von Pont-Yon gingen ihm Pipin mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen entgegen, zugleich alle Großen, viele tausend Menschen aus allen fränkischen Provinzen, da sie berichtet wurden, daß, zum erstenmal seit Gründung der Kirche, der oberste Seelsorger und Hirt aller Christen über die Alpen gezogen sey, um die Franken zum Schutz der Gräber der Apostel zu rufen. Als der König seiner ansichtig ward, stieg er vom Pferde, leitete den Papst an dem seinigen und führte ihn in den Pallast *). Diese Ehrenbezeugung erhielt Stephanus, ohne sie zu verlangen, nicht nach römischer, sondern nach germanischer Sitte, nach welcher es selbst die Edelsten nicht verschmähten, dem, den sie für höher erkannten, persönliche Dienste zu erweisen. Am andern Morgen aber warf sich der Papst nebst den Prälaten, die ihn begleiteten, in Bußkleidern zu Pipins Füßen, flehte bei Gottes Barmherzigkeit um Hülfe gegen die Wuth der Longobarden, und stand nicht eher auf, als bis ihn Pipin dieselbe zugesagt hatte. Darauf zogen sie gen Paris; zu St. Denis wiederholte der Papst die schon vom h. Bonifaz verrichtete Salbung und Krönung des Königs und der Königin, als ob diese Handlung, durch die Hand des Oberbischofs

*) Anastasius.

der Christenheit gethan, gewichtiger sey; desgleichen salbte und krönte er auch Pipins Söhne Karl und Karlmann zu Königen, und übertrug Allen dreien, im Namen des römischen Senats und Volks, das Patrizіat als einen Schatten oder ein Vorbild des weströmischen Reichs. Noch ermahnte der Papst die Franken besonders, in der Treue gegen diesen neuen König und sein Geschlecht zu beharren, und bedrohte diejenigen mit dem apostolischen Fluche, die von ihm oder von seinem Hause lassen würden.

Ehe aber Pipin die Waffen versuchte, ließ er den König der Longobarden durch Botschafter ermahnen. Erst kamen diese mit schnöder Antwort zurück, darauf der Mönch Karlmann, Pipins Bruder, den auf Aistulphs Befehl der Abt seines Klosters gezwungen hatte, mit Friedensvorschlägen, die nicht angenommen wurden. Karlmann blieb in Frankreich, und starb bald nachher in einem Kloster zu Vienne. Pipin aber hielt das Märzfeld zu Braine ohnweit Soissons, gewann daselbst die Großen und das Volk, und zog mit denselben in Begleitung des Papstes über Vienne nach Maurienne. Die Macht der Longobarden stand im Thal von Susa. An den Klausen der Alpen, deren sich die Franken bemächtigt hatten, kam es zur Schlacht. Aistulph floh überwunden nach Pavia, und bat mit Geschenken, die er an den König und die Großen sandte, um Frieden. Er erhielt ihn gegen die eidliche Versicherung, die fränkische Oberherrschaft anzuerkennen, und Ravenna mit dem Exarchat wieder abzutreten. An wen diese Abtretung geschehen sollte, ist nicht so dunkel, als es vielen geschienen: der Papst war vorher (nach des Anastasius Bericht *) von Constantinopel aus förmlich beauftragt worden, Ravenna von den Longobarden wieder zu gewinnen, und folglich gewissermaßen selbst zum Exarchen oder Statthalter des Kaisers ernannt. Indeß erfüllte Aistulph nach dem Abzuge Pipins trotz des geleisteten Eides und der gegebenen Geiseln nicht nur seine Zusage nicht, sondern gedachte sogar, sich an dem Papste für die Erregung der fränkischen Händel zu rächen, und belagerte Rom; denn er mochte wissen, daß die Franken nicht so leicht zu einem zweiten Feldzuge zu bewegen seyn würden. Aber der Erfolg war anders. Zwar als Pipin auf dem Maifelde des Jahrs 755, (denn in diesem Jahre zuerst hatte er wegen rauher Witterung die Versammlungszeit abgeändert,) den Brief des Papstes zu dreienmalen verlas, worin derselbe Roms funfzigtägige Bedrängniß, den Hunger der Menschen, die Flamme und die Gefahr der Kirchen darstellte, widersprachen einige der Großen mit unerschrockener Stimme dem Könige, und drohten ihn zu verlassen; aber Pipin, der Menge gewiß, achtete ihrer nicht, und zog über die kottischen Alpen nach Italien. Alsbald hob Aistulph die Belagerung von Rom auf, und ging den Franken entgegen, ward aber geschlagen und in Pavia belagert. Aufs äußerste gebracht, mußte er

*) Iohannes Silentiarius simul et detulit jussionem Imperialem, in qua inerat insertum, ad regem Longobardorum eundem sanctissimum Papam esse properaturum ad recipiendam Ravennensium urbem et civitates ad eam pertinentes.

es endlich als eine Gnade anſehen, daß er auf Vorſprache der fränkiſchen Großen gegen Erlegung einer Geldſumme von 30000 und einer jährlichen Steuer von 5000 Goldgulden, gegen neue Geiſeln und gegen Abtretung Ravennas und der dazu gehörigen Städte Leben und Reich behielt. Pipin ſchenkte das Land dem h. Petrus oder der römiſchen Republik, und ſchickte ſogleich den Abt Fulrad von St. Denys ab, daſſelbe in Beſitz zu nehmen. Da traten zwei Abgeordnete des griechiſchen Kaiſers, die ihn ſchon in Frankreich aufgeſucht hatten, vor ihn, und überreichten ihm ein Schreiben ihres Herrn, worin derſelbe, wahrſcheinlich mit Berufung auf die alten freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen den Franken und dem römiſchen Reiche, die Zurückgabe des Exarchats gegen Erſtattung der Kriegskoſten forderte. Pipin aber antwortete: „er habe dieſes Land bereits dem heiligen Petrus geſchenkt, und wolle um den Preis der ganzen Welt daſſelbe nicht zurücknehmen.“ Alſo ward der Papſt Patrizius oder Statthalter über Ravenna und das Exarchat, wie es der Exarch im Namen des griechiſchen Kaiſers geweſen war. Aber bei dem Widerſpruch und der ſteigenden Feindſchaft Conſtantinopels ward an das urſprüngliche Verhältniß um ſo weniger gedacht, als die Exarchen ſelbſt eine ziemlich unumſchränkte Vollmacht beſeſſen hatten. Dagegen war der Gedanke eines weſtrömiſchen Kaiſerthums, welches, wie ſonſt, in Rom ſeinen Mittelpunkt haben ſollte, und als deſſen Vorbild die den Frankenfürſten verliehene Patrizierwürde gelten konnte, dunkel wieder erwacht. Daß Rom nebſt dem gleichnamigen Herzogthum damals von Pipin dem Papſt geſchenkt worden ſey, iſt ein handgreiflicher Irrthum: vielmehr hatte der Papſt eben im Namen dieſes Freiſtaats dem Könige die gedachte Würde ertheilt, ohne daß die Verhältniſſe Roms in nähere Erörterung gezogen worden wären. Ravenna, nicht Rom, ward an den Papſt überlaſſen; ob aber dieſe Uebertragung an das Haupt der römiſchen Kirche oder an die Vorſteher der römiſchen Republik geſchah, wußte wahrſcheinlich, bei der damaligen Unbeſtimmtheit der italieniſchen Angelegenheiten, Pipin ſelbſt nicht anzugeben. Der Papſt zeichnete wie ſonſt ſeine Briefe und Dekrete nach dem Regierungsjahr des griechiſchen Kaiſers, und erklärte dadurch denſelben in Beziehung auf Rom fortwährend für ſeinen Herrn. Die Gerechtigkeit der Schenkung nach ſtaatsrechtlichen Begriffen in Zweifel zu ziehen, iſt ſo unbillig als ungereimt. Seit der Wiedereroberung durch Beliſar und Narſes ward Italien von Conſtantinopel durchaus nur als Provinz, nicht als Reichstheil, oder, was es urſprünglich geweſen war, als Reichsſitz, angeſehen. Wo wäre für die griechiſchen Tyrannen das Recht begründet geweſen, Eroberungen, die ſie weder zu regieren noch zu behaupten verſtanden, ſogar aus der zweiten Hand immer wieder zu erhalten? Die Aeußerungen einiger neuern Geſchichtſchreiber ſcheinen voraus zu ſetzen, daß ganz Europa bis an den Rhein und an die Donau für ewige Zeiten von Gott unter das byzantiniſche Joch gegeben worden, und daß die Abſchüttelung deſſelben eine unverzeihliche Ungerechtigkeit geweſen ſey. Rom that unter ſeinen Biſchöfen, was die Völker unter ihren Königen, es benutzte die Zeit ſich frei zu machen vom Joche fremder Herrſcher

und unnatürlicher Verhältnisse. Kein Fürst und kein Volk Europas hat ein anderes Anrecht auf seinen Boden aufzuweisen, als dieses und die Jahrhunderte: beide aber zeugen auch für Rom. Ueber diesem Zeugniß verschwindet der geringere, obwohl auch gültige Rechtsgrund, daß der griechische Kaiser dem Papst die in Unteritalien liegenden Kirchengüter eingezogen hatte, und daß nichts natürlicher war, als daß der letztere die dargebotene Entschädigung nahm. Die andere Frage, die man hiebei aufgeworfen hat, ob das Amt eines Lehrers und Bischofs der christlichen Gemeine mit dem einer weltlichen Verwaltung vereinbarlich gewesen? war schon beantwortet: darum allein stand Rom noch, weil seine Bischöfe es beschützt hatten. In der Dankbarkeit des Volks hatten sie das beste Herrscherrecht gefunden, und lang vor der Schenkung Ravennas waren sie, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach, Fürsten in Rom.

Bald nach diesen Geschichten stürzte K. Aistulph mit dem Pferde, daß er starb. Stephan verfluchte sein Andenken, (denn nach dem Abzuge der Franken hatte er neue Schwierigkeiten über die Räumung einiger versprochenen Städte gemacht,) und beförderte die Thronbesteigung des Marschalks (Connetabels) Desiderius, welcher eidlich versprach, der Kirche ihr Recht wiederfahren zu lassen. Aber als auch Desiderius nicht Wort hielt, klagte Stephan viel und heftig bei Pipin; dieser war indeß mit den Sachsen und mit dem rebellischen Herzoge Waifar von Aquitanien, der durch einen mächtigen Anhang von Großen unterstützt wurde, zu sehr beschäftigt, als daß er die Aufforderungen des Papstes hätte berücksichtigen können. In diesem Kriege, der sich nach mehrern Jahren mit Waifars Unterdrückung und der Wiedervereinigung Aquitaniens endigte, wagte es Pipin, einen der Großen, Waifars Oheim Remistan, der die königliche Parthei, zu welcher er übergetreten war, treulos wieder verlassen hatte, nach altdeutscher Sitte henken zu lassen. Diese That bezeugt, daß es ihm schon sehr gelungen seyn mußte, statt der Leudes den Heerbann wieder empor zu bringen. Auch Narbonne, und was die Araber sonst noch in Gallien hatten, gewann er wieder. Tassilo aber, der Baiernfürst, den doch nur Pipin in die schon verlorene Herrschaft wieder eingesetzt hatte, unterstand sich, ohngeachtet er auf dem Tage zu Compiegne*) (placitum ad Compendium) dem fränkischen Könige, seinem Oheim und Wohlthäter, Treue gelobt und dies auf viele Reliquien der Heiligen beschworen hatte, auf der Versammlung zu Nevers die Hülfe gegen den Herzog von Aquitanien zu versagen, und unter dem Vorwande einer Krankheit das Heer zu verlassen. Niemals, ließ er verlauten, wolle er das Angesicht seines Oheims wieder erblicken, und thut dadurch kund, daß er im Stillen das Streben Waifars nach Unabhängigkeit theile und billige. Pipin aber verzieh ihm auf Vermittelung des Papstes, und Tassilo regierte, so lange sein Oheim lebte, in Frieden und ohne fränkische Einmischung.

*) (757.) Auf dieser Versammlung war es auch, wo Abgesandte von Constantinopel dem Könige Pipin eine Orgel als Geschenk überbrachten, die erste, die ins Abendland kam.

Gleich seinen Vorfahren auf dem fränkischen Throne stritt Pipin auch wider die Sachsen, die ihre Weigerung, den von den Mervingern ihnen aufgelegten Tribut an Rindern zu zahlen, vielleicht auch die Einfälle ihrer Kriegsgefolge immer wieder erneuerten. Auf dem ersten dieser Züge, (753) drang er in mehrern blutigen Gefechten bis Remen an der Weser, eroberte die Feste Hochseburg, und zwang die Sachsen, um Frieden zu bitten, und jährlich dreihundert Rosse zu senden. Indeß bezeugt die Nachricht, daß der Erzbischof Hildegar von Cöln zu Iburg im Osnabrückschen, in Pipins Rücken, von den Sachsen erschlagen ward, und der von Seiten der Sachsen immer wieder erneuerte Kampf, daß die Siege der Franken minder groß waren, als die fränkischen Zeitbücher angeben. Denn vier Jahre nach dem ersten Feldzuge, (757) mußten die Sachsen in einer Schlacht bei Sitten im Münsterschen von Neuem überwunden werden. Viele derselben ließen sich taufen. Das Verhältniß der Sachsen sollte indeß erst unter der folgenden Regierung entschieden werden.

Als nach so großen Thaten Pipin, noch im männlichen Alter, die Annäherung des Todes fühlte, versammelte er die Großen seines Reichs zu St. Denys, und theilte, nach dem Beispiele seines Vaters, das Reich unter seine Söhne Karl und Karlmann, so daß jener Austrasien bis an die Seine nebst der Hälfte von Aquitanien, dieser aber Burgund, Provence, Gothien (Languedoc) nebst den übrigen ehemaligen Ländern der Westgothen, auch Elsaß, Allemannien und die andere Hälfte von Aquitanien bekommen sollte. Darauf starb Pipin, dessen Name nur durch den Ruhm seines Sohns verdunkelt worden ist, der erste europäische König von Gottes Gnade, am 24ten September 768 im vier und funfzigsten Lebensjahre.

Wenige Jahre nach Pipins erster Salbung zum Könige der Franken war Bonifazius, seinem eignen Wunsche gemäß, des Erzbisthums Mainz vom Könige erledigt worden, um im siebzigjährigen Alter den Lieblingsentwurf seiner Jugend, der ihn zuerst nach Deutschland geführt hatte, die Bekehrung der immer noch heidnischen Friesländer, noch einmal vorzunehmen. An seine Stelle ward auf seinen Vorschlag ein Priester, Namens Lullus, Erzbischof von Mainz. Darauf schiffte sich Bonifaz auf dem Rheine mit mehrern Priestern, Kirchendienern und Mönchen ein, und fuhr bis an den Meerbusen Aelmare, den heutigen Zuydersee. Von hier durchzog er das ganze Land, und ließ viele Tausend Kinder und Erwachsene taufen. Eines Tags aber, als er sich an der Börde mit seinen Gefährten unter Zelten aufhielt, um eine Menge von Neugetauften zu firmeln, wurde er von einem Haufen heidnischer Friesländer feindlich überfallen. Die jüngern seiner Begleiter wollten sich zur Wehre setzen, er aber verbot es ihnen, weil die Schrift nicht gestatte, Böses mit Bösem zu vergelten; Gott habe ihnen dieses Ziel gesetzt, und hier den Eingang zu den ewigen Belohnungen geöffnet. So wurden sie alle von den Heiden erschlagen. Bonifazens Leichnam ward aufgehoben und zuerst in Utrecht beerdigt, nachmals auf Lullus Begehr nach Mainz, und endlich nach Fulda gebracht,

wo sein Grab der Gegenstand großer Verehrung ward. Wie sich bei dem Zufluß der Andächtigen nach und nach um das Kloster herum eine gleichbenannte Stadt bildete, so ward das Landgebiet, welches die Abtei durch fromme Schenkungen „zum Heile der Seelen" erhielt, zum ansehnlichen Fürstenthum *).

Siebzehntes Kapitel.

Die europäischen Verhältnisse bei Karls des Großen Thronbesteigung.

An der Grenzscheide Europas und Asiens streckte das griechische Rom, auch nachdem es Syrien, Aegypten und Afrika an die Araber, die Donauländer an die Avaren, Bulgaren und Slaven verloren hatte, noch immer seinen bleiernen Scepter über die schönen Länder der Griechen und Kleinasiens aus, die einst Heimath der Künste und Wohnsitz der Freiheit gewesen waren. Durch die feste Lage der Hauptstadt und durch die zu rechter Zeit gemachte Erfindung des griechischen Feuers begünstigt, hatte sich das Reich, meistens mit fremden Soldtruppen, der Araber, Bulgaren und Slaven erwehrt, die aus Osten und Norden drohend herangezogen waren. An Umfang und Bevölkerung des Gebiets, an Reichthum, Geschicklichkeit und Kunstfleiß der Einwohner konnte keiner der abendländischen Staaten sich mit dem byzantinischen messen. Constantinopels Größe und Pracht ließ alle europäischen Städte hinter sich; denn Roms Herrlichkeit war eine Trümmer, und die alten Städte Galliens lagen verfallen. Aber unter dieser glänzenden Außenseite war der schwarze Greuel eines despotischen Hofes, einer herrschsüchtigen Geistlichkeit, eines knechtischen Volks, und was das schlimmste war, der Mangel alles volksthümlichen Lebens verborgen. Die gesammte byzantinische Geschichte besteht aus einem Gewebe von theologischen Streitigkeiten, von Empörungen, Treulosigkeiten und Mordthaten. Der Thron war eben so wenig befestigt, als ehemals der Thron des abendländischen Reichs, und kam abwechselnd an eine Menge von Anmaßern, die meist im niedrigsten Stande gebohren waren, und ihre Erhöhung einem Verbrechen verdankten; die Religion war zum groben Aberglauben entartet, der Ueberrest des griechischen Scharfsinns wurde auf Erfindung und vergebliche Lösung spitzfündiger Fragen über der Gottheit und des Messias unbegreifliches Wesen verwendet. Dieses Constantinopel, wo so viele Kaiser geblendet, verstümmelt, ermordet, so viele Concilien zusammen berufen, so viele Ketzer verdammt, so

*) Die Schenkungsurkunden sind gesammelt von Schannat in corpore traditionum Fuldensium.

viele Religionsfragen beantwortet, so viele Bücher geschrieben wurden, lag mit all seinem Elend und seinem Stolze als der ausgeputzte Leichnam des Alterthums da, während die Abendwelt, von neuen Jugendkräften durchströmt, in frischer Lebensfülle erstarkte. Sprache, Sitten und Geschichte des alten Roms waren in den Mauern des neuen vergessen; denn nachdem der letzte Versuch Justinians, die römische Sprache wenigstens als amtliche Sprache der Geschäfte zu erhalten, gescheitert war, hatte die griechische, von Anfang an Landessprache des morgenländischen Reichstheils, die entschiedenste Alleinherrschaft behauptet. Noch schmückte sich Constantinopel mit dem Namen des vergeßnen Roms, und seine Beherrscher beriefen sich auf die ununterbrochene Nachfolge von Constantin und August; aber bald wurde den entarteten Griechen der Name Römer von den Abendländern verweigert, und durch einen wunderbaren Umschwung der Dinge eignete sich dieselbe Barbarenwelt, unter deren Streichen Roms Herrschaft eingestürzt war, den Namen Römer und Lateiner als ehrenvolles Eigenthum zu.

Italien selbst war zwischen Griechen, Römern und Longobarden getheilt. Die Herrschaft der erstern beschränkte sich auf die Städte und Gebiete von Otranto, Neapel, Gaeta und die Insel Sizilien; auch Venedig, wiewohl es sich nach eignen Gesetzen regierte, erkannte die Schattenherrschaft des Kaisers. Rom war, wie wir gesehen haben, ein in unentschiedenen Verhältnissen herumschwankender Freistaat, den der Papst und die Häupter des Adels mit unbestimmter Zuziehung des Volks regierten. Die Longobarden, die mit Ausnahme des Gebiets von Ravenna ganz Oberitalien, und unterhalb Rom den größten Theil des heutigen Königreichs Neapel unter dem Namen des Herzogthums Benevent inne hatten, waren dem alten Kriegsgeiste untreu geworden, der einst Italiens fruchtbare Gefilde in ihre Hände gegeben hatte; sie vertrauten jetzt auf die Klausen der Alpen und die Mauern ihrer Städte, uneingedenk, wie sie selbst diese Bollwerke überstiegen hatten. Zwischen ihnen und den Römern brütete finstrer Haß.

Spanien, das älteste der germanischen Königreiche auf römischem Boden, gehorchte nun arabischen Beherrschern aus dem Hause Ommijah, welche dem Stuhl der Kalifen zu Bagdad den Gehorsam aufgekündigt, und aus der abhängigen Provinz ein selbständiges Königreich gebildet hatten. Die weltstürmende Begeisterung der Araber war verraucht, und seit Karl Martells Siegen ihre Lust, Europa zu erobern, gedämpft; sie ergaben sich den friedlichen Geschäften des Ackerbaus, des Handels und der Künste, und schienen in diesen Dingen den Europäern weit voran zu eilen. Die spanischen Christen aber erhielten sich, unter dem Joche des Islams, im Besitze ihrer Religion und Verfassung, zum Theil sogar frei in Asturiens Gebürgen. Im Widerstreit des arabischen und des römisch-germanischen Wesens erstarkte der spanische Volksgeist. Zahlreiche Kolonien von Juden hatten sich seit Hadrians Zeiten in Spanien niedergelassen; aus diesem ihren zweiten Vaterlande verbreiteten sie sich über das übrige Europa.

Britannien unter den angelsächsischen Königen war noch schwach und unbedeutend vermöge der Theilungen, welche die Macht dieser Fürsten zersplitterten; erst im zweiten Jahrzehnd des neunten Jahrhunderts ward dieselbe unter Einem Haupte vereinigt. Die Angelsachsen, Barbaren, die einst das Christenthum, welches sie in Britannien vorfanden, gewaltsam ausgerottet hatten, waren seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts durch einen von Papst Gregor I. an sie abgeschickten Glaubensboten, Augustinus, bekehrt, und der römischen Kirche wie einer Mutter unterworfen.

Der skandinavische Norden sollte für das deutsch gewordene Europa werden, was einst die Deutschen für das römische Reich gewesen waren. Noch wurden die Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden nicht unterschieden; sondern alle Bewohner des rauhen, dem Fleiße widerstrebenden Landes, unter dem Namen Normänner zusammen gefaßt. Die Körperbildung, Sitte und Verfassung, zum Theil auch die Sprache dieser Söhne eines kalten Himmels, verkündigten germanische Abkunft oder Verwandschaft; wie in Deutschland herrschten die Hausväter nach patriarchalischer Weise; wie einst die deutschen Gefolgschaften zogen einzelne Haufen von Waglingen, die des einförmigen Lebens überdrüßig wurden, oder im kargen Ertrage des Bodens zu spärlichen Unterhalt fanden, oft von der Mehrzahl vertrieben, auf Raub aus; die Anführer hat man im Gegensatz gegen die Gemeindevorsteher Seekönige (See-Konungs) genannt. In Kähnen, welche selten mehr als zehn Mann fassen konnten, durchfuhren sie die Gewässer des Nordens, um die nahgelegenen Küsten zu plündern, weder durch Untiefen noch durch Klippen geschreckt. Es waren die Vorübungen der Plünderungszüge, durch welche die Normänner, nach Verlauf weniger Jahre, den Küsten des gesammten West- und Südeuropas so furchtbar werden sollten.

Im heutigen Deutschland gehorchten die fränkischen, allemannischen und thüringschen Völkerschaften dem Könige der Franken; auch der Baiernherzog erkannte ihn für seinen Herrn. Von Thüringens Grenzen bis an die Nordsee, und von der Elbe bis an den Niederrhein wohnten die Völkerschaften des sächsischen Bundes, oft bekämpft, aber unbezwungen von den fränkischen, wie einst ihre Vorfahren von den römischen Waffen. Hier bestand noch die Sitte, Religion und Verfassung, die sechs Jahrhunderte zuvor den Römern unüberwindlich geblieben waren.

Zwischen der Sale und Elbe und im Osten der letztern gehörte das Land slavischen Stämmen; also wohnten die Sorben im heutigen Meißnerland, die Chorowaten in Böhmen, die Mähren an der Morava. Die im Süden der Donau, in den Ländern Kärnthen, Krain Steiermark und der windischen Mark ansäßigen Slaven wurden Carentaner oder Caruntaner genannt, und standen unter Longobardischer Herrschaft. Das nordöstliche Deutschland war wendisch. Die Obotriten bewohnten das heutige Mecklenburg, die Polaben Lauenburg, die Linogen die Priegnitz, die Wagrier Holstein, die Wilzen das Land zwischen der Spree, Ostsee, Warne und Oder; Rhedarier, Tollenser, Circipaner, Kissiner, Lebuser, Heveller und Ukern

gehörten zum Stamme der Wilzen. Die Pommern von der Oder bis an die Weichsel waren von dem Stamme ausgegangen, welcher Polen bevölkert hatte.

Ueber Ungarn und einen Theil des heutigen Oesterreichs jenseits der Ens herrschten die Avaren, jenes mogolische Volk, welches in der Mitte des sechsten Jahrhunderts durch die Türken aus der Tartarey vertrieben, und bis an die Donau vorgedrungen, im Bunde mit den Longobarden alles Land gewann, welches einst die von den letztern bezwungenen Gepiden besaßen, darauf Constantinopel bedrohte und sich die benachbarten slavischen Völker unterwarf. Aber seit Samos Empörung war ihre Macht im Verfall: die Avaren trachteten mehr die Schätze, welche sie erbeutet hatten, sicher zu verwahren, als deren neue zu erwerben.

Das fränkische Reich, welches nun ganz Gallien und die Hälfte des heutigen Deutschlands umfaßte, war der bedeutendste unter allen europäischen Staaten; doch schien es von außen stärker als es innerlich war: denn es verdankte sein ruhmvolles Bestehen nur der persönlichen Größe Karl Martells und seines Sohnes Pipin, welche den mächtigen Kriegsstaat der Leudes kräftig niedergehalten hatten. Aber nach zwei großen Männern bestieg (ohne Beispiel in den Geschichten der Königshäuser) ein noch größerer den fränkischen Thron.

Karl, von dessen Erziehung wir nichts wissen, als daß er im eilften Jahr seines Alters den heiligen Vater empfangen half, im zwölften nebst Vater und Bruder zum Könige gesalbt ward, und im neunzehnten gegen den Waifar von Aquitanien mit zu Felde zog, ward im sechs und zwanzigsten König über das nördliche Frankenreich. Hunold, Waifars Vater, der alte Herzog von Aquitanien, der vor zwanzig Jahren mit Pipin unglücklich gekriegt hatte, verließ auf die Nachricht von seines Sohnes Untergang und Pipins Tode die Einsamkeit, um sein Land von dem jungen Könige wieder zu gewinnen. Karl entbot seinen Bruder Karlmann zur Hülfe; da dieser, durch die Großen eingenommen, dieselbe verzögerte, schlug er den Hunold allein, und nöthigte ihn zur Flucht zum Herzoge Lupus (Welf) von Gasconien, seines Bruders Sohn. Auch diesen zwang Karl zur Unterwerfung. Hunold ward ausgeliefert und von Neuem in ein Kloster gesperrt, entrann aber nachmals zu Desider, dem Könige der Longobarden. Hier nun offenbarte Karl zuerst, daß er das Reich anders einzurichten gedenke, als seine Vorfahren gethan hatten. Es ward kein neuer Herzog über Aquitanien gesetzt, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß dergleichen große Statthalter nur mit Mühe im Gehorsam erhalten würden, sondern das Land ward in kleinere Bezirke getheilt, und deren Verwaltung Grafen übergeben. Zur Sicherheit der Grenzen von dieser Seite erbaute er das Schloß Fronsac (Franciacum) an der Dordogne.

Ein Jahr nach der Unterwerfung Aquitaniens ward Karl durch den Tod seines Bruders Karlmann alleiniger König der Franken; Karlman starb zu Samoucy bei Lyon *); seine Wittwe Gilberge floh mit ihren Söhnen und

*) 4 Dec. 771.

einigen Großen zu Desider. Diese Flucht, die Ausschließung der Söhne Karlmanns von der Thronfolge, und die frühere Zwistigkeit der Brüder hat zu der Vermuthung bewogen, Karlmanns Tod sey durch Karls Veranstaltung bewirkt worden. Die Geschichte aber, ohnehin an Uebelthaten reich, muß es verschmähen, die Zahl derselben durch Annahme unerwiesener Beschuldigungen zu vermehren. Die Zurücksetzung minderjähriger Prinzen war unter den Franken nicht ungewöhnlich; die Rückkehr des Reichstheils an den ältern Bruder der natürliche Fall, wenn der jüngere ohne regierungsfähige Erben starb, Gilbergens Flucht aber wahrscheinlich durch voreilige Besorgnisse veranlaßt, die bei Rückblicken auf frühere fränkischen Königsgeschichten allerdings sehr verzeihlich waren. Karl, heißt es bedeutend bei Eginhard, ertrug die grundlose Flucht geduldig.

Der Thaten nun, welche Karl, König der Franken, gethan hat, sind so viele, und einige für die Gestaltung der europäischen Menschheit so folgenreich, daß er vor andern seines Stamms der Große genannt, und wie bei keinem Fürsten alter oder neuer Zeit dieser Beiname von seinen Namen unzertrennlich geworden ist. Wiewohl aber Karls Herrschaft sich über einen großen Theil von Europa erstreckte, und sein Name auch von mehrern Völkern gepriesen wird, so hat er doch auf kein Volk mehr gewirkt, als auf das deutsche, dem er auch ganz durch Abkunft, Sprache und Neigung angehörte, und welches daher ihn vorzugsweise sich zueignet. Wir haben gesehen, wie der Kampf der zum Romanischen sich hinneigenden Neustrier und der dem Germanischen treu bleibenden Austrasier den Sturz des alten Königshauses der Mervinger und die Erhebung der ächt deutschen Pipiniden herbei geführt hatte; so bezeugt denn auch Karls ganzes Leben und Treiben, daß in ihm nicht die Seele eines entarteten romanisch gewordenen Neustriers, sondern die eines ächten Germaniers waltete, und daß wie er deutsch dachte und sprach, so der Zweck seines Strebens kein anderer als die Begründung und Erhöhung germanischer Dinge war. Dies zur Berichtigung der irrigen, von französischen Schriftstellern geltend gemachten Ansicht, als sey dieser deutsche Frankenkönig Karl ein König der Franzosen gewesen. Seine Gesinnungen aber, sein Geist, seine Kraft, werden am besten aus seinen Thaten erkannt werden.

Achtzehntes Kapitel.

Karls erste Kriege wider die Sachsen *).

Ganz Gallien und die Hälfte Germaniens gehorchten dem Könige Karl; die Nachkömmlinge der Römer und Gallier dienten; die Burgunder, Allemannen, Thüringer, Bojoarier lebten mehr als Bundesgenossen denn als Unterthanen nach ihren Gesetzen; die Franken selbst hatten vor den andern keinen Vortheil, als daß aus ihrer Mitte der König stammte, und nach ihrem Namen das Reich genannt ward.

Ueber das nördliche Deutschland zwischen dem Rhein und der Elbe, der Nordsee und dem Westerwalde und Harze, wohnten die Sachsen, Nachkommen der alten einst zum Cheruskerbunde gehörigen Völkerschaften, die, wie ihre Vorfahren den Römern, so den Franken unbezwungen geblieben waren. Die vielfältigen Kriege zwischen Franken und Sachsen hatten bis jetzt zu keinem andern Erfolge geführt, als daß die letztern von Zeit zu Zeit unsichere Tribute von Pferden und Rindern zu zahlen gelobt hatten. Ihre Verfassung war die von Tacitus geschilderte der nördlichen Germanier. Während unter den Franken die Kriegsleute und Getreuen des Königs den Platz der freien Männer eingenommen, und mit einer sonderbaren Umkehrung der Dinge diejenigen, die zuerst weniger als die Freien gegolten, den Adel an sich gebracht und die Freien zu Knechten herabgesetzt hatten, bestand unter den Sachsen noch der altgermanische Volksstaat der Adelinge und Frilinge, denen, wie den Franken der Dienst, so die Freiheit für die Grundlage aller Verfassung galt. Die Gefolgschaften hatten, obwohl sie vorhanden waren, hier nicht wie anderwärts das Volk verschlungen. In einem Lande ohne Städte, voll ungeheurer Wälder und sumpfiger Brüche, wohnten die Männer in einzelnen Höfen und Weilern, erfreuten sich der Jagd und des Kriegs, und ließen durch ihre Knechte Viehzucht und Ackerbau treiben. An der Lippe, Roer, Dimel, Weser, Unstrut, Sale und Elbe waren die Grenzen mit festen Plätzen verwahrt, das Innere des Landes ward durch Rauhigkeit und Oede vertheidigt. Unter den tausendjährigen Eichen ihrer Haine opferten sie noch immer den Göttern ihrer Väter, als längst schon das Kreutz von allen übrigen germanischen Völkern verehrt ward. Versuche, den Dienst desselben auch zu ihnen zu bringen, waren gemacht worden, aber sie hatten ihn verschmäht, als der alten Freiheit zuwider und ihrer Armuth zu kostbar. Geschildert werden sie uns als ein rohes, grausames, kriegerisches und erzheidnisches Volk, das seinen Götzen zahlreiche Menschenopfer darbrachte, und seinen Nachbarn durch unaufhörliche Räubereien beschwerlich fiel; wir wissen, daß diese Räubereien theils Streifzüge der kampflustigen Jugend, theils Wiedervergeltung erlittener fränkischer Einfälle waren; die Ackerbauer saßen auf ihren Höfen daheim.

*) 772 — 785.

Indeß trieben schon im ersten Jahrhundert christlicher Rechnung die Kauchen, die sich nachmals unter den Sachsen verloren haben, Seeräuberei; die Sachsen selbst werden zuerst als Feinde und Verheerer der römischen Küstenländer bekannt, und die Begründung des Sachsenstaats in Britannien selbst war das Werk der sächsischen Jugend, die, wie die fränkische zu Lande, so meist zu Wasser beutereichen Abentheuern nachzog. Doch beschränkte sich die Kriegslust der Sachsen nicht blos auf die See. Auch unter den römischen Heeren dienten sächsische Schaaren *); ein sächsisches Kriegsheer half den Söhnen Chlodowichs die Thüringer bezwingen, und ein anderes dem Longobardenkönige Alboin Italien erobern. Zwischen Franken und Sachsen aber konnte schon darum kein dauernder Friede bestehen, weil die beiderseitigen Gebiete, weder durch Wälder noch durch Berge geschieden und allenthalben auf der Ebene zusammen stoßend, zu beständigen Streitigkeiten zwischen den einzelnen Männern Veranlassung gaben, die dann leicht zu öffentlichen Befehdungen ausarteten.

Nicht aber diese kleinlichen Händel, sondern eine innre und große Nothwendigkeit war es, welche Karln zum Kriege wider die Sachsen bestimmte. So lange der Norden Deutschlands der Wohnsitz eines heidnischen, der Cultur und dem Christenthum abholden Volks war, so lange drohte dem fränkischen Reiche das Schicksal, durch welches die römische Herrschaft über Gallien Jahrhunderte hindurch befehdet und endlich doch umgestürzt worden war. Schon hatten die Sachsen sich auf Kosten der Franken dem Niederrheine genähert, und die zu ihnen gehörigen Friesen gefährliche Angriffsversuche gemacht. Neben dieser stets wachsenden Gefahr für sein Reich stand der große Gedanke vor der Seele des Königs, durch Bezwingung der Sachsen die Vereinigung aller deutschen Völker unter seinem Scepter zu vollenden, und durch ihre Bekehrung zum Christenthum einen gewaltigen Vorschritt zur Erwerbung desjenigen Ruhms zu thun, der seiner großen Seele der wünschenswürdigste und erhabenste schien, des Ruhms nehmlich, die Herrschaft des Kreutzes über ganz Europa zu verbreiten, und wie die Fürsten der Moslemin für die Lehre des falschen Propheten gekriegt, also für das Wort der Wahrheit ein Held und Streiter Gottes zu werden.

Dieses Gedankens voll rief Karl eine Versammlung der Franken nach Worms, und schlug ihr mit Berufung auf die alten Beleidigungen und auf das zu erwerbende Verdienst der Bekehrung den Krieg gegen die Sachsen vor (772). Volk und Geistlichkeit stimmten bei. Da der Reichstag aus bewaffneten Leudes bestand, durfte die Ausführung nicht verschoben werden. Viele Geistliche folgten dem Heere, dessen Richtung durch Hessen nach dem Lande an der Dimel und Weser hin ging. Eresburg an der Dimel, ein Ort im Paderbornschen, (der heut Stattberg heißt), war eine Festung der Sachsen. Diesen Platz eroberten die Franken, und zerstörten darin ein Götzenbild, Irmensеul, welches von einigen für ein Denkmal Herrmanns

*) Eine Ala Saxonum stand der Notitia dignitatum zu Folge in Afrika.

gehalten, und dessen angebliches Fußgestell noch im Dome zu Hildesheim gezeigt wird. Dabei soll viel Gold und Silber gefunden worden seyn, und ein plötzlich hervorquellender Brunnen (nachmals Bullerborn genannt) das matte Heer in unglaublicher Dürre erquickt haben. Weiter drang Karl bis an die Weser. Als nun die Sachsen kamen, zwölf Geiseln stellten und sich taufen zu lassen versprachen, zog der König mit seinem Heere zurück nach Heristall, seinem väterlichen Erbgute bei Lüttich. So viel wissen wir von diesem ersten Feldzuge Karls gegen die Sachsen. Es scheint, daß die letztern nicht mit dem Heerbann, sondern etwa mit den Kriegsgefolgen ihrer Herzoge Widerstand thaten, und den Krieg so wenig als die frühern Feldzüge wie einen allgemeinen Volkskrieg betrachteten. Das Versprechen sich taufen zu lassen, ward demnach auch nur von wenigen und einzelnen gegeben; die sächsische Volksversammlung, die jährlich an der Weser gehalten ward, hatte kurz vor der Ankunft der Franken einen frommen Bekehrer, Namens Lebuin, beinahe erschlagen, weil er ihr von dem ihrer Hartnäckigkeit bald zu offenbarenden Rathschlusse Gottes zu drohend vorgepredigt hatte*). Bei dem Bestehen des Priesterthums und des Volksstaats war den Sachsen eine Glaubensveränderung nicht so leicht, wie sie es den fränkischen Kriegsleuten Chlodowichs gewesen war.

Als nun im folgenden Jahr (773) Karl in Italien war, um dem Papst Hadrian gegen die Longobarden zu helfen, besprach er sich mit demselben auch über die Angelegenheit der Sachsen. Hadrian rieth ihm als das sicherste Mittel, sie zu bändigen, die Anlegung von Bisthümern, worauf Karl das erste derselben für einen Ort Namens Osbrugge, (Osnabrück) bestimmte**). Da ward ihm angesagt, daß dieselben Sachsen, auf deren Unterwerfung und Bekehrung er rechnete, zu den Waffen gegriffen, Eresburg wieder erobert und einen verheerenden Einfall in das deutsche Frankenland bis nach Fritzlar gethan hätten. Im Zorn der getäuschten Erwartung erklärte er, nicht eher die Waffen nieder zu legen, als bis er alle Sachsen besiegt und zum Christenthum gebracht, oder ausgerottet haben würde. Auch war es in der That nach Beilegung der italienischen Händel sein erstes Geschäft, drei Heeresabtheilungen über den Rhein zu senden, und durch Brand und Plünderung Wiedervergeltung zu üben. Im folgenden Jahre (775) hielt er das Maifeld bei Duren, um einen großen Kriegszug genehmigen zu lassen, ging darauf bei Bonn über den Rhein, nahm Siegburg am Siegfluß, baute das von den Sachsen zerstörte und verlaßne Eresburg wieder auf, und drang in grader Richtung bis Brunisberg an der Weser. Umsonst suchten die Sachsen den Strom zu behaupten. Karl ließ ihn besetzt, und verfolgte sie mit der Hälfte des Heers bis an die Ocker, wo die Ostphalen zum Unterpfande der Treue Geiseln gaben, und ihr Herzog Hassio sich zum Christenthum wandte. Als Karl durch den Gau von Bückeburg (Buchi) zurückzog, gaben auch

*) Hucbaldus in Vita Lebuini apud Eccardum in Hist. Franciae orient. I. §. 133.
**) Luitprand bei Krause Th. 3. S. 41.

die Engern Geiseln; ihr Anführer Bruno, der mit Wittekinds, des Herzogs der Westphalen, Tochter vermählt war, ward ebenfalls Christ und dem Frankenkönige gehorsam. Unterdeß war eine andre Abtheilung des fränkischen Heers im Lager bei Lübbecke (Hubbecki) an der Minde von den Sachsen überfallen worden, und hatte viele Leute verloren; doch mußten die Sachsen zuletzt das schon eroberte Lager wieder räumen und durch einen Vertrag freien Abzug erkaufen. Auf diese Nachricht brach Karl zum zweitenmal auf, zog ihnen nach, schlug sie, und empfing Geiseln, ohne jedoch ihren Heerführer, den tapfern Wittekind, wie die beiden genannten zur Unterwerfung zu bringen. Denn die Empörung des Herzogs Rodgaud von Friaul gebot dem Könige Eile. Karl war noch nicht über die Alpen, als die Sachsen sich schon wieder rührten, Eresburg zerstörten, und Siegburg belagerten. Sobald aber Karl mit großer Macht gekommen war, Eresburg hergestellt und noch eine Festung an der Lippe erbaut hatte, unterwarfen sie sich aufs Neue.

Nach diesen stets erneuerten Abfällen dachte der König, der sich nach Heristall begeben hatte, wie er die Nazion durch wirksamere Mittel als durch Gewalt des Schwerdts gewinnen möchte. Also zog er im Frühjahr 777 mit großer Heeresmacht nach Sachsen, um eine Reichsversammlung der Franken zu Paderborn zu halten; zu derselben hatte er auch die Sachsen eingeladen, damit ein dauerhafter Friede zwischen beiden Völkern festgesetzt würde. Die Sachsen erschienen, sowohl der Adel als das Volk. Nur Wittekind, der Heerführer der Westphalen, wollte nicht kommen, sondern ging nach Dänemark. Einer Sage zu Folge, die sich im Norden erhalten hat, war Wittekinds Gemahlin Geva eine Schwester des Dänenkönigs Sivard, den die fränkischen Jahrbücher Siegfried nennen; außerdem war es natürlich, daß die Sachsen sich um den Beistand ihrer nördlichen Brüder gegen die alle Völker bedrohenden Franken bewarben.

Die Bedingungen, welche zu Paderborn zwischen Karln und den Sachsen verabredet wurden, waren, daß die Sachsen mit Beibehaltung ihrer Verfassung, Gesetze und Landtage ihn für ihren Oberherrn erkannten, ihm einen Tribut bewilligten, und die Anstalten, die er zur Begründung des Christenthums unter ihnen treffen würde, auf keine Weise zu hindern versprachen. Diejenigen, welche dem zuwider handeln und irgend eine Art Feindseeligkeit gegen die Franken und die christliche Religion begehen würden, sollten, ihres Eigenthums und ihrer persönlichen Freiheit verlustig, aus ihrem Vaterlande nach andern Provinzen versetzt werden.

Den Glanz dieses Tages zu Paderborn vermehrten drei arabische Große aus Spanien, die in den Bürgerkriegen und Empörungen dieses Landes vertrieben, gekommen waren, bei dem Könige Karl Hülfe zu suchen. Der letztere, dem jeder Anlaß zum Kriege gegen heidnische Völker willkommen war, wandte nun im folgenden Jahre (778) seine Waffen nach Spanien, und zog in zwei Heeresabtheilungen über die Pyrenäen. Die Franken eroberten Pampeluna, Saragossa und Huesca, erlitten aber auf dem Rückwege, durch den Verrath des Her-

zogs Lupus von Vasconien, die berühmte Niederlage bei Ronceval in den pyrenäischen Schluchten, in welcher nebst vielen andern Kriegern drei Helden Karls, der Pfalzgraf Anshelm, der Seneschall Eckart und der tapfere Markgraf Rutland von Bretagne erschlagen wurden. „Aus diesem engen Ronceval ist die Sage vom tapfern Roland und seinen Kampfgenossen durch die Dichtungsgabe spanischer, italienischer und deutscher Sänger zu einem großen Roman erweitert worden, der sich über die ganze europäische Welt bis tief in den Norden verbreitet hat. Da hat Roland, Karls Neffe, den Riesen Ferracut in spitzfündigem Disput über den wahren Glauben und im heftigen Kampfe der Waffen gleich wacker bestanden, da ist er durch Ganelons Verrath mit seinem Streitroß Falerich gefallen, da hat sein kostbarer Helm Venerant das Haupt nicht mehr geschützt, da hat er in großer Noth in sein elfenbeinernes Horn Olifante, dessen Schall und Getöse über eine Tagreise weit gehört wurde, mit solcher Kraft gestoßen, daß ihm alle Adern am Halse gesprungen, und Karl bis in Frankreich des Lieblings Tod vernommen. Da hat er endlich mit großen Klagen sein Schwerdt Durenda, welches er keinem gegönnt, an einer Marmorsäule zerschlagen, also daß die Säule zersprungen, die Klinge aber unversehrt geblieben, worauf er endlich mit einem frommen Spruch und dem Zeichen des Kreutzes aus dieser Welt gewichen." Also die Sage. Den treulosen Lupus, der den Hinterhalt gelegt, nahm nachmals Karl gefangen, und ließ ihn, ohne Rücksicht auf seine mervingische Abkunft, nach altgermanischem Kriegsrechte henken.

Während dieses spanischen Feldzugs erhoben sich unter Wittekinds Anführung, der aus Dänemark zurückgekehrt war, von Neuem sächsische Heerhaufen, zogen bis Duits, Cöln gegen über, dann am Rheine herauf bis Coblenz, verheerten die fränkischen Weiler mit Feuer und Schwerdt, entheiligten die Gotteshäuser, verübten Greuel an Nonnen und schonten weder Alter noch Geschlecht. So wie jetzt gegen Karl hatten seit den Zeiten der ersten römischen Kaiser von jeher germanische Kriegsschaaren ihr Glück im Felde versucht, meist gewiß ohne Theilnahme der Hausväter, die aber außer Stande waren, dergleichen ihnen hinterher verderbliche Unternehmungen zu hindern. Karl, der zu Aurerre das Unheil vernahm, schickte den Plünderern ein aus Franken und Allemannen bestehendes Heer nach, welches sie bei Leisa (oder Battenfelde) im Hessengau am Fluß Eder ereilte und größtentheils niederhieb. Dergleichen einzelne Abentheuer sind von den Neuern zu freigebig als Scenen des großen sächsischen Volkskrieges behandelt worden. Dieser Volkskrieg ruhte seit dem Frieden von Paderborn; Karl würde, wenn er die unaufhörlichen Fehden für wirkliche Friedensbrüche gehalten hätte, gewiß minder nachsichtig gegen das Volk gewesen seyn, von dessen Bestrafung in den Jahrbüchern keine Spur vorkömmt. Aber dem Volke selbst wurde die Annahme des Christenthums und die Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft durch eine Maaßregel erschwert, welche Karl zur Befestigung der Kirchen zu ergreifen für nothwendig fand.

Dies war die Anordnung der Zehnten, welche auf dem Maifelde bei Duren im Jahre

779 als regelmäßige an die Kirche zu erlegende Abgabe festgesetzt wurden. Zehnten (decimae) waren im Abendlande ursprünglich eine kaiserliche Auflage, die seit den Zeiten des Honorius von Landgütern, Wäldern, Bergwerken und Steingruben an den öffentlichen Schatz bezahlt werden mußte. Die Könige der Franken erhoben dieselbe als Nachfolger der Kaiser in Gallien, erließen sie aber in der Folge aus besonderer Milde zuerst den Gütern der Geistlichkeit *). Diese nun nahm dasjenige, was die Könige nicht mehr erhielten, für sich, und dehnte allmählig die Verpflichtung ihrer eignen Leute auf alle ihre Kirchkinder, doch nur bittweise, aus. Schon 566 empfahlen die auf einer Synode zu Tours versammelten Väter die Spendung des Zehnten von jedem Gut, auch des zehnten der leibeigenen Knechte, und beriefen sich dabei auf das Beispiel Abrahams, der also dem Priester Gottes Melchisedeck freiwillig gethan. Wenige Jahre darauf sprachen Concilienschlüsse und Befehle der Päpste von den Zehnten als von einer uralten durch die göttlichen Gesetze getroffenen Einrichtung; doch wurde dieselbe erst in England herrschendes Gesetz, und im Frankenlande durch Karls Capitulare von Duren, und funfzehn Jahre nachher auf der Synode zu Frankfurt (794) als solches bestätigt. Als wie von Gott selbst geboten, dergestalt, daß man Hungersnoth als Strafe des nicht erlegten Zehnten ansah, daß dann Teufel die Aehren ausgefressen hatten und Wehklagen aus der Luft gehört worden waren, mußten Edle, Freie und Leute von allem Vermögen und Erwerbe Gott oder der Kirche und ihren Dienern den Zehnten geben, die Sachsen selbst von jeder Steuer und Abgabe, alle Grafen und Getreue des Königs von Kirchengütern, die sie zur Lehn hatten, ohne Abzug und nach Vermögen und Kräften, ja Karl nahm sich in Betreff seiner Güter und Pfalzen selbst nicht aus. Die Zehnten wurden entweder in vier gleichen Theilen unter Bischof, Geistlichkeit, Arme und Kirchenschatz, oder in dreien unter Geistlichkeit, Arme und Pilger, und zum Kirchenschmuck vertheilt. Die Priester mußten lehren, wie man sie geben sollte, berechnen und vor Zeugen theilen; dafür lag ihnen, nebst dem Lehrgeschäft, die Verbesserung der Kirchen und Kapellen ob. Hart aber lastete diese neue Auflage auf dem Volk, und machte dasselbe unwillig wider die Kirche, also, daß Alcuin, der des Königs Freund war, an ihn schrieb: „er solle doch in Betrachtung ziehen, ob die Apostel, welche von Christo selbst belehrt und abgesandt worden, den Zehnten gefordert oder ihn zu geben befohlen hätten? Den zehnten Theil seines Vermögens zu schenken sey zwar etwas sehr Gutes, doch sey es besser, dies als den Glauben einzubüßen!" Karl aber, der kein anderes Mittel hatte, die Geistlichkeit in Ländern, wo er selbst nichts besaß, zu erhalten, und der es billig achtete, daß die Heerde ihren Hirten ernähre, kehrte sich weder an Klagen noch Vorstellungen, und befahl das Gesetz zu erfüllen.

Zwei Jahre hinter einander (779 und 780) durchzog er das Sachsenland, hielt Versammlungen, nahm Geiseln, empfing Täuflinge, und setzte Priester und Bischöfe ein; nach

*) Chlotarii I. Constitutio generalis circa ann. 560.

Bremen im Gau Wigmode einen Priester aus Northumberland, Namens Willehad; ferner baute der König Festungen und rechnete auf die Sachsen wie auf Reichsvölker. Als er zu Horheim, am Einfluß der Hore in die Elbe *), sein Lager hatte, kamen nebst den Bewohnern des Bardengaus und den Nordleuten auch viele der überelbischen Slaven, sich taufen zu lassen. Karl aber meinte nun, wie einst Varus, das Werk der Unterjochung sey fertig, da viele der Vornehmen gewonnen waren, und es bedürfe nur noch geschickter Verwaltung. Auf der Generalversammlung zu Lippspring, deren der poeta Saxo erwähnt, mag er die Verordnungen gegeben haben, welche in dem durch keine Jahrszahl bezeichneten Kapitulare de partibus Saxoniae enthalten sind. Diesen zu Folge soll das Land durch fränkische Grafen **) regiert werden, und die Sachsen nur dann zu Landtagen zusammen kommen, wenn ein königlicher Bevollmächtigter sie ruft. Die christlichen Kirchen sollen eben so heilig und noch heiliger als die bisherigen Götzentempel gehalten werden. Ermordung eines Geistlichen, Beraubung oder Anzündung einer Kirche, Verschwörung gegen den König mit den Heiden, Darbringung von Menschenopfern, Verbrennung einer Leiche nach heidnischen Gebräuchen, Flucht und Versteck vor der Taufe, endlich Genuß des Fleisches in der Faste zur Verhöhnung der christlichen Religion, sollen mit dem Tode bestraft werden. Diese Härte in geistlichen Dingen ist um so auffallender, da auf die Ermordung eines Grafen selbst nur Einziehung der Güter gesetzt ist. Wer sein Kind binnen einem Jahre nicht zur Taufe bringt, soll eine Geldstrafe erlegen. Wer aber sein Verbrechen bekennt, und sich bei dem Priester entweder zur Taufe, oder wenn er diese schon erhalten, zur Kirchenbuße meldet, erhält Verzeihung und Erlaß aller Strafe. Daneben mag die Stiftung der beabsichtigten Bisthümer mit großem Eifer betrieben worden seyn.

Die Sachsen aber fühlten nun erst, wie hart das fremde Joch sey, unter welches sie gefallen waren. Bei dieser, der fränkischen Herrschaft und dem Christenthum gleich ungünstigen Stimmung des Volks, kam Wittekind, der nicht wie die andern Edlen unter das Joch sich gebeugt, aus Dänemark zurück, und fand es leicht, seinen kriegerischen Plänen Eingang zu verschaffen. Im Bardengau brach der Aufstand aus (782), die Kirchen wurden zerstört, die Mönche vertrieben, und viele Geistliche erschlagen oder verjagt. Hiddi aber in Ostfahlen (wahrscheinlich Hassio) und Amalung von Lüneburg blieben dem Könige treu, und flüchteten zu ihm nach Franken, wohin Wittekind nun seinen Siegeszug richtete.

Zu derselben Zeit war ein fränkisches Heer unter dem Kämmerer Adalgis, dem Konstabel Geilo und dem Pfalzgrafen Worad, auf dem Marsche gegen die sorabischen, zwischen der Sale

*) Alb-Ore-Stadt soll die Wurzel des Namens Halberstadt seyn.

**) Nach dem Chronicon Nibelungi ad an. 782 beim Du Chesne II p. 22 wurden auch Grafen sächsischer Herkunft ex nobilissimis angesetzt. Das war Karls Staatskunst, um zuerst die Edlen auf seine Seite zu bringen.

und der Elbe wohnenden Slaven, die in Thüringen und Sachsen verheerend eingefallen waren. Als die fränkischen Feldherrn den Aufstand derselben Sachsen, denen sie helfen sollten, erfuhren, veränderten sie die Richtung ihres Wegs, und wandten sich nach der Gegend, die ihnen als der Sammelplatz der Empörer angegeben wurde. Unter Wegs stießen sie auf den Grafen Thederich (Dietrich), einen Verwandten des Königs, der in der Eil einiges Kriegsvolk im Rheinlande zusammen gerafft hatte. Dieser gab ihnen den Rath, den Feind erkundschaften zu lassen, und ihn anzugreifen, wenn die Gelegenheit des Orts es verstattete. Als sie nun mit ihm bis an den Berg Sontal (Sonnenthal), gezogen waren, fanden sie auf dessen nördlicher Seite die Sachsen gelagert. Da nahm Dietrich sein Lager auf der Südseite des Berges, die drei Grafen aber gingen auf das andere Ufer der Weser, um, wie sie sagten, den Berg leichter zu umgehen, in der That aber, um sich von Dietrich zu trennen, mit dem sie den Ruhm des gewiß geachteten Sieges nicht gern theilen wollten. Bald darauf stürzten sie ohne Verabredung mit Dietrich in wilder und vereinzelter Hast auf den Feind, und machten den Angriff, wie wenn es eine Verfolgung gewesen wäre. Die Sachsen aber hielten Stand, und die Schlacht ward hart, und die voreiligen Franken fast alle erschlagen; unter ihnen die beiden Heerführer Adalgis und Geilo, vier Grafen und gegen zwanzig Edle mit denen ihrer Leute, die lieber mit ihnen sterben als nach ihnen leben gewollt. Nur wenige retteten sich in Dietrichs Lager auf der andern Seite des Berges.

Die Sachsen indeß waren zu langsam oder zu schwach, ihr Glück zu verfolgen, und Karl desto schneller, sie zu strafen. Mit einem starken Heer stand er, den sie entfernt oder erschrocken glaubten, plötzlich in ihrem Lande, lud die Edlen vor seinen Stuhl, und fragte mit dem Ernste des Richters nach den Urhebern des Aufstandes. Allgemein ward die Schuld auf Wittekind geschoben, Niemand aber konnte ihn ausliefern, weil er schon zu den Nordmannen über die Elbe entwichen war. Da griff Karl von den Theilhabern viertausend fünfhundert, und ließ sie zu Werden an der Aller enthaupten alle auf einen Tag, darum, weil er diesen Aufstand nicht als eine ihm von Kriegsleuten gemachte Befehdung ansah, sondern als einen Friedensbruch erkannte, an welchem das ganze Volk Theil gehabt habe.

Als Karl dieses that, mochte er bedenken, daß hartnäckige Uebel verzweifelte Heilmittel erfordern, und daß Milde, welche Empörungen nährt, oft blutigere Folgen nach sich zieht, als Strenge, welche mit einem Streiche die Schuldigen niederschlägt und die Menge erschreckt. Aber die grausame Berechnung, die das große Gefühl und den starken Muth des freien Vols nicht in Anschlag gebracht hatte, schlug fehl; die freien Männer traten gegen den Mächtigen, der sie niedergeschmettert zu haben meinte, vereinigt in die Waffen. Im Mai des Jahres 783 zog Karl von Diedenhofen aus mit großer Heeresmacht über den Rhein. Bei Detmold (Thietmelle), standen die Sachsen in ungeheurer Zahl; es war das Aufgebot ihres Heerbanns. Karl, so erzählt das fränkische Zeitbuch, besiegte sie in einer gewaltigen

Schlacht, aus welcher nur wenige von der unzählbaren Menge entrannen, zog sich aber nach Paderborn zurück, um die aus Franken nahenden Verstärkungen zu erwarten. Allem Ansehen nach war dieser Sieg nur zweifelhaft, vielleicht gar einer Niederlage zu vergleichen; aber neues Kriegsvolk ersetzte den erlittenen Verlust, und die Sachsen, die sich abermals an der Hase gesammelt hatten, wurden in einer zweiten noch blutigern Schlacht gänzlich überwunden *). Nach diesen beiden Schlachten, den einzigen, in welchen er selbst gegen die Sachsen gestritten, drang Karl verheerend bis an die Weser, dann bis an die Elbe, ohne seinen Zweck, die Bezwingung des Volks, zu erreichen. Das folgende Jahr (784) führte ihn von Neuem über den Rhein. Ueberschwemmungen, durch unaufhörliche Regengüsse entstanden, hinderten ihn, von St. Hülf (Huculp) an der Weser aus, wo er sein Lager aufgeschlagen hatte, in Nordsachsen einzudringen; er wandte sich daher südlich nach Thüringen, zog verwüstend durch das Land zwischen der Sale und Elbe, und kehrte über Schaningen nach Franken zurück. Die Verwüstungen der Fluren und Weiler, von denen in den ersten Feldzügen nie die Rede war, bezeugen, daß der Krieg nunmehr eine andere Gestalt als in den ersten Jahren angenommen hatte, und nicht mehr gegen die Leute sondern gegen die Männer geführt ward. Zu derselben Zeit schlug Karl, des Königs ältester Sohn, obwohl nur ein Knabe von zwölf Jahren, mit einer fränkischen Schaar einen sächsischen Haufen bei Drente an der Lippe, und brachte dem Vater selbst die Botschaft nach Worms. Karl aber, um die Sachsen an Versammlung ihrer Kräfte zu hindern, faßte den ungewöhnlichen Entschluß, den Krieg im Winter fortzusetzen, und zog im Spätherbst über den Rhein. Das Weihnachtsfest, das er sonst immer auf einem seiner väterlichen Schlösser zu feiern pflegte, hielt er diesmal im Lager zu Weißengau (Huettagowe) an der Ammer, und erst spät im Jahr bezog er, von ausgetretenen Flüssen und rauher Witterung genöthigt, zu Eresburg Quartiere. Von hier, wohin er Frau und Töchter nachkommen ließ, suchte er die Sachsen zugleich durch unaufhörliche Streifzüge zu ermüden, und zugleich durch Unterhandlungen zu gewinnen. Die letzteren führten ihn endlich zum Ziele. Die Beruhigung der Nazion gelang ihm wahrscheinlich auf dem Reichstage zu Paderborn: denn er durchzog nach demselben ohne Widerstand das Land bis nach dem Bardengau, und nur um Rückfälle und die beständigen Aufwiegeleien zu verhüten, sandte er von da Abgeordnete an die beiden sächsischen Heerführer Wittekind und Alboin, die sich vor seiner Uebermacht über die Elbe geflüchtet hatten. Sie verlangten sicheres Geleit und Geiseln, wenn sie sich zur persönlichen Unterredung stellen sollten, erhielten, was sie forderten, und traten zu Attigny in Champagne, wohin Karl unterdeß zurückgereist war, vor das Angesicht dessen, den sie so lange und so schwer gereizt hatten. Ihre Unterwerfung, Taufe und seitdem nicht wieder gebrochene

*) Die Schlachttage waren vermuthlich der 23. 26. und 28. Juni, da Papst Hadrian auf dieselben eine dreitägige Litanei verordnete. Labbei Concil. Tom. VI. p. 775.

Treue ist alles, was die fränkischen Jahrbücher von ihnen berichten *). Ohnfehlbar gelangten sie wieder zu ihren vom Könige eingezogenen Gütern, aber ihre Feldherrnschaft hörte von selbst auf, und sie starben im ruhigen Privatbesitz auf ihren Höfen. Was die Geschichte von Wittekind berichtet, steht überhaupt in keinem Verhältniß zu dem Ruhm, der, halb als Sage, seinen Namen begleitet. Es ist, als ob durch die fränkischen Nachrichten, die einzigen, die wir von ihm besitzen, ein Ton der Wahrheit hindurch geklungen wäre, um für den unbeglückten Vertheidiger der germanischen Freiheit gegen die verkleinernde Darstellungsweise seiner Gegner bei der Nachwelt das Wort zu führen. Das Denkmal, welches auf seinem angeblichen Grabe zu Engern aufgerichtet worden, die Stammtafel, welche mehrere Königshäuser Europas (z. B. das capetingische, das oldenburgsche,) zu Wittekind hinaufführt, und die von vielen spätern Schriftstellern ihm gespendete Verherrlichung bezeugen nur, wie unsicher auch ihr historischer Grund seyn mag, den hohen Werth, den alle Geschlechter der Menschen dem Bemühen beilegen, das Alte, Angestammte, Eigenthümliche, gegen das Neue und Fremde zu behaupten. Darin thaten die Sachsen eben so recht, als einst ihre Vorfahren unter Herrmann gegen die Römer; Karl aber ward ihres Widerstands Meister, weniger durch seine Entschlossenheit und Kraft, als durch Gottes Finger, welcher für ihn war. Denn wie es ein unermeßliches Unglück gewesen wäre, wenn die Cherusker sich des Varus und Germanicus nicht erwehrt, und den Römern Deutschland wie ein zweites Gallien überlassen hätten, also mußte, als die Zeit gekommen war, der alte Götzendienst der Sachsen dem Christenthum, ihre Absonderung der Vereinigung weichen, damit aus allen, dem mütterlichen Boden treu gebliebenen germanischen Völkerschaften die Gesammtheit eines Volkes der Deutschen erwüchse. In der Geschichte der Völker wie im Leben des Einzelnen waltet Gottes Fügung, doch ist es der Gegenwart nicht immer verliehen, sie zu begreifen, und der Mensch muß thun, was er für das Rechte hält.

Das Verhältniß der Sachsen zu den Franken scheint aber nach diesen verunglückten Empörungen ungünstiger geworden zu seyn, als es im Frieden zu Paderborn festgesetzt war; die Zeitbücher sprechen nun von Unterjochung des ganzen Sachsenlandes, welches doch, jenem

*) Irrig nennen den Wittekind viele Spätere, durch das lateinische Wort dux verleitet, einen Herzog oder wohl gar einen König der Sachsen; er war nur der frei gewählte Heerführer seines Volks, sonst unus de primoribus, wie Eginhard ihn nennt, oder vir nobilis nach Rolving, und nichts zeugt dafür, daß Karl, der überall die Herzoge abschaffte, grade in dem aufrührerischen Sachsenlande einen dergleichen gefährlichen Beamten eingesetzt habe. Ueber die letzten Schicksale Wittekinds herrschen verschiedene Angaben. Der unverbürgten Nachricht in Cranzii Saxonia II 24 zu Folge ist er 807 in einem Treffen gegen den schwäbischen Herzog Gerold umgekommen. Nach Albert von Stade (der ad ann. 884 den König Odo von Frankreich einen Enkel Wittekinds, e Germania profugi nennt,) scheint er nach Frankreich gezogen zu seyn, und daselbst geheirathet zu haben. Die Acta Sanctorum erwähnen seiner beim 7. Januar unter den zweifelhaften Heiligen.

Frieden zu Folge, mit den Franken nur Einen gemeinschaftlichen Oberherrn haben sollte *). Die Sachsen zogen mit Karln in seine Kriege gegen die Baiern, Wilzen und Avaren, bezahlten den früher schon aufgelegten Tribut, und an die Bischöfe den Zehnten, waren aber, wie sich aus der Folge ergeben wird, mit ihrem Zustande so wenig zufrieden, daß erst ein erneuerter, jenen Fuß der völligen Gleichheit herstellender Friedensvertrag die mehr als dreißigjährige Unruhe zu stillen im Stande war. Wiewohl die Stiftung der acht von Karl errichteten sächsischen Bisthümer, Osnabrück, Halberstadt, Paderborn, Minden, Münster, Bremen, Verden und Hildesheim, ohne Gewißheit von einigen unmittelbar in die Zeit nach Wittekinds Taufe gesetzt wird, und wahrscheinlich viel später angenommen werden muß, so bestanden doch sicher an allen diesen Orten Gemeinden, und das Christenthum verbreitete allmählig über die noch heidnische Erde des alten Germaniens seine Zweige.

Neunzehntes Kapitel.

Karls Krieg wider die Longobarden.

Erst im Greisenalter sollte Karl den Krieg gegen die freien Sachsen endigen, den er als Jüngling begonnen hatte; den Königsthron der Longobarden aber stürzte er in Einem Feldzuge über den Haufen. König Desiderius lebte wie seine Vorgänger in beständigem Zwist mit dem heiligen Stuhle zu Rom. Nun schien für den letztern seine Stütze, die helfende Treue der Franken, wankend zu werden, als die Königin Bertha, Karls Mutter, die Vermählung eines ihrer Söhne mit Desiders Tochter unterhandelte, um zwischen Franken und Longobarden für immer Frieden zu stiften. Auf die Nachricht hievon schrieb Papst Stephan an die beiden fränkischen Könige: (denn damals lebte Karlmann noch) „Wir hören mit großer Betrübniß, wie Desider, der Longobarden König, Eure Herrlichkeit bereden will, seine Tochter mit Einem von Euch zu vermählen, was, wenn es also ist, wahrlich aus Eingebung des Teufels stammt, und kein ehelich Bündniß sondern eine Gemeinschaft recht schwarzer Erfindung zu seyn scheint. Wie weit, meine glorreichen Söhne, ginge der Wahnwitz, wenn sich Euer berühmtes fränkisches Volk, das alle Völker überstrahlt, und das so edle und vom Glanze überfließende Geschlecht Eurer königlichen Macht mit der treubrüchigen und stinkenden Nazion der Longobarden besudeln wollte, mit einer Nazion, die man gar nicht unter die

*) Annal. Loisd. et Metenses ad an. 785. Saxonia subjugata Francis.

Völker rechnet, und von der ganz gewiß die Aussätzigen kommen? Niemanden von gesundem Verstande kann es auch nur einfallen, daß sich so berühmte Könige mit einer so abscheulichen und verworfenen Seuche beflecken sollten. Denn was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß? oder was für einen Theil hat der Gläubige mit den Ungläubigen?" — Trotz dieser Vorstellungen verstieß König Karl mit einem Leichtsinn, dem die Verderbniß der Merovinger das Auffallende benommen hatte, die erste Gemahlin, und ehelichte Desiders Tochter. Diese aber entsprach bei ihrer Ankunft seinen Erwartungen so wenig, daß er auch das Band dieser Ehe nach kurzer Zeit durch Scheidung löste, und die Longobardin ihrem Vater zurück sandte. Dadurch ward natürlich die alte Feindschaft verdoppelt. Wie zu Karls unversöhnlichem Gegner floh die Wittwe seines Bruders Karlmann mit ihren Söhnen zu Desider, und dieser nahm sie auf, um die Neffen als Werkzeuge seiner Rache gegen ihren Oheim zu gebrauchen. In dieser Absicht verlangte er vom Papst Hadrian zum Preis der Rückgabe einiger Städte, die seit Pipins Schenkung dem h. Stuhl noch immer vorenthalten wurden, er solle Karlmanns Söhne zu Königen der Franken salben. Hadrian aber, der wohl einsahe, daß er den Longobarden durch diese Unklugheit zu seinem Herrn machen würde, weigerte sich; als aber Desiderius drohte, sandte er einen Boten nach Diedenhofen, wo eben König Karl mit seiner Hofstatt lag, und ließ ihn um Gottes und St. Peters Willen bitten, seiner frommen Kirche, deren rechtmäßiger Schutzherr er sey, wider ihre Feinde zu helfen. Neigung für den päpstlichen Stuhl, und Empfindlichkeit über die von Desider tückisch versuchte Rache, hießen Karln dieser Aufforderung Gehör geben, und zu Genf, wohin er die Versammlung gerufen, entschied die alte Erbitterung der Franken gegen die Longobarden leichtlich für den Krieg. In zwei Haufen zog das Heer über die Alpen (773). Den einen führte Bernhard, Karls Oheim, über den Jupitersberg, der vielleicht von diesem Bernhard den jetzigen Namen erhalten; mit dem andern ging Karl selbst über den Berg Cenis. Am Ausgange der Klausen fanden sie den König Desider mit seinem Sohne Adalgis, und schlugen ihn so, daß ihm nichts übrig blieb, als sich in Pavia einzuschließen; Adalgis floh mit Karlmanns Wittwe und Söhnen nach Verona. Aus dieser Stadt, die sich bald ergab, entrann Adalgis nach Constantinopel. Gerberge aber und ihre Söhne geriethen in die Gewalt des Siegers, dessen weiteres Verfahren gegen die unglückliche Familie nicht bekannt ist; wahrscheinlich ließ er sie in einem Kloster verschwinden.

Indeß war das Jahr vergangen, und die Belagerung von Pavia zog sich in die Länge. Da ließ Karl seine Gemahlin Hildegard, eines schwäbischen Herzogs Tochter, die er bald nach der Trennung von der Longobardin geehlicht, mit ihrem Sohne Karl zu sich kommen, übergab die Belagerung dem Oheim Bernhard, und zog zum Osterfest (774) nach der heiligen Stadt, die er noch nicht gesehen, wiewohl ihn in früher Jugend schon Papst Stephan III zum Patricier von Rom ernannt hatte. Ein feierlicher Empfang war ihm bereitet. Bei dreißig Miglien vor Rom zogen ihm die Richter mit

dem Panner entgegen, näher an der Stadt empfingen ihn lobsingend die Schulen mit ihren Meistern und Knaben, Palmen und Oelzweige in den Händen, und wie es Sitte war bei der Aufnahme des Patricius und Exarchen, sandte man ihm auch das ehrwürdige Kreutz entgegen. Beim Anblick desselben sprang der König mit seinem ganzen Gefolge vom Pferde, und ging zu Fuß nach der Peterskirche. Oben auf den Staffeln erwartete ihn der Papst mit dem ganzen Klerus. Karl küßte jede Stufe. In der Vorhalle umarmten sich beide, und der König trat zur Rechten des Papstes in das Haus Gottes ein, wo alle Welt mit lauter Stimme frohlockend rief: „Gebenedeiet ist, der da kommt im Namen des Herrn!" — Nach der Messe bat Karl um die Erlaubniß, in die Stadt ziehen zu dürfen, um auch in andern Kirchen seine Andacht zu halten, ließ sich aber vorher am Grabe der Apostel Freundschaft und Sicherheit schwören; darauf wohnte er in der Kirche zu St. Salvator am Lateran einer Taufhandlung bei, welche der Papst selbst verrichtete, wahrscheinlich an der Tochter, von welcher die Königin im Lager vor Pavia entbunden worden war. Dieses alles geschah am Vorabend des Osterfestes. Die heiligen Tage selbst wurden mit feierlichen Messen, Litaneien und einer großen Schmauserei im Lateranischen Pallaste gefeiert. Auf Hadrians Bitte erschien Karl in der Tracht eines römischen Patriciers, im langen Schleppkleide, Talar und mit römischen Putzschuhen; ihm selbst gefiel nur die einfache aus Wams und Hosen bestehende Kleidung der Väter. Am dritten Ostertage bestätigte er dem Papste den Schenkungsbrief, den Pipin seinem Vorfahr zu Chiersey gegeben hatte. Der fränkische Hofkapellan Etherius fertigte eine neue Urkunde darüber aus, die der König nebst allen Bischöfen, Aebten und Grafen unterschrieb, und in das Evangelienbuch auf den Leichnam des Apostels, eine Abschrift davon in die Sakristei der Peterskirche niederlegte; eine andere Abschrift nahm er selbst mit nach Frankreich. Dennoch hat diese höchst wichtige Urkunde sich nirgends gefunden, und die Namen der Landschaften und Städte, die darin gestanden haben sollen, sind daher streitig. In jedem Falle erstreckte die Schenkung sich nur auf das dominium utile oder das nießbräuchliche Besitzthum gewisser Einkünfte und Palläste, und die eigentlichen Hoheitsrechte blieben in eben der Art, wie sie dem Exarchen zugestanden hatten, auch dem königlichen Patricier vorbehalten. Insbesondere ward derselbe in Rom, wo der Papst nur Bischof und erster Bürger war, als wahrhaftiger Oberherr und Erbe der Kaisergewalt anerkannt, und selbst durch jene Schenkungsbriefe kein Gedanke einer päpstlichen Oberherrschaft über diese alte Hauptstadt der gesitteten Erde veranlaßt.

Bald darauf, nachdem Karl in das Lager vor Pavia zurückgekehrt war, ergab sich die durch Hunger und Seuche auch inwendig hart bedrängte Stadt. Desider ward mit seiner Gemahlin Ansa gefangen genommen, alles Gold, das man fand, unter das Heer vertheilt, der gestürzte König dem Bischofe von Lüttich, Egilfried, übergeben, und nach St. Denys, von da nach Corbei gebracht, wo er als Mönch sein Leben geendigt hat. Sein Sohn Adalgis ward in Constantinopel, dessen Hof mit scheelen

Augen die wachsende Frankenmacht betrachtete, mit der Patricierwürde geehrt und für künftige Begebenheiten aufgespart. Also kam das Reich der Longobarden, welches nach Abrechnung aller an den römischen Stuhl überlaßnen Schenkungen die heutigen Gebiete von Piemont, Montferrat, Genua, Parma, Modena, Toskana, Mayland, Brescia, Verona und Friaul, wohl die Hälfte Italiens, in sich begriff, nach zweihundert und sechsjähriger Dauer an den König der Franken. Der Staat behielt seinen Namen und seine Verfassung, und wechselte eigentlich nur seinen Beherrscher; Karl schrieb sich König der Franken und Longobarden, und soll ihm zu Monza die alte eiserne Krone aufgesetzt worden seyn. Ein gelehrter Longobarde, Paul der Diakon, Warnefrieds Sohn, der die Geschichten seines Volks, die der Bischöfe von Metz und einen Lobgesang auf den heiligen Johannes geschrieben, trat in Karls Dienste, und ward beauftragt, Auszüge aus den Büchern der Kirchenväter zu machen, oder wie die Urkunde sich ausdrückt, von ihren beliebtesten Auen die Blumen zu lesen, und alles Heilsame in einen Kranz zu flechten. Also entstand ein Homiliar zum rühmlichen Denkmal für den König, dem die Sorge für die Bücher der Väter so ernstlich am Herzen lag, daß er derselben unter den dringendsten Kriegs- und Staatsgeschäften eingedenk blieb.

Es waren aber nach dem Fall des Throns von Pavia noch die Herzogthümer Friaul, Spoleto und Benevent übrig, als Trümmer der Longobardischen Macht. Rotgaud von Friaul, dem die Franken am nächsten lagen, gelobte ihnen Treue, der übrigen Unterwerfung ward durch kriegerische Nachrichten aus Sachsen verzögert. Als nun Karl gegen die Empörer an der Weser ausgezogen war, brach Rotgaud die beschworene Treue, und trachtete ganz Italien wider die Franken zu reitzen. Karl aber, durch den Papst ermahnt, endigte die sächsische Angelegenheit schnell, und eilte dem Winter zum Trotz mit einer auserlesenen Schaar über die Alpen, überfiel den Aufrührer, und ließ ihn enthaupten (775). Seine Städte und Festen, unter ihnen Tarvis, ergaben sich dem Sieger, der fortan in Friaul keinen Herzog, sondern Grafen einsetzte, die Gauen zu verwalten. Der Herzog von Spoleto unterwarf sich, durch dieses Beispiel für immer geschreckt, und zog seitdem unter den fränkischen Fahnen. Aber Arrigis von Benevent, König Desiders Eidam, ist erst eilf Jahre nachher gedemüthigt worden. Er war durch seine Gemahlin Amalberge bewogen worden, sich gleich dem fränkischen Könige salben zu lassen, und mit den Zeichen unabhängiger Herrschaft, Krone und Scepter, auch den Fürstentitel zu führen. Solches betrachtete Karl als eine Verachtung seiner obersten über Italien erworbenen Hoheit, und zog gegen den Beleidiger aus (786). Als Arrigis die Uebermacht der Franken erkannte, verschloß er sich mit seinen Kriegsleuten in Salerno, und ließ durch seine zwei Söhne, Romwald und Grimwald, des Siegers Gnade erflehen. Auf dieses sandte Karl, der, auf Vorstellung der Geistlichkeit, das mit Kirchen und Klöstern bedeckte Land nicht verheeren wollte, Abgeordnete in die Feste, denen der Herzog das Gelübde der Ergebenheit schwur. Also ward nun auch in Unteritalien den Franken gehorcht. Das

Jahr darauf starb Arrigis, eben da er sich mit den Griechen gegen Karln verschworen hatte. Dieser aber rächte die erkundete Uebelthat an Arrigis Geschlecht nicht, sondern gab dem Sohne desselben, Grimwald, das erledigte Herzogthum, doch unter der Bedingung, daß die Werke von Salerno niedergerissen, des Königs Name auf die Münzen gesetzt, und die Longobarden genöthigt wurden, ihre alte Art des Barts und der Haartracht mit der fränkischen zu vertauschen. Dies that Karl, als Eroberer Volkseigenthümlichkeiten feind,

Zwanzigstes Kapitel.

Der baierſche und avariſche Krieg.

Zu Regensburg in seiner Hauptstadt saß Tassilo, der Bojoarier Herzog, der wie Arrigis Desiders Eidam war, und zürnte über den Fall der Longobarden, ohne den Muth, ihnen zu helfen. Seit er auf dem Tage zu Nevers (763) das Heer der Franken verlassen hatte, regierte der Baierfürst trotz der den Franken geleisteten Lehnspflicht wie ein unabhängiger König sein Volk, versammelte aus eigner Macht seine Großen zu Landtagen, vergaß in den ausgestellten Urkunden den Namen des fränkischen Oberherrn, führte ohne seine Hülfe Krieg gegen die Slaven in Kärnthen, und unterwarf dieselben seinem Gehorsam; auch nannte Pipin, als er das Frankenreich unter seine Söhne vertheilte, Bojoarien nicht, wie wenn er Tassilos unabhängige Herrschaft erkenne. Darauf, als Waifar und Hunold, als Desiderius und die Sachsen der fränkischen Macht erlagen, und Karls wachsendes Reich alle germanischen Völker zu umfassen begann, barg Tassilo düstere Besorgnisse unter der Geberde des Hochmuths. In die Gefilde von Pavia hätte er hinunter ziehen und sein Schwerdt auf der Longobarden Wagschale legen sollen; aber die schwache Seele scheute das Wagniß einer kräftigen That, und der beschränkte Geist wähnte, durch kleinliche Maßregeln den Schritt eines großen Verhängnisses zu lähmen: also ernannte er, um seinem Hause die Erbfolge zu sichern, seinen fünfjährigen Sohn Theodo zum Mitherzog (777). Karl, aufmerksam gemacht durch dies Emporstreben nach selbständiger Herrschaft, bot, wie zur Probe, die Bojoarier zum Kriege nach Spanien auf, und lud, als Tassilo furchtsam gewährt hatte, den Verdächtigen selber nach Worms (781), den Eid von Compiegne zu erneuern, und durch Geiseln aus den Großen des Landes seine Treu zu verbürgen. Ueberrascht gehorchte der Herzog, und zog mit reichen Geschenken und großem Gefolge nach Worms; aber was hier der Mund dem Könige schwur, verleugnete das Herz. Seit diesem Tage wuchs des Gedemüthigten Unmuth; schon mochten geschäftige Zwischenträger bittere Reden, wie ohnmächtiger Groll sie ausstößt, ans fränkische

Hoflager berichten. Deutlicher zeigte sich seine Unvorsichtigkeit während Arrigis kurzem Krieg; ein fränkischer Herzog Rodbert ward bei Botzen von baierschen Grafen erschlagen. Doch besann sich Tassilo anders, und sandte Boten an Papst und Kaiser nach Rom, um eine Aussöhnung zu erhandeln. Aber der Papst war wider der Longobarden heimlichen Freund, und die Gesandten kehrten mit harten Anmahnungen heim. Bald darauf luden ihn andere Boten zum Reichstage nach Worms. Da fuhr ein Geist in den Unentschloßenen, daß er des Gehorsams sich weigerte, und sein Volk zu den Waffen rief. Aber am Lechstrom gelagert vernahm er, daß König Karl selber über das Lechfeld ihm entgegen ziehe, daß ein zweites Heer bei Pföring an der Donau erschienen sey, und Pipin, des Königs Sohn, ein drittes aus Italien heraufführe. Alsbald entfiel dem Agilolfingen der Muth; er ging ins fränkische Lager, schwur zum drittenmal den Eid, und empfing sein Herzogthum als Lehn aus der Königs Hand, nachdem er in dieselbe einen Stab mit einem künstlich geschnitzen Menschenbilde übergeben hatte; dazu stellte er zwölf Geiseln und seinen eignen Sohn Theodo als Pfänder der Treue (787). Aber kaum heimgekehrt, sann der gekränkte Stolz schon auf Rache; Luitberga, seine Gemahlin, Desiders Tochter, wird beschuldigt, das Feuer des Hasses geschürt zu haben. Oft sprach Tassilo zu Dienstleuten: er wolle lieber den Tod als diese schimpfliche Knechtschaft ertragen, lieber, wenn er auch zehn Söhne hätte, ihre Leichen sehen als ihnen solches Erbe hinterlassen. Seinen Bojoariern, die dem fränkischen Könige schwören sollten, gebot er, beim Eide an etwas anderes zu denken. Zugleich sandte er heimlich Boten nach Pannonien an die Avaren, und ließ sie auffordern, zu einer bestimmten Zeit mit ihm gegen die Franken zu ziehen; denn die Uebermacht der letztern drohe ihnen wie ihm. Als dieses dem Könige Karl hinterbracht worden war, rief derselbe den verrätherischen Herzog auf die Maiversammlung nach Ingelheim am Rhein, wo den Winter über das königliche Hoflager gestanden hatte (788). Daselbst ward Tassilo, der in der Zuversicht kam, all sein Beginnen sey verborgen geblieben, verhaftet; zu gleicher Zeit in Regensburg Luitberga mit allen Kindern und Gesinde aufgehoben, und nach Ingelheim gebracht. Vor dem Throne des Königs, in einer großen Versammlung fränkischer, longobardischer, bojoarischer und sächsischer Vasallen, stand der Angeklagte entwaffnet, und ward durch das Zeugniß seiner eignen Leute der Schuld überwiesen. Auf dieselbe war in den bojoarischen Gesetzen eigentlich nur Verlust der Würde und Einsperrung in ein Kloster gesetzt *); aber schon vor fünf und zwanzig Jahren hatte Tassilo durch das Verbrechen der Heerverlassung (Heriliz) das Leben verwirkt, und jetzt Pipins an ihm geübte Großmuth durch Verrath an seinem Sohne vergolten; darum erkannten ihm die Richter den Tod

*) Leg. Bojoar. II. 9. Si quis autem dux de provincia illa quam lex ordinaverit, tam audax aut contumax aut levitate stimulatus seu protervus et elatus, vel superbus et rebellis fuerit, qui decretum regis contemserit, donatu dignitatis ipsius ducati careat, etiam et insuper spem supernae contemplationis sciat se esse condemnatum et vim salutis amittat.

zu. Aber Karl, vielleicht der Verwandschaft eingedenk, milderte den harten Spruch, erließ ihm die Todesstrafe, und fragte den Zagenden, was er thun wolle? Tassilo erklärte, er wolle ins Kloster; doch begehre er als Gnade, nicht in der Versammlung zum Mönche geschoren zu werden. Diese Bitte ward gewährt, und der Schuldige, nachdem er im Kloster des h. Nazarius die Tonsur erhalten, nach Gemeticum bei Rouen in klösterliches Gefängniß geführt. Gleiches Loos traf seine Gemahlin, seine Söhne und Töchter; die ganze Familie der Agilolfen verging. — Ohne Widerstand unterwarfen sich die Bojoarier; die Priesterschaft war für den Schutzherrn der Kirche, Tassilos wenige Anhänger wurden in Verbannungsörter zerstreut. Die Avaren aber, die dem gegebenen Worte getreu über die Donau in Bojoarien, durch Friaul in Italien einbrachen, wurden (die ersten von Karls Heerführern Grahaman und Audaker) in drei Treffen geschlagen. Hierauf kam Karl selbst nach Regensburg, die neue Verwaltung einzurichten. Wie in allen Provinzen wurden über die Gaue Grafen, mit beschränkter Gewalt und ohne Erblichkeit des Amts, auch des Königs reisenden Bevollmächtigte verantwortlich, gesetzt; über sie aber ein Statthalter, der Pannerträger Gerold, des Königs Schwäher; gegen die Grenzvölker Markgrafen, die zugleich Grafen waren über mehrere Gaue. Das Volk behielt Namen, Gesetze und Verfassung wie vordem, das Land ward durch das Gebiet zwischen der Donau und dem böhmischen und thüringschen Waldgebürg, den Nordgau erweitert, aus dem nachmals die Oberpfalz erwachsen; der bischöfliche Stuhl zu Salzburg, dessen Inhaber Arno viel bei dem Könige galt, auf Karls Machtwort zum Erzbisthum über Baiern erhoben, und demselben die Bisthümer Passau, Regensburg, Freisingen, Seben und Neuburg unterworfen *).

Die Ostgrenze Bojoariens war die Ens. Jenseits derselben, wo einst das römische Norikum war, heut das herrliche Oesterreich prangt, begannen hinter großen Grenzwüsten die Wohnplätze der wilden Avaren. Dieses Hirtenvolk, den Hunnen stammverwandt, hatte den Raub zweihundertjähriger Plünderungszüge und die unermeßlichen Schätze, welche die Feigheit der Byzantiner gezahlt hatte, in neun wunderbaren Festungen zusammengehäuft; der Mönch von St. Gallen, der sie gesehen, nennt sie Ringe oder Gehege. Landstriche von sieben deutschen Meilen (soviel als die Entfernung von Costnitz nach Basel beträgt) waren von doppeltem, zwanzig Fuß hohem, mit Erde und Steinen sorgfältig verschüttetem Pfahlwerk eingeschlossen, um welches sich ein mit dichtem Gesträuch verwachsener Graben zog. Die Zugänge waren sparsam und schmal. In diesen Verzäunungen lagen die Weiler der Avaren so weit von einander, als eines Menschen Stimme, die Gehege selbst, so weit der Ruf des Hornes vernommen ward. In dem größten dieser Ringe lagerte die Horde des Großchans, dessen Vorfahren, zur Zeit des Avarischen Glücks, den Cäsar in Constantinopel mit ärgerm Uebermuth als Attila selber verhöhnt hatten. Jetzt waren

*) Von den beiden letztern ist nachmals das eine nach Brixen, das andere nach Augsburg verlegt worden.

die Avaren durch Reichthum und Ueppigkeit verweichlicht; dennoch wähnten sie, mit den Franken es aufnehmen zu können, und setzten, auch nach jenen drei Niederlagen, ihre Grenzkriege fort. Wahrscheinlich gab die zwischen beiden Völkern streitige Grenzmark Veranlassung, daß (790) auf einem Tage zu Worms avarische Abgesandte vor dem Könige der Franken erschienen, und dieser bald darauf den Khan durch Boten beschickte. Als die Ausgleichung fehl schlug, versammelte Karl zu Regensburg ein gewaltiges Heer, und machte bey dieser Gelegenheit seinen Sohn, den dreizehnjährigen Ludwig, wehrhaft (791). Mit drei Heeren ward, nach Karls regelmäßig beobachteter Weise, der Angriff gethan. Das eine, aus Thüringern, Sachsen und Friesen bestehend, zog unter den beiden Grafen Thederich und Meginfried durch Böhmen ans Nordufer der Donau, mit dem andern er selbst am südlichen Ufer, mit dem dritten sein Sohn Pipin und die Herzoge von Friaul und Istrien von Italien aus. Jeder war auf ein halbes Jahr mit Kleidern, Waffen und Reisebedürfnissen versehen; außer Holz, Gras für die Rosse und Wasser durfte in Freundesland nichts genommen werden. Als nun Karl mit seinem Kriegsvolk im Lager an der Ens stand, lief Nachricht ein von Pipin, daß er und der Herzog von Istrien mit den Avaren gestritten und sie hart geschlagen hätten. Da ließ der König drei Tage hinter einander mit Beten, Fasten und Hochamt Gott danken; kein Gesunder durfte anders als gegen theuer bezahlte Erlaubniß Fleisch und Wein genießen; jeder im Lager anwesende Priester mußte Messe lesen, jeder andre Geistliche funfzig Psalmen singen, alle Kleriker aber barfuß die Aufzüge halten. Also erneuerte Karls christliches Heer die fromme Weise der siegreichen Legionen des alterthümlichen Roms *). Darauf drangen die Franken an beiden Seiten der Donau, deren Fluthen mit Kähnen voll Mundvorrath und bojoarischer Mannschaft bedeckt waren, weiter gen Osten. Die Avaren widerstanden nicht, und überließen, durch die Größe der Frankenmacht entsetzt, in die Wälder fliehend ihre künstlichen Festen dem Sieger. Derselben eine am Fluße Kamp, die andere, Cumberg, wurden zerstört; die Flüchtigen bis an die Raab verfolgt, das Land furchtbar, zwei und funfzig Tage lang, verheert, und eine große Beute an Sklaven und Schätzen davon geführt. Die Franken verloren wenige der Ihren durch das Schwerdt der Feinde, aber durch eine Seuche den größten Theil ihrer Pferde. Aus seinem Lager jenseits der Raab zog Karl als Sieger nach Baiern, die Grafen Thederich und Meginfried durch Böhmen nach dem nördlichen Deutschlande heim. Die Macht der Avaren war gebrochen, aber der Krieg zog sich noch bis ins achte Jahr. Der König selbst nahm nicht mehr Theil, sondern überließ die Vollendung seinen Söhnen Karl und Pipin, und den Kriegsbefehlshabern Gerold in Baiern, und Erich in Friaul. Diese drangen (im Jahr 796) siegend bis an die Tizaha (Theiß). Die Ringe wurden

*) Der merkwürdige Brief, den Karl aus diesem Lager an seine Gemahlin Fastrade nach Regensburg schrieb, steht beim Baluze I. p. 255. Er enthält die genaue Beschreibung der Bußübung und die von Pipins Heer eingelaufenen Siegesnachrichten.

erstürmt und gebrochen, in einem derselben eine unermeßliche Masse Gold und Silber, vermeintlich der Hauptschatz Attilas, gefunden, und das ganze Frankenland mit nie gesehenem Reichthum überströmt; der König aber sandte, ehe er die Beute an das Heer vertheilte, reiche Geschenke davon an den Papst. Im zunehmenden Unglück ermannten sich die Avaren zu kräftigerm Widerstand; erst kam ihr Khan Tudun selbst nach Aachen, und ließ sich mit mehrern Anführern taufen; dann aber brachen sie, gleich den Sachsen, die beschworne Treue; zu ihrem Unheil, denn sie erstritten nur die Vernichtung des Volks. Wiewohl Herzog Erich in einem Hinterhalt erschlagen, Herzog Gerold von einem Pfeile aus der Ferne getödtet ward, ist doch endlich das ganze Avarenreich untergegangen, und das verödete Land mit neuen Einwohnern aus andern deutschen Ländern, besonders aus Bojoarien, besetzt worden. Die Ueberreste der Avaren, die nicht zu den Bulgaren entflohen, empfingen in erzwungenem Gehorsam die Taufe, und wohnten zwischen der Leitha und dem Kalenberg. Alcuin, durch das Beispiel der Sachsen belehrt, rieth, sie mit den Zehnten zu verschonen. Dem Bischof von Salzburg, und einem neu errichteten Stuhle zu Presburg ward die geistliche Obhut vertraut, das Land, nachmals Oesterreich genannt, unter mehrere Markgrafen gegeben, welchen die noch übrigen hunnischen Oberhäupter unterworfen waren. Also endigte, im achten Jahre, der Hunnenkrieg. „Wieviel in ihm der Schlachten geschlagen, wieviel des Blutes vergossen worden, sagt Eginhard, bezeugt Pannonien von Einwohnern entblößt, und der Ort, wo die Königsburg des Chagans gestanden, und wo jetzt keine Spur menschlicher Wohnung erscheint. In diesem Krieg ist aller Adel der Hunnen (so nannte man die Avaren) gefallen, und alle ihre Herrlichkeit untergegangen!“

Das dergestalt erweiterte Land Bojoarien gedachte Karl seinem Hause zu versichern, und rief, als er im Jahr 794 zu Frankfurt eine Kirchenversammlung hielt, den entsetzten Herzog Tassilo aus der Einsamkeit seiner Zelle herbei, damit er allem Rechte und Eigenthum, das er und die Seinen in Bojoarien besessen, entsage. Im Kreise der glänzenden Priester, vor des Königs goldenem Stuhl, stand der Vergeßne, abgestumpft durch sechsjähriges Leiden, einst ein hochfahrender Fürst, nun ein demüthiger Mönch, wiederholte dem Könige Bitten der Vergebung, leistete den geforderten Verzicht, und verschwand, als er dieses gethan, in einem unbekannten Kloster. Dieses Ende nahm, nach drittehalb hundertjähriger Dauer, Bojoariens Selbständigkeit unter eigenen Fürsten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Wiederaufrichtung des abendländischen Kaiserthums.

Während Karls Feldherrn unter seinem Sohne Pipin den Krieg gegen die Avaren beendigten, mußte er selbst mit seinem ältesten und liebsten Sohne Karl im Norden abermalige Empörungen der Sachsen durch Waffengewalt schlichten. Zehnte und Heerbann fielen dem dürftigen Volke unerträglich *). Graf Thederich, der im Jahr 793 Friesisches Kriegsvolk durch Sachsen in den Avarenkrieg führen wollte, war im Gau Riustri (im heutigen Oldenburg) überfallen und geschlagen, zwei Jahre darauf Karls Vasall Winutzin oder Wizzan, Fürst der Obotriten, von den Sachsen getödtet worden. Diesen Unfällen zum Trotz blieb der Blick des großen Königs unermüdet auf den rauhen und armen Norden gerichtet; ungeirrt durch seines Alcuins gutgemeinte Ermahnungen, das harte Sachsenvolk fahren zu lassen, und seine Sorge den weichern und empfänglichern Avaren zu schenken **), beharrte er auf dem Entschluß, alle Völker Germaniens unter seinem Scepter zu sammeln. Diesem Zwecke strebte er nach, durch Strenge wie durch Milde. Nachdem er viele der Hartnäckigsten, nicht wie einst an der Aller getödtet, sondern nach Frankenland verpflanzt, viele Geiseln genommen, und am Einfluß der Dimel in die Weser ein Winterlager, (Heeresstelle,) erbaut hatte, hielt er zu Aachen eine ***) Versammlung von Bischöfen, Grafen und sächsischen Herrn, auf welcher ein neues Gesetz, zur Milderung seiner ältern harten Verordnungen, niedergeschrieben wurde; des Volkes ursprüngliches Gesetz (ewa) wird darin als erstes beibehalten, die alten Gau- und Landgerichte der Sachsen werden bestätigt, und die von Karl früher bestimmten Todesstrafen erscheinen auf die herkömmlichen Geldstrafen zurückgesetzt. Aber auch dieser Friede bestand nicht. Als die Nordleute jenseits der Elbe, die Karl in das Bündniß ziehen wollte, den Botschafter, Gottschalk, der an sie gesandt wurde, erschlugen, muß Karl auch andere sächsische Stämme für Theilnehmer dieser treulosen That gehalten haben, weil die Jahrbücher erzählen, daß er von Neuem das Land zwischen der Weser und Elbe verheerend durchstrich. Doch behandelte er, durch das staatskluge Bündniß mit den Obotriten an der Ostsee gegen eine gefährliche Wendung gedeckt, diese Angelegenheit als Nebensache, und eilte mitten im Laufe dieses Kriegs auf den Schau-

*) Infidelitas a parte Saxanorum exorta est; quia cum Dominus Rex super alias gentes venire voluisset, nec ipsi ad eum pleniter venirent, nec ei solatium, ut ipse jusserat, transmiserunt. Annales Moissiacenses.

**) Hunnorum perditio nostra est negligentia, laborantium in maledicta generatione Saxonum Deoque despecta, et eos negligentes quos majori apud Deum mercede et gloria apud homines habere potuimus, ut videbatur. Alcuin Oper. I. Ep. 92 (bei Krauß).

***) 797. Capitulare Saxonum apud Baluz.

platz einer weltgeschichtlichen Begebenheit, durch welche Italien von Neuem der Mittelpunkt der europäischen Dinge zu werden schien.

Papst Hadrian, des Königs Freund, war im Jahre 796 gestorben. Die zwischen den beiden Häuptern der christlichen Welt bei Karls erster Anwesenheit zu Rom geschloßne Freundschaft hatte selbst durch einen Anlaß nicht erschüttert werden können, der früher stark genug gewesen war, das Joch Constantinopels von dem Halse der Römer zu schütteln. Der Bilderdienst, seit sechzig Jahren von den Kaisern verworfen, von ihren Concilien verdammt und zum Theil mit barbarischer Grausamkeit verfolgt, war um diese Zeit von der Kaiserin Irene, die für ihren Sohn Constantin VI. das Reich verwaltete, wieder hergestellt, und alle gegen denselben erlaßnen Verdammungsurtheile zurückgenommen worden; auf der großen der Kaiserin gehorsamen Kirchenversammlung zu Nizäa (787) ward ein Marienbild feierlich herbeigebracht, von allen anwesenden Geistlichen begrüßt, und die Schriften der Bilderstürmer dem Feuer übergeben. Papst Hadrian, voll Freude über den Triumph des von seinem Stuhl längst verfochtenen Dienstes, sandte die nizäischen Beschlüsse an den König der Franken. Dieser aber dachte anders, troz seiner Freundschaft für Hadrian und seiner Verehrung für den apostolischen Stuhl; er übergab die Acten seinen Bischöfen zur Untersuchung, und diese faßten in seinem Namen ein Werk ab „wider die Versammlung, die heimlich und frecher Weise in Griechenland gehalten worden, um den Bildern Anbetung zu verschaffen." Diese Schrift (unter dem Namen libri Carolini IV. bekannt) verweigert den Bildern der Heiligen allen Dienst, alle Anbetung und jede Ehre, die ihnen mit gebogenem Nacken, gesenktem Haupte, oder Weihrauch oder Kerzen bezeugt wird; sie gestattet nichts, als daß sie nach Ueberlieferung der Väter und der Kirche zu Schmuck und Zierde, und lediglich zur Erinnerung heiligen Wandels in den Kirchen gehalten werden. Nicht zufrieden mit dieser Wiederlegung brachte der König diese Streitsache auf die Versammlung seiner Großen und Bischöfe, die er zu Frankfurt im Jahre 796 hielt, und welcher auch päpstlicher Seits Bischöfe und Patriarchen beiwohnten. Auf derselben saß Karl, wie einst der große Constantin zu Nizäa, und ließ zuerst die Lehre eines spanischen Bischofs, Felix von Urgel, verdammen, „daß Jesus Christus nur in Hinsicht seiner göttlichen Natur Gottes wahrhaftiger Sohn, in Hinsicht seiner menschlichen aber nur Gottes angekindeter Sohn sey" *). Darauf ward, in Gegenwart der päpstlichen Botschafter, der Bilderdienst nebst dem zweiten nizäischen Concil, welches ihn gebilligt hatte, verworfen **), die Verhandlung aber nebst den Carolinischen

*) Felix, ein frommer Mann, ward Märtyrer für seine Ueberzeugung, von welcher er nicht zu lassen vermochte, und starb in der Verbannung; Karl aber schrieb an seine Anhänger: „Wollet nicht weiser seyn als gut ist, sondern lasset euch genügen! Wähnt nicht durch Klügeln Eures Menschenverstandes die göttlichen Geheimnisse zu durchdringen, sondern ehrt lieber im Glauben, was des Menschen Gebrechlichkeit durch verwegenes Grübeln nicht zu finden vermag."

**) Die Verlegenheit derjenigen Kirchengeschichtschreiber, welche die päpstliche Oberrichterwürde in Glaubenssachen verfechten, hilft sich aus dem Widerspruche dieser beiden Concile und des Frankfurtischen

Büchern durch den Abt Engelbert nach Rom geschickt. Was der Papst geantwortet, wissen wir vollständig nicht *), — aber das gute Vernehmen ward nicht gestört, und Karl weinte bei der Nachricht von Hadrians Tode, wie wenn er den liebsten seiner Söhne verloren hätte.

An des Verstorbenen Stelle ward von der gesammten Geistlichkeit und dem Volke Roms Leo III. einmüthig erwählt. Dieser sandte alsbald die Schlüssel zum Grabe des h. Peters und das Panner von Rom an den König, mit Bitte, einige seiner Großen abzusenden, damit sie dem Volke den Eid der Treue, den dasselbe ihm (dem Könige) als Patricius schuldig, abnähmen. Karl beauftragte hiemit seinen Vertrauten und Liebling Engelbert, und ermahnte ihn zugleich in einem zärtlichen Briefe, dem heiligen Vater Uebung aller frommen Pflichten und Abstellung alles dessen ans Herz zu legen, worüber bisher Beschwerde ergangen, besonders der ketzerischen Simonie, welche den heiligen Leib der Kirche an vielen Orten häßlich beflecke. In dem Glückwünschungsschreiben an Leo bezeigt Karl das Verlangen, den Freundschaftsbund, der zwischen ihm und Hadrian bestanden, zu erneuern. „Uns geziemt es, unter Beistand des göttlichen Willens, die heilige Kirche Christi gegen der Heiden Anfall und der Ungläubigen Verwüstung in alle Wege mit den Waffen zu vertheidigen, und innen und außen durch Anerkennung des katholischen Glaubens zu befestigen. Euch, heiliger Vater, geziemt es, mit zu Gott aufgehobenen Händen unsern Streitzügen beizustehen, auf daß, durch Eure Vermittelung, unter Gottes Leitung und Geschenk, das Christenvolk immer und überall über die Feinde seines heiligen Namens siege, und der Name unsers Herrn Jesu Christi in aller Welt verherrlichet werde."

Daß Leos Stellung in Rom sehr unsicher war, verräth schon seine erste Gesandschaft an den König der Franken, auf den er sich wie auf seine Stütze zu lehnen gedachte. Aber die Gefahren, die er gleich anfangs geahnt zu haben scheint, brachen erst nach zwei Jahren über ihn aus. Wohl hatte Rom seine blutigen Schauspiele und kriegerischen Feste mit kirchlichen Aufzügen, seine Triumphe mit Hochämtern und Betfahrten, seine reichlichen Volksspenden mit Almosen, seine Legionen und Cohorten mit Priestern und Mönchen, seine Siegesmähler mit Heiligthümern und Reliquien, seinen soldatischen Kaiser mit einem bischöflichen Hirten vertauscht, aber die tiefe Ehrfurcht, mit welcher die germanischen Völker auf die Hauptstadt der Christenheit und den Sitz des Oberpriesterthums blickten, weckte allmählig in der Brust der Römer den alten durch die Unfälle des sechsten Jahrhunderts gedemüthigten Stolz; die Partheiwuth regte sich unter den

---

gegen die römische Kirchenlehre mit der Unterscheidung: das nizäische sey zwar auf, aber nicht von dem frankfurtischen verworfen worden. Man könne nicht eher sagen, daß von einem Concil etwas beschlossen sey, als bis seine Schlüsse vom Papste bestätigt werden. Dies sey aber mit den frankfurtischen Schlüssen nicht geschehen. Baronius ad an. 796. Daniel histoire de la France.

*) Sein Brief, den Mabillon aufgefunden, ist nur ein Bruchstück von bezweifelter Aechtheit. Der darin herrschende Ton ist sehr sanft. Bouquet v. p. 597.

Priestergewändern wie einst unter dem Kriegsmantel und der Toga, und der Besitz des päpstlichen ward wie einst der des kaiserlichen Stuhls mit Künsten erstrebt, und mit blutigem Hasse beneidet. Also war Leo nahe daran, ein Schicksal wie das vieler römischen Kaiser zu erleben. Als er am St. Georgentage des Jahrs 799 auf stolzem Pferde prangend, mit allem Volk aus dem Lateran nach der St. Lorenzkirche zog, begegneten ihm Paschalis und Campulus, zwei vornehme Geistliche aus des vorigen Papstes Verwandschaft, und begleiteten ihn eine Weile mit erheuchelter Freundlichkeit, bis unversehens, bei dem Kloster St. Stephans und Sylvesters, ihr bewaffneter Anhang mit großem Geschrei hervorbrach. Entsetzt über den Anblick der Waffen floh das unbewehrte Volk, den heiligen Vater aber warfen wüthende Männer vom Pferde, zerrissen ihm die Kleider und schleppten ihn mit vieler Mißhandlung in die Kirche. Hier, vor dem Hochaltar, versuchten es Paschalis und Campulus, ihm Augen und Zunge auszureißen, schlugen ihn abermals mit Prügeln und Fäusten, und ließen ihn endlich liegen als einen Todten *). Als er wieder erwacht war, legten sie ihn gefangen in ein anderes Kloster; er aber entwischte mit Hülfe seines treuen Kämmerlings Albin in den Vatikan, aus dem er durch die bewaffnete Ankunft des fränkischen Grafen Winiges befreit und nach Spoleto geführt ward. Von allen Orten strömten Bischöfe und Geistliche nebst vielem Volke zusammen, die verübte Frevelthat zu bejammern. Leo aber, nach gehaltenem Rathe, beschloß zum Könige Karl zu ziehen, und diesen Schirmvogt der Kirche um Schutz und Rache zu flehen. Auf die Nachricht seiner Annäherung sandte ihm Karl, von Paderborn aus, den Erzbischof Hildebald und den Grafen Anschar, dann seinen Sohn Pipin mit dem Gefolge der Edlen, entgegen; zuletzt stieg er selbst von seinem Thron, und begrüßte ihn mit Umarmung und Händedruck. Dreimal, bei dem Segen des Papstes, sank die waffenblitzende Menge zur Erde; darauf besprachen sich König und Papst über die grausame That, deren Zeugniß in Wunden und Narben der letztere vorwies. Nach vielen ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen und erhaltener prächtiger Bewirthung zog Leo in großer Begleitung nach Italien zurück, ward überall in Ehren empfangen und begleitet, und vor Rom von der Geistlichkeit, dem Adel, dem Senat, der Miliz, dem Volke, allen edlen und geistlichen Frauen, allen Schulen der Franken, Sachsen, Friesen und Lombarden eingeholt, und mit Kreutzen und Fahnen und unter geistlichen Liedern in St. Peters Kirche geführt. Einige Tage darauf begann die Untersuchung seines Unfalls vor Bischöfen und Grafen, die Karl aus Franken gesendet hatte; denn auch Leos Gegner waren nicht müßig gewesen, und hatten ihre That bei dem König durch schwere Anklagen erdichteter Verbrechen zu rechtfertigen gesucht.

Im folgenden Jahre (800) erschien Karl selber zu Rom. In der Peterskirche versammelten sich der Papst, der König, die Erzbischöfe,

*) Nach Anastasius wurden ihm Augen und Zunge wirklich ausgerissen; Gott aber gab ihm beides durch ein Wunder zurück.

Bischöfe und Aebte, umgeben von der übrigen Geistlichkeit und dem Adel der Franken und Römer. Als aber die Untersuchung beginnen sollte, erklärte die Geistlichkeit einmüthig, daß sie sich den apostolischen Stuhl, das Haupt der Kirche, von dem sie selber gerichtet werde, nicht zu richten getraue; doch wolle sie dem heiligen Vater gehorchen. Da sprach der Papst, er werde sich reinigen nach Art seiner Vorgänger, hob das Evangelium vor allem Volke auf, umfaßte es, bestieg St. Peters Stuhl, und schwur einen gewaltigen Eid, daß er aller Vergehungen, die ihm seine Feinde zur Last gelegt, unschuldig sey. Unter diesen Geschichten kam das Weihnachtsfest heran *). Am ersten Tage desselben begab sich Karl, diesmal wider seine Gewohnheit in der ihm unangenehmen römischen Patricierkleidung, in die St. Peterskirche, und verrichtete dem Altar gegenüber kniend sein Gebet. Da erhob sich plötzlich der Papst, ging auf ihn zu, und setzte ihm, wie durch göttliche Eingebung, eine Krone auf das Haupt, salbte ihn auch mit dem heiligen Oele; alles Volk aber, von Begeisterung für den glorreichen Schirmherrn der Kirche ergriffen, rief mit freudiger und lauter Stimme zu dreienmalen: Leben und Sieg Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, frommen, großen und friedestiftenden Kaiser der Römer! Karl ließ dies alles geschehen; doch äußerte er nach der Rückkehr in seinen Pallast, vielleicht im vorübergehenden Gefühl des Unmuths, den geräuschvolle Feierlichkeiten in großen Seelen erregen, er würde, wenn er des Papstes Absicht vorher gewußt hätte, des hohen Festes ungeachtet nicht in die Kirche gegangen seyn. Darauf, als auch sein Sohn Karl vom Papste zum König gesalbt worden war, sandte der Kaiser (denn von nun an nannte er sich Imperator und Augustus,) der Kirche und dem Grabe des Apostels prächtige Geschenke, unter denen sich eine goldene, mit großen Edelgesteinen besetzte, funfzig Pfund schwere Krone, die über dem Altar aufgehängt ward, ein silberner Tisch mit goldenen und silbernen Schaalen und Schüsseln, ein Kreutz mit Hyazinthen, nach des Kaisers Verlangen dem Papst bei Prozessionen vorzutragen, ein mit goldenen Verzierungen und Edelsteinen reichlich besetztes Evangelienbuch, und andere befanden.

Also berichten Eginhard und Anastasius, in den wesentlichen Stücken übereinstimmend, die Begebenheit, durch welche dreihundert und vier und zwanzig Jahre, nachdem Romulus Augustulus von Odoaker, dem Fürsten der Turcilinger, abgesetzt worden, der Name eines römischen Kaisers und Augustus vom Papste und vom römischen Volke, das jenen damals als seinen Stellvertreter und Wortführer erkannte, dem Könige der Franken und Longobarden beigelegt ward, der Europa vom Ebro bis an die Raab, und vom Ausfluß der Elbe bis an die Tiber beherrschte. Wenn auf der einen Seite der in den ohnmächtigen Römern wiedererwachtete Gedanke eines römischen Reichs als ein Traum aus einer vergangenen Welt, und die Einbildung, das erloschene Kaiserthum ins

*) Man fing in jenen Jahrhunderten das Jahr mit dem Weihnachtstage an, daher die fränkischen Annalisten die Handlung unter dem Jahre 801 aufführen.

Leben zurück rufen zu können, als thörichte Anmaßung erscheint, so muß auf der andern Seite nicht vergessen werden, daß der damaligen Welt das Bild dieses Kaiserthums in einer wunderbaren Verherrlichung vorschwebte, in der es nie im Leben bestanden. In vier Jahrhunderten war das Böse, was die Römer über die Erde gebracht hatten, vergessen worden; nicht der Schmach des verfallenden Reichs, als byzantinische Beherrscher oder deutsche Kriegsleute das Diadem an Schwächlinge, zuletzt an einen Knaben vergeben hatten, nur der großen Namen Augustus, Constantin, Theodosius wurde gedacht, und diese dunklen durch Roms Namen angeregten Erinnerungen schlossen an die Ehrfurcht sich an, womit die germanischen Völker die Mutterstadt der Kirche und des Priesterthums zu betrachten gewohnt waren, aus der sie die Formen und die Sprache ihres Gottesdienstes empfangen hatten. Vor dem Geiste des Königs aber schwebte die altrömische Weltherrschaft in der erhabenen Gestalt, die sein großes Gemüth und seine germanische Ansicht ihr lieh, als eine Oberaufsicht über verbündete Völker, weniger bedeutend durch Zuwachs an Macht als durch den Glanz der von Gott verliehenen Majestät, und durch den Rechtstitel, den sie seinen Eroberungen gab; denn wie Pipin seine Herrschaft über die Franken durch königliche Krönung und Salbung, so meinte Karl seine Oberherrlichkeit über die abendländischen, dem germanischen Stamme entsproßnen Völker durch den Namen Kaiser geheiligt. Dieser Name war gewissermaßen der geheimnißvolle Schlußstein des großen europäischen Staatsgebäudes, welches sich auf den beiden Grundsäulen, römische Kirche und römisch-germanische Bildung, zu erheben begann. Je weniger aber man sich bei diesem heiligen römischen Reich einen vollständigen Inbegriff von Rechten und Pflichten gedacht haben mag, desto gewaltiger wirkte die dunkle Vorstellung auf die Gemüther der Menschen, daß der schuldige Gehorsam nicht einer neuen durch Waffengewalt geschmiedeten, sondern einer uralten von fernen Jahrhunderten vererbten, von Gott selbst erneuerten Machtvollkommenheit geleistet werde. Dies die Bedeutung der Kaiserwürde in Bezug auf die christliche Welt; in Hinsicht auf Rom unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser bisherige Freistaat in ein völliges Unterthanenverhältniß zu dem neuen Beherrscher trat oder zu treten glaubte, den er bisher schon mit großer Demuth wie seinen Gebieter geehrt hatte. Aber an eine willkührliche oder unmittelbare Gewalt, wie die Kaiser der ersten Jahrhunderte sie ausgeübt hatten, dachten weder Karl noch die damaligen Römer; jenem erschien die Idee der Herrschaft unter der milden germanischen Form einer Oberaufsicht über bestehende Verhältnisse, nnd diese waren längst, seitdem die alten Kaiser aus ihren Mauern geschieden, an den Besitz eigner, immer mehr unabhängig gewordener Obrigkeiten gewöhnt worden.

(Die Fortsetzung des ein und zwanzigsten Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Erklärung des Kupfers.

Attila und der römische Bischof Leo.

(452 nach Christi Geburt.)

Historia miscella libr. XIV.

Als Attila, der Hunnenkönig, verheerend Italien hinabzog, schlug er an dem Orte, wo der Mincio in den Po fließt, sein Lager auf. Hier ward er unschlüßig, ob er weiter gen Rom gehen, oder umkehren sollte, nicht aus Sorge für diese Stadt, sondern durch das Beispiel Alarichs geschreckt, der die Erstürmung derselben nicht lange überlebt hatte. In dieser zweifelhaften Stimmung sahe er unerwartet eine römische Gesandschaft, den Papst Leo, einen alten, Ehrfurcht gebietenden Mann, an der Spitze, vor sich erscheinen. Dieser sprach zu ihm mit so kräftigen Worten, daß Attila ihm nicht blos die Schonung Roms, sondern auch die Räumung Italiens gewährte. Da nun nach des Papstes Abzuge der Hunnenkönig von den Seinigen gefragt ward, warum er gegen sonstige Gewohnheit dem römischen Priester also Folge geleistet? antwortete er: Nicht die Person dessen, der mit mir sprach, habe ich gescheut, sondern neben demselben sahe ich einen andern Mann in priesterlicher Kleidung, übermenschlicher Gestalt und greisen Haars stehen, der mir mit gezücktem Schwerdte den Tod drohte, wenn ich nicht alles, was jener von mir forderte, erfüllen wollte.



nach Raphael von Grospietsch gez.

G. Böttger senior sc. 1816.

Attila und der römische Bischof Leo. 452 n. Chr. G.

Die Wiederaufrichtung des abendländischen Kaiserthums.

(Fortsetzung des ein und zwanzigsten Kapitels.)

In den Verhältnissen zwischen Karl und dem Papst entstand durch die neue jenem übertragene Würde gar keine weitere Aenderung; jener war überzeugt, daß ihm wie seinen Vorgängern August und Constantin alles Weltliche auf Erden unterthan sey, ehrte aber in Sachen des Glaubens das väterliche Ansehen des heiligen Stuhls, obwohl, wie der Bilderstreit bezeugt, nicht in blindem Gehorsam; der Papst aber, der in dem Kaiser ohne Widerrede seinen weltlichen Herrn erkannte, verhehlte doch auch nicht, daß derselbe sein geistlicher Sohn sey, und daß die Kirche Gottes mehr als die Herrlichkeit der Erde bedeute. Hatte doch schon Constantin die höhere Weihe christlicher Bischöfe anerkannt, und Theodosius vor Ambrosius wie vor einem strafenden Himmelsboten gestanden! *) Von nun an datirte der Papst unter dem Namen des fränkischen Kaisers, und dieser führte in seinen Urkunden der Römer Zinszahl mit an. In einem Saale des Lateranischen Pallastes aber findet sich an zwei Musivstücken ein Denkmal der großen Begebenheit, welches die Betrachtungsweise des Zeitalters sehr anschaulich darstellt: das eine zeigt Christum auf einem Throne sitzend, wie er dem zur Rechten knieenden Petrus einen Schlüssel, und dem zur linken knieenden Constantin eine Fahne reicht; auf der zweiten Schilderei hat Petrus Christi Stelle eingenommen; ihm zur Seite kniet rechts der Papst, links aber Karl, an die vom Apostel gehaltene Fahne fassend. Also ward das Reich Constantins wie ein Geschenk Christi, das Reich Karls aber und die geistliche Macht Leos als eine Verleihung des heiligen Petrus angesehen **).

Wenige Tage nach seiner Krönung übte Karl die Pflichten des kaiserlichen Richteramts, und ließ den Campulus und Paschalis, die

*) Zur Beurtheilung des ganzen Verhältnisses sind die Titel, welche Kaiser und Papst gebrauchten, nicht bedeutungslos:

Papst Hadrian schrieb an Karl: Domno excellentissimo filio nostroque spiritali compatri Carolo Regi Francorum et Longobardorum, atque Patricio Romanorum, Adrianus Papa.

Papst Leo schrieb: Domno piissimo et serenissimo, victori ac triumphatori, filio, amatori Dei ac Domini nostri I. C. Carolo Augusto, Leo Episcopus, servus servorum Dei.

Karl an Leo: (vor der Kaiserkrönung.) Karolus gratia Dei Rex Francorum et Longobardorum, ac Patricius Romanorum, Leoni Papae perpetuae beatitudinis in Christo salutem. Perlectis Excellentiae vestrae litteris ect.

Karl als Kaiser: In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti Karolus serenissimus Augustus a Deo coronatus, magnus, pacificus Imperator Romanorum gubernans imperium, ac per misericordiam Dei Rex Francorum et Longobardorum.

**) Auf dem ersten Stück liest man über der knienden Kaiserfigur die Worte R CONSTANTINO V (Roma Constantino Vitam.) Auf dem zweiten über der sitzenden Figur: SCS PETRVS; über dem Papst: SCSSIMVS DN LEO PP; über Karln: DN CARVLO REGI; unten: BEATE PETRE DONA VITA LEONI PP E VICTORIAM REGI CARVLO DONA. Abgebildet und sinnreich erklärt bei Eckhardt I. p. 786. Das REGI beweist wohl, daß die Verfertigung noch in die Zeit des Patriciats fiel.

dem Papst nach dem Leben gestanden, nach zehnmaliger peinlicher Frage zum Tode verurtheilen, doch in der That, auf des Beleidigten Verwendung, nur des Landes verweisen. Den Winter und den größten Theil des Sommers hindurch blieb er in Italien, ergänzte in Pavia das Gesetzbuch der Longobarden, und unterhandelte, (nach dem Bericht griechischer Geschichtschreiber) *) eine Heirath mit der Kaiserin Irene, welche damals statt ihres Sohns Constantin, den sie vom Throne gestürzt hatte, das Reich von Constantinopel beherrschte. Karl, von Fastraden verwittwet, mag sich mit dem Gedanken befreundet haben, den Widerspruch, welchen der griechische Hof gegen seine Kaiserwürde gezeigt hatte, ein für allemal zu beheben, und vielleicht sogar die Macht des Orients an die seinige zu knüpfen. Er vergaß darüber die Unvereinbarkeit der Religion und Sitten, er vergaß es, daß Irene vorher als Vormünderin ihres Sohnes, eine zwischen dem letztern und Karls Tochter Rothrudis verabredete Vermählung vereitelt hatte, daß sie Wiederherstellerin des ihm verhaßten Bilderdienstes war, daß sie der Giftmischerei gegen den Gatten beschuldigt, den eignen Sohn zu blenden befohlen hatte. Indeß förderte er grade dadurch die Strafe der geübten Frevel. Irene ward von einer Parthei unter der Geistlichkeit und den Großen, die über die bevorstehende Verbindung mit dem römisch-fränkischen Abendlande unzufrieden war, abgesetzt, und an ihre Stelle der Reichskanzler Nicephorus erhoben. Dies geschah unter den Augen der Gesandten, welche Karl zur Betreibung seiner Heirath nach Constantinopel geschickt hatte, und das frühere feindselige Verhältniß schien, durch üble Behandlung der Gesandten nun verstärkt, wiederkehren zu müssen.

Unterdeß hatte Karl die Verwaltung Italiens seinem Sohne Pipin übergeben, der schon König von Italien hieß, und darauf dies Land für immer verlassen. Zu Aachen auf dem Reichstage des folgenden Jahrs (802) machte er unter mehrern die Verordnung, daß jeglicher Mann im ganzen Reiche, der vorher nur dem Könige Treue geleistet, jetzt den Lehnseid an den Kaiser ablegen solle **). Die wichtigste Folge der kaiserlichen Herrlichkeit aber trat im folgenden Jahr (803) ein. Vor zehn Jahren waren, wie erzählt worden ist, von Neuem einige sächsische Völkerschaften aufgestanden, die unerträglichen Lasten, welche der Paderborner Friede ihnen aufgewälzt hatte, von ihrem Halse zu schütteln; seitdem hatte Karl das Land zwischen der Weser und Elbe verwüstend durchzogen. Endlich, dreißig Jahre nach dem Anfange des Kriegs und nach wenigstens sechzehn Feldzügen, sahe er ein, daß er auf dem bisherigen Wege der Gewalt das Sachsenland zu einer Wüste machen, aber das Volk nicht völlig unterwerfen werde, und dachte daher auf eine freie Vereinigung der Sachsen und Franken. In dieser Absicht setzte er den Sachsen einen Tag nach Salt (oder Salz) im heutigen Würzburg, und schlug ihnen vor, ob sie sich mit gänzlicher

*) Zonaras III. p. 168. Theophanes sub anno Irenes IV et V.

**) Capitulare de missis dominicis apud Baluze p. 377.

Abstellung des Heidenthums als Christen in ein gemeinschaftliches Reich mit den Franken einlassen, ihn so wie diese für ihr gemeinsames Oberhaupt erkennen, diejenigen, welche er an seiner Stelle schicken würde, gebührend aufnehmen, besonders aber den Bischöfen und Grafen, als ihren geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, gehörige Folge leisten, und denselben dasjenige entrichten wollten, was ihnen bei den Franken gegeben würde. Auf diesen Fall sollten sie mit den Franken einerlei Wehrung, Vorzüge und Gnade genießen, auch nicht anders als in ihrer Heimath und von ihres Gleichen nach ihrem eigenen Rechte gerichtet werden. Diese Vorschläge hoben die Tributzahlung der Sachsen auf, und setzten sie mit den Franken auf gleichen Fuß, aber die Hauptbeschwerde des Volks, der Zehnte und das Aufgebot des Heerbanns in entfernte Kriege, wurden dadurch nicht gemildert. Indeß hatte Karl, wie vor Zeiten Varus, die Häupter und die Vornehmen auf seiner Seite; durch Landgüter im Frankenland gewonnen und durch die neuen von dort ihnen zuströmenden Genüsse, durch Geld und Gut, durch Wein und Prachtkleider gefesselt, sprachen die sächsischen Großen, Wittekind an ihrer Spitze, längst für den König, nun mit größerm Erfolg für den Kaiser, der als gesalbter Augustus kein gemeines Oberhaupt, sondern ein Herr der abendländischen Erde sey. Also beugte sich das Volk, von seinen Führern verlassen, und ohne Aussicht, den Kampf durch Sieg zu endigen, vor dem Kaiser, und vereinigte sich mit den Franken zu einem gemeinsamen Reich *).

Nur gegen die Nordleute und gegen die Einwohner des Landes Wihmodi (im heutigen Bremen,) die mit jenen einverstanden gewesen, verfuhr Karl strenger, weil ihm ihre Treue am verdächtigsten war, und ihr Abfall bei dem Kriege, den er mit den Dänen voraussah, sehr gefährlich werden konnte. Darum bediente er sich des Mittels, welches in uralten Zeiten die großen Eroberer Asiens geübt, und lange nach ihm der größte Lehrer der Staatskunst als das wirksamste zur Festhaltung bezwungener Länder empfohlen: er verpflanzte von den Ufern der Elbe bis Friesland hinauf viele Tausende mit Weibern und Kindern nach Flandern und in das rheinische Franken, und überließ das leer gewordene Land an der Elbe, insbesondere die drei Gaue Dithmarsen, Stormarn und Holstein, seinen Bundesgenossen, den Obotriten, deren König Trasiko nunmehr als Karls Vasall alle wendischen Völker an der Ostsee beherrschen sollte **). In andere Gegenden des Sachsen-

*) Die Belege liefert der Poeta Saxo sub an. 803.

Copia pauperibus Saxonibus agnita primum
Tunc fuerat rerum, quas Gallia fert opulenta,
Praedia praestiterat cum Rex compluribus illis,
Ex quibus acciperent pretiosa tegmina, vestes,
Argenti cumulos, dulcisque fluenta Lyaei.
His ubi Primores donis illexerat, omnes
Subjectos sibimet reliquos obtriverat armis.

**) Ueber diese Verpflanzung der Sachsen Koeler et Schuback de Saxonum transportatione Gotting. 1748.

und Thüringerlandes *), die sich indeß nur nach unsichern Vermuthungen aus übereinstimmenden Ortsnamen und Volkseigenthümlichkeiten bestimmen lassen, setzte er Franken **), Friesen und Chatten, und erzwang so eine Mischung der germanischen Stämme, welche für die Gegenwart schmerzlich gewesen seyn mag, für die Folgezeit aber die wohlthätigsten Wirkungen hervor gebracht hat. Gemildert ward die alte Härte, die angebohrne Kraft des Volkes nicht gebrochen. Sachsenland, der altgermanischen Freiheit, aber auch dem Heidenthum und der Barbarei entrissen, ward dem Christenthum und der Bildung gewonnen, wie sie damals im werdenden Europa aufzukeimen begann. Die sächsischen Bisthümer gediehen nun erst, seit Sachsen zu Rom in eignen Quartieren wohnten und in eignen Schulen studirten ***), wie die Franken und Longobarden.

Aus dem durch fromme Hände gelichteten Buchwalde drang das Panier der Kirche an die Ufer der Elbe und Weser; unweit der Todesstätte der Varischen Legionen ist dem Herold des germanischen Ruhms, dem größten Geschichtschreiber aller Zeiten, von einem Mönch die Unsterblichkeit gerettet worden ****). Mit derselben Kraft, mit welcher die Sachsen dem Christenthum widerstanden hatten, wurden sie bald die Grenzhüter desselben gegen die nördlichen Stammvettern der Deutschen, die Normänner, als dieselben Deutschland zu überschwemmen drohten, und vielen Ländern, England, Frankreich und Italien wirklich eine neue Völkerwanderung bereiteten; sächsische Fürsten wurden die Retter Europas von den Hunnen, die der entartete Frankenstamm nicht abzuwehren vermochte. Darum haben sich schon Alte der Bemerkung gefreut, daß Sachsen bald eben so erzchristlich geworden, als es vorher erzheidnisch gewesen, und mit Recht ist behauptet worden, daß nie ein Land im christlichen Europa so schnell empor gestiegen sey, als diese verödete Eroberungsstätte Karls.

Auf derselben Versammlung zu Salz, welche die sächsische Sache beigelegt und alle deutsche Völker des alten germanischen Bodens in ein einiges Reich vereinigt sah, empfing Karl Gesandte des Kaisers Nicephorus, und vergalt den Uebermuth, den die Griechen seinen Abgeordneten in Constantinopel angethan, durch Darlegung kaiserlichen-Prunks †). Diese Gesandten entließ er mit einem Schreiben an ihren Herrn; da aber der Stolz des Nicephorus

*) Karlus in Saxoniam Francos collocat. Ann. Lambec.

**) Annal. Lambec. sub an. Carol. XXIX (795).

***) Anastas. 98. sect. 372. Vicus Saxonum. Schola Saxonum et Frisonum.

****) Bekanntlich verdanken wir den Besitz der Werke des Tacitus der Abschrift, die sich im Kloster zu Corvey gefunden.

†) Der Mönch von St. Gallen berichtet (II. 9.) wie die Gesandten durch vier Säle geführt worden; in jedem derselben fanden sie so viele Grafen und Herren versammelt daß sie immer den Kaiser zu sehen glaubten, und ihre knechtischen Ehrfurchtsbezeugungen anbrachten, für ihren Irrthum aber mit großem Hohn gestraft wurden. Erst im vierten fanden sie den Kaiser von seinen Großen umringt, durch seine Freundlichkeit ihre Verlegenheit hebend.

sich fortwährend sträubte, den abendländischen Beherrscher als seines Gleichen anzuerkennen und mit dem Titel Kaiser (βασιλευς) zu begrüßen, der Brief daher entweder gar nicht oder nicht gehörig beantwortet ward, blieb die Unterhandlung erfolglos. Nach einigen Jahren kam es noch in Italien zwischen Franken und Griechen zum offnen Kriege, und erst nach diesem zu einem Friedensschluß (810), statt dessen Urkunde wir nur ein Schreiben von Karl an Nicephorus besitzen, in welchem er demselben sein Bedauern über die bisherige stillschweigende Weigerung, und seine Zufriedenheit über die nunmehr griechischer Seits an König Pipin von Italien gemachten Friedensvorschläge kund thut *). Doch ist Nicephorus in einer Schlacht gegen die Bulgaren gefallen, bevor er Karls Begehren erfüllt und ihn mit dem Kaisertitel begrüßt hatte; erst seines Nachfolgers, Kaiser Michaels Abgesandte, die zur Bestätigung des mit Nicephorus eingeleiteten Friedens nach Aachen kamen, gaben dem Herrn des Abendlands den Namen, welchen der Besitzer des wankenden Throns von Constantinopel als sein ausschließendes Eigenthum betrachtete, und den er auch in der Folge als solches wiederum geltend gemacht hat **). Also behauptete das morgenländische Reich den Stolz des alterthümlichen Roms, dessen Sitten und Sprache es verlernt, dessen Verfassung es abgethan, dessen Macht es verloren hatte, und die Welt sahe das sonderbare Schauspiel, dessen Ankündigung dem ersten August ein ungläubiges Lächeln entlockt haben möchte, daß der Beherrscher eines griechischen Staats an der thrazischen Meerenge und ein deutscher König am Ufer des Rheins beide behaupteten, die ächten Kaiser der Römer zu seyn ***).

---

*) Boucquet V. 631. Veluti in specula positi longa fuimus exspectatione suspensi praestolantes sive per legatum sive per epistolam, quando scriptis nostris amabilia Fraternitatis tuae responsa susciperem.

**) Boucquet V. 61. Annales Loisel. ad. an. 812.

***) Der Werth, den Karl auf die Anerkennung des Kaisertitels von Seiten des griechischen Hofes legte, ist etwas befremdend, zumal wenn man damit das folgende vom Mönch von St. Gallen (II. 6.) erzählte Geschichtchen vergleicht. Ein fränkischer Gesandter in Constantinopel wurde einst vom dasigen Kaiser (wahrscheinlich dem jungen Constantin) gefragt, ob das Königreich Karls auch von Feinden beunruhigt werde? Als nun der Gesandte viel von den Sachsen erzählte, sprach der einfältige Kaiser, der die Welt außerhalb seines Pallastes wenig kannte: Das thut mir leid um meinen Sohn Karl, daß er sich mit solch elendem Volke herumschlagen muß. Weißt du was? Ich schenke dir dieses Volk mit allem Zubehör! Der Gesandte erzählte nachher diese Aeußerung Karln, welcher lachend in die Worte ausbrach: Besser für dich, wenn er dir ein paar Hosen geschenkt hätte!

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Karls Kriege mit den Slaven und den Normännern.

Bis an die Elbe gebot der fränkische Herrscher über germanische Völker; im Osten derselben, von Böhmen bis an das baltische Meer, da wo heut Deutsche die Städte bewohnen, und Deutsche die Länder beherrschen, war die Barbarei der Slaven zu Hause. Unter diesen sah Karl die Obotriten an der Ostsee, von denen er Hülfe gegen die Sachsen, ihre Feinde, erhalten hatte, als nützliche Bundesgenossen an. Da sich nun dieselben über die räuberischen Einfälle der Wilzen oder Welataben, an der Havel und Peene, beschwerten, diese auch selbst fränkisches Gebiet beunruhigen mochten, beschloß Karl, ein Jahr nach dem bojoarischen Kriege, (789) gegen dieselben einen Feldzug. Er ging auf zwei Brücken, etwa bei Tangermünde, über die Elbe, vereinigte sich an der Havel mit einem Heer Friesen und Sachsen, und schlug die Wilzen an der Peene dergestalt, daß sie sich zu Eid und Geiseln des Gehorsams verstanden. Zu diesem Kriege gegen die Wilzen hatte er sich mit den Sorben am linken Elbufer verglichen.

Sechzehn Jahre darauf (805), als Karl schon die Kaiserkrone trug, kamen Boten des avarischen Chans, der, nun ein Christ und ohnmächtiger Vasall, die Ueberreste seines Volks gegen die Anfälle der böhmischen Slaven kaum zu retten vermochte, und flehten bei Karl um Hülfe gegen die, so einst Sklaven der Avaren gewesen waren. Auf dieses verheerte der junge König Karl das slavische Böheim, und erschlug einen Anführer, Lecho. Die Böhmen mußten sich bequemen, jährlich einen Tribut von 120 Ochsen und funfzig Mark Silber zu zahlen, mehr als Zeichen der Dienstbarkeit als um des Vortheils. Darauf stritt er auch mit den Sorben, vermuthlich, weil sie in Thüringen und Sachsen eingebrochen waren, und bezwang sie. In diesen Kriegen sind von dem jungen Karl an der Elbe und Sale die beiden festen Oerter Magdeburg und Halle angelegt worden, die Grenze zu verwahren, und durch ihre Brücken den Paß ins feindliche Land offen zu halten *). Diese Verheerungskriege machten, daß sich die Slaven an die natürlichen Feinde der Franken im Norden, an die Dänen oder Normänner, anschlossen, deren König Gotrik oder Gottfried seit der gänzlichen Unterwerfung der Sachsen das fränkische Gebiet mit Streifzügen heimgesucht hatte. Mit den Wilzen vereinigt überfiel dieser Gotrik (808) die Obotriten, der Franken Freunde, schlug ihren Fürsten Trasiko, ließ einen andern Godelaib (Gottlieb) den er gefangen, aufhängen, und zerstörte Nerick, ihre Handelsstadt an der Ostsee **); über zwei Drittheile der Obotriten wurden ihm steuerpflichtig. Der junge Frankenfürst Karl, der

*) Chronicon Moissiacense ad an. 806.

**) Annal. Loisel. et Eginhard ad an. 808.

mit einem Heer Franken und Sachsen den Bundesgenossen zu Hülfe gezogen war, hatte diese Unfälle nicht abzuwehren vermocht, und konnte nur an zwei mit Gotrik einverstandenen slavischen Völkerschaften, den Hilinonen und Smeldingen, die gewöhnliche Rache der Verwüstung nehmen. Darum täuschte sich Gotrik, trotz seiner Erfolge, über die Gefahr eines förmlichen Kampfs mit der fränkischen Macht nicht; er ließ, um sein Reich zu verwahren, den berühmten Danewirk bauen, einen Wall längst der Eider von der Nordsee bis zur Ostsee, in welchem nur eine einzige Pforte für Wagen und Pferde gewesen seyn soll, unterhandelte auch im folgenden Jahr zu Badesliet einen Frieden. Indeß zeigte die hinterlistige Ermordung des Obotriten Trasiko, wie die laut ausgesprochene Drohung, nächstens selbst mit Heeresmacht nach Aachen zu kommen, und sich zum Herrn von Deutschland zu machen, geringe Friedensliebe an; auch kam kein Friede zu Stande. Karl ließ unterdeß durch seinen Feldherrn Egbert und die Sachsen zwei Festungen gegen die Dänen erbauen; die eine Esselfeld an der Stoer, wird für das heutige Itzehor, die andere ungenannte *) für das Schloß Hohebuchi gehalten, welches zwei Jahre darauf die Wilzen zerstörten, Karl aber wieder herstellen ließ; Hohebuchi aber soll der geringe Anfang des heutigen Hamburgs gewesen seyn. Gotrik wandte daher seine Angriffe nach einer andern Seite, und schickte eine Flotte von zweihundert Schiffen nach Friesland. Der Kaiser war eben zu Aachen mit Vorbereitungen zu einem Feldzuge nach Dänemark beschäftigt, als ihm die Nachricht gebracht ward, daß die Dänen in Friesland gelandet, seinen Grafen eine Niederlage beigebracht, und von dem Volke bereits eine Schatzung von hundert Pfund Silber erhoben hätten. Solcher Schmach ungewohnt ließ er sogleich aller Orten den Heerbann aufbieten, und eilte, sein ergrauendes Alter nicht achtend, an der Spitze der Vortruppen über den Rhein; aber seine Ungeduld kehrte bald zur Besonnenheit zurück, und erst, nachdem er zu Lippenheim die Nachkunft des übrigen Kriegsvolks erwartet hatte, zog er in schnellen Märschen bis an die Aller, an deren Einfluß in die Weser er sich lagerte. Alles schien eine große Schlacht zu verkündigen; da kamen Boten aus Dänemark, daß König Gotrik auf der Falkenjagd von einem seiner Kriegsleute erschlagen worden, und seine Flotte bereits aus Friesland zurück gekehrt sey. Sein Nachfolger Hemming eilte, sich mit Karln zu vergleichen. Ein feierlicher Friedensschluß, der ein Jahr darauf (811) die Eider zur Grenze beider Reiche bestimmte, wurde durch gegenseitige Geiseln und Eidschwüre bekräftigt. Indeß glaubte Karl die aus Norden drohende Gefahr durch diesen Frieden nicht gehoben; daher war sein erstes Geschäft, die von den Wilzen zerstörte Festung Hohebuchi wieder herstellen zu lassen. Während zwei Heere gegen die nördlichen und gegen die böhmischen Slaven im Felde lagen, that er selbst eine Reise nach den westlichen Küsten, um die Anstalten in Augenschein zu nehmen, die er wider die nordischen Abentheurer hatte treffen

*) Man hält dafür das heutige Dorf Mecklenburg ohnweit Wismar.

lassen. Alle Häfen und Flüsse wurden hinlänglich mit Festungen und Besatzungen versehen, um Angriffe zu hindern oder zurückzutreiben; es ward eine Flotte erbaut, und im Hafen zu Boulogne der alte Pharus wieder hergestellt, den einst Kaiser Caligula zu bauen befohlen. Dieses alles that Karl, weil ihm für die Zukunft seines Reichs von den Normännern Verderben ahnte. In einer Seestadt, (erzählt der Mönch von St. Gallen) *) saß er an der Tafel, als sich der Küste Schiffe näherten, die von einigen für jüdische, von andern für afrikanische, von noch andern für brittische Kaufahrer gehalten wurden. Doch Karl, sie an Bauart und Schnelligkeit für das was sie waren erkennend, sprach: diese Schiffe sind nicht mit Waaren, sondern mit unsern schlimmsten Feinden gefüllt! Auf dieses eilten alle hinaus an den Strand, die Landung der Räuber abzuwehren; diese aber, als sie erkundschaftet, daß Karl, den sie nur den Hammer nannten, im Hafen sey, segelten mit großer Schnelligkeit davon. Die übrigen freueten sich dieser Flucht, Karl aber trat ans Fenster, und blickte mit quellenden Thränen über das Meer. Niemand wagte es, ihn um die Ursache zu fragen; bis er selbst anhub: „Wisset, meine Freunde, daß ich nicht aus Furcht vor diesen Neckereien weine, sondern darum, weil ich voraus sehe, daß die, so schon bei meinen Lebzeiten hier zu landen gewagt, meinen Nachfolgern großes Ungemach zufügen werden!“

Also ahnte dem großen Kaiser auf dem Gipfel einer Macht, welcher außer dem römischen kein europäisches Reich alter oder neuer Zeit gleich gekommen, das nah bevorstehende Elend der Zukunft. Die Grenze des westlichen Königreichs war bis an den Ebro erweitert, das nördliche Germanien durch Religion und Waffen bezwungen, die Avaren vertilgt, Bojoarien in ein Besitzthum seines Hauses verwandelt, das Volk der Longobarden ihm dienstbar, die abendländische Krone auf seinem Haupte befestigt. Weit über die Grenzen der Christenheit hinaus war der Ruhm seines Namens erschollen; arabische Fürsten aus Spanien huldigten ihm zu Paderborn, der Emir von Afrika buhlte um seine Freundschaft; Harun Alraschid, Mahomets Nachfolger, vor dessen Stuhl die Griechen durch Tribut um Frieden flehten, sandte ihm herrliche Geschenke an Erzeugnissen des Morgenlands, ein künstliches Uhrwerk, einen Elephanten, und vieler Märtyrer Leiber; als Karl Boten mit Gaben an das Grab des Heilands zu Jerusalem schickte, ließ der Kalif sie gewähren, und die heilige und segenvolle Stätte der kaiserlichen Macht anheimstellen **). Aber auf diese glänzende Herrlichkeit Karls ist die schmähliche Erniedrigung seiner Nachkommenschaft gefolgt, als das durch seine Kraft zusammen gefügte Reich auseinander fiel, weil seine Kraft von demselben gewichen war, und das wahrhaftige Bindungsmittel der Staaten nicht angetroffen ward. Dieser Umsturz,

*) II. 22.

**) Sacrum illum et salutarem locum ut potestati illius adscriberetur, concessit. Eginhard de vita Carol. M. XVI. Wahrscheinlich bloße Redensart des orientalischen Hofstyls.

aus dessen Trümmern endlich ein naturgemäßes Verhältniß der Völker empor wuchs, soll dargestellt werden, wenn vorher die Weise, wie Karl das Reich verwaltete und die Völker beherrschte, betrachtet worden ist.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Karls Regierungsweise, Charakter und Tod.

Auch Römer und Longobarden gehorchten Karln; aber nur die Länder im Norden der Alpen machten sein fränkisches Königreich aus. Hinwiederum bestand dieses aus verschiedenartigen Völkern, unter welchen die eigentlich germanischen, die rheinischen Franken, aus deren Boden der Stamm der Pipiniden hervorgewachsen war, die Allemannen, die Friesen, die Sachsen, die Thüringer und die Bojoarier das Land von der Somme bis an die Elbe, von den Vogesen bis an die Leitha bewohnten, von den Burgundern und romanischen Franken durch Berge wie durch Sprache und Sitte geschieden. Jede dieser Völkerschaften hatte ihre besondern, auf der Grundlage altgermanischer Verfassung errichteten, nur in einzelnen Bestimmungen von einander abweichenden Gerichte und Gesetze, alle aber verknüpfte, außer dem gemeinsamen Glauben, der Einem Beherrscher, dem Kaiser, gelobte Gehorsam, und die gegen denselben entweder angestammte oder übernommene Verpflichtung zu Gaben, zu Diensten und zum Heerbann.

Aber diese Verpflichtung war nicht unbedingt. Wie groß und wie mächtig Karl war, und wiewohl er die Herrschaft über die meisten seiner Völker der Gewalt der Waffen verdankte, das fiel ihm nicht ein, im Widerspruch mit germanischer Weise sie nach neurömischer Art willkührlich beherrschen zu wollen. Das fränkische Reich war ein auf der Grundlage der Kriegsverfassung errichteter, aber in der Ausführung der altgermanischen Volksverfassung nachgebildeter Staat, dessen Bürger theils aus königlichen mit Gütern beliehenen Vasallen, theils aus freien Landsassen bestanden. Wir haben gesehen, wie jene unter lasterhaften und schwachen Königen sich der ursprünglichen Abhängigkeit entwanden, und viele der Rechte an sich brachten, welche nur freien Grundherrn zustehen konnten, und wie die letztern, einst das eigentliche Volk, sich theils an den Lehnsstaat anschlossen, theils in Vereinzelung und Absonderung aus dem eigentlichen Staatsleben, also aus der Geschichte, verloren. Mit den Merwingern, die über der Kriegshauptmannschaft ihrer Königswürde, über den Leudes des Volkes vergaßen, schalteten zuletzt ihre ehemaligen Dienstleute, wie einst Roms Kriegsknechte mit den Imperatoren; aber schon Pipin von Heristall rief das Volk zur Versammlung der Leudes, um die Macht derer, die ihn selber empor gehoben

hatten, durch ein Gegengewicht zu mäßigen; seines großen Sohns persönliche Kraft zwang den Uebermüthigen die Gewohnheit des Gehorsams auf, Pipin erhielt des Königthums kirchliche Weihe, und Karl, der größte dieses Geschlechts, stand als geheiligter von Gott gekrönter Kaiser Ehrfurcht gebietend vor den Blicken der Menschheit. Die Vasallen waren Unterthanen geworden, das Volk schien aus seiner Erstarrung geweckt, und aus den zwei verschiedenen Elementen, der kriegerischen Dienstbarkeit und der volksmäßigen Freiheit, ein neues Reich wiedergebohren. Karl nun setzte sich die Aufgabe, den Rückfall zum alten kriegerischen Unwesen für immer zu verhüten, und den Staat durch feste Verfassungsformen dauerhaft zu begründen, wobei er den Vortheil hatte, dergleichen Formen nicht schaffen, sondern schon vorhandene nur umbilden und seinen Ansichten anpassen zu dürfen. Zuerst wurde die Heeresversammlung (das Maifeld), mit den kirchlichen Versammlungen der Bischöfe verschmolzen. Schon vorher fanden sich auf dem Maifelde Bischöfe ein, entweder um als Reichsvasallen ihre Dienstleute auf den Sammelplatz zu führen, oder um solche Kirchensachen zur Sprache zu bringen, zu denen sie der Einwilligung und Hülfsleistung der Weltlichen bedurften; andrerseits erschienen auch die Fürsten mit einem zahlreichen Gefolge weltlicher Großen zuweilen auf den geistlichen Versammlungen, welche die Bischöfe dem Herkommen der christlichen Kirche nach veranstalteten, und verhandelten mit denselben weltliche Dinge. Solche Versammlungen haben wir in den Geschichten des h. Bonifaz vorkommen sehen, und die Namen Synode, Concil, Convent, die sonst nur den geistlichen Zusammenkünften gehörten, wurden daher allmählig auch auf die weltlichen Colloquia und Placita des Maifeldes übergetragen. Indeß fanden dergleichen gemeinschaftliche Versammlungen nur in außerordentlichen Fällen statt, und Karl selbst folgte in den ersten Jahren seiner Regierung noch der alten Weise, die Beschlüsse über Staatssachen bei Gelegenheit der Heeresversammlung zu fassen, die nur durch die Theilnahme des Volks eine von der ehemaligen Frühlingsmusterung der Lehnsleute abweichende Gestalt angenommen hatte. Nachmals aber, als sich die Idee des Staats in seinem Geiste vollständiger entwickelte, überzeugte er sich von der Nothwendigkeit, das Bild der Heerschau mehr in den Hintergrund treten zu lassen, und die Grundfeste des Königthrons durch Emporhebung der Geistlichkeit neben und über die Kriegsmacht zu verstärken. In dieser Absicht führte er statt des Maifeldes zwei besondere Versammlungen ein, wovon die eine zu Anfang des Sommers, die andere gegen Ende des Herbstes gehalten ward. Auf der letztern, der minder prächtigen, erschienen nur die geistlichen und weltlichen Staatsbeamten der einzelnen Provinzen zur vorläufigen und geheimen Berathung; auf der zweiten, dem eigentlichen Reichstage, mit den sämmtlichen Reichsvasallen auch das Volk, um allgemeine, das ganze Reich betreffende, besonders Kriegsangelegenheiten, zu verhandeln und zu beschließen *). Wenn die

*) Die Hauptquelle dieser Nachrichten ist Hincmar de constitutione imperii ad Carolum Calvum etc.

Großen, bei heiterm Wetter wie in alten Zeiten unter freiem Himmel, bei üblem in der Pfalz, sich versammelt und zuerst allein berathen hatten, wurden erst gegen Ende der Verhandlung die gemeinen Freien gerufen, um den Schluß zu vernehmen und durch ihre Zustimmung zu bekräftigen. Aber auch jene waren getrennt; in einem besondern Gemache versammelten sich Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, in einem andern Herzoge, Markgrafen und Grafen. Der König eröffnete ihnen seinen Willen über die Gegenstände der Berathung, und überließ es ihnen, ob sie dieselbe gemeinsam oder geschieden halten wollten. Während dies, mehrere Tage hindurch, unter dem Vorsitz des Pfalzgrafen geschah, wandte sich der König zu dem übrigen Volke, empfing dessen Gaben, und besprach sich mit vielen, bis die Schlüsse der Versammlung reif waren, ihm vorgelegt zu werden. Von denselben bestätigte er, was ihm beliebte; darauf ward das Gesetz (von den Kapiteln, in die es getheilt war, Capitulare genannt,) durch den Kanzler an die Bischöfe und Grafen zur Bekanntmachung ausgefertigt.

Denn Grafen über kleine Bezirke oder Gaue, nicht Herzoge über Provinzen gesetzt, waren es, welchen der staatskluge Karl die Verwaltung der Gerechtigkeit, die Erhebung der Gefälle, die Handhabung des Landfriedens und die Anführung des Heerbanns übertragen hatte. Noch am Sterbebette seines Vaters standen Herzoge; er aber, durch die Vorgänge mit Waifar, Tassilo, Rotgaud und Arrigis belehrt, ließ diese Würde nach und nach eingehen. Da aber die kleinen Herrn, statt Gerechtigkeit zu handhaben, oft die Freien unterdrückten und zur Dienstbarkeit zwangen, und nicht das Wohl des Volks und des Herrn, sondern ihre eignen Vortheile suchten, schuf Karl das neue obrigkeitliche Amt der Sendgrafen oder königlichen Missen, und wählte dazu die Verständigsten seiner Großen, sowohl geistliche als weltliche, aus. Diese gestrengen Herrn durchzogen als prüfende Stellvertreter des Königs die Provinzen, forschten, wo vor Alters Bann, Steuer und Gefäll gegolten, und trieben sie ein, stellten ab, was auf ihrer Sende wider kaiserlichen Befehl geschehen, straften ungerechtes Urtheil, und forderten den Grafen und den Leudes, wie den Aermsten, vor ihren Stuhl. Wie mächtig und gefürchtet aber diese Männer waren, doch mochten sie dem Könige nicht wie die Herzoge gefährlich werden, da keine Kriegsmacht zu ihrem Befehl stand, sondern jeder Graf ihnen die nöthige Hülfe leisten mußte, auch ihr Amt keine bleibende Würde und ihr Wirkungskreis eben so wenig ein bestimmtes Gebiet war; ein Hofbefehl entschied über ihre Reise, und ihr Amt war mit dem Geschäfte geendet.

Durch diese wachsamen Stellvertreter hoffte Karl seiner Pflicht und seinem Vortheil zu genügen, die er beide in Wiederherstellung und Beschützung der Volksfreiheit setzte. Das Volk der Freien, im alten Germanien Alles, unter den Merovingern herabgesunken zum staatsbürgerlichen Nichts, und erst durch die Pipiniden ins Staatsleben zurückgerufen, war für die letztern durch die Erneuerung des Heerbanns von der größten Bedeutsamkeit geworden. Diesem altgermanischen Volksaufgebot, das von den vorigen Königen, die mit ihren

wandteren, besser gerüsteten Kriegsleuten mehr auszurichten geglaubt hatten, zugleich mit dem Volke vergessen worden war, gehörte der größte Theil der Erfolge des Pipinischen Hauses, besonders der Siege Karls, der von dieser Einrichtung in allen seinen Kriegen Gebrauch machte. Indeß scheint es, daß er ohngeachtet der Vortheile, die er von dem Volksaufgebot zog, das wahre Verhältniß des Volkes zum Königsthrone verkannte, und wie ein großer König der spätern Geschichte in demselben nur das dienstbare Werkzeug seiner Plane, nicht einen lebendigen Bestandtheil des großen Staatsganzen erblickte. Die Theilnahme der Freien an der Reichsversammlung war äußerst gering, und auf eine bloße Zustimmung nach berathschlagter und abgemachter Sache beschränkt, und die Verordnungen, die der König zur Rettung und Beschützung derselben gegen den Druck der Großen erließ, tragen alle nur den Zweck vor sich her, das Volk nicht um sein selbst, sondern um der zum Kriegsdienst so tauglichen Volkswehr willen zu erhalten. Und grade in der übertriebenen Anwendung dieser Volkswehr zu entfernten Eroberungskriegen lag die Haupturſache, daß der unter den Franken noch vorhandene Ueberrest von Freiheit und Eigenthum vollends verloren ging; wenigstens hat der größte Theil der kleinern freien Landsassen die Aufrichtung des Gebäudes einer christlich-europäischen Welt, den Triumph Karls, mit dem Eintausch der Knechtschaft und des abhängigen Besitzthums bezahlen müssen.

Jene Heereszüge nach Spanien und Italien, nach Sachsen und Ungarn, zu denen der freie Landbesitzer sich selbst ausrüsten und mit Zehrung versehen mußte, wie vormals der germanische Wehrmann zum kurzen Vertheidigungskriege innerhalb der eignen Grenze, waren für die Sieger so verderblich wie für die Besiegten. Der Deutsche, der an die Loire, der Gallier, der an den Rhein oder an die Elbe auf seinen Sammelplatz zog, brachte ein Stück seines Wohlstandes nach dem andern den großen Planen des Kaisers zum Opfer. Kein Volk, welches Karls Scepter huldigte, kein Stand im ganzen Frankenreich war von dieser Verpflichtung befreit. Wer ein Benefiz vom Könige hatte, war natürlich desselben Mann und zur Kriegsfolge verbunden; aber auch auf dem Nacken der Freien lag für den geringen Antheil, welchen dieselben an Reichssachen durch ihre Zustimmung nahmen, des Heerbanns zermalmendes Joch. Jeder, der vier angebaute Hufen mansos vestitos) besaß, rüstete sich selber; die geringern Besitzer traten zusammen, und stellten nach jenem Verhältniß auf ihre Kosten einen gerüsteten Streiter. Selbst von denen, die kein liegendes Gut und nur einiges baares Vermögen besaßen, ward der fünfte Theil ihrer Habe zur Ausrüstung des von ihnen zu stellenden Kriegers verlangt. Wer nicht kam, zahlte 60 Solidos, und verfiel, wenn er es nicht konnte, in Knechtschaft; wer das Heer verließ (das Verbrechen hieß Herislitz) ward mit dem Tode und dem Verlust aller Güter bestraft. Wer auf dem Feldzuge Saat oder Getreide stahl oder von Pferden zertreten ließ, büßte den Schaden dreifach. Die Nähe des Feindes erschwerte die Pflicht. Die Sachsen stellten gegen Spanien und gegen die Avaren nur den sechsten, gegen Böheim den dritten Mann, gegen die Sorben

mußten sie alle aufbrechen. Die Friesen mußten im Feldzug an der Seine alle Vasallen und Reiter, die Armen den siebenten Mann stellen. Durch diese Einrichtung, die allenfalls der Reiche auszuhalten vermochte, ward bei den unaufhörlichen Kriegen der mittelmäßig begüterte Franke in Gefahr gesetzt, im schweren Kriegsdienst endlich ganz zu Grunde zu gehen. Er suchte daher ein Gegenmittel, und fand dasselbe im Schutz entweder der Kirche oder seines Grafen, indem er sein Gut unter mehr oder minder vortheilhaften Bedingungen übergab, und aus einem Freien ein Höriger wurde, den der mächtige Schutzherr unter allerlei Vorwänden vom Kriegsdienste befreite. Am liebsten wählte der Bedrängte die Mundschaft der Kirche, die ihm das Gut, das er ihr zum Heil seiner Seele, (meist nur verhüllender Ausdruck der traurigen Wahrheit) überlassen hatte, oft vermehrt als Bittgut zurückgab, und erst bei seinem Tode es einzog; in jedem Falle wurden die Kinder des Schenkenden Bettler, und mußten sich glücklich schätzen, wenn sie sich als Colonen durch die Bauung des väterlichen Feldes ein dürftiges Auskommen gegen Zins und Dienste verschaffen konnten. Diese, die Habsucht der Großen und der Geistlichen so anlockenden Uebertragungen (traditiones), waren aber nicht immer freiwillig, sondern oft Folge des unmittelbaren Zwanges. Gegen zu hartnäckige Vertheidiger ihres Besitzthums und ihrer Freiheit hatten die Bischöfe und Grafen, die nach ihrer Habe lüstern waren, das leichte Mittel in den Händen, auf sie in eben dem Maaße, als die Zahl der übrigen Freien sich verminderte, die Schwere des Dienstes lastender fallen zu lassen *), oder die Geldforderungen zur Ungebühr zu wiederholen.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß der König, um nicht in kurzer Zeit auf seine Lehnsleute beschränkt zu werden, und den Heerbann ganz zu verlieren, dem Uebergange des Volkes zur Dienstbarkeit zu steuern suchte. Daher verbot er den Kirchen, das Gut und die Freiheit des Laien ohne seine Erlaubniß anzunehmen; daher ließ er den Grafen durch die Sendgrafen die dem Dienst entzogenen Freien aus dem Hause nehmen, und verordnete dabei, daß der Graf nur zwei Ministerialen für jeden einzelnen Dienst, dem er vorstand, zu Hause behalten und vom Kriegsdienst befreien könne. Aber wie leicht mochten in dieser Hinsicht die mit der Oertlichkeit und der Lage der Dinge fremden Sendgrafen zu täuschen seyn! Zuletzt, als das Mittel ergriffen ward, den Kriegsdienst auf das Gut zu legen, und auch von der Kirche dieselbe Anzahl Männer zu verlangen, die sonst von den ihr übertragenen Gütern gestellt worden war, wurde der Heerbann in die Hände der hörigen Unterthanen gebracht, und der völlige Untergang desselben nebst der Alleinherrschaft des Lehnsadels vorbereitet. Karls guter Wille, dem Uebel, das am Innern des Staats nagte, abzuhelfen, ist in den zahlreichen dagegen erlaßnen Verordnungen eben so unverkenn-

*) Dicunt, quicunque proprium suum episcopo, abbati vel comiti aut judici vel centenario dare noluerit, occasiones quaerunt super illum pauperem quomodo eum condemnare possint et illum semper in hostem faciant ire, usque dum nolens volens suum proprium tradat aut vendat. Alii vero qui traditum habent, absque ullius inquietudine domi resident. Capit. ad an. 811 c 3.

bar, als die Mangelhaftigkeit der gebotenen Hülfe. Das wahre Mittel zur dauerhaften Begründung des fränkischen Reichs, die Einrichtung eines angemeßnen Verhältnisses zwischen Volk und Lehnsadel, wurde auch von Karl verabsäumt, und seine Nachfolger waren bestimmt, dieser Versäumniß furchtbare Folgen zu erblicken.

Wie aber Karl die Reichsverwaltung auf der alterthümlichen Grundlage fortführte, und weiter ausbildete, so wollte er auch die Gesetze der verschiedenen von ihm beherrschten Völker ergänzen und verbessern; doch ist dieses nur mit dem salischen und ripuarischen Gesetzbuch geschehen. Die Rechte und Gewohnheiten derjenigen Völker, die noch keine geschriebenen Sammlungen hatten, z. B. der Sachsen, wurden auf seinen Befehl niedergeschrieben. Der Gerichtsgang war noch der alte. Zuweilen saß der König selbst zu Gericht, in der Regel an seiner Statt der Pfalzgraf in weltlichen, der Erzkapellan in geistlichen Dingen; beide urtheilten, ob die Sache an den König gelangen müsse, oder nicht; gleicher weise beriefen sich die unzufriedenen Partheien auf seinen oberrichterlichen Ausspruch. Zweifelhafte Sachen wurden durch Eid, oder Zweikampf mit Schild und Knüppel, oder durch Kreutzesurtheil entschieden; von dem letztern nehmen einige an, daß während des öffentlichen Gottesdienstes die Streitenden unter ein Kreutz gestellt wurden, wo der Schuldige zuerst umsank; andere, daß von zwei Stäben einer mit einem Kreutze bezeichnet, beide mit weißer Wolle umwunden, und auf den Altar gelegt wurden, wo denn ein Kind zog, und durch den bekreutzten Stab den Beklagten für schuldig erklärte; endlich, daß die Partheien die Arme kreutzweise in die Höhe halten mußten, und der Schuldige daran erkannt ward, daß er sie zuerst kraftlos sinken ließ. Zu diesen Proben sind in der Folge die des siedenden Wassers, des kalten Wassers, des wächsernen Hemdes, der glühenden Pflugschaaren und des geweihten Bissens hinzu gekommen. Die Eide wurden in der Kirche oder über heiligen Reliquien, auch in der kaiserlichen Pfalz geschworen, Meineid und falsches Zeugniß mit Verlust der Hand bestraft. Kirchenräuber und Rädelsführer einer ausgebrochenen Verschwörung verloren das Leben, gewöhnlich durch den Strang, Mitverschwornen wurde die Nase geschlitzt oder das Haar geschoren; Diebe erst beim dritten Raube zum Tode geführt. Schon König Childebert im sechsten Jahrhundert hatte verordnet, daß der Mörder seinen Leib nicht lösen solle *); diese Verordnung hatte indeß noch zu Karls Zeiten keine Gültigkeit errungen; der Fehdesüchtige, der den andern nach beschwornem Frieden erschlagen, verlor nur die Hand; selbst Vater- und Brudermörder blieben bis zu des Kaisers mündlicher Entscheidung nur im Gewahrsam.

Von dem Wehrgelde, das ein Mörder oder seine Verwandten erlegen mußten, zog der König nach altgermanischer Sitte seinen Theil. Außerdem empfing er von seinen geistlichen und weltlichen Großen jährliche Geschenke. Zölle und Zinsen von Freigelaßnen und Leibeignen

*) Decretio Regis Childeberti ad an. DXCV apud Baluzium 17 et 18.

erhob er nur auf seinen eigenen Gütern. Diese lagen in großer Anzahl durch alle Provinzen zerstreut; um ihren Ertrag sicher zu genießen zog der Hof von einem zu andern. Auf den meisten gab es nur Wohnhäuser (Salas), von deren einem wir eine Beschreibung *) besitzen, die einen artigen Schloßhof erkennen läßt; viele aber waren durch große Pfalzen oder Reichspalatia berühmt. Zu den Zeiten der Mervinger gab es im Osten des Rheins noch keine Paläste; seit aber Karl sich meistentheils in den Rheingegenden aufhielt, wurden auch in dem von den Mervingern wenig geachteten östlichen Deutschlande Reichspfalzen erbaut, z. E. zu Frankfurt und zu Tribur, (einem Flecken im heutigen Darmstädtischen Lande,) die den alten Reichspallast zu Worms, der durch eine Feuersbrunst (791) zu Grunde gegangen war, ersetzen sollten. Die berühmtesten und beliebtesten blieben indeß die, welche Karl auf dem linken Rheinufer zu Ingelheim, Nimwegen und Aachen anlegte. Besonders war Aachen, wegen seiner Bäder, in den letzten Jahren der Lieblingsaufenthalt des Kaisers, und ward von den Zeitgenossen ein zweites Rom geheißen. Hier baute er außer dem Schloße, das er seinen Lateran nannte, eine prächtige Domkirche, zu welcher aus Rom und Ravenna von den zerstörten Palästen der alten Kaiser Säulen und Marmorblöcke, (des Papstes Hadrians Geschenke, die Karl durch Pferde vergalt,) verwendet wurden **).

Aber nicht blos Kirchen und Paläste bauete der Kaiser, wiewohl die erstern seinem frommen Sinne als das rühmlichste Denkmal fürstlicher Größe erschienen. Ueber den Rhein bei Mainz schlug er eine hölzerne Brücke; als sie verbrannte, hinderte ihn an Erbauung einer steinernen nur der Tod. Früher aber, während des Avarenkriegs, faßte er den für die Kenntnisse seiner Zeit bewundernswürdigen Plan, durch einen Kanal die Rednitz und Altmühl, folglich auch den Mayn und die Donau, zu verbinden, und auf diesem Wege den levantischen Handel, der um diese Zeit vom schwarzen Meere grade aufwärts über Kiow nach der Ostsee ging, aus der Hauptniederlage zu Constantinopel in seine Staaten zu leiten. Allein das Werk kam nicht zu Stande, obschon der Graben bereits 2000 Schritte lang und 300 Fuß breit gemacht worden war; theils widrige Nachrichten vom Abfall der Sachsen, theils häufige Platzregen, die das ohnehin niedrige und sumpfige Erdreich ganz unter Wasser setzten, oder das am Tage Gegrabene des Nachts wieder abspülten, hinderten die Fortsetzung der Arbeit, von der man noch heut in einer Erhöhung zwischen Graben und Dettenheim eine dürftige Spur zeigt.

*) Leibnitz gab dieselbe aus einer alten Handschrift der Helmstädter Bibliothek. S. Eccard II. 911. Das Wohnhaus zu Denay hatte 3 Kammern und 11 Wohnstuben, 1 Keller und zwei Kreutzgänge. Auf dem Hofeplatze standen noch 17 von Holz erbaute Häuser. Der Hof war mit einem Zaune gut verwahrt, über dem steinernen Hofthor ein Boden.

**) Die sechzehn Granitsäulen, die Karl für diesen Bau von den Domherrn zu Cöln, wohin sie die Kaiserin Helena, Constantins Mutter, der Sage nach hatte bringen lassen, kaufte, sind in unsern Tagen als Gegenstand neufranzösischer Raubsucht nach Paris geführt, und dort von den siegenden Deutschen nur theilweise zurückgenommen worden.

Glücklicher sorgte er für den Handel durch Anlage einer Handelsstraße (über Bardewick, Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Regensburg,) aus dem Norden nach den südlichen Ländern, durch Einführung eines rechten und gleichen Maaßes zuerst auf seinen Pfalzen, dann im ganzen Reiche, durch Beschützung der reisenden Kaufleute, vorzüglich aber durch die Sicherheit, Ordnung und Einheit, die sein Geist über Deutschland hervorrief. Der Handel gedieh, da nichts Künstliches zur Förderung, nichts Beschwerliches zur Hemmung desselben gethan ward. Von den Erzeugnissen und Waaren, die das Land oder der Kunstfleiß der Menschen hervorbrachte, Getreide, Wein, Flachs, Honig, Vieh, Erz, Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Thierfelle, Salz, Leinwand, wollene Teppiche und Tapeten, Tuch, Glas, Waffen, Schnitzarbeit und Orgeln, findet man nur die Ausfuhr der Lebensmittel in theurer Zeit, unbedingt aber den Verkauf der Waffen ins Ausland verboten. Die Märkte, von dem Gottesdienste (missa), nach dessen Beendigung die Kaufleute der Menschenmenge wegen ihre Waaren auszulegen pflegten, Messen genannt, gebot Karl nicht am Tage des Herrn, sondern am Werkeltage zu halten. Berühmter noch sind seine Verordnungen über den Landbau, besonders sein Gesetz über die Meiereien *), von Kennern als ein bewundernswürdiges Denkmal seiner Einsichten in die Landwirthschaft gepriesen. „Als Karl das größte Reich beherrschte, welches nach den Zeiten des römischen in der Welt aufgekommen, verordnete er, wie die Eier auf seinen Höfen zu verkaufen seyen, und gab der Welt Gesetze in Kleidern, die sein Weib gemacht hatte."

Mehr aber als für alles andere lag Karln die Sorge am Herzen, durch Einwirkung der Religion die rohe Sitte des Volks zu bezähmen, und geistiger Bildung durch Wissenschaft Zugang zu öffnen. Wohl kannte er die Verderbniß eines großen Theils der Geistlichen und Mönche, und hart spricht diese Kenntniß in vielen seiner Verordnungen sich aus. Wenn er im Jahre 789 verordnet, daß die Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen keine Kuppeln von Jagdhunden, keine Falken, Stoßvögel und Possenreißer halten sollen; wenn das Capitulare von 802 den Mönchen verbietet, sich der Trunkenheit und Schwelgerei, der Hurerei und Unreinigkeit zu ergeben, den Nonnen das Herumschweifen außer den Klöstern, den Geistlichen das Spiel und weltliche Gastereien; wenn er in der Instruction für die Sendgrafen vom Jahr 811 denselben vorschreibt, die Bischöfe und Aebte zu befragen: ob das der Welt absterben heiße, wenn man zwar nicht zu Felde ziehe und keine Ehefrau habe, hingegen unabläßig seine Güter zu vermehren suche, und dazu bald den Himmel verheiße bald die Hölle drohe, im Namen Gottes die einfältigen und unwissenden Reichen und Armen plündere, ihre rechtmäßigen Erben in Armuth stürze, und sie dadurch nöthige, Diebe und Straßenräuber zu werden? — so sind das alles gar zuverläßige Zeugnisse, daß

*) Capitulare de villis apud Baluze I. p. 331. Zu vergleichen hierüber Antons treffliches Werk: Geschichte der deutschen Landwirthschaft, und Fischers Geschichte des deutschen Handels.

Karl nicht etwa aus unüberlegter Frömmigkeit die Macht und den Reichthum der Bischöfe vergrößerte. Indeß trafen diese Rügen doch nur einige, nicht alle Mitglieder des geistlichen Standes, und in der Mehrzahl konnte Karl bei den Bischöfen immer auf einen höhern Grad von Bildung und Kenntnissen, von strengerer Amtstreue, von festerer Anhänglichkeit an seine Person, und vermittelst des Bannes von größerm Einfluße auf das Volk, als bei den weltlichen Großen rechnen. Daher die vielen Vorrechte, die er den Bischöfen ertheilte, ihre und ihrer Geistlichen Befreiung vom Gerichtszwange der Grafen, die ihnen verliehene Gerichtsbarkeit, und die häufigen Fälle, in denen sie als Staatsbeamte, besonders als Sendgrafen gebraucht wurden, um über die weltlichen Großen die Aufsicht zu führen, oder ihnen das Gegengewicht zu halten. Diese Emporhebung der Geistlichen kann um so weniger befremden, da sie dem Könige noch eben so wie die Weltlichen unterworfen und verantwortlich waren; nicht allein daß er auf ihre Wahl den entscheidendsten Einfluß ausübte und das Bisthum oft gradehin vergab, so waren die Bischöfe auch in Hinsicht ihrer Güter königliche Vasallen, und wurden als solche beliehen. Von einer gebieterischen Einwirkung des römischen Bischofs auf fränkische Kirchensachen ist natürlich unter dieser ganzen Regierung keine Rede: Karl betrachtete sich auch in geistlichen Dingen als Haupt- und Schiedsrichter der Christenheit, wiewohl es hier sehr schwer seyn dürfte, die schwankenden und oft wechselnden Vorstellungen und Ausdrücke zu sondern und zu bestimmen. Gewirkt hat in dieser Hinsicht allerdings die Sammlung von römischen Kirchensatzungen (Codex canonum), welche Papst Hadrian I. dem Könige bei seiner ersten Anwesenheit in Rom schenkte, und durch welche theils römische Vorstellungen auf Karls Ansichten, theils römische Verfassung auf die fränkische und deutsche Kirche größern Einfluß gewannen. Römische Meister mußten den Franken und Deutschen nebst dem Orgelspiel auch römische Sangweise lehren, und bei einer Streitigkeit zu Rom am Osterfeste 787 zwischen römischen und fränkischen Sängern entschied Karl für jene, weil bei ihnen der reine Quell des Kirchengesangs fließe, die letztern aber ihn verdorben hätten. Durch solche Anerkennung gerechter Vorzüge ward man auch zum Gehorsam und zur Nachahmung in andern Stücken gewöhnt.

Wie wichtig aber auch Karln die äußern Kirchenformen, Gesang, Psalliren, Orgelspiel, Schmuckgeräthe und Priesterkleider vorkamen, und mit wie vieler Sorgfalt er all diese Dinge theils aus Liebhaberei, theils weil er sie für wesentliche Stücke der Gottgefälligkeit hielt, schaffte und trieb, so war er doch auf Erweckung des geistigen Lebens der Wissenschaft, und was für seine Einsichten fast noch mehr zeugt, auf Beförderung der Jugend- und Volksbildung durch Lehre und Unterricht nicht minder bedacht. Das ist der größere Ruhm seines Andenkens, daß durch ihn der gänzliche Verfall der Wissenschaften im Abendlande verhindert, und ihrem schon erlöschenden Lichte neue Nahrung verschafft wurde, daß er, mit Planen und Sorgen um die Regierung und Gestaltung eines großen Reiches beschäftigt, mit richtigem Blick das Große in dem scheinbar Kleinen sah, und

die Bildung der Völker für eben so bedeutend, als ihre Unterjochung oder Vereinigung erkannte. Es bedarf kaum der Bemerkung, um wie viel höher dieser Sinn für das Geistige bei einem Fürsten anzuschlagen ist, der unter Waffenübung und Jagd herangewachsen war, und aus dem Strudel der Kriege sein Leben lang nicht herauskam, in einer Zeit, wo nicht der alles anziehende Reitz schöner Muster geistige Beschäftigung zum Genuß machte, sondern Gelehrsamkeit und Wissenschaft, ohne Anmuth in schwerfälligen Formen einherschreitend, mittelmäßige Geister gewiß eher zurückschreckte als einlud. Karl, von feuriger Wißbegier beseelt, that mehr, als viele gepriesene Musenbeschützer der spätern und reichern Zeit; und doch mußte er sich selbst erst den Weg zu seinem Ziele durch mühvolle Anstrengungen eröffnen. Obwohl er des Lateinischen, der damaligen Schriftsprache, von Jugend auf mächtig und auch mit dem Griechischen bekannt war, fand er es doch nöthig, sich in einem Alter von dreißig Jahren von einem Priester aus Pisa, Namens Peter, in der lateinischen Grammatik unterrichten zu lassen. Da er bei seiner kriegerischen Erziehung die Schreibekunst in früher Jugend zu lernen versäumt hatte, versuchte er noch im hohen Alter, mit einer Hand, die vom schweren Schwerdte steif geworden war, diesem Mangel abzuhelfen, und legte Täfelchen unter den Pfühl seines Bettes, um sich bei freien Stunden im Nachmalen der Buchstaben zu üben *).

Es war der Anblick Roms, und die Bekanntschaft mit den gebildetern Bewohnern desselben, wodurch Karls wissenschaftliche Neigung geweckt und sein Geschmack geleitet wurde. Aber über den großen Eindrücken vergaß er der wesentlichen Grundlage der Volksbildung, des Jugendunterrichts, nicht. Mit den Singmeistern zog er aus Rom auch Lehrer der Grammatik und Zahlenkunde nach Franken, um die Schulen empor zu bringen, die er bei den Klöstern und Stiftskirchen gestiftet hatte oder noch stiften wollte. Die Diener Gottes, verordnet er, sollen nicht nur vornehme, sondern auch Kinder schlechter Herkunft um sich sammeln, um die Knaben Psalmen, Gesang, Schreiben und Rechnen zu lehren, und damit die h. Schrift nicht von Knaben verunstaltet werde, sollen Evangelium, Meßbuch und Psalter nur durch Menschen von reiferm Alter mit allem Fleiße abgeschrieben werden. Es gab Schulen für die Kirchsprengel, besonders für unwissende Priester zur Nachholung versäumter Kenntnisse, Schulen für Weiler und Dörfer, ferner Anstalten bei den Bischöfen zur Betreibung und Erlernung der Mönchsdisciplin für die Geistlichen der Domkirchen, (denn Bischof Chrodegang von Metz hatte im Jahr 762 zuerst das Beispiel gegeben, daß der Bischof mit den Geistlichen seiner Kirche ein Gesammthaus bezog, und nach einer gewissen Regel lebte,) endlich, und dies die wichtigsten, Schulen in den Klöstern, wo innerhalb der Klausur blos Geistliche, außer-

*) Ueber diese Erzählung Eginhards (c. 25) ist gestritten worden, ob gewöhnliches Schreiben oder das Malen künstlicher Buchstaben zu verstehen sey. Unbefangene Erwägung der Worte des Geschichtschreibers und der Verhältnisse Karls entscheidet für das erstere. Karls Unterschrift besteht in einem aus den Buchstaben Karl zusammengesetzten Kreuze, welches auch auf dem Knopfe seines Schwerdtes gestanden haben soll.

halb derselben auch Weltliche in den damals höhern Wissenschaften Unterricht genossen. Hier lehrte man das Trivium der Grammatik, Rhetorik und Dialektik als ersten Cursus; die höhere Weihe bestand in dem Quadrivium der Arithmetik, Musik, Astronomie und Geometrie. Solcher hohen Schulen gab es zu Lyon, zu Tours, zu Metz, zu Fulda und andern Orten; auch an seinem Hofe hielt Karl eine Schule zum Unterricht für seine Kinder *). Zur eignen Ergötzung aber und zu höhern wissenschaftlichen Zwecken stiftete er eine gelehrte Gesellschaft oder Akademie, deren Mitglieder sich mit dichterischen Namen begrüßten; so ward Karl selbst darin König David, Alcuin Flaccus, Engelbert Homer, Eginhard Kalliopius genannt. Unter diesen Freunden der Wissenschaft stand in Karls Gunst, wie noch jetzt im Andenken der Nachwelt, der Engländer Alcuin oben an. Karl hatte die Bekanntschaft dieses Mannes, der in allen damals angebauten Fächern des Wissens zu Hause war, und besonders die glückliche Gabe eines leichten und trefflichen mündlichen Ausdrucks besessen zu haben scheint, (im Jahr 781) zu Pavia gemacht, als derselbe von seinem Erzbischof Earnwald von York nach Rom gesandt worden war, für ihn das Pallium zu holen. Der Eindruck, den Alcuin auf den König machte, war so stark, daß dieser Ueberredung und Bitten anwandte, ihn an seinen Hof zu ziehen. Alcuin versprach zu kommen, wenn sein König und der Erzbischof es erlaubte, und unter der Bedingung, stets ungehindert nach England zurückkehren zu dürfen, eine Freiheit, von der er aber nachmals nur zu einer Reise Gebrauch machte. Er unterrichtete den König in der Rhetorik und Dialektik, Wissenschaften, durch welche Karls natürliche Beredsamkeit und gesunder Verstand wenig gewinnen mochten, und in der Astronomie, ein Unterricht, woran vielleicht auch andere Theil nahmen, wie die in Eginhards Chronik eingerückten astronomischen Bemerkungen bezeugen. Seine sieben Briefe an Karl athmen Dank und Liebe gegen den königlichen Freund, oder ermahnen ihn zum frommen Leben und zur Milde, oder erzählen, wie Alcuin, dem Karl zuletzt die Aufsicht über die Schule zu Tours vertraut hatte, dort seinen Pflichten nachlebte. In einem derselben klagt er über Mangel der Schriften, die er im Vaterlande gehabt, und bittet, einige Zöglinge nach England schicken zu dürfen, auf daß sie die Blumen dieses Landes nach Gallien brächten, und nicht nur in York ein

*) Auch die geringern Schulen besuchte Karl zuweilen, wie die rührende Geschichte, welche der Mönch von St. Gallen aufbewahrt hat, bezeugt. Einst, so lautet dieselbe, hieß er die Knaben versammeln, die er dem Clemens zur Unterweisung gegeben, und sich ihre Arbeiten vorzeigen, wo denn die Schüler aus niederem Stande über die Maßen gut, die vom Adel aber ungemein schlecht bestanden. Da stellte Karl jene zu seiner Rechten, diese zur Linken, und sprach: Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Willen und euren Nutzen nach Möglichkeit zu erreichen gesucht habt; fahrt fort in eurem Fleiße, und ich will Euch herrliche Bisthümer und Klöster geben! Die zur Linken aber strafte er mit donnernden Worten: Ihr Junker, Söhne der ersten nach mir, ihr Weichlinge und glatten Gesichter, habt auf eure Herkunft und eure Güter pochend meinen Befehl und eure Verherrlichung dem Wohlleben, dem Spiele, dem Müßigange oder eitler Kurzweil hinten angesetzt. Aber ich achte euren Adel und eure Schönheit gar geringe, und ihr sollt, wenn ihr euren Fleiß nicht bessert, nie wieder ein gutes Wort von mir hören!

verschl ßner Garten, sondern auch zu Tours ein Abbild des Paradieses mit allen seinen Herrlichkeit.n sey. Karl selbst fühlte indeß wohl den Unterschied zwischen den mangelhaften Bestrebungen seiner Zeit und den gereiften Früchten des Alterthums, und brach einst im Unmuth, daß trotz aller seiner Bemühungen die Wissenschaften so wenig gedeihen wollten, in die Worte aus: O daß ich nur zwölf so weise Männer wie Hieronymus und Augustinus besäße! — Da entgegnete ihm der weise Meister: Der Schöpfer Himmels und der Erden hat nicht mehrere ihres Gleichen gehabt, und du begehrst deren zwölf!

Ein anderes Mitglied dieser Akademie, ein junger Hofgeistlicher, Engelbert, den Karl zum Erzbischof machen wollte, vereitelte diese Absicht durch seine Liebschaft mit Bertha, Karls Tochter, und ward durch die Verbindung mit ihr des Königs Eidam, und Vater des Geschichtschreibers Nithard, der die Bruderkriege der folgenden Karolinger beschrieben. Bestrittener und auf eine spätere Nachricht *) begründet ist die bekannte Erzählung, daß auch Eginhard, der Geschichtschreiber Karls, durch die Hand der schönen Emma, einer andern Tochter des Königs, beglückt worden sey. Karl war sehr freigebig gegen diese Gelehrten. So streng er sonst auf die Befolgung der alten Kirchengesetze hielt, und so gut er wußte, daß in denselben die Anhäufung mehrerer Pfründen auf dem Haupt einer Person verdammt ward, so setzte er doch diese heilsamen Anordnungen zu Gunsten seiner gelehrten Lieblinge aus den Augen, und gab unter andern dem Alcuin die vier reichsten Abteien in Frankreich.

Außer der Akademie hatte Karl auch eine Bibliothek, vermuthlich im Pallaste zu Aachen. Sie belief sich auf funfzig Stück, meist Gesetzsammlungen und Kirchenväter, und stand unter einem Bibliothekar, Gerward, der auch die Aufsicht über das Bauwesen hatte **).

Unter all diesen gelehrten Liebhabereien aber vergaß Karl der Pflege und Liebe nicht, welche der Muttersprache und der vaterländischen Rede und Sangweise gebühren. Darin war er wie alle wahrhaft großen Männer; nur die unseeligen Großgeister ohne Gemüth und Liebe, wie Julian, haben stets gern in fremder Sprache gedacht und geredet. Und wie roh und ungeschlacht war die Sprache, welcher Karl seine Sorge zuwandte, daß er sogar eine Grammatik derselben versuchte! Bekannt ist es, daß er die fremden Namen der Monate in fränkische umschmolz, die vier Benennungen der Winde auf zwölfe vermehrte, und die Lieder von den Kriegen und Thaten der alten Könige, wahrscheinlich seiner fränkischen Vorfahren, sammeln ließ. Leider sind diese Sammlungen ver-

*) Der Laureshеimer Chronik aus dem 12ten Jahrhundert.

**) J. D. Köler hat sich die Mühe gegeben, die einzelnen Stücke der Karolingischen Büchersammlung auszuzeichnen in s. Dissertat. Altorf. 1727. 4. bei Dippold. Sie wurden, Karls gutgemeinter aber übel berechneter Testamentsverordnung zu Folge, nach seinem Tode verkauft, um den Armen eine Spende zu verschaffen.

loren, und nur vermuthet wird, daß das Heldenlied der Nibelungen uns einen Nachklang dieser Dichtungen ertönen läßt. Nimmer gedachte er an die Möglichkeit, daß Jemand, der seines Volkes Sprache und Wesen verachte, zumal ein Fürst, mit dem größern Reitz des fremden Reichthums sich rechtfertigen werde, als ob es nicht an ihm wäre, den einheimischen zu fördern.

Ueberhaupt war Karl in Sprache und Gesinnung, in Kleidung und Lebensweise ein Deutscher, nur daß er die Trinklust, welche die alten Schriftsteller den Deutschen nicht ohne Grund vorgeworfen, verabscheute. Dagegen wird ihm allzu große Neigung zu den Frauen und Genüssen der Liebe vorgeworfen, und fünf Gemahlinnen und fünf Beischläferinnen, die er nach einander gehabt, als dessen Zeugniß angeführt. Unter den Seinigen war er ein milder und nachsichtiger Gatte und Vater, vielleicht zu nachsichtig gegen seine Töchter, von denen man nach allen geschichtlichen Meldungen schließen möchte, daß sie seine Güte gemißbraucht. Größeren Kummer erlebte er an einem unehelichen Sohne, Pipin, der während des avarischen Kriegs aus Mißgunst gegen seine schon mit Königreichen versorgten Brüder dem Vater nach Krone und Leben trachtete, wofür ihn dieser nach der Entdeckung, als die Großen ihm schon das Leben abgesprochen hatten, ins Kloster sandte. Von seinen rechtmäßigen drei Söhnen Karl, Pipin und Ludwig, denen er mit Vorbehalt der Macht frühzeitig Königstitel verliehen und im Jahr 806 auf einen Reichstage zu Diedenhofen das Reich ausgetheilt hatte, betrübten ihn die beiden ältesten, vielleicht auch die Geisteserben des großen Vaters, durch vorzeitigen Tod (811 und 810). Von diesem Kummer gebeugt und von der Jahre Last gedrückt, berief er im Jahr 813, nachdem er Pipins Sohne Bernhard das Königreich Italien gegeben hatte, den letzten seiner rechtmäßigen Söhne, König Ludwig von Aquitanien, und mit ihm eine Reichsversammlung nach Aachen, um alle vom Größten bis zum Geringsten zu befragen, ob sie einstimmten, daß er seinen Sohn zum Reichsgehülfen ernenne? Da er nun ihren Beifall erhalten, führte er, im kaiserlichen Schmuck, von der ganzen Versammlung begleitet, seinen Nachfolger in die Kirche zu Unsrer lieben Frauen. Hier mußte Ludwig mit dem Vater knieen und beten, und ward von ihm ermahnt, Gott über alles zu fürchten und zu lieben, die Kirche zu beschützen, seinen Brüdern, Schwestern und Neffen Barmherzigkeit zu erweisen, die Priester wie Väter, das Volk wie Söhne zu halten, die Hochmüthigen und Boshaften zu bezähmen, der Klöster und der Armen Vater zu seyn, gottesfürchtige und treue Diener zu bestellen, Niemanden ohne Ursache von seiner Stelle zu drängen, und sich jederzeit unsträflich zu verhalten. Als er solches gelobt, hieß ihn Karl eine goldne auf den geweihten Altar gelegte Krone mit eigner Hand nehmen und aufsetzen, wie zum Zeichen, daß er das Reich von Gottes und keines Menschen Gnade zur Lehn habe. Darauf nach wenigen Tagen kehrte Ludwig nach Aquitanien zurück. Im folgenden Jahr nach diesem, am acht und zwanzigsten Januar des Jahres achthundert und vierzehn, im zwei und siebzigsten seines Alters, starb Karl in seinem Pallaste zu Aachen,

und ward daselbst in der von ihm erbauten Kirche begraben *). Kaiser Otto III. hat seine Gruft öffnen und wieder schließen, Kaiser Friedrich I. im Jahr 1165 seine Gebeine erheben und in ein prächtigeres Grab legen lassen, auch die Päpste Paschalis III. und Alexander III. zu der Verordnung bewogen, daß Karl unter den Heiligen verehrt und sein Todestag durch besondere gottesdienstliche Feier begangen werden solle; wir aber, obwohl wir zu dem heiligen und seeligen Karl nicht mehr wie unsre Vorfahren beten, verehren wie sie in ihm den Bildner und Begründer der europäisch-germanischen Welt, den ersten Kaiser und König der Deutschen. Fremd war ihm, der den tiefen Sinn von beiderlei Herrlichkeit erkannt hatte, die Wuth der Eroberer, allen Völkern Ein Gesetz und Eine Weise zu geben; die Einheit, die er beabsichtigte, war keine todte Einförmigkeit, sondern die höhere Einigkeit durch das Band gemeinsamen Glaubens und gemeinsamer Bildung; darum ist sein Name so werth geblieben, und die Wirkung seines großen Lebens immer größer geworden. Denn ob sein Kaiserthum über seinem Grabe lang schon in Trümmern liegt, so steht Deutschland, gegen dessen rauhen und armen Norden ihm das reiche West- und Morgenland gering schien, Deutschland, das von ihm der Barbarei, dem Heidenthum und der Vereinzelung entrissene Mutterland des germanischen Europas, als seiner Thatkraft und seines Tiefblicks unvergängliches Denkmal.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Kaiser Ludwig der Fromme **).

Ludwig, der den Thron des großen Vaters bestieg, war wohl unterrichtet, fromm und gutherzig, aber unvermögend, seiner schweren Verpflichtung zu genügen. Ohne Geschick und Neigung für die Staatsverwaltung, überließ er dieselbe seinen Räthen und Dienern, und legte für sich nur darum Werth auf die Herrschaft, weil sie ihm, wie er meinte, die Erlaubniß gab, auf die bequemste Art ein müßiger Privatmann zu seyn. In andern Zeiten und beschränktern Verhältnissen wäre er mit seiner Weise ein Fürst wie viele andere gewesen, die ein Fach in langer Namenreihe füllen: aber sein Schicksal setzte ihn in die gährende Zeit die unvollendeten Schöpfung, wo der große innre Verfassungskampf zwischen Fürsten- und Vasallenmacht zu Ende gekämpft werden sollte. Indem er des großen Vaters kunstvolle Einrichtun-

*) Die Beschreibung der Gruft apud Monachum Egolism, Der einbalsamirte Körper saß auf einem goldnen Stuhl, angethan mit dem kaiserlichen Schmucke, mit dem Schwerdt, der Krone, dem Schilde, dem Evangelienbuche, dem Schweißtuche und dem Trauergewande. Neben ihm standen Scepter und Schild.

**) 814 — 840.

gen in die Verwirrniß des mervingischen Vasallenwesens zurücksinken ließ, ward seine Bedeutungslosigkeit Ursache einer großen Weltbegegebenheit, der Auflösung des karolingischen Reichs. Doch war dieses Schicksal, welches zugleich das innerlich immer geschiedene germanische und romanische Volksthum, den Deutschen und den Frankogallen, auch äußerlich auseinander riß, zuletzt wohl ein wohlthätiges Verhängniß, und wenn Ludwig, sein Werkzeug, auch sein Opfer ward, so ist er das letztere wenigstens nicht ohne die Verschuldung strafbarer Schwäche geworden.

Der Anfang war, wie er nach langen und glänzenden Regierungen zu seyn pflegt, an Hoffnungen und schönen Aussichten reich. Alle Großen des Reichs, auch der mächtige Graf Wala, ein Enkel Karl Martells, der in der letzten Zeit des verstorbenen Kaisers ganzes Vertrauen genossen hatte, beschämten durch pflichtmäßige Unterwerfung die Besorgnisse des neuen Herrschers, daß sie sich für seinen Neffen Bernhard erklären könnten. Bernhard selbst, der König von Italien, erschien zur Ableistung der Treupflicht. Gleich nach der Ankunft in Aachen war es Ludwigs erstes Geschäft, die vorgefundenen Schätze und Kostbarkeiten, dem letzten Willen des Vaters gemäß, unter seine Geschwister und unter die Armen zu theilen; auch Karls gesammelter Büchervorrath wurde zum Besten der letztern verkauft. Nur ein Tafelblatt, worauf die drei Welttheile vorgestellt waren, behielt Ludwig gegen Bezahlung nebst den Reichskleinodien für sich. Seinen sieben Schwestern gab er ihr Erbtheil, und wies sie an, auf ihre Güter oder in Klöster zu gehen. Viele Männer und Weiber verdächtiger Sitte wurden vom Hofe entfernt. Auf seinem ersten Frühlingsreichstage zu Aachen sprach Ludwig gegen die eingerissenen Mißbräuche und die schon von seinem Vater so oft gerügte Unterdrückung des Volks, welches von den königlichen Grafen und deren Dienern durch Gewalt und List gezwungen ward, seine Erbgüter und Freiheit mit Dienstbarkeit zu vertauschen. Er schickte Sendgrafen aus, diese Mißbräuche zu strafen nnd zu heben. Viele sächsische und friesische Herren und Freie erhielten die Erbgüter wieder, die sie unter Karl theils zur Strafe ihres Widerstands gegen die fränkische Herrschaft, theils durch das Unrecht habsüchtiger Königsdiener verloren hatten; viele Ausgehobene und Verpflanzte kehrten in ihr Vaterland zurück. Durch diese Milde wurden viele Freunde strenger Maßregeln geärgert; der Erfolg aber zeigte, daß Ludwig Recht gehabt, und diese Völker zu immerwährender Anhänglichkeit verpflichtet hatte. Gegen die Dänen, die ihren König Harald, den Schützling der Franken, verjagt und die Söhne Gottfrieds zu ihren Beherrschern erhoben hatten, konnte der Kaiser nunmehr ohne alle Furcht vor weiterer Empörung sich des Arms der Sachsen bedienen, durch welchen ihm auch in der Folge die Wiedereinsetzung des vertriebenen Harald, nachdem derselbe zu Ingelheim (826) nebst seiner Gemahlin Thora, seinen Söhnen, Brüdern und vielen Normännern, vom Erzbischof Otgar von Mainz getauft worden war, gelang. Er selbst hoflagerte meist im Mittelpunkte des Reichs; die Grenzkönigreiche Baiern und Aquitanien gab er, nach dem Beispiele seines Vaters, seinen beiden ältesten Söhnen Lothar und

Pipin; den jüngsten, Ludwig, behielt er des zarten Alters wegen an seinem Hofe zurück. Noch stand das Frankenreich in seiner Kraft, und kein Feind wagte es ungestraft, seine Hoheit zu schmälern.

Aber durch diesen äußern Glanz wurden frühzeitig gefährliche Mißgriffe sichtbar. Ein solcher war es, daß der Kaiser, um Haralds Ansehen bei seinen Landsleuten zu stärken, demselben einen Strich vom Niederland, den Duerstedter Wyk und den sächsischen Gau Riustri, auch seinen Brüdern Norich und Hemming Landgebiete in diesen Gegenden als Lehne übertrug, und damit den unglücklichen Anfang machte, fremde Fürsten ins Reich zu setzen. Noch schlimmer war es um die innre Verwaltung bestellt. Der große Karl hatte den Schlaf sich verkürzt, um den Gottesdienst abzuwarten: Ludwig überließ, um ungestört Psalmen singen zu können, was damals die Zeitkürzung der Könige war, den Tag seinen Räthen, meist Geistlichen niedrigen Standes, die er aus Aquitanien mitgebracht hatte. Bald wurden die Diener und Rathgeber Karls nicht blos zurückgesetzt, sondern verfolgt. Wala mit seinen Brüdern Adelard und Bernard, mußte in klösterliche Einsamkeit flüchten. Wiewohl nun die Regierungsweise äußerlich die alte zu bleiben, und Karls Beispiel überall vorzuleuchten schien, so geschah doch alles in ganz anderm Geiste. Darum, obgleich Kaiser Ludwig in vielen Stücken dasselbe that, was sein Vater gethan hatte, viele gute Verordnungen gab, die Volksunterdrücker unter den Großen strafte, den Klerus, die Mönche, die Chorherrn reformirte, geistliche Stiftungen machte, und für die Verbreitung des Christenthums sorgte, wurde doch alles ganz anders. Bei viel gutem Willen fehlte es an Nachdruck, Kraft und an der Selbständigkeit, die nur da sich einfinden kann, wo der Fürst entweder selbst regiert, oder die Regierung ganz und ohne Einschränkung einem Minister überläßt. Ludwig hingegen nahm an Staatsgeschäften grade so vielen Theil, um die, welche für ihn regierten, um ihre Erhaltung bange zu machen. Das Kundwerden dieser Schwäche mußte in einer Verfassung, wo ein so allgemeines und gewaltiges Streben der Großen nach Besitz und Eigenmacht über das blos Geliehene niederzuhalten war, von furchtbaren Folgen seyn. Bald wurden unzählige Befreiungen ertheilt, und königliche Güter in Haufen als Lehne ausgethan; indem man jedem Begehrer, der durch Gunst oder Verbindungen unterstützt war, zu Willen ward, schlug die Aristokratie der großen Vasallen immer tiefere Wurzeln *). Auch das durch Karl eben so kunstvoll als kräftig geordnete Verhältniß der geistlichen Macht wurde verrückt, und durch frommen Wahn mißleitet, stieg der Kaiser von der Höhe herunter, auf welcher sein Vater, das Ganze, Geistliches wie Weltliches, überblickend, gestanden hatte. Zwar wurde, als Papst Leo III.

*) Nithard, der Enkel Carls des Großen, beschuldigt vorzüglich den damaligen Minister Adelard, der von dem ältern Adelard, Walas Bruder, verschieden ist. Pagi ad an. 822 tom III. p. 508. Adelardus utilitati publicae minus prospiciens placere cuique intendit. Hinc libertates, hinc publica in proprios usus distrahere suasit, ac dum quod quisque petebat ut fieret effecit, rempublicam penitus annullavit. Nithard de dissens. fil. Lud. P. IV.

gestorben war, sein Nachfolger Stephan IV. unter Aufsicht kaiserlicher Abgeordneten gewählt, die Wahl durch Ludwig bestätigt, und die kaiserliche Herrschaft über Rom durch die Huldigung des Volks anerkannt; als aber dieser Papst, um sich mit dem Kaiser persönlich zu unterreden, in Begleitung des Königs Bernhard nach Frankreich kam (816), ging ihm der fromme Ludwig von Rheims aus entgegen, und begrüßte ihn, seinen Unterthan, dessen Vorgänger zu Pipins Füßen gefleht hatte, durch dreimaliges Niederfallen zur Erde. Noch deutungsreicher war es, daß er, der in Gegenwart seines Vaters zu Aachen sich selbst die Krone aufgesetzt hatte, sich jetzt nebst seiner Gemahlin Irmengard vom Papst salben und mit einer Krone, welche derselbe mitgebracht hatte, zum Kaiser krönen ließ. Wie er denn immer mehr zu geben als zu empfangen gewohnt war, so beschenkte er auch dafür den Papst dreifach und vierfach, sogar mit königlichen Gütern in Frankreich. In demselben Jahre überließ er auf dem Reichstage zu Aachen der Geistlichkeit und dem Volke die freie Bischofswahl, die schon zu den Zeiten der Mervinger ein Gegenstand der bischöflichen Bemühungen gewesen war. Zwar hat weder er noch einer seiner Nachfolger an diese Verordnung sich gekehrt, und die Bisthümer sind nach wie vor oft willkührlich besetzt worden; doch ward nun schon auf Synoden *) laut gesagt: Die Bischöfe wären über Jedermann, und selbst über die Fürsten zu urtheilen berechtigt; über sie aber, als Götter, nach dem Ausdrucke der Schrift, könne Niemand richten. So trat die geistliche Macht der weltlichen immer weiter voran.

Den entscheidendsten Mißgriff aber that der Kaiser, als er, im 39sten Jahr seines Alters, auf der Reichsversammlung zu Aachen (817) das ganze Reich unter seine Söhne vertheilte. Es geschah solches, wie Ludwig im Eingange der Theilungsurkunde **) selbst erzählt, auf den Rath der Getreuen von der Parthei Lothars, und dem Kaiser und allen Verständigen mißfiel anfänglich die Anmuthung, aus Liebe und Gunst zu den Söhnen die Einheit des von Gott verliehenen Reichs durch eine menschliche Theilung zu zerreißen; überdieß besorgten sie, es möchten dadurch Aergernisse in der heiligen Kirche und Beleidigungen dessen veranlaßt werden, durch den die Rechte der Könige bestehen. Indeß ward der Kaiser überredet, vermittelst dreitägiger Fasten und Gebete Erleuchtung von oben herab zu erflehen. Darauf geschah es, nach seiner Meinung durch den Wink des allmächtigen Gottes, daß seine Gedanken mit denen der Getreuen Lothars übereinstimmten, und die Theilung wurde genehmigt. Der älteste Sohn, Lothar, der früher Baiern erhalten hatte, bekam die Mitregentschaft des Kaiserthums nebst dem kaiserlichen Titel, wie im altrömischen Reiche oft die Söhne oder Brüder der Kaiser; König Pipin ward in Aquitanien bestätigt; der dritte Sohn, Ludwig, er-

*) Acta Concil. Paris. 829. ap. Harduin.

**) Baluze tom. I. p. 573. Quamvis haec admonitio devote ac fideliter fieret, nequaquam nobis nec his qui sanum sapiunt visum fuit, ut amore filiorum aut gratia unitas imperii a Deo nobis conservati divisione humana scinderetur, ne forte occasione hac scandalum in sancta ecclesia oriretur.

hielt das durch Lothars Erhebung erledigte Baiern, nebst Böhmen, Kärnthen und den dazu gehörigen avarischen und wendischen Ländern; doch blieb dieser fortwährend am väterlichen Hofe. Auch in diesem unglücksvollen Versuche folgte Ludwig dem Beispiel seines großen Vaters; er hoffte, seinen Söhnen eine Schule der Staatsweisheit zu eröffnen, und auf den Fall seines Todes dem Reich einen Erbfolgestreit zu ersparen. Dieser gute Wille aber führte durch Ungeschick dasjenige, was einer spätern Zukunft erspart werden sollte, noch in der Gegenwart herbei.

König Bernhard von Italien fand, durch Einflüsterungen gereitzt, daß er als Besitzer Italiens, dessen Vater Pipin überdieß ein älterer Sohn Karls als Kaiser Ludwig gewesen, größere Ansprüche auf das Kaiserthum als Lothar habe. In dieser Ueberzeugung begann er gegen den ungerechten Oheim Empörung, vergessend, daß er der Vorsprache desselben sein Königreich verdanke; denn bei den Franken galt das heutige Staatsrecht nicht, und die Enkel der Könige pflegten, wenn ihre Väter gestorben, gegen die überlebenden Söhne zurückzustehen. Auf dieses brach Kaiser Ludwig mit einem großen Heere gegen die Alpen auf; König Bernhard aber, von Furcht und Reue ergriffen, — denn sein Kriegsvolk war minder zahlreich und viele seiner Anhänger verließen ihn — zog nach Chalons an der Saone, und unterwarf sich daselbst der Gnade seines Oheims und Kaisers. Dieser ließ ihn und seine Mitschuldigen, die Grafen Egiddeo, Reginer, Reginhard, und die Bischöfe Anselm von Mailand, Wolfod von Cremona und Theodulf von Orleans, gefangen nach Aachen führen, und daselbst von einer Reichsversammlung richten. Das Urtheil lautete für die Weltlichen auf den Tod, für die Bischöfe auf Absetzung und Verweisung in Klöster; da indeß der Kaiser zur Vollziehung des erstern sich nicht entschließen konnte, ließen seine Räthe den Verurtheilten, auch dem Könige Bernhard, die Augen ausstechen *). An dieser grausamen Strafe starb der Unglückliche nach dreien Tagen. Den Kaiser aber, ohne dessen Vorwissen die That nicht geschehen seyn konnte, quälten seit dieser Zeit Schreckbilder, die er nicht loszuwerden vermochte. Bernhard hatte den Tod verdient; daß er aber, aus grausamer Milde, auf diese Art starb, war ein großes Unglück für den Kaiser, der seitdem alle Kraft zu strafen verlor. Indeß betrieb die Parthei, in deren Händen er war, für jetzo ihr Werk, und bewog ihn, seine drei natürlichen Brüder Drogo, Hugo und Theoderich, zu Mönchen scheeren und in Klöster stecken zu lassen. Die Unruhen, die zu derselben Zeit in mehrern Gegenden des Reichs ausbrachen, hingen höchst wahrscheinlich mit diesen Geschichten zusammen. Der König der Obotriten fiel ab; in Bretagne, Gascogne, Pannonien, mußten Empörungen durch Waffengewalt gebändigt werden. Schon an sich selbst

*) Nithard nennt als denjenigen, der dies dem Könige Bernhard gethan, den Bertmund, Statthalter von Lyon. Nach Adhemar ließ König Bernhard es nicht zum Augenausstechen kommen, sondern wehrte sich so tapfer, daß er fünf der abgeschickten Henker erschlug, ehe er im Kampfe sein Leben verlor.

lud die ganze Lage des über alle natürlichen Grenzen ausgedehnten Staats die Großen in entfernten Provinzen zu Versuchen ein, sich unabhängig zu machen; auch Karl hatte damit zu kämpfen gehabt, und das immer offenkundiger werdende Geheimniß von der Schwäche Ludwigs wie Lothars schlechte Gemüthsart mochte diese Neigung verstärken. Endlich vollendeten noch des Kaisers Familienverhältnisse die vorbereitete Verwirrung.

Als Ludwig von dem Kriegszuge gegen den bretagnischen Aufrührer Murmann zurückkehrte, fand er zu Angers seine Gemahlin Irmengard sterbend *). Nach ihrem Tode zog er gen Aachen, und ging damit um, der angebohrnen Neigung zu folgen, und die Sorgen des Regiments mit der friedlichen Stille des Klosters zu vertauschen. Seine Räthe aber, welche den Nachfolger fürchteten, beredeten ihn, sich von Neuem zu vermählen, und führten ihm die Jungfrauen des Landes zur Schau vor. Unter diesen gefiel ihm Judith, die schöne Tochter eines baierschen Grafen Welf und einer Mutter aus sächsischem Geschlecht. Diese erhob er zur Königin. Durch den Einfluß dieser jungen Gemahlin scheint die bisher herrschende Parthei des jüngern Adelard gestürzt worden zu seyn, wenigstens wurden die wegen der Bernhardschen Verschwörung verwiesenen Bischöfe zurückgerufen, und der gleich zu Anfange der Regierung verbannte Wala erhielt nebst seinen Brüdern Adelard und Bernar den ersten Platz in der Gunst des Kaisers, der sich nun auch mit seinen verstoßenen Brüdern versöhnte, ihnen reiche Bisthümer und Abteien gab, und den einen derselben, Drogo, zu seinem vertrauten Rathgeber machte. Auf dem Reichstage zu Attigny (822) offenbarte Ludwig diesen Gunstwechsel auf eine Weise, die, wie viele Schande sie seinen Einsichten macht, wenigstens seinem Herzen zur Ehre angerechnet werden könnte, wenn nicht die Partheisucht durchleuchtete, von der er sich bestimmen ließ. Im Angesicht der ganzen Versammlung erklärte er sich reuig über seiner Brüder Verstoßung, seiner jetzigen Minister Verbannung, vor allen aber über König Bernhards Tod, flehte weinend und in Bußkleidern den Himmel um Vergebung für die Rache, die er an den Empörern genommen, und ließ sich zur Versöhnung derselben von den Bischöfen Kirchenstrafen auflegen. Ein solches Benehmen war nicht geeignet, die Achtung zu vermehren, deren er so sehr zu bedürfen anfing.

Die schöne Judith gebahr ihm nehmlich im vierten Jahr ihrer Ehe einen Sohn, auf den sich bald die ganze Liebe des alternden, vom Anblick der überall einbrechenden Auflösung schwer darnieder gedrückten Kaisers wandte. Die Welt aber behauptete, dieses Kind sey die Frucht ehebrecherischer Liebe, welche die Kaiserin mit dem Grafen Bernhard von Septimanien gepflogen. Bald dachte Ludwig, von den Bitten seiner Gemahlin bestürmt, auf Einrichtung eines Erbes für diesen Lieblingssohn; aber das Reich war vertheilt, auch das durch Bernhard erledigte Königreich Italien hatte er vor kurzem dem Lothar übergeben. Der schwache Vater flehte nun

*) October 818.

bei seinem Erstgebohrnen um die Erlaubniß, dem jungen Karl ein Stück Land aussetzen zu dürfen, und ließ sich die abgerungene Genehmigung durch einen Eidschwur bekräftigen. Bald aber erfuhr er, daß seinen Sohn Lothar diese Nachgiebigkeit reue, und daß derselbe mit Hülfe der Großen, die ihn nach Italien begleitet hatten, das neue Königreich rückgängig machen wolle. Da rief der Kaiser, im Gefühl seiner Hülflosigkeit, jenen Herzog Bernhard von Septimanien, den das Gerücht der Buhlschaft mit Judith beschuldigte, sonst einen tapfern und staatsklugen Mann, an den Hof, und setzte durch dessen Beistand den Plan in so weit durch, daß der sechsjährige Karl das Land zwischen dem Rhein, dem Main, der Donau und dem Neckar, nebst Rhäzien und Helvezien erhielt, und zu Aachen als König von Allemannien gesalbt ward (829). Der neue Günstling aber zerfiel mit der geistlichen Parthei, welche seit dem letzten Gunstwechsel den Kaiser beherrschte, besonders mit Wala, ihrem Haupte. Als sich derselbe nun voll Verdruß in sein Kloster Corbei zurück gezogen hatte, glaubte Bernhard völlig Sieger zu seyn, und fiel mit gewaltsamen Maßregeln den vorhin mächtigen Bischöfen hart. Daher der Haß der Geistlichkeit gegen denselben Kaiser, den die Geschichte als einen Frömmling tadelt; um des Günstlings willen ward er gehaßt, oder vielmehr verachtet, weil man wußte, daß die Bedrückungen, welche die Kirche erfuhr, von ihm nicht gebilligt, aber aus Schwäche genehmigt wurden. Auch mißfielen die Sittencensuren, die er, nach des großen Vaters Beispiel, hin und wieder gegen die Geistlichkeit aussprach, und die großen Begünstigungen, welche die Juden zum Schaden der Geistlichkeit und der christlichen Einwohner genossen. So geschah es, daß dem Kaiser und Bernhard verborgen eine Verschwörung meist geistlicher Großen sich bildete, in deren Geheimniß bald auch die beiden ältern Könige Lothar und Pipin gezogen wurden; der dritte Bruder, Ludwig von Baiern, saß in seinem Königreich, und nahm an diesem Verrath keinen Theil. Jene scheinen hauptsächlich durch die Vorstellung gegen den Vater gewonnen worden zu seyn, daß derselbe seinem Jüngstgebohrnen Karl das Reich zuwenden wolle, weil derselbe im Pupur gezeugt sey *). Da nun alles bereitet war, ward der Kaiser auf einem Kriegszuge gegen das stets unruhige Bretagne (830) durch die Nachricht überrascht, daß sein Sohn Pipin zu Paris ein Heer gegen ihn gesammelt, daß Wala nebst den Bischöfen Agobard von Lyon, Bernhard von Vienne, Jesse von Amiens, Hilduin Abt von St. Denys und vielen andern seiner Feinde bei ihm sey, und daß Lothars Ankunft erwartet werde, um gemeinschaftlich mit ihm über Judiths und Bernhards Betragen Rechenschaft zu fordern. Zu derselben Zeit verließen den Kaiser viele seiner Mannen und gingen zu seinem Sohne. Da ward der schwache Ludwig bestürzt, und ließ in der eitlen Hoffnung, die

*) Dieser Vorzug Karls des Kahlen wird auch auf einer alten Schilderei (bei Eckhard II. 564) hervorgehoben:

Alma viro peperit Judith de sanguine claro
Cum genitor regnis jura dabat propriis.

Empörer durch Nachgiebigkeit zu gewinnen, die Angeschuldigten von sich, die Kaiserin nach Laon, den Herzog nach Barcellona.

Pipin aber jagte der Kaiserin nach, fing sie, und zwang ihr durch Androhung entsetzlicher Martern das Versprechen ab, ihren Gemahl zur Niederlegung der Krone zu bewegen, und selbst ihr übriges Leben im Kloster zuzubringen. Darauf sandte er sie unter starker Begleitung in das Lager seines Vaters. In dieser Noth redete Judith, wie sie gelobt hatte, und wie ihre Wächter geboten; hernach ward sie in ein anderes Kloster nach Poitiers geführt. Der Kaiser aber, der sie zu retten zu schwach war, und aus Besorgniß über ihr Schicksal die schmachvolle Zumuthung nicht gradehin verwarf, hatte doch die Besonnenheit, zu erklären, daß er ohne eine Reichsversammlung einen Schritt dieser Art nicht thun könne, und berief eine solche nach Compiegne. Mit niedergeschlagener Miene erschien er auf derselben, von wenigen seiner Getreuen begleitet, wagte es nicht, sich auf den ihm zubereiteten Thron zu setzen, rühmte den Eifer seiner Feinde, die ihn zur Besserung angetrieben, bekannte seine Fehler, und versprach demüthig, seine Gemahlin solle für immer im Kloster bleiben.

Diese Sprache gefiel den stolzen Vasallen, zu denen freilich Ludwigs Vater und Großvater anders gesprochen hatten, und mit lautem Frohlocken nöthigten sie ihn, den Thron zu besteigen. Indeß möchte der unglückliche Fürst trotz dieser Aufwallung dennoch entsetzt worden seyn, da die meisten der anwesenden Großen aus unzuverläßigen Westfranken bestanden, wenn nicht sein dritter Sohn, Ludwig von Baiern, sey es aus Pflichtgefühl oder aus Besorgniß vor den Brüdern, sich widersetzt hätte *). Ueberdieß fand es der ankommende Lothar unthunlich, jetzt, wo er die Macht mit dem andern würde theilen müssen, den Vater vom Thron zu stoßen. Darum ward beschlossen, ihm die Herrschaft zu lassen, die unter diesen Umständen freilich nur ein Schein war. Die Macht stand bei seinen Feinden, und er mußte es ansehen, wie die Brüder seiner Gemahlin zu Mönchen geschoren, dem Bruder seines Freundes Bernhard, dem Grafen Herbert, die Augen ausgestochen, und alle diejenigen, die an ihm gehangen, durch Güterverlust und Austreibung gestraft wurden. Auch war der Reichstag kaum zu Ende, und die beiden jüngern Brüder in ihre Königreiche heimgezogen, als Lothar, der den Vater nebst dem jungen Karl in einer Art von Gewahrsam bei sich behalten hatte, seinen eigentlichen Plan wieder aufgriff. Er umgab den Kaiser mit Mönchen, denen aufgetragen war, ihm das Klosterleben einzureden, und hoffte so, durch eine freiwillige Thronentsagung in Abwesenheit seiner Brüder die ganze Macht zu überkommen.

Aber den Arglistigen täuschten seine Werkzeuge. Einige der Mönche hatten entweder mit dem unglücklichen Fürsten Mitleid, oder sie hofften durch seine Rückkehr zum Reich ihren Vortheil zu fördern; daher feuerten sie ihn an, sich aus seiner Schmach zu erheben. Gundo-

*) Theganus c. XXXVI sagt ziemlich unbestimmt: Voluerunt dominum Imperatorem de regno expellere, quod prohibuit dilectus aequivocus filius ejus.

bald, einer der geschicktesten und kühnsten darunter, übernahm es, dieses in Werk zu richten. Er zog heimlich zu den Königen von Aquitanien und von Baiern, offenbarte ihnen Lothars Plan, erregte sie zu Mißtrauen und Neid, und versprach ihnen im Namen ihres Vaters ihrer Erbtheile Vergrößerung, wenn es ihnen gelänge, Lotharn zu bezwingen. Darauf ward die Herbstversammlung des Jahrs 830, wider Willen Lothars, welcher wußte, daß die Ostfranken und Sachsen dem Kaiser getreu waren, und der daher lieber einen Ort in Westfranken, wohin jene nicht kam[illegible], gewählt hätte, nach Nimwegen gerufen. Lothars Nachgiebigkeit in diesem Punkte ward sein Verderben; denn wiewohl in den an die Großen erlaßnen Ausschreiben die Menge des Gefolges bestimmt war, welches jeder von ihnen mitbringen sollte, fanden sich doch gar bald die Deutschen in überwiegender Zahl ein. Als König Ludwig der Baier erschien, bezog er mit ihnen ein von den übrigen abgesondertes Lager; bald wurde laut, daß er seinen Vater zu beschützen gekommen sey. Da faßte der unglückliche Kaiser, durch die Zusprache seiner Räthe und die Gegenwart seines treuen Sohnes ermuthigt, ein Herz, und erließ an zwei der eifrigsten Anhänger Lothars, die Aebte Hilduin und Wala, den Befehl, sich sogleich in ihre Klöster zu entfernen. Dadurch that er kund, daß er sich des Reichs noch nicht zu begeben gedenke. Lothars Anhänger erschracken und versammelten sich um ihren Führer. Die Muthigsten verlangten, er solle sie alsbald gegen das deutsche Lager zur Schlacht führen, um die auf dem vorigen Reichstage gewonnene Herrschaft zu behaupten; andere minder Entschloßne riethen ihm, zu zögern, bis der gute Wille der Deutschen ermattet seyn werde. Also stritten sie die ganze Nacht hindurch, und wurden nicht einig; Lothar aber war unentschlossen und feig. Am Morgen kamen Boten von König Ludwig an seinen Bruder, und brachten ihm dessen Rath: „Er solle sich vor falschen Freunden, seinen Rathgebern, hüten, und mit ihm zum Vater gehen, dessen Verzeihung er ihm ausgewirkt habe!" Da zog K. Lothar gefahrlose Schande bedenklicher Gewaltthat vor, verließ heimlich die Seinigen, und ging mit dem Bruder zu dem so hart beleidigten Vater, demüthigte sich vor ihm, und erhielt, nachdem er Besserung gelobt hatte, dessen Vergebung. Noch stritten sich seine verlaßnen in ihren Meinungen getheilten Anhänger, und waren eben bereit, gegen einander loszuschlagen, als Kaiser Ludwig mit Lotharn öffentlich erschien, ihnen die Begnadigung, die er dem ungehorsamen Sohne gewährt hatte, kund that, und die Waffen niederzulegen befahl. Darauf, ehe sie von ihrem Erstaunen sich erholen konnten, ließ er in Gegenwart Lothars die Vornehmsten unter ihnen verhaften, verschob aber die Entscheidung ihres Schicksals auf den nächsten Frühlingsreichstag nach Aachen. So verlor Lothars schwache Seele den Preis der Uebelthaten, deren Schuld seine Bosheit auf sich geladen hatte.

Auf diesem Frühlingsreichstage (im Februar 831) erschien zuerst die Kaiserin Judith, und forderte ihre Feinde zur öffentlichen Anklage und Beweisführung des ihr schuld gegebenen Ehebruchs auf. Da Niemand auftrat, schwur sie vor allem Volk einen Eid, daß sie niemals mit dem Herzog Bernhard verbotener

Liebe gepflegt habe, und ward alsdann in ihre Ehre und Würde wieder hergestellt. Darauf hielt man Gericht über die Rebellen, und verurtheilte sie zum Tode. Ludwig aber, bis zum Blödsinn barmherzig, schenkte ihnen das Leben, und begnügte sich, den Geistlichen, unter denen sich auch der schon einmal begnadigte Wala befand, ihre Bisthümer und Abteien, den Weltlichen ihre Güter zu nehmen, und sie selbst in entfernte Klöster und Schlösser zu verbannen. Auch Lothar ward durch den Verlust der Kaiserwürde bestraft, behielt aber, indem ihm Italien blieb, Mittel zur Rache in Händen.

Ludwig schien wiederhergestellt, aber bei der unheilbaren Schwäche seines Charakters blieb er der verächtliche Spielball der Partheien. Die deutliche Erfahrung, daß er durch Gnade und Verzeihung, an Unwürdige gespendet, nur Undankbare mache, belehrte ihn nicht; noch in demselben Jahre rief er die Verbannten an den Hof, und gab ihnen ihre Pfründen und Güter zurück. Selbst Wala war unter diesen Begnadigten. Aber so verächtlich war Ludwigs wohlfeile Gnade schon geworden, daß der stolze Mann es verschmähte, dieselbe durch ein reumüthiges Geständniß seiner Schuld zu erkaufen, und auf dem Schlosse am Genfersee, wohin er gebracht worden war, zu bleiben vorzog. Ungerufen dagegen kam Herzog Bernhard von Septimanien, seinen vorigen Platz als erster Günstling und Rathgeber wieder einzunehmen. Er reinigte sich auf dem Reichstage zu Diedenhofen von den gegen ihn erhobenen Anklagen, durch eine öffentliche Ausforderung gegen seine Feinde, sich ihm zum Zweikampf zu stellen, und als dieselbe erfolglos blieb, durch einen Eid; aber seine Stelle in Ludwigs Gunst war jetzt durch den Mönch Gundobald besetzt. Aus Verdruß darüber reitzte Bernhard die beiden Könige Pipin und Ludwig, die theils mit Gundobalds Herrschaft, theils dem geringen Lohne für den zu Nimwegen geleisteten Beistand ohnehin sehr unzufrieden waren, zur Empörung. Besonders machte Mathfried, einer der erst vor Kurzem Begnadigten, den König von Baiern nach Allemannien, dem Besitzthum seines jüngern Bruders, lüstern. Aber durch die Treue der Ostfranken und Sachsen ward der Kaiser seines ungehorsamen Sohns Meister, und bei Augsburg unterwarf sich der Baiernkönig der überlegenen Macht seines Vaters. Dieser verzieh seiner Gewohnheit nach, und zog, durch einen erneuerten Treuschwur befriedigt, von dannen. Gegen Pipin von Aquitanien aber, der ihm zweimal in die Hände gefallen war, und zweimal das Versprechen des Gehorsams gebrochen hatte, entbrannte endlich sein Zorn. Er entsetzte ihn förmlich seines Königreichs, und sprach dasselbe seinem geliebten Karl zu, ohne jedoch weder des Strafbaren habhaft werden, noch sich des Landes, wo derselbe viele Anhänger hatte, bemeistern zu können.

Unterdeß waffnete sich ihm im Rücken Lothar, dem Bruder Aquitanien zu erhalten, und sich selbst für den Verlust der Kaiserwürde zu rächen. Auch Ludwig von Baiern ward abermals gegen den Vater gewonnen. Man setzte alle noch im Gewahrsam befindlichen Feinde des Kaisers, besonders den Wala, in Freiheit, und reitzte das Volk durch lebendige Schilderungen des elenden Regiments zur Empörung. In der

That waren die Uebel, welche es drückten, sehr groß; wie hätte auch der schwache Ludwig dem Uebermuthe der Großen und der Bischöfe, gegen welchen selbst sein großer Vater vergebens angekämpft hatte, widerstehen mögen! Aber grade diejenigen, welche die größte Unbill verübten, waren die fertigsten, die Schuld derselben auf den Kaiser zu schieben. Auch den Papst Gregor IV. zog Lothar auf seine Seite; wenigstens begleitete derselbe, als Friedensstifter und Unterhändler, sein Heer, und erließ Briefe an die fränkischen Bischöfe, worin er die Schuld der Unruhen dem Kaiser beimaß, und seine Anhänger mit dem Banne bedrohete.

Ohnweit Colmar im Elsaß stand Ludwig seinen Söhnen mit einem starken Heer gegenüber (833). Seine Bischöfe erklärten dem Papst: „Wenn er käme um sie zu bannen, solle er selbst als ein Verbannter zurückkehren!" Dieser aber antwortete ihnen: „Er wundere sich, daß sie sich unterstünden, ihm die widersprechenden Namen Bruder und Papa beizulegen, da sie ihm doch wie einem Vater Ehrfurcht schuldig wären. Sie sollten sich schämen, ihm geschrieben zu haben, er komme um einer übermüthigen und unvernünftigen Verbannung willen, die er unterlassen möge, weil dieselbe zur Beschimpfung des Kaisers und zur Verminderung des päpstlichen Ansehens gereichen würde. Was entehrt den Kaiser, des Banns würdige Handlungen oder der Bann? Wenn ihr mich an den Eid der Treue erinnert, den ich ihm geschworen, so sage ich Euch, daß ich den Meineid vermeide, indem ich diesem Fürsten vorhalte, was er gegen die Einheit der Kirche verbrochen; ihr aber seid meineidig, weil ihr dieses nicht thut." Indeß hätte Ludwig das Glück der Schlachten, das ihm sonst nicht ungünstig war, versuchen mögen. Als es aber zum Treffen kommen sollte, sahe man den römischen Bischof unerwartet den kaiserlichen Reihen zuziehen. Alsbald ließ Ludwig die Seinen in das Lager zurückkehren, und empfing den Papst. Dieser sprach, wohl aufrichtig, von Versöhnung und Friede *), die Unterhandlung aber zog sich in die Länge. Während derselben wurde das Heer des Kaisers durch Geschenke und Versprechungen zum Abfall verleitet. Der Papst ging zu den Söhnen zurück und kam, obwohl er es versprochen hatte, nicht wieder, in der Nacht aber verließ den Kaiser der größte Theil seines Kriegsvolks, und zog zu den Königen hinüber. Darum ist diese Stätte, die vorher Rothenfeld hieß, das Lügenfeld genannt worden. Die wenigen Mannen, welche dem Kaiser treu blieben, (es waren Ostfranken und Sachsen,) ermahnte er selbst, ihn zu verlassen, und sich durch nutzlose Aufopferung nicht unglücklich zu machen. Darauf ergab er sich an seine Söhne, die ihn zwar mit Geberden der Ehrfurcht empfingen, aber sogleich Anstalt trafen, ihn für immer außer Thätigkeit zu setzen; getrennt von der Kaiserin, die nach Italien, und von seinem Sohne Karl, der nach Prüm geführt ward, ließen sie ihn in ein Kloster nach Soissons bringen. Lothar nahm das Kaiserthum, die übrigen bedangen sich Vortheile aus,

*) Paschas. Radbert. Vita Walae libr. II. in Mabillonis Actis S. Ord. Bened. Sec. IV. I.

und ein Reichstag ward nach Compiegne berufen, die Missethat zu bekräftigen. Wala aber, sein Freund Paschasius, und auch der Papst zogen unzufrieden hinweg, weil, wie sie behaupteten, bei dieser neuen Theilung die Kirche Gottes vergessen worden sey.

Schon einmal um die Frucht seiner Bosheit betrogen sann Lothar auf ein Mittel, dem Vater die Rückkehr zum Thron für immer zu verschließen, und glaubte es am sichersten in der Beschimpfung desselben durch öffentliche Kirchenbuße zu finden; denn es war ein Kirchengesetz vorhanden, daß dieselbe zum Kriegsdienst, folglich auch zur Königs- und Kaiserwürde untüchtig mache. Demnach begaben sich Lothars Bischöfe, Agobard von Lyon und Ebbo von Rheims an der Spitze, nach Soissons, den schwachen Fürsten durch Ueberredung oder Gewalt zur Uebernahme oder Erduldung des ihm zugedachten Schimpfes zu bewegen. Ludwig war feig oder einfältig genug, ihnen zu willfahren. Also ward er in die Kirche Unsrer lieben Frauen zu Soissons, wo St. Medardus begraben liegt, geführt, in Gegenwart einer unermeßlichen Volksmenge vor dem Altar auf einem härenen Rocke niedergestreckt, und zu dem Bekenntniß genöthigt: „daß er durch üble Regierung Gott beleidigt, die Kirche geärgert und seinem Volke Unrecht gethan habe, und diese seine Sünden zu büßen begehre.“ Das Verzeichniß derselben las er von einer Schrift ab, die man ihm in die Hand gegeben hatte. Er bekannte sich darin schuldig des Ungehorsams gegen seinen Vater, der ihm besseres geheißen, der Verstoßung gegen seine Brüder, des Mords gegen seinen Neffen, des Meineids gegen seine Söhne, denen er die zugetheilten Länder wieder genommen oder verkürzt; die Kirche habe er durch einen in der Fasten unternommenen Feldzug und einen am grünen Donnerstage gehaltenen Reichstag, seine Vasallen durch ungerechte Verurtheilungen und Entsetzungen beleidigt, seine Länder durch unnütze Kriege verderbt, zuletzt das Reich in die Greuel des Bürgerkriegs gestürzt. Als der Kaiser dieses mit vielen Thränen gelesen, und darauf mit eigner Hand den Waffenrock ausgezogen und auf das Altar gelegt hatte, ward ihm unter Absingung des Miserere durch die Hand der Bischöfe die Pönitenz ertheilt und ein schwarzer Sünderrock angezogen *). Darauf brachte man ihn ins Kloster zurück, die Bischöfe aber verbreiteten Rechtfertigungen und Beschreibungen dieses Vorgangs durch das ganze Reich **).

*) Erzbischof Agobard beschreibt als Augenzeuge den schändlichen Auftritt folgendermaßen in publica Imperatoris poenitentia: Innotescitur ei lex et ordo poenitentiae publicae, quam non renuit sed ad omnia annuit, ac denuo pervenit in ecclesiam coram coetu fidelium, ante Altare et sepulcra Sanctorum, et prostratus super cilium bis terque quaterque confessus in omnibus clara voce cum abundanti effusione lacrymarum, depositis armis manu propria et ad crepidinem Altaris projectis, susceptit mente compuncta poenitentiam publicam per manuum Episcopalium impositionem cum Psalmis et orationibus: sicque deposito habitu pristino et adsumto habitu poenitentis congratulans et confidens, postulat piissimi Pastoris humeris reduci se ad inventae et redemtae ovis unitatem ect.

**) Die Schrift Ebbos Exauctoratio Ludovici, ein Manifest fast in dem Geiste und Style heutiger Zeit, ist die Hauptquelle über die Ludwigen wiederfahrende Behandlung.

Ludwig also beschimpft und von Lothar nach geendigtem Reichstage als ein Gefangener gen Aachen geführt, fand abermals Rettung in der Schlechtigkeit und Zwietracht seiner Feinde. Die beiden jüngern Könige fühlten sich bald durch des ältern Bruders Herrschsucht beleidigt, Ludwig der Baier auch über die Behandlung, die der Vater zu Soissons erlitten hatte, gekränkt, und zur Verwendung für ihn bewogen. Darüber zerfielen Lothar und Ludwig. Als jener merkte, daß dieser Gewalt brauchen wolle, zog er mit dem gefangenen Vater nach Westfranken, stieß aber an der Seine auf den mit dem Baier verbündeten Pipin. Da er nun von beiden eingeschlossen zu werden fürchtete, ließ er den Vater zu St. Denys, und entfloh nach Vienne. Alsbald sammelten sich die Anhänger des abgesetzten und geschändeten Kaisers, und ermunterten ihn, die Zeit zu nützen. Er aber weigerte sich, bevor er von den Bischöfen die Lossprechung seiner Sünden und den abgenommenen Waffenschmuck wieder erhalten habe. Dieses geschah in der Kirche zu St. Denys. In Kurzem saß Ludwig wieder auf dem Thron, hielt Reichstage, ließ sich von Neuem huldigen und krönen, und spendete an alle, die ihn gemißhandelt hatten, Gnade. Lothar, der erst die Unterwerfung hochmüthig von sich gewiesen und vor Wuth schäumend mit seinem Kriegsvolk greuliche Verwüstungen angerichtet hatte, wurde bald in die Enge getrieben, bat fußfällig um Verzeihung, und ward nach eidlicher Gelöbniß der Besserung in sein Königreich entlassen; der Erzbischof Ebbo von Rheims, der das Schuldverzeichniß Ludwigs angefertigt hatte, legte seine Stelle nieder, Agobard von Lyon wurde abgesetzt. Wala war schon früher, mit Lothar unzufrieden, in das Kloster Bobbio in Italien gegangen.

Aber alle günstigen Wendungen des Schicksals waren für Ludwig, der sich selbst nicht rathen konnte und von andern stets übel berathen ward, verloren. Seine Gemahlin, die gleich nach dem Glückswechsel aus Tortona zu ihm geeilt war, und sich abermals durch Eidschwüre von den gegen sie erhobenen Anklagen gereinigt hatte, wollte das Schicksal ihres Sohns Karl nach dem Tode ihres Gatten sichern, und brachte eine neue Theilung in Vorschlag. Ludwig gewährte, und vertheilte auf dem Reichstage zu Stramiakum bei Lyon (835) das Reich dergestalt, daß König Pipin zu Aquitanien noch acht und zwanzig Gauen von Neustrien, König Ludwig zu Baiern noch Sachsen, Thüringen, Hessen, Friesland und Belgien, König Karl zu Allemannien noch Burgund, Provenze und Languedoc bekam, der Kaiser aber sich nur das noch übrige Neustrien und die Oberherrschaft über das Ganze vorbehielt.

Niemand war durch diese Anordnung mehr zurückgesetzt, als der allein auf Italien eingeschränkte Lothar. Da gedachte Judith an die Zukunft ihres Sohnes und an die Rachsucht des Königs von Italien, und strebte, nach Weise schwacher Seelen, den Unversöhnlichen, den sie selber verletzt hatte, zu beschwichtigen. In dieser Absicht ließ sie ihn einladen, nach Diedenhofen zu kommen, und die Verfügung zu genehmigen. Lothar aber, der ihr wahrscheinlich nicht traute, ward krank, und sandte statt seiner den Wala. Dieser starb, ehe er etwas abge-

schlossen, und bald darauf verlor Lothar durch den Tod die mächtigsten seiner übrigen Anhänger, die Bischöfe Jesse von Amiens, Elias von Troyes, die Grafen Matfried, Hugo, Lambert und andere. Zu derselben Zeit beschwerte sich auch der römische Bischof über den König von Italien. Diese Umstände schienen der Kaiserin günstig, einen längst gehegten Entwurf auszuführen, und auf einem Reichstage zu Aachen (837) ward ihrem Sohn Karl, außer Allemannien, auch Neustrien zugetheilt. Der Kaiser umgürtete auf der Herbstversammlung zu Chiersey den vierzehnjährigen Knaben mit dem Schwerdte, und krönte ihn selber zum Könige. Diese Verfügung machte den Jüngsten der Söhne zum mächtigsten, und natürlich Ludwig von Baiern, der sich die meisten Verdienste um den Vater zuschrieb, sehr unzufrieden; daher näherte er sich dem Lothar und besprach sich mit ihm. Sobald dies am Hofe kund geworden, ward er als Aufrührer betrachtet. Um diese Zeit starb König Pipin von Aquitanien. Dieser Todesfall war der Kaiserin äußerst willkommen. Wiewohl Pipin zwei Söhne hinterließ, vermochte sie doch den schwachen Kaiser, diesen das väterliche Erbe zu entziehen; denn ihre Absicht war, sich durch eine neue Theilung an Ludwig von Baiern für die versagte Zustimmung zu rächen, und zugleich den schrecklichen Lothar, vor dem sie eine knechtische Furcht hatte, zu versöhnen. Sobald Lothar von dieser Wendung Gewißheit hatte, kam er nach Worms, warf sich dem Vater mit den Worten des rückkehrenden verlorenen Sohnes der Schrift zu Füßen, und streckte die Hand aus nach dem vergrößerten Erbe. Ludwig, der das ganze Reich in zwei Theile geschieden hatte, von der Maas und der Rhone westwärts und ostwärts, überließ diesem Lothar, der ihn so oft verrathen und gemißhandelt, die Wahl zwischen beiden, und Lothar entschied sich für den östlichen Antheil. Also behielt Karl Westfranken, und Lothar bekam über das Königreich Italien noch das ganze Austrasien oder das heutige Deutschland, Ludwig aber, der den Vater zweimal aus seinen Händen gerettet, verlor die ihm früher zugetheilten Länder, Sachsen, Thüringen, Hessen und Belgien, und behielt nichts außer Baiern.

Der gekränkte Baiernfürst griff alsbald zu den Waffen und zog bis an den Rhein. Als ihm aber der Kaiser entgegen kam, scheuten sich die Sachsen, Thüringer und Allemannen, auf welche Ludwig gerechnet hatte, gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu fechten, und traten auf die Seite des Kaisers. Durch diesen Uebertritt geschwächt mußte der Baier sich in sein Land zurück ziehen. Einige Zeit darauf erschien er zu Bodoma am Bodensee vor seinem Vater, bat um Verzeihung, und erhielt dieselbe gegen das Angelöbniß, die Grenzen Baierns nicht ohne Erlaubniß zu verlassen. Aber diese Fürsten waren schon zu sehr an leichtsinnig gegebene und gebrochene Gelöbniße gewöhnt, als daß Ludwig sich verpflichtet geachtet hätte, grade das gegenwärtige, welches ihm das ungerechteste schien, zu halten, zumal, da sich sobald eine schickliche Gelegenheit zum Bruche fand. Kaiser Ludwig ward nehmlich noch in demselben Jahre (839) durch eine Empörung der Aquitanier, welche den König Karl verschmähten und an des verstorbenen Pipins gleichnamigem Sohne hingen, zu einem Feldzuge in diese

abgelegene Provinz genöthigt. Sogleich war Ludwig von Baiern auf, und brach in Allemannien ein. Der alte Kaiser ließ daher die aquitanische Angelegenheit unbeendigt, und kehrte nach Deutschland zurück, um den Empörer zu strafen. Eben hatte er einen Reichstag nach Worms berufen, der die ungerechte Theilung zu Lothars und Karls Gunsten bestätigen sollte, da fühlte er sich von Kummer und Mühseligkeiten erschöpft. Der unglückliche Greis hing am Leben, und ließ sich der gesündern Luft wegen auf eine Rheininsel ohnweit Mainz, gegenüber von Ingelheim, bringen; als er aber merkte, daß er sterben würde, vertheilte er seine Schätze, wie einst sein Vater, an seine Söhne, an die Kirchen und an die Armen; die Reichskleinodien bestimmte er Lotharn, dem er auch die Beschützung Karls empfahl. Gegen seinen Sohn Ludwig aber zeigte er einen unversöhnlichen Groll. „Sage ihm, sprach er zu Drogo, der ihm im Namen der übrigen Bischöfe zur Vergebung ermahnte, daß ich ihm verzeihe, erinnere ihn aber auch, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Kummer in die Grube gebracht hat." Also starb Ludwig, der so viel und so ungerecht im Leben vergeben hatte, unversöhnt gegen denjenigen seiner Söhne, der ihm der getreueste gewesen war, am 20. Juni 840, nachdem er drei und sechzig Jahre gelebt und sechs und zwanzig Jahre unglücklich geherrscht hatte. Seine Leiche fand ihre Ruhestätte in Metz.

Es ist aber Ludwig, der sein ganzes Leben hindurch mit den Bischöfen in Fehde gelegen, theils wegen seiner übergroßen Vaterliebe, theils wegen seiner persönlichen Hinneigung zu gottesdienstlichen Uebungen Pius, das ist entweder der Fromme, oder der zärtliche Vater beigenannt worden. Viele Geschichtschreiber hat dieser Name verleitet, die Ursache des Unglücks seiner Herrschaft in einer übermäßigen Begünstigung und Bereicherung der Kirche zu suchen; aber nicht die Kirche, sondern der Lehnsadel, nicht die Bischöfe als Geistliche, sondern als Häupter der Partheien, erlangten unter seiner schwachen Verwaltung eine der Monarchie verderbliche Macht, und nicht der Kirche, sondern der großen Vasallen glänzendes Zeitalter beginnt mit Kaiser Ludwig dem Frommen.

Sein persönliches Unglück aber hatte die Hauptquelle in dem Charakter seiner zweiten Gemahlin, und der Gunst die er ihrem Buhlen erwies. Die Geschichte ähnlicher Schwächen mit ganz ähnlichen frevelerfüllten Folgen hat auch das neunzehnte Jahrhundert an einem großen Fürstenhofe gesehen. Zwar hat es der schönen Judith nicht an Vertheidigern gefehlt *); doch liegt in dem Gange der Geschichte für den Unbefangenen die Wahrheit wohl offen genug zu Tage. Kaum hätte es Erzbischof Agobard nöthig gehabt, die Nachwelt über die Geheimnisse des kaiserlichen Ehebettes zu unterrichten **), sie würde auch ohne die von ihm gelieferten Ein-

*) Gebaueri Elogium Iuditbae Augustae.

**) Igitur, cum praedictus Domnus et Imperator quietus esset in domo, et florens in palatio suo, cum adhuc juvenem conjugem sub sui reverentia custodiret, et secundum Apostolum uxorium debitum illi persolveret. In processu vero dierum cum coepissent haec primum tepescere, deinde frigescere, ac per hoc et mulier resolvi in lasciviam, cessantibus licitis conversa immo adversa ad inli-

zelheiten die Kaiserin Judith in die Reihe der Weiber zu stellen wissen, die durch Wollust und Herrschsucht Elend über große Reiche gebracht haben. Sie starb drei Jahre nach ihrem Gemahl, am 19ten Juni 843 zu Tours, ehe noch der Bruderkrieg der Söhne Ludwigs beigelegt war. Ihren Buhlen, den Herzog Bernhard von Septimanien, ließ ein Jahr darauf König Karl, derselbe, der für seinen Sohn gehalten ward und der ihm auch im Gesicht sehr ähnlich sah, zu Toulouse enthaupten; nach Odo Ariberts Erzählung ermordete ihn König Karl im Kloster des h. Saturnius, wohin er ihn unter dem Scheine der Freundschaft gelockt hatte, mit eigner Hand, während er sich stellte, als ob er ihn mit der Linken emporheben wollte. Darauf trat er ihn blutbefleckt mit dem Fuße und sprach: „Wehe dir, der du das Bett meines Vaters und deines Herrn befleckt hast!" Zwei Tage lag die Leiche unbeerdigt vor der Thüre des Klosters, am dritten, als der König auf der Jagd war, ließ sie der Bischof Samuel von Toulouse aufheben und in der Kirche begraben, wo ihm ein Grabstein mit einer Inschrift in romanischer Sprache gesetzt ward *). Der König aber nahm bei seiner Rückkehr den Bischof in eine Geldstrafe von fünfhundert Schillingen, und ließ das Grabmahl in seiner Gegenwart zerstören.

Nach Erzählung dieser am trübseligen Hofe des frommen Ludwigs genährten Sünden und Greuel scheint es zweckmäßig, damit das Zeitalter nicht nach ihnen allein gerichtet werde, des Ausgangs zweier Personen vom fröhlichen und als sittenlos verschrieenen Hofe des großen Karls zu gedenken. Engelbert, der junge Priester, der durch seine Schönheit die Augen der Königstochter Bertha auf sich gezogen, und, da sie dem Vater ihre heiße Liebe gestand und die Furcht vor Schlimmeren erregte, nach Verlassung des geistlichen Standes ihre Hand mit der Verwaltung der nördlichen Küste Frankreichs erhalten hatte, ist (814) als Abt des Klosters Centula in so frommem Rufe verstorben, daß man ihn unter die Heiligen versetzt hat. Nicht minder hat Eginhard, Karls Geheimschreiber, erbaulich geendigt. Zwar können wir uns für die Wahrheit der lieblichen Geschichte nicht verbürgen, nach welcher ihn die schöne Königstochter Emma heimlich in ihre Schlafkammer aufnahm, und als in der Nacht Schnee gefallen war, zur Abwendung des Verraths durch männliche Fußtritte, auf ihren Schultern hinweg trug, wodurch der aus seinem Fenster zuschau-

---

cita adscivit sibimet aptas personas ad perpetranda turpia, et primum latentes deinde imprudentes. Cognoverunt autem hoc initio pauci, deinde plures, ad postremum autem multitudo Palatii, et regni ac finium terrae, quam rem irridebant minores, dolebant majores, omnes autem clari viri intolerandam judicantes. Agobardi Apologia pro filiis Ludovici Imp.

*) Assi jaylo Comte Bernard
Fisel credeire al sang sacrat,
Que sempre prud' hom és estat,
Prégnén la divina bontat,
Qu' aquela fi que lo tuat
Posqua soy arma aber salvat. Histoire de Languedoc I. Preuv. p. 83.

ende Vater erst zum heftigsten Zorn gereizt, dann bei näherer Erwägung zur Bestätigung des Liebesbundes bewogen ward — denn Eginhard selbst schweigt von dieser wie von Engelberts Geschichte, und meint, Karl habe seinen Töchtern Vermählung verweigert, um sie nicht von sich lassen zu dürfen. Soviel aber ist gewiß, daß Eginhards Gemahlin Emma genannt war, und daß er um das Jahr 826 von ihrer ehelichen Gemeinschaft sich schied, um die äbtliche Verwaltung mehrerer Klöster zu führen. Nachdem ihn Emma, einst seine Gattin, nun seine Schwester, 836 durch ihren Tod betrübt hatte *), bat er den Kaiser Ludwig um eine einsame Stätte zur Gründung eines Klosters, und erhielt sie zwischen dem Main und dem Neckar; daselbst hat er das Kloster Mühlenheim (Millinenheim) gegründet, welches nachmals wegen Menge der Wunder, welche die von Rom gebrachten Leichen St. Marcellins und Peters wirkten, Seeligenstedt genannt worden ist. Als dessen Abt ist Eginhard um das Jahr 848 gestorben, nachdem er von der Regierung Ludwigs und dem Bruderkriege seiner Söhne Zeuge gewesen.

Ueberhaupt sind es geistliche Stiftungen, welche Kaiser Ludwigs Namen in ruhmwürdigen Gedächtniß erhalten, und die Schande seiner Familienhändel aufgewogen haben.

Unter ihnen sind zwei für die Cultur der deutschen Nazion sowohl als des gesammten Nordens von großer Wichtigkeit geworden. Die eine derselben war das Kloster Corvei an der Weser, von seinem gleichnamigen, in Westfranken bei Amiens liegenden Mutterkloster benannt. Als Karl der Große viele der gefangenen Sachsen in westfränkischen Klöstern, vorzüglich in diesem Corvei, zu Geistlichen erziehen ließ, gab ihm Adelard, der daselbst Abt war, den Rath, von diesen Sachsen eine geistliche Colonie in ihrem Vaterlande anzulegen, damit die Verbreitung der Religion und Bildung durch Eingebohrne besser von Statten ginge. Noch kam der Plan nicht zur Ausführung. Nach Karls Tode wußte ein andrer Adelard, der Ludwigs geheimer Rath und Liebling war, den Kaiser für diese Stiftung zu gewinnen, also, daß der Bau des Klosters Neu-Corvei im Sachsenlande, im heutigen Paderbornschen, bereits im Jahre 815 angefangen ward. Die Gegend aber war so unfruchtbar, daß die Sache keinen Fortgang gewann. Erst als der ältere Adelard mit seinen Brüdern Wala und Bernard wieder empor kam, ist durch ihre Begünstigung diese Abtei im Jahre 822 vollendet, und mit vielen königlichen Gütern ausgestattet worden. Viele Jahrhunderte hindurch ist Corvei die vorzüglichste Schule des ganzen Sachsenlandes gewesen, und eine große Menge gelehrter und frommer Bischöfe und Kirchenlehrer sind aus ihr hervorgegangen. Sie hat daneben das Verdienst, die fünf ersten Jahrbücher des Tacitus der Nachwelt erhalten zu haben, die wir ohne

*) Omnia mihi studia, omnesque curas tam ad meas quam ad amicorum causas pertinentes exemit et excussit dolor, quem ex morte olim fidissimae conjugis, jam nunc carissimae sororis et sociae, gravissimum cepi. Eginhardi Epist. III. ad Lupum Abbatem apud Pagi ad annum 826.

die zu Corvei gemachte Abschrift nur dem Rufe nach kennen würden *).

Die zweite große Stiftung Ludwigs, das Erzbisthum Hamburg, ward im Jahre 832 in der Absicht angelegt, eine Pflanzstätte für die Bekehrung des skandinavischen Nordens zu werden. Noch war das Christenthum über die Elbe hinaus nur wenig vorgedrungen; der weite Norden im ungestörten Besitz uralter väterlicher Götter, Haine und Opfer. Nur von Zeit zu Zeit nahmen Seeräuber von dorther an der Küste des fränkischen Reichs die Taufe, manche wohl deswegen, um sich Taufhemden und andere Geschenke zu verschaffen **). Da nun aus diesem heidnischen Norden dem in Sachsen aufgerichteten Christenthume unaufhörlich Gefahr drohte, gedachte Kaiser Ludwig, den Norden selbst gründlicher denn durch Flüchtlinge, durch ausgesandte Glaubensboten zu bekehren. Als solcher zog Ebbo, Erzbischof von Rheims, ein Sachse von Geburt, 822 nach Jütland, nicht ohne Erfolg, doch weit verdunkelt durch den Apostel des Nordens, den heiligen Ansgar, einen Zögling Corveis, der für Skandinavien geworden, was Bonifaz für Deutschland gewesen. Dieser zog 827 in Gesellschaft des vertriebenen und getauft wieder heimkehrenden Dänenkönigs Harald nach Dännemark. Darauf, als einer der schwedischen Kleinkönige, Björn, eine Gesandschaft an den Kaiser geschickt und dadurch das seit den Zeiten des Tacitus ganz unbekannt gewordene Land der alten Sweonen der Südwelt wieder in Erinnerung gebracht hatte, ging der unterdeß wiedergekehrte Ansgar zur Erwiederung der freundlichen Begrüßung als geistlicher Gesandter nach Schweden (829). Diesem durch Lehrgabe und lebendigen Eifer ausgezeichneten Manne gab Kaiser Ludwig das zu Hamburg gestiftete Erzbisthum, und Ansgar hat auf diesem Stuhle so wenig als Bonifaz auf dem seinigen träger Ruhe gepflegt. Sein weites Kirchengebiet war nicht sowohl zu verwalten, als zu erobern. Die Schüler, welche er zu diesem Geschäft gebrauchte, zog er meist aus Corvei; er selbst scheute die Gefahr und die Mühe der Bekehrungsreisen nicht. Hamburg und Bremen aber unterstützten den Anbau der nordischen Kirche durch ihren Handel, der hinwiederum durch diese Glaubensbotschafter dergestalt gefördert ward, daß diese Ortschaften schnell zu ansehnlichen Städten emporstiegen. Doch hatte Ham-

---

*) Die zu Corvei gefundene Handschrift wurde dem Papst Leo X. überbracht, und von Philipp Beroaldus herausgegeben. Sie befindet oder befand sich seitdem in der Mediceischen Bibliothek. S. Fabricii Bibl. lat. ed. Ernesti II. p. 392. Davon der Fürstbischof von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, in den Monumentis Westphalicis:

Sed quota pars rerum superaret Roma tuarum,
Aut quisnam Arminii nosceret arma mei,
Ni mihi quam Tacitus scriptor dedit inclytus, illi
Reddita Corbeiae munere vita foret?

**) So einer von den Normännern, die mit Harald getauft wurden. Wohl zwanzigmal, sprach er zu dem Kaiser, bin ich hier schon getauft, und nie habe ich ein so schlechtes Kleid wie dieses hier erhalten. Ein solcher Sack schickt sich für Sarbiren, nicht für Krieger. Schämte ich mich nicht, nackend da zu stehen, gleich wollte ich dir deinen Rock sammt deinem Christus überlassen!

burg fünf Jahre nach des Kaisers Tode das Unglück, von einer Horde Normänner überfallen und zerstört zu werden, weshalb das dasige Erzbisthum nachmals nach Bremen verlegt ward.

Außer den geistlichen und Familienhändeln und der Richtung, welche die Reichsverfassung im Allgemeinen zur Aristokratie der Großen nahm, wissen wir von der Volksgeschichte unter Ludwig dem Frommen im Einzelnen nur wenig. Eine große Menge seiner Verordnungen über das geistliche und weltliche Regiment sind, nebst den Kapitularien seines Vaters, auf die Nachwelt gekommen, zum redenden Zeugniß, daß gute Absichten und Gesetze den Mangel eines kräftigen Vollbringens nicht zu ersetzen vermögen. Die alten Volksgesänge, die Karl der Große geliebt und gesammelt hatte, achtete Ludwig gegen kirchliche und Heiligengeschichten gering. Die deutsche Bibelübersetzung in Versen, die er einer alten Nachricht *) zu Folge durch einen sächsischen Dichter zum Besten der Ungelehrten verfertigen ließ, ist, wofern nicht hierbei eine Verwechselung mit Otfried Statt findet, verloren worden.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Bruderkrieg der Söhne Ludwigs und Theilung des Reichs.

Lothar, der Feind seines Vaters, ward nach dessen Tode der Verfolger seiner Brüder. Seine Absicht war, mit Verachtung aller von ihm selbst geschworenen Verträge das ganze Reich an sich zu reißen; zum Vorwand nahm er seine Erstgeburt und die Kaiserwürde, die er mit den Reichsinsignien von seinem Vater überkommen hatte. Da er nun beide Brüder zu Grunde richten wollte, strebte er, sie zu trennen und einzeln zu verderben. Zuerst versicherte er den Neustrier Karl seines Schutzes und seiner brüderlichen Liebe, um ungestört den baterschen Ludwig bekriegen zu können. Aber zum Uebermaaß der Bosheit fehlte ihm der Muth, der allein seine kühn entworfenen Plane vollenden konnte. Als Ludwig dem Angriff zu begegnen bereit schien, schloß Lothar sogleich einen Stillstand. Darauf fiel er, um sich für den vereitelten Plan auf Deutschland zu entschädigen, in Westfranken ein, wo Karl, wie er wußte, von dem aquitanischen Aufruhr, den der junge Pipin erregt hatte, bedrängt war. Es ward ihm leicht, sich fast des ganzen Landes zu bemächtigen; die Kaiserin Judith selbst ward in Bourges eingeschlossen. Aber Karl ging mit dem Rest seines Kriegsvolks dem Angreifer muthig entgegen, und alsbald bot ihm dieser unter vortheilhaften Bedingungen Frieden.

*) De translatione divinorum librorum in theudiscam linguam jussu Ludovici Pii facta apud Duchesne II. 326.

Kaum hatte K. Karl denselben angenommen, als auch Lothar (841) schon den Krieg gegen den andern Bruder, Ludwig von Baiern, erneuerte, und über den Rhein in Deutschland einbrach. Aufgefordert und unterstützt ward er dabei durch Ludwigs Todfeinde, den Erzbischof Otgar von Mainz und den Grafen Adalbert von Metz. Verrath erleichterte ihm den Sieg, indem das deutsche Heer theils überging, theils ohne Widerstand floh, also, daß K. Ludwig in sein Reich zurückkehren mußte. Aufgeblasen durch diesen Erfolg glaubte sich nun Kaiser Lothar seiner Verpflichtungen überhoben, bestellte den Grafen Adalbert mit dem Titel eines Herzogs von Austrasien zum Hüter des Rheins, und suchte den K. Karl mit neuen Forderungen und Bedrückungen heim. Heuchlerisch klagte er, der selbst die angeordneten Grenzen überschritt, und einige Unterthanen seines Bruders ihrer Güter, andere sogar des Lebens beraubte, daß sein, durch den vorjährigen Frieden ohnehin verkürztes Gebiet beeinträchtigt werde. Karl schlug eine Zusammenkunft zur Ausgleichung vor; aber Lothar blieb aus, und statt seiner kamen Gesandte, deren aus der Luft gegriffene Beschwerden und Drohungen die nahe Erneuerung des Krieges ahnen ließen.

In dieser Verlegenheit erhielt K. Karl Boten von seinem Bruder K. Ludwig, der sich von seinem Unfall erholt hatte, und ihm eine Verbindung gegen Lothar zu ihrer gemeinsamen Rettung antragen ließ. Karl nahm dies Anerbieten an; aber noch glaubte er die Hülfe fern, als andere Boten mit der Nachricht kamen, daß K. Ludwig den Herzog Adalbert von Austrasien bei Bregenz geschlagen habe, über den Rhein gegangen sey, und in Eilmärschen heran ziehe. K. Karl stand in einem durch Sümpfe gesicherten Lager, bei Chatillon. Er verließ dasselbe, um Ludwigen entgegen zu gehen, und zugleich Lotharn eine Schlacht anzubieten; dieser aber ließ die Vereinigung der beiden Brüder ruhig geschehen, indem er seiner Feigheit oder Unentschlossenheit die Ermattung seiner Pferde, die einer zweitägigen Ruhe bedurften, vorschützte. Eigentlich wartete er auf die Ankunft seines Neffen und Bundesgenossen Pipin von Aquitanien, der ihm frisches Volk zuführen sollte.

An diesem Abende klagten Ludwig und Karl mit einander über die Unbill, die sie von ihrem Bruder erleiden mußten; am folgenden Morgen aber riefen sie das Heer zur Versammlung, und sprachen öffentlich über diese Sachen. Als die Könige geendigt hatten, fand die Versammlung für gut, daß aus den Bischöfen und Weltlichen edle, unterrichtete und wohlwollende Männer erkührt, und an den Kaiser gesendet würden, ihn durch Vorstellungen und durch das Anerbieten, ihm alles zu überlassen, was außer Waffen und Pferden in ihrem Lager sich vorfände, zum Frieden zu ermahnen. Also war dem verbündeten Heer, welches theils durch das bei Bregenz überstandene Treffen und den weiten Marsch sehr geschwächt war, theils großen Mangel an Pferden litt, durch die Betrachtung der Uebermacht Lothars und der ihm nahenden Hülfe Pipins der Muth entsunken. Lothar indeß wies alles trotzig zurück, und erklärte, die Schlacht müsse entscheiden. Da ermahnten die verbündeten Könige sich unter einander und die

Ihrigen, lieber allen Mangel und den Tod selber zu erdulden, als die Ehre ihres Namens hinzugeben, und brachen gegen den hochmüthigen Bruder zur Schlacht auf. Dieser aber war nicht gemeint, sie vor Pipins Ankunft anzunehmen, und zog vor ihnen her. Eines Tages lagerten bei Auxerre die Heere in einer Enfernung von drei Stunden, durch Wald und Moraft von einander getrennt. Da senden die verbündeten Brüder an Lothar, und lassen ihm sagen: „Es mißfalle ihnen sehr, daß er ohne Schlacht keinen Frieden machen wolle; doch wären sie bereit, dieselbe ohne Trug und Hinterlist mit ihm zu halten. Erstlich wollten sie beiderseits Gott durch Fasten und Gelübde anrufen; dann möge er, wenn er wolle, zu ihnen herüber kommen; sie versprächen ihm ungehinderten Uebergang. Alles Gepäck solle bei Seite geführt, und die Schlacht ganz redlich geschlagen werden. Ihre Boten könnten dies, wenn er es haben wolle, mit einem Eide bekräftigen. Wenn er aber nicht Lust habe, herüber zu kommen, so wollten sie ganz auf dieselbe Weise zu ihm hinüber gehen!“

Auf diesen ritterlichen Antrag versprach Lothar die Antwort durch die Seinigen zu übersenden. Kaum aber waren jene Abgeordneten von ihm gegangen, so brach er auf, und zog nach Fontenay. Die Brüder eilten ihm nach, und gewannen sogar einen Vorsprung, also daß sie bei dem Dorfe Tauriacum, vorwärts Fontenay, ihr Lager nehmen konnten. Aber trotz dieses Vortheils und der nahen durch Pipins Heranmarsch ihnen drohenden Gefahr walteten friedliche Gesinnungen in ihnen vor, und nochmals schickten sie Gesandte an Lothar: „Er solle, eingedenk des brüderlichen Bandes, der Kirche Gottes und dem christlichen Volke Frieden gewähren, und sie die Reiche, die ihnen der Vater gegeben, ruhig beherrschen lassen; abermals böten sie ihm als Pfand der Versöhnung allen Reichthum ihres Heeres, Waffen und Pferde ausgenommen; wolle er dies Geschenk nicht, so solle er das Land zwischen dem Carbonarischen Walde und dem Rheinstrome sich nehmen; wenn er auch dies ausschlage, so möge das ganze Frankenreich von Neuem in drei Looſe getheilt werden, und er das ihm beliebige wählen!“

Lothar antwortete, wie gewöhnlich, er werde seinen Entschluß durch seine Räthe kund thun lassen. Diesmal aber, wo er nicht entrinnen konnte, und ihm alles daran gelegen war, Pipins Ankunft abzuwarten, schickte er wirklich Bevollmächtigte, die zum Behuf der Friedensunterhandlung einen Waffenstillstand abschlossen, und dabei im Namen ihres Herrn einen Eid ablegten, daß er dabei keine andere Absicht, als die Wiederherstellung des Friedens auf eine der angebotenen Bedingungen habe. So ließen die Brüder sich einschläfern, und feierten, anstatt die ihnen vortheilhafte Gelegenheit der Schlacht zu benutzen, das Johannisfest in ihrem Lager. An diesem Tage aber stieß der längst erwartete Pipin von Aquitanien zu seinem Oheim Lothar. Alsbald veränderte derselbe seine friedliche Sprache, erklärte, daß er als Kaiser einer größern Ausstattung bedürfe, und seinem Rechte wie seiner Würde nichts vergeben könne, daher müsse er die gestrigen Vorschläge verwerfen. Darauf ließen die Brüder ihm sagen: „Da er alle Hoffnung der Gerech-

tigkeit und des Friedens vernichte, so würden sie auf den folgenden Tag um die zweite Stunde des Morgens zum Gericht des allmächtigen Gottes sich einstellen!" Er antwortete trotzig: „Sie würden sehen, was er thun werde!" Lothar aber war ein schlechter Kriegsfürst, und versäumte es, einen Berg, der sein Lager beherrschte, zu besetzen. Diesen Berg nahmen beim Aufgang der Morgenröthe die Verbündeten mit dem dritten Theil ihres Heeres ein, und die Könige selbst rückten, wie sie gelobt hatten, um die zweite Stunde des Morgens aus ihrem Lager zur Schlacht.

Also standen am 25sten Juni des Jahrs 841 bei Fontenay oder Fontenailles (Locus fontaneus) ohnweit Aurerre drei Söhne und ein Enkel des frommen Ludwigs mit der ganzen Frankenmacht gegen einander, wider Kaiser Lotharn der baiersche Ludwig, wider den aquitanischen Pipin der Neustrier Karl. Wie immer in Bürgerkriegen wurde mit wüthender Erbitterung gefochten. Karl und sein getreuer Adelhard hatten gegen Pipin, der um sein väterliches Erbe mit Verzweiflung stritt, einen harten Stand; erst als Lothar vor Ludwig floh, und der tapfere Graf Warin von der Provenze den Neustriern frisches Volk zuführte, entschied sich der Sieg. Nie waren auf einen Tag so viele Franken gefallen; vierzigtausend, nach andern hunderttausend Erschlagene lagen auf dem Schlachtfelde; die langwierige Schwäche, in welche seitdem das Frankenreich versank, beweist, daß die Zahl wenigstens sehr groß war. Aber benutzt ward von den Siegern der Sieg nicht. Statt die Fliehenden zu verfolgen wurden die Könige von Trauer um den Bruder und Neffen, und um das erschlagene Volk ergriffen; bald bemeisterte sich dieselbe Empfindung des ganzen Heers. Man ließ ab von der Beute, und ging einmüthig daran, die Todten ohne Unterschied zwischen Feind und Freund zu bestatten, eben so die Verwundeten zu erquicken und zu verbinden. Den Flüchtigen wurden Boten nachgeschickt, ihnen zu verkündigen, daß sie gefahrlos heimkehren könnten. Darauf beriefen die über so viel vergoßnes Christen- und Bruderblut hochbetrübten Fürsten und Völker ihre Bischöfe, und fragten: Was in dieser Sache zu thun sey? Die Bischöfe beruhigten ihr Gewissen durch die Erklärung: „Es sey hier für Recht und Billigkeit gestritten, und dieses durch das Urtheil Gottes selbst dargethan worden. Daher möge in dieser Sache sich ein jeglicher für einen Streiter Gottes achten; wer sich aber bewußt sey, aus Zorn, oder Haß, oder Ruhmsucht gehandelt zu haben, der möge seine Sünde beichten und büßen. Für die Sünden der gefallenen Brüder, für die Unvollkommenheit der eigenen Reue und um die fernere Gnade Gottes zu erkaufen, sey es gut, ein dreitägiges Fasten zu halten." Dieses übernahmen die Franken mit Freuden, worauf Ludwig gegen Rheims, Karl aber nach Aquitanien zog, wohin Pipin sich gewendet hatte.

Diese fromme Mäßigung hätte den Siegern beinahe die Frucht des blutigen Tages gekostet. In Westfranken ließ Lothar durch seine Anhänger die Nachricht verkünden, er sey Sieger, und König Karl selber erschlagen worden; in Deutschland aber, wohin er seine Flucht genommen hatte, wurde er dem Könige Ludwig besonders dadurch gefährlich, daß er den Normän-

nern einen Strich im Niederland, wahrscheinlich das heutige Walcheren, einräumte, und den Sachsen die alte Verfassung, die sie zur Zeit des Heidenthums gehabt hatten, wieder zu geben versprach. Freilich eröffnete er durch das erste einem grausamen und wilden Feinde den Weg in das Reich, freilich mißbrauchte er durch das zweite einen ohnehin unglücklichen Theil des Volks für ehrgeitzige Zwecke, ohne wahre Theilnahme an der Befreiung, die er ihm vorspiegelte, und ohne Rücksicht auf das Elend, in welches er es stürzte. Lothar handelte hierin der vor und nach ihm oft geübten Staatskunst gemäß, die Völker durch den Namen der Freiheit in Empörung gegen ihre Gebieter zu stürzen, und dann, wenn der eigne Vortheil anderes heischt, sie herzlos der Rache zu überlassen. In der That erhob sich alsbald durch das ganze Sachsenland Aufstand der vormaligen Freien, die in Folge des karolingischen Staatsregiments unter das Joch der Grafen und Vögte gefallen waren. Sie rotteten sich unter dem Namen Stellinger oder Wiederhersteller zusammen, verjagten ihre Herren und die Amtleute des Königs, und Ludwig fing an zu fürchten, sie möchten sich mit den Slaven und Normännern vereinigen, und die ganze Herrlichkeit des Christenthums im Norden über den Haufen stürzen: denn das Christenthum galt diesen Unglücklichen als ein Werkzeug der ihnen aufgelegten Knechtschaft, und das alte Heidenthum schmolz sich ihnen mit dem Bilde der verlorenen Freiheit zusammen. Es war dieser Aufstand der Stellinger der erste Bauernkrieg, der in Deutschland gegen den Druck des Lehnsadels geführt worden ist. Indem nun K. Ludwig gegen die Aufrührer all seine Macht aufbot, fand Lothar Zeit, den Neustrier zu bedrängen. Umsonst versuchte er, ihn von dem Bündniß mit Ludwig durch täuschende Versprechungen abzubringen: Karl blieb standhaft, und wie Kaiser Lothar ein sehr ungeschickter oder unglücklicher Kriegsfürst war, zog zuletzt König Ludwig, nachdem er seinen Sohn Karlmann gegen die Sachsen zurückgelassen hatte, über den Rhein, nöthigte Lotharn zum Rückzuge von der Seine, und vereinigte sich am 14ten Februar 842 bei Straßburg mit seinem Bruder.

Diese Stätte nun ward der Schauplatz eines merkwürdigen Auftritts.

Mitten auf dem Felde redeten die beiden Könige zu ihren Völkern *). „Ihr wißt, sprach König Ludwig zuerst in deutscher Sprache, wie Lothar nach dem Hinscheiden unsers Vaters mich und meinen Bruder auf den Tod verfolgt, wie er weder der brüderlichen noch der christlichen Liebe einen billigen Frieden gewährt, und uns endlich gezwungen hat, mit ihm vor das Gottesgericht der Schlacht zu treten. Daraus ist er als Besiegter entflohn; wir aber, durch Gottes Barmherzigkeit Sieger, erbarmten uns des christlichen Volks, enthielten uns der Verfolgung und der Vertilgung, und erboten uns wie vorher, jeder solle bei seinem gerechten Theile verbleiben. Indeß ist alles vergeblich gewesen. Lothar, unbelehrt durch das Urtheil Gottes, fährt fort, mich und meinen Bruder

*) Die Rede und die Eidesformeln stehen bei Nithard libr. III.

zu bekriegen, und unsere Völker durch Brand, Raub und Mord zu beschädigen. Darum sind wir von Neuem zu festem Bündniß zusammen getreten. Damit ihr aber an unserer Ausdauer nicht zweifelt, haben wir beschlossen, dieses unser Bündniß vor euren Augen zu beschwören. Nicht durch Habsucht verleitet treten wir in den Kampf, sondern um im Frieden, den Gott uns durch Eure Hülfe verleihen möge, das Gemeinwohl zu fördern. Sollte ich aber, was ferne seyn möge, diesen meinem Bruder geleisteten Eid brechen, so spreche ich einen jeden von Euch von meiner Botmäßigkeit und auch von dem mir geleisteten Eide los." Darauf, als König Karl eben dasselbe in romanischer Sprache gesagt hatte, schwur der deutsche Ludwig auf romanisch, damit ihn Karls Heer verstehen möchte, seinen Eid, dessen uns aufbewahrte Formel das älteste Denkmal der französischen Sprache ist, wie sich dieselbe als Verderbung des in Neustrien vorherrschenden Lateins zu bilden begann.

Pro deu amur et pro christian poble et nostro commun salvament dist di en avant in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai jo cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa si cum om per dreit son fradre salvar dist in o quid il mi si altresi fazet et ab Ludher nul plaid nunquam prendrai qui, meon vol, cist meon fradre Karle in damno sit.

Das ist: Um Gottes Liebe und um des christlichen Volkes und unser beider Erhaltung, von diesem Tage vorwärts, so fern mir Gott Weisheit und Macht giebt, so werde ich diesen meinen Bruder Karl halten in Schutz und in jeder Sache, so wie man mit Recht seinen Bruder erhalten soll, und wie er mir ebenfalls thun wird, und mit Lothar werde ich keinen Vergleich machen, welcher, mit meinem Willen, meinem Bruder Karl schädlich seyn könnte.

Darauf sprach Karl denselben Eid in deutscher Sprache:

In Gottes Liebe und durch des christ-

In Godhes Minna und durch des chri-

lichen Volkes und unser beiden Erhal-

stianes folches und unser bedhero gehalt-

tung von diesem Tage fortan so fern

nissi fon thesemo dage frammordes so fram

so mir Gott Weisheit und Macht giebt so

so mir got gewizei indi mahd furgibit so

halte ich diesen meinen Bruder so man

hald ih thesan minan bruodher so so man

mit Recht seinen Bruder soll und daß

mit rehtu sinan bruodher scal inthiu thaz

er mir auch so thue und mit Lotharn

er mig so soma duo, indi mit Lutherem

will ich in keine Sache nicht gehen zu

inno theinni thing ne gegango zhe

meinem Willen ihm zu Schaden werden.

minte willon imo ce scadhen werhen.

So schwuren die beiden Könige; die Heere aber traten dem Eide bei mit folgenden Worten; zuerst die Neustrier also:

Si Lodhwigs sagrament que son fradre Karlo jurat, conservat, et Karlus meos sendra de suo part non los tanit, si jo returnar non lint pois, ne jo ne neuls cui jo returnar int pois in nulla adjudha contra Lodhuwig nun hi fuer.

Das ist: Wenn Ludwig den Eid, den er seinem Bruder Karl geschworen, hält, und Karl, mein Herr, von seiner Seite ihn nicht

hält, so ich zurückhalten ihn nicht kann, so werde weder ich noch keiner, den ich zurückhalten kann, in keiner Hülfe gegen Ludwig ihm seyn.

Dann schwuren eben dieses die Deutschen:

Wenn Karl den Eid, den er seinem
Oba Karl then eid, then er sinemo
Bruder Ludwig geschworen, leistet, und
bruodher Ludhuwig gesuor, geleistit, inde
Ludwig mein Herr den er ihm geschwo-
Ludhuwig min Herro then er imo gesuor,
ren, bricht, wenn ich ihn nicht abwenden
forbrichhit, ob ih inan es arwinden ne
mag, noch ich, noch deren keines hindern
mag, noh ih, no thero theinhes irrwen-
mag, so will ich ihm zu belieben wider
den mag, imo ce follusti widhar
Karl nicht werden.
Karle ne wirdhit.

Nachdem die beiden Könige ihr Bündniß also bekräftigt hatten, zogen sie nach Worms. Daselbst wohnten sie als Brüder in Einem Hause, aßen an Einem Tische, und lebten alle Tage in Herrlichkeit und Freude; was dem einen ermangelte, reichte ihm der andre; auch hielten sie große Kriegsspiele, wobei die Vornehmsten ihres Gefolges in Haufen wider einander ritten, und abwechselnd siegten und die Flucht ergriffen, sie selbst aber den Weichenden mit großem Geschrei hervorbrechend Hülfe zuführten. Während dieser Feste waren Boten an Lothar gen Aachen geschickt worden, ihm abermals Frieden anzubieten; sie kamen aber unverrichteter Sache zurück. Da brachen die Könige in drei Haufen (den dritten führte Karlmann, Ludwigs Sohn, der gute Nachricht von der Beruhigung der Stellinger gebracht hatte,) wider den Hartnäckigen auf, welcher sogleich Aachen verließ, und in großer Eil gen Chalons, und von da über Troyes nach Lyon entfloh. Die Kostbarkeiten aus dem Hause Karls nahm er mit sich, den silbernen Tisch mit der Himmelskugel ließ der Barbar durch seine Leute in Stücken zerhauen.

Durch diese Flucht überließ Lothar den verbündeten Königen die Wohnstätte des Reichs; sie eilten dieselbe einzunehmen, versammelten daselbst ihre Bischöfe, und übertrugen es denselben, zwischen ihnen und ihrem Bruder zu entscheiden. Die Bischöfe erwogen, wie Lothar seinen Vater vom Reiche getrieben, wie oft er den Eid, welchen er geschworen, gebrochen, wie oft er nach dem Tode des Vaters seine Brüder zu verderben getrachtet, und wie viele Greuelthaten die Kirche und das Volk um seinetwillen erduldet; wie er überdieß durchaus nicht zu regieren verstehe, und in allen seinen Thaten auch nicht eine Spur guten Willens offenbare; wie er daher nicht mit Unrecht, sondern durch das gerechte Urtheil Gottes in der Schlacht besiegt, und zum zweiten durch seine Flucht zu Schanden worden sey. Also ward einmüthig erklärt: „Die Rache Gottes habe den Lothar wegen seiner Schlechtigkeit verworfen, und sein Königreich seinen Brüdern, die da besser als er wären, übergeben.“ Doch übertrugen sie ihnen dasselbe nicht unbedingt, sondern legten ihnen in öffentlicher Versammlung die Frage vor: „ob sie nach dem Beispiel ihres verstoßnen Bruders, oder nach dem Willen Gottes regieren wollten?“ Sie antworteten: daß sie, wenn ihnen Gott Erkenntniß und Vermögen verliehe, nach seinem Willen regieren wollten. Wohlan denn,

sprachen die Bischöfe, so ermahnen und befehlen wir Euch kraft göttlicher Vollmacht, daß Ihr das Königreich übernehmt und nach Gottes Willen beherrschet! Hierauf wurden von jedem Könige für das Theilungsgeschäft zwölf Männer ernannt, unter welchen sich auch Nithard, der Geschichtschreiber dieser Begebenheiten, befand, und Karln alles Land im Westen, Ludwigen alles Land im Osten der Maas zugesprochen.

Welch Glück für Deutschland und Frankreich, wenn diese Theilung bestanden hätte! Aber durch unglückseelige Schwäche sollte dieselbe vernichtet und die natürliche Scheidungslinie beider Staaten verrückt werden. Als nehmlich Lothar die Einigkeit seiner Brüder vernahm, und wohl merkte, daß er das Land mit Gewalt nicht wieder gewinnen möchte, suchte er glatte Worte hervor, und sandte drei seiner Großen, mit den Siegern zu unterhandeln. Er gestand, daß er sich an ihnen vergangen, erklärte, künftig Frieden halten zu wollen, und schlug als Grundlage desselben vor, ihm etwas über den dritten Theil des Reichs zu lassen, damit er die Würde des Kaiserthums behaupten könne; wenn aber dies nicht zugestanden würde, könne mit Ausschluß der drei Königreiche Lombardei, Baiern und Aquitanien, die in jedem Falle ihren Herrn behalten sollten, das übrige Reichsgebiet in drei gleiche Theile getheilt werden. Kaum hatten die Brüder, nach eingeholter Genehmigung der Bischöfe, ihre Bereitwilligkeit für den letztern Vorschlag erklärt, und ihm das Land zwischen der Maas und dem Rhein, der Saone und der Rhone als dasjenige Drittheil bezeichnet, welches sie ihm überlassen wollten, als Lothar, obwohl er weit über Verdienst empfangen sollte, neue Schwierigkeiten erhob, und ohngeachtet seiner Schwäche die Unterhändler der Verbündeten durch hartnäckigen Trotz zu dem thörichten Versprechen bewog, sein Gebiet solle bis an den Carbonarischen Wald ausgedehnt, und ihm die Wahl gelassen werden, welchen der drei Theile er zu nehmen beliebe. Darauf hielten in der Mitte des Juni 842 die drei Brüder zu Ansille, einer Insel in der Saone bei Macon, eine Zusammenkunft vor den Augen ihrer an beiden Ufern gelagerten Heere. Sie besprachen sich freundlich, sagten sich für die Folge gutes Vernehmen zu, und schlossen vorläufig Stillstand; die Theilung selbst ward auf die Herbstversammlung zu Metz verschoben. Darauf zog König Karl gen Aquitanien, König Ludwig aber nach Salz an der fränkischen Saale, um die sächsische Unruhe vollends zu dämpfen. Die Strafe welche Ludwig übte, war streng. Einhundert und vierzig Stellinger wurden enthauptet, vierzehn gehängt, und eine große Anzahl an den Gliedern verstümmelt. So endigte sich der letzte Kampf des Heidenthums und der altgermanischen Freiheit.

Als nun die Zeit der Herbstversammlung gekommen war, und die bestellten Räthe, vierzig von jeder Parthei, ihr Geschäft begonnen hatten, erfuhren Ludwig und Karl, daß sich Lothar, seinem Versprechen zuwider, zu Diedenhofen in der Nähe von Metz niedergelassen habe, um auf den Gang der Unterhandlung seinen Einfluß zu üben. Darüber wurde die Versammlung nach Coblenz verlegt. Es ergaben sich aber der Schwierigkeiten so viele, da man, um den Ertrag der Länder auszumitteln, erst Abgeordnete herumschicken mußte, daß der Ab-

schluß wiederum auf das folgende Jahr verschoben ward. Erst in diesem gedieh das Geschäft zur Vollendung, und am eilften August des Jahrs 843 in der Nähe von Verdun, an einem Orte Namens Dungheih, ward das karolingische Reich unter die drei Brüder getheilt. Kaiser Lothar erhielt zu Italien alles Land zwischen dem Rhein und den Alpen, zwischen der Schelde, Maas, Saone und Rhone bis an das Mittelmeer, nebst einigen jenseits der Rhone gelegenen Grafschaften. Dieser weit ausgedehnte aber durch seine Lage schwache Staat, der Helvezien, fast ganz Burgund, Elsaß, Lothringen und Belgien umfaßte, ward von seinem Beherrscher, Lotharingien genannt, ein Name, der einem Theile desselben bis auf den heutigen Tag verblieben ist, da das Ganze selbst frühzeitig von den Nachbarn verschlungen, oder vielmehr Ursache einer langwierigen, bis jetzt noch unentschiedenen Reihe von Kriegen und Ansprüchen zwischen beiden Hauptvölkern geworden ist.

König Ludwig erhielt zu Baiern ganz Ostfranken oder alles Land bis an den Rhein, und jenseits desselben die drei Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gebieten, wohl weniger wegen des Weinbaus *), als weil die Bischöfe dieser Städte von ihren Sprengeln nicht getrennt werden wollten. Im Verhältniß zu der vorjährigen Theilung, und wenn man erwägt, daß Lothar von seinem Gebiete gänzlich vertrieben gewesen, verlor Ludwig das meiste.

König Karl erhielt das übrige Westfranken, nehmlich Neustrien, Aquitanien, einen Theil von Burgund, Septimanien, (das heutige Languedoc) nebst der spanischen Mark, welche Karl der Große erobert hatte; auch versprach er, die Söhne Pipins zu versorgen.

Also zerfiel, wahrscheinlich zum Glück für die Menschheit, da drei Völker ihre selbständige Gestaltung retteten, das fränkische Reich in drei besondere Staaten, deren jeder in seinem abgesonderten Daseyn die karolingische Form beibehielt, welche einst das Ganze getragen hatte. Nach Lotharingiens frühzeitiger Theilung sind Ost- und Westfranken, Deutschland und Frankreich, als Nachbilder des Großreichs stehen geblieben, dessen Trümmer sie waren.

*) Sigbert Gembl. ad an. 844.

BIBLIOTEKA NAUKOWA
WAP
34940/2